

Dialekte machen: Konstruktion und Gebrauch arealer Varianten im Kontext sprachraumbezogener Alltagsdiskurse

Schiesser, Alexandra

Veröffentlichungsversion / Published Version

Dissertation / phd thesis

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schiesser, A. (2020). *Dialekte machen: Konstruktion und Gebrauch arealer Varianten im Kontext sprachraumbezogener Alltagsdiskurse*. (Linguistik - Impulse & Tendenzen, 85). Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110660234>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

DE GRUYTER

Alexandra Schiesser

DIALEKTE MACHEN

KONSTRUKTION UND GEBRAUCH AREALER
VARIANTEN IM KONTEXT SPRACHRAUMBEZOGENER
ALLTAGSDISKURSE

LINGUISTIK – IMPULSE & TENDENZEN

Alexandra Schiesser
Dialekte machen

Linguistik – Impulse & Tendenzen



Herausgegeben von
Susanne Günthner, Klaus-Peter Konerding,
Wolf-Andreas Liebert und Thorsten Roelcke

Band 85

Alexandra Schiesser

Dialekte machen

Konstruktion und Gebrauch arealer Varianten
im Kontext sprachraumbezogener Alltagsdiskurse

DE GRUYTER

Die Druckvorstufe dieser Publikation wurde vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

ISBN 978-3-11-066022-7

e-ISBN (PDF) 978-3-11-066023-4

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-066028-9

ISSN 1612-8702

Library of Congress Control Number: 2019946473



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Licence. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Alexandra Schiesser, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Umschlagabbildung: Marcus Lindström/istockphoto

Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Vorwort

Beim vorliegenden Buch handelt es sich um meine Dissertation, die ich im Frühjahr 2018 an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg in der Schweiz eingereicht und im Sommer desselben Jahres verteidigt habe. Die Publikation entspricht dem vorläufigen Ende einer intensiven Auseinandersetzung mit der Frage, welche soziale Bedeutung Sprache für die Menschen und deren individuelle wie auch kollektive Identitätsbildung hat. Diese Auseinandersetzung wäre ohne das Zutun der nachfolgend genannten Personen nicht möglich gewesen: Sie haben mich in fachlichen wie auch persönlichen Belangen unterstützt, wofür ich ihnen danken möchte.

Mein grösster Dank gilt Prof. Helen Christen, deren Förderung mir vielfältige Einblicke in die sprachwissenschaftliche Forschung eröffnete. Das grosse Vertrauen, das sie mir in unserer gemeinsamen Schaffenszeit entgegenbrachte und die Freiheiten, die sie mir gewährte, erlaubten es mir, die nötigen theoretischen wie auch methodischen (Um-)Wege zu gehen, die für wissenschaftliches Fortkommen zentral sind. Prägend waren für mich daneben die vorgelebte Sorgfalt und Transparenz im Umgang mit dem Forschungsgegenstand. Für all dies bin ich ausgesprochen dankbar.

Prof. Markus Hundt danke ich für seine Bereitschaft, die Rolle des Zweitgutachters zu übernehmen. Er hat meine Dissertation kritisch, aber wohlwollend kommentiert. Seine Fragen und Anmerkungen haben meine Arbeit über die Thesenverteidigung hinaus positiv geprägt.

Am Lehrstuhl der germanistischen Linguistik war mir ein institutioneller Kontext beschieden, der anregend und unterstützend zugleich war. Prof. Regula Schmidlin danke ich herzlich für die gute Zusammenarbeit während meiner Assistenzzeit sowie die inhaltlichen Kommentare zu meinem Projekt. Ein ganz besonderer Dank gilt Dr. Marina Petkova und Dr. Pascale Schaller. Die offenen Gespräche mit ihnen, ihre inhaltlichen und methodischen Anstösse sowie ihre kritisch-konstruktiven Rückmeldungen zu meiner Forschung haben im Kern zu deren Gelingen beigetragen. Gerda Baumgartner, Melanie Bösiger, Katja Fiechter und Martina Schläpfer danke ich für ihre wertvollen Rückmeldungen zu Vorversionen des Manuskripts, zu Tagungsauftritten sowie für das freundschaftliche Miteinander am Institut. Meinen Studierenden, die ab und an von meiner Forschung gehört oder gar daran mitgearbeitet haben, danke ich für ihre Offenheit und Neugier.

Auch der fachliche Austausch über die Grenzen der Universität Freiburg hinweg war für mich bedeutend. Hier sei Dr. Christina Anders, Dr. des. Romed Aschwanden, Prof. Peter Auer, Martina Brügger, Evelyne Fischer, Prof. Joachim Gessinger, Prof. Walter Haas, Eva Locher, Dr. Andrea Mathussek, Dr. Susanne

Oberholzer, Nadina Pahud-Schiesser, Dr. Martin Pfeiffer, Prof. Dennis Preston, Dr. Christoph Purschke, Mireille Rotzetter, Dr. Philipp Stöckle, Dr. Tobias Streck und Dr. Rebekka Studler für ihre Einwände und Anregungen, aber auch für ihren Zuspruch anlässlich von Tagungen oder privaten Treffen ganz herzlich gedankt.

Die vorliegende Arbeit entstand im Rahmen des Forschungsprojekts «*Ländere*» – Die Urschweiz als Sprach(wissens)raum», das von Prof. Helen Christen geleitet und vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde. Dem Projektteam danke ich für den kollegialen Austausch. Ein spezieller Dank gebührt Melanie Bösiger, Simon Heiniger und Dr. Dieter Studer-Joho: Sie haben mich bei der Erhebung und Aufbereitung der Daten in vielerlei Hinsicht engagiert unterstützt.

Damit ein empirisches Forschungsprojekt gelingt, braucht es Gewährspersonen, die bereit sind, daran mitzuwirken: Ich danke meinen Probandinnen und Probanden für die Nachmittage und Abende, an denen sie sich mit mir über Dialekt und Dialektgebrauch ausgetauscht, Karten gezeichnet und Experimente absolviert haben.

Dass meine Dissertation in der Reihe *Linguistik – Impulse & Tendenzen* erscheint, freut mich ausserordentlich. Den Herausgeberinnen und Herausgebern, Prof. Susanne Günthner, Prof. Klaus-Peter Konerding, Prof. Wolf-Andreas Liebert und Prof. Thorsten Roelcke danke ich für die anerkennende Prüfung meines Manuskripts.

Daniel Gietz und sein Team vom De Gruyter Verlag Berlin haben den Publikationsprozess meines Buches mit grosser Sorgfalt und Kompetenz begleitet. Ihm, Albina Töws, Susanne Trissler und Anna Hofsäß sei dafür herzlich gedankt.

Schliesslich danke ich all jenen, die auf ihre ganz eigene Art zur Entstehung dieses Buches beigetragen haben: Ihnen, meiner Familie und meinen Freunden, gebührt dieser ganz besondere Dank.

Alexandra Schiesser, im Sommer 2019

Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1: Methodenrepertoire der Wahrnehmungsdialektologie nach Preston (2010, S. 24) — **20**
- Abbildung 2: Modell zur Untersuchung laienlinguistischen Wissens nach Anders (2010a, S. 73) — **25**
- Abbildung 3: Reichweite des Prozesses des *place-making* auf dem Kontinuum konzeptionell – materiell — **46**
- Abbildung 4: Unterscheidung zwischen der Repräsentation und der Verbalisierung laienlinguistischen Wissens — **57**
- Abbildung 5: Zum Verhältnis von Wahrnehmung, Repräsentation und Metakommunikation von Sprache — **66**
- Abbildung 6: Stellenwert der Sprachideologie im Kontext des *enregisterments* nach Johnstone (2017, S. 23) — **77**
- Abbildung 7: Das Untersuchungsgebiet Ob- und Nidwalden im Kontext der übrigen Urschweizer Kantone — **102**
- Abbildung 8: Grundlagekarte des *draw-a-map-task* zum Grossraum — **120**
- Abbildung 9: Grundlagekarte des *draw-a-map-task* zum Nahraum — **124**
- Abbildung 10: Handgezeichnete Karte der Probandin PB27 aus Lungern — **141**
- Abbildung 11: *Heatmap* der handgezeichneten Gebiete aller Probandinnen und Probanden auf der Nahraumkarte — **151**
- Abbildung 12: Politische Grenzen zwischen Ob- und Nidwalden — **152**
- Abbildung 13: Unmarkierter Fall eines imaginierten Dialektgebiets nach Stoeckle (2014, S. 133) — **156**
- Abbildung 14: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Engelberg* — **159**
- Abbildung 15: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Lungern* — **161**
- Abbildung 16: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Stans* — **163**
- Abbildung 17: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Giswil* — **165**
- Abbildung 18: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Sarnen* — **167**
- Abbildung 19: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Beckenried* — **169**
- Abbildung 20: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Engelberg* — **171**
- Abbildung 21: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Emmetten* — **174**
- Abbildung 22: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Seelisberg* — **176**
- Abbildung 23: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Nidwalden* — **181**
- Abbildung 24: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Obwalden* — **183**
- Abbildung 25: Mentales Alltagsmodell zur Einteilung der sprachräumlichen Umgebung — **238**

- Abbildung 26: Verhältnis zwischen den Entsprechungsklassen und den historischen Bezugsgrößen — **261**
- Abbildung 27: Überblick über die zentralen Forschungsfragen der quantitativen Analyse — **270**
- Abbildung 28: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe — **284**
- Abbildung 29: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation SD pro Bildungsgruppe — **285**
- Abbildung 30: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe — **286**
- Abbildung 31: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation FD pro Wohnortsgruppe — **287**
- Abbildung 32: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation FD pro Bildungsgruppe — **288**
- Abbildung 33: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe — **289**
- Abbildung 34: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *gesamt* pro Wohnortsgruppe — **291**
- Abbildung 35: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *gesamt* pro Bildungsgruppe — **292**
- Abbildung 36: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *gesamt* pro Ortsloyalitätsgruppe — **292**
- Abbildung 37: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *û* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe — **299**
- Abbildung 38: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *û* in der Situation SD pro Bildungsgruppe — **300**
- Abbildung 39: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *û* in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe — **300**
- Abbildung 40: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *û* in der Situation FD pro Wohnortsgruppe — **301**
- Abbildung 41: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *û* in der Situation FD pro Bildungsgruppe — **302**
- Abbildung 42: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *û* in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe — **303**
- Abbildung 43: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *û* pro Wohnortsgruppe — **305**
- Abbildung 44: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *û* pro Bildungsgruppe — **306**
- Abbildung 45: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *û* pro Ortsloyalitätsgruppe — **306**
- Abbildung 46: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe — **311**
- Abbildung 47: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation SD pro Bildungsgruppe — **312**
- Abbildung 48: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe — **313**
- Abbildung 49: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation FD pro Wohnortsgruppe — **314**

- Abbildung 50: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation FD pro Bildungsgruppe — **315**
- Abbildung 51: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe — **316**
- Abbildung 52: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *iu* pro Wohnortsgruppe — **317**
- Abbildung 53: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *iu* pro Bildungsgruppe — **318**
- Abbildung 54: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *iu* pro Ortsloyalitätsgruppe — **319**
- Abbildung 55: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *l* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe — **324**
- Abbildung 56: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *l* in der Situation SD pro Bildungsgruppe — **325**
- Abbildung 57: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *l* in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe — **326**
- Abbildung 58: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *l* in der Situation FD pro Wohnortsgruppe — **328**
- Abbildung 59: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *l* in der Situation FD pro Bildungsgruppe — **329**
- Abbildung 60: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *l* in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe — **329**
- Abbildung 61: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *l* pro Wohnortsgruppe — **331**
- Abbildung 62: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *l* pro Bildungsgruppe — **332**
- Abbildung 63: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *l* pro Ortsloyalitätsgruppe — **332**
- Abbildung 64: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe — **338**
- Abbildung 65: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation SD pro Bildungsgruppe — **339**
- Abbildung 66: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe — **339**
- Abbildung 67: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation FD pro Wohnortsgruppe — **340**
- Abbildung 68: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation FD pro Bildungsgruppe — **341**
- Abbildung 69: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe — **342**
- Abbildung 70: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *Entrundung* pro Wohnortsgruppe — **343**
- Abbildung 71: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *Entrundung* pro Bildungsgruppe — **344**
- Abbildung 72: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *Entrundung* pro Ortsloyalitätsgruppe — **345**
- Abbildung 73: Intersituative Variationsbereiche pro abhängige Variable — **363**
- Abbildung 74: Gesamthafte intersituative Variation pro Person — **374**

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Dialektale Unterschiede in Ob- und Nidwalden nach Hotzenköcherle et al. (1984, S. 258–260) — 106
Tabelle 2:	Übersicht über die Auswahl der Erhebungsorte und der Probandinnen und Probanden — 108
Tabelle 3:	Übersicht über die Abfolge und über die Teile der Befragung — 111
Tabelle 4:	Übersicht über die kategorisierten Variablen mit ihren jeweiligen Antwortkategorien — 134
Tabelle 5:	Einblick in den Prozess des Recodierens anhand ausgewählter Variablen und Ortspunkte — 138
Tabelle 6:	Raster zur Kategorisierung der metakommunizierten Dialektbezeichnungen — 155
Tabelle 7:	Nennungen zur Kategorie <i>Ort</i> bzw. <i>Gemeinde</i> , sortiert nach Häufigkeit ($n > 5$) — 157
Tabelle 8:	Nennungen zur Kategorie <i>Kanton</i> , sortiert nach Häufigkeit ($n > 5$) — 180
Tabelle 9:	Kategorisierungsebenen nach Weichhart (2008) zur Einteilung der sprachraumbezogenen Metakommunikate — 191
Tabelle 10:	Übersicht über die zehn prominent interindividuell repräsentierten Entsprechungsklassen — 252
Tabelle 11:	Übersicht über alle Dialektvariablen, die sich von ihrer Datenstruktur her als abhängige statistische Variablen eignen — 274
Tabelle 12:	Übersicht über alle abhängigen Variablen, die in die quantitative Analyse einfließen — 275
Tabelle 13:	Übersicht über alle unabhängigen Variablen, die in die quantitative Analyse einfließen — 276
Tabelle 14:	Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable <i>gesamt</i> — 293
Tabelle 15:	Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. <i>û</i> — 307
Tabelle 16:	Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. <i>iu</i> — 320
Tabelle 17:	Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. <i>l</i> — 333
Tabelle 18:	Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable <i>Entrundung</i> — 346
Tabelle 19:	Übersicht über die Ergebnisse der Regressionsanalyse — 351
Tabelle 20:	Übersicht über die Ergebnisse der Regressionsanalyse: abstrahiert — 352
Tabelle 21:	Prozentuale Häufigkeiten, mit denen die fünf abhängigen Variablen pro Situation basisdialektal realisiert werden — 362
Tabelle 22:	Übersicht über die Ergebnisse der Regressionsanalyse: abstrahiert — 368
Tabelle 23:	Übersicht über das Variationsverhalten von PB19, PB21, PB16 und PB24 — 376
Tabelle 24:	Übersicht über das Variationsverhalten von PB19 — 377
Tabelle 25:	Übersicht über das Variationsverhalten von PB21 — 382
Tabelle 26:	Übersicht über das Variationsverhalten von PB16 — 387
Tabelle 27:	Übersicht über das Variationsverhalten von PB24 — 391

Verzeichnis der Abkürzungen

aobd. altoberdeutsch

Adj. Adjektiv

Adv. Adverb

best. bestimmt

FD Fragebuchdaten/Fragebogeninterview

FD-SD Fragebuchdaten minus Spontandaten/Situative Variation

Fragepron. Fragepronomen

Id. Schweizerisches Idiotikon

Ind. Indikativ

INT Interviewerin

Kons. Konsonant

mhd. mittelhochdeutsch

PB Probandin/Proband

Pl. Plural

Präs. Präsens

SCT *self-categorization theory*

SD Spontandaten/spontane Gesprächssituation

SDS Sprachatlas der deutschen Schweiz

SIT *social identity theory*

SNF Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

SSA Südwestdeutscher Sprachatlas

Inhalt

Vorwort — V

Abbildungsverzeichnis — VII

Tabellenverzeichnis — X

Verzeichnis der Abkürzungen — XI

1 Einführung in die Thematik — 1

1.1 Forschungsfragen — 4

1.2 Kapitelübersicht — 5

Theoretische Grundlagen

2 Vom Interesse daran, wie Laien Sprache wahrnehmen — 13

2.1 Forschungskontext — 14

2.2 Laienlinguistisches Wissen — 21

2.2.1 Modellierung laienlinguistischen Wissens — 22

2.2.2 Rekodierung laienlinguistischen Wissens — 26

2.3 Zusammenfassung — 29

3 Sprache und Raum — 31

3.1 Raum – eine Inventur — 32

3.1.1 Von einem absolutistischen zu einem relativistischen
Raumverständnis — 32

3.1.2 Der sozial konstruierte Raum — 33

3.1.3 Räume in Wissenschaft und Alltag — 34

3.2 Zum *spatial turn* und seinen Implikationen
für die Dialektologie — 38

3.2.1 Revision der traditionell-dialektologischen
Raumkonzeption — 40

3.3 Sprachgebundenes *place-making* — 43

3.4 Zusammenfassung — 47

4 Sprechen über Sprache — 49

4.1 Metasprache — 49

4.1.1 Metasprache und Objektsprache — 51

4.1.2 Metasprache und Ideologie — 53

4.1.3 Metasprache und Variation — 54

4.2	Laienlinguistische Metasprache — 55
4.2.1	Zur Sprachbewusstheit — 57
4.2.2	Zur Versprachlichung laienlinguistischen Wissens — 63
4.3	Zusammenfassung — 67
5	Sprachliche Variation — 69
5.1	Variation als soziale Praxis — 69
5.2	Varianten und ihre Bedeutung — 72
5.2.1	Indexikalität — 73
5.2.2	<i>Enregisterment</i> — 75
5.3	Zusammenfassung — 77
6	Stil — 79
6.1	Von einer produkt- zu einer prozessorientierten Sicht auf Stil — 79
6.2	Zur Konstruktion von Stil(en) — 81
6.3	<i>Style, styling</i> und <i>stylization</i> — 85
6.4	Zusammenfassung — 87
7	Identität — 89
7.1	Personale und soziale Identität — 90
7.2	Sozial(räumlich)e Identität — 92
7.3	Zusammenfassung — 94

Empirische Untersuchung

8	Erhebung der Daten — 99
8.1	Untersuchungsgebiet — 100
8.1.1	Erhebungsorte — 101
8.1.2	Dialektverhältnisse — 103
8.1.2.1	Innerschweiz — 104
8.1.2.2	Unterwalden — 105
8.2	Probanden — 108
8.3	Abfolge der Befragung — 110
8.4	Erhebungsinstrumente — 114
8.4.1	SDS-Personalblatt — 114
8.4.2	Fragebogeninterview — 115
8.4.3	Spontangespräch — 117
8.4.4	<i>Draw-a-map-task</i> Grossraum — 117

- 8.4.5 *Draw-a-map-task* Nahraum — 123
- 8.4.6 Ortsloyalitätstest — 125
- 8.5 Zusammenfassung — 130

9 Aufbereitung der Daten — 132

- 9.1 Sozialdaten — 132
- 9.2 Objektsprachliche Daten — 132
 - 9.2.1 Kategorisierung — 133
 - 9.2.2 Recodierung — 137
- 9.3 *Draw-a-map-tasks* — 139
 - 9.3.1 Handgezeichnete Karten — 140
 - 9.3.2 Kartenkommentare — 143
- 9.4 Ortsloyalitätstest — 144
- 9.5 Zusammenfassung — 144

Ergebnisse

10 Mentale Strukturierung des Sprachraums — 149

- 10.1 Interindividuell repräsentierte Dialekträume — 150
- 10.2 Interindividuell repräsentierte Dialektkonzepte — 155
 - 10.2.1 Dialektkonzepte, die sich auf Orte beziehen — 157
 - 10.2.1.1 Engelberg — 158
 - 10.2.1.2 Lungern — 160
 - 10.2.1.3 Stans — 162
 - 10.2.1.4 Giswil — 164
 - 10.2.1.5 Sarnen — 166
 - 10.2.1.6 Beckenried — 168
 - 10.2.1.7 Hergiswil — 170
 - 10.2.1.8 Emmetten — 173
 - 10.2.1.9 Seelisberg — 175
 - 10.2.1.10 Übrige — 177
 - 10.2.2 Dialektkonzepte, die sich auf Kantone beziehen — 180
 - 10.2.2.1 Nidwalden — 180
 - 10.2.2.2 Obwalden — 182
- 10.3 Zusammenfassung — 184

11 Diskursive Konstituierung des Sprachraums — 190

- 11.1 Elemente der Natur — 192
 - 11.1.1 (Natur)räumliche Metaphern — 193

11.1.2	Grenzen – Übergänge —	199
11.1.3	Nähe – Distanz —	200
11.2	Elemente der materiellen Kultur —	201
11.2.1	Siedlungen —	201
11.2.2	Verkehrswege —	204
11.2.3	Gesellschaftliche Institutionen —	204
11.3	Sitten und Gebräuche —	206
11.3.1	Erzählte Traditionen —	207
11.3.2	Gelebte Traditionen —	212
11.4	Gefüge sozialer Interaktion —	213
11.4.1	Soziale Beziehungen —	214
11.4.2	Soziale Gruppen —	217
11.4.3	Soziale Parameter —	222
11.5	Sprache —	224
11.5.1	Charakteristika von Dialekten —	224
11.5.2	Wandel von Dialekten —	231
11.5.3	Gebrauch von Dialekten —	232
11.6	Zusammenfassung —	235
12	Konzeptualisierung soziologisch relevanter Varianten —	240
12.1	Charakter der Merkmalsnennungen der Probandinnen und Probanden —	242
12.2	Modellierung der interindividuell repräsentierten sprachlichen Merkmale —	249
12.2.1	Modellierung der metakommunizierten Merkmalsnennungen —	249
12.2.2	Anbindung der modellierten Merkmalsnennungen an historische Bezugsgrößen —	257
12.2.3	Interindividuell repräsentierte Merkmale als soziologisch relevante Merkmale —	262
12.3	Zusammenfassung —	266
13	Gruppenspezifischer Gebrauch soziologisch relevanter Varianten —	268
13.1	Vorbemerkungen zur quantitativen Analyse —	269
13.1.1	Forschungsfragen —	269
13.1.2	Operationalisierung der relevanten Parameter —	271
13.1.2.1	Abhängige Variable <i>Sprachgebrauch</i> —	271
13.1.2.2	Unabhängige Variablen <i>Gruppenzugehörigkeiten</i> —	276
13.1.3	Statistisches Vorgehen —	277

13.1.3.1	Statistisch-beschreibender Zugriff —	277
13.1.3.2	Statistisch-schliessender Zugriff —	278
13.1.4	Struktur der Analysekapitel —	281
13.2	Variable <i>gesamt</i> —	282
13.2.1	Deskriptive statistische Betrachtung —	282
13.2.1.1	Variation SD —	282
13.2.1.2	Variation FD —	286
13.2.1.3	Situative Variation —	290
13.2.2	Inferenzstatistische Berechnung —	293
13.2.3	Zusammenfassung —	296
13.3	Variable mhd. \hat{u} —	297
13.3.1	Deskriptive statistische Betrachtung —	298
13.3.1.1	Variation SD —	298
13.3.1.2	Variation FD —	301
13.3.1.3	Situative Variation —	304
13.3.2	Inferenzstatistische Berechnung —	307
13.3.3	Zusammenfassung —	308
13.4	Variable mhd. i_u —	310
13.4.1	Deskriptive statistische Betrachtung —	310
13.4.1.1	Variation SD —	310
13.4.1.2	Variation FD —	313
13.4.1.3	Situative Variation —	316
13.4.2	Inferenzstatistische Berechnung —	320
13.4.3	Zusammenfassung —	322
13.5	Variable mhd. l —	323
13.5.1	Deskriptive statistische Betrachtung —	323
13.5.1.1	Variation SD —	324
13.5.1.2	Variation FD —	327
13.5.1.3	Situative Variation —	330
13.5.2	Inferenzstatistische Berechnung —	333
13.5.3	Zusammenfassung —	335
13.6	Variable <i>Entrundung</i> —	336
13.6.1	Deskriptive statistische Beschreibung —	337
13.6.1.1	Variation SD —	337
13.6.1.2	Variation FD —	340
13.6.1.3	Situative Variation —	343
13.6.2	Inferenzstatistische Berechnung —	345
13.6.3	Zusammenfassung —	348
13.7	Zusammenfassung zu den relevanten Parametern —	350
13.7.1	Zusammenfassung zu den erklärenden Variablen —	352

13.7.2	Zusammenfassung zu den Situationen —	354
13.7.2.1	Situation FD —	354
13.7.2.2	Situation SD —	357
13.7.2.3	Situation FD-SD —	360
13.7.3	Zusammenfassung zu den abhängigen Sprachvariablen —	361
13.7.3.1	Unterschiede bezüglich der Muster der situativen Variation —	361
13.7.3.2	Unterschiede bezüglich der Muster der erklärenden Variablen —	368
14	Individueller Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten —	372
14.1	Vier Sprechertypen im interindividuellen Vergleich —	373
14.2	Vier Sprechertypen und ihre Sprechweisen —	375
14.2.1	PB19, Hergiswil, primär gebildet, wenig ortsloyal —	377
14.2.2	PB21, Hergiswil, tertiär gebildet, wenig ortsloyal —	381
14.2.3	PB16, Hergiswil, primär gebildet, sehr ortsloyal —	387
14.2.4	PB24, Hergiswil, tertiär gebildet, sehr ortsloyal —	391
14.3	Zusammenfassung —	395
15	Zusammenschau der Ergebnisse —	398
16	Ausblick —	409
Literaturverzeichnis — 413		
Register — 427		

1 Einführung in die Thematik

Der Glarner fällt mir ganz klar auf, auch der Schwyzer. Auch sonst, wie sie alte Traditionen pflegen, das ist auch interessant mit der Ländlerrmusik, dass man das mehr pflegt. Vielleicht ist das eine allgemeine Tendenz, auch wenn es von aussen eine andere Situation ist, von Europa her, dann ist das auch eine Tendenz, wenn man sagt, man besinnt sich wieder auf die Dinge, die man hat. Das ist mit der Sprache auch so.

Draw-a-map-task Grossraum, Proband PB6 zur Innerschweiz

Globalisierung ist ein Schlagwort unserer Zeit und beschreibt das Zusammenrücken unserer Welt, das sich auf mannigfache Weise präsentiert: Auf politisch-wirtschaftlicher Ebene werden Abkommen geschmiedet und Märkte wachsen unentwegt, was in unterschiedlicher Hinsicht zu Abhängigkeiten führt. Auf sozial-kultureller Ebene wächst v. a. die Reichweite digitaler und sozialer Medien und damit deren Potenzial, so viele Menschen auf der Welt zu erreichen wie noch nie. So mannigfach die konkreten Ausformungen der Globalisierung sind, so kontrovers ist auch die Bewertung dieses Phänomens, die sich von wahnhafter Glorifizierung bis hin zu aggressiver Ablehnung zieht – und die nicht abreisst, solange das Phänomen von derart grosser gesellschaftlicher Bedeutung ist.

Globalisierung kann definiert werden als eine «Gesamtheit verschiedener sozialer Prozesse, welche die Tendenz haben, den ganzen Erdball, die ganze Menschenwelt zu erfassen»: Die räumliche Komponente dieses globalen Umspannens ergiesst sich dabei in einer «maximale[n] geographische[n] Ausdehnung» (Mecklenburg 2013, S. 52). Der räumliche Gegenbegriff zum *Globalen* ist das *Lokale* und es lässt sich fragen, was «im Prozess der Globalisierung mit dem Lokalen» passiert: «Verschwindet es oder bleibt es bestehen? Tritt es mit dem Globalen als Partner in ein hybrides Spiel ein [...] oder [ist] dieses Spiel [...] ein frommer Wunsch?» (Mecklenburg 2013, S. 52). Die Debatte über das Verhältnis zwischen dem Globalen und dem Lokalen wird sowohl im Alltag als auch in der Wissenschaft kontrovers geführt. Die einen vertreten dabei die Position, dass die globalen ökonomischen, politischen und kulturellen Entwicklungen das Lokale verdrängen (vgl. etwa Johnstone 2010, S. 11), die anderen befinden, dass sich der Stellenwert des Lokalen verändere, es aber nach wie vor von Bedeutung sei – weil das Lokale, die Verwurzelung in lokalen Systemen und Gemeinschaften, eine Art Grundbedürfnis des Menschen darstelle:

[L]ocal, space-based community may still have a role to play. People sometimes attempt to «re-embed the lifespan within a local milieu» (Giddens 1991: 147), via such activities as attempts to cultivate community pride. Cultural geographers who focus on traditional

cultures and traditional aspects of culture recognize the continued persistence and importance of traditional sources of meaning such as localness (Entrikin 1991: 41). Local contexts of life may be tied to human identity in more immediate ways, too. As Stuart Hall points out (1991: 33–36), «the return to the local is often a response to globalization». (Johnstone 2010, S. 11–12)

Diese «Rückkehr zum Lokalen», wie sie Johnstone (2010) beschreibt, ist als Gegentrend zur Globalisierung denn auch beobachtbar und manifestiert sich in unterschiedlichen Lebensbereichen. Ganz deutlich sichtbar ist sie im Bereich Konsum: Hier liegt es im Trend, Produkte lokaler Anbieter zu kaufen – was von den Verkäufern entsprechend beworben und befördert wird.¹ Auch im Bereich Tourismus wird mit Lokalem – gerne im Zusammenhang mit Attributen wie «echt» und «ursprünglich» – geworben: Dies reicht von der Vermarktung lokaler Praktiken in Urlaubsgegenden bis hin zum Sommer auf der Alp, der den Touristen – die als freiwillige Helfer mit anpacken – verspricht, dass sie dort «eine Art ursprünglicheres Leben»² leben. So wie man im Falle der Alp aufs Neue erleben kann, wie eine lokale Gemeinschaft zusammenarbeitet, werden Gemeinschaften dieser Art auch andernorts gesucht sowie konkret gefördert: So gibt es viele Online-Plattformen, auf denen man Alltagsgegenstände ausleihen kann von Personen, die ganz in der Nähe wohnen, die man ohne Plattform aber nicht gefunden hätte – eine Neudefinition nachbarschaftlicher Leihkultur im digitalen Zeitalter, sozusagen.³ Die Rückkehr zum Lokalen wird also, wenn man sich die Alltagspraktiken bestimmter gesellschaftlicher Gruppen anschaut, durchaus manifest; was die Position, dass sich das Lokale mit dem Globalen arrangiert, argumentativ stärkt. Terminologisch gefasst wird diese Position mit dem Begriff der *Glokalisierung*, der durch die «phonologische Hybridbildung von «global» und «lokal»» symbolisieren soll, dass das «Lokale [...] im Prozess der Globalisierung keineswegs restlos» verschwindet, sondern «vielmehr bestehen» bleibt, «indem es [...] [mit]einbezogen wird» (Mecklenburg 2013, S. 52). Es fragt sich dabei allerdings, inwiefern.

Das Interesse daran, wie sich das Lokale im Prozess der Globalisierung zum Globalen stellt, wird auch von der Sprachwissenschaft und insbesondere von der Dialektologie geteilt: Zentral ist unter linguistischer Perspektive die Fragestellung, wie sich konkrete lokale Sprechweisen in immer grösser werdenden

1 Vgl. etwa die Werbeaktionen grosser Schweizer Detailhändler wie Migros (<https://aus-der-region.migros.ch/aus-der-region/de.html> (letzter Zugriff 10. 06. 2019)) oder Coop (<http://www.coop.ch/de/labels/miini-region.html> (letzter Zugriff 10. 06. 2019)).

2 <https://www.bergwelten.com/lp/ein-sommer-auf-der-alp> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).

3 Vgl. hierzu etwa die Sharing-Economy-Plattform <https://sharely.ch/> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).

räumlichen Strukturen verhalten bzw. ob sie sich verändern. Als bedeutsame Einflussfaktoren auf die Sprache gelten hierbei v. a. die wachsende Mobilität der Sprecherinnen und Sprecher sowie die digitalen und sozialen Medien, die es möglich machen, sich zwar räumlich an einem Ort zu befinden, aber trotzdem mit Sprecherinnen und Sprechern aller möglichen Orte auf der Welt zu kommunizieren. Unterschiedliche Studien zeigen nun, dass die lokalen Anteile in der Sprache zurückgehen, je mobiler Personen sind resp. je häufiger sie mit anderssprachigen Personen in Kontakt treten: Die besprochenen Faktoren verursachen Ausgleichsprozesse zwischen den Varietäten und lassen die Unterschiede zwischen ihnen auf diese Weise kleiner werden (vgl. dazu Auer 2013, S. 11). Es gibt allerdings auch Studien, die darauf hinweisen, dass gerade das Gegenteil eintreten kann:

Geographic mobility associated with the globalizing economy has resulted at the same time in dialect leveling [...] and, at least in some places, in increased popular attention to regional variation [...]. This is because the social and economic conditions that cause people to speak more alike are the same as those that give rise to the activities in which «dialects» are constructed and standardized as shared representations of ways of speaking, semiotically linked to place and other aspects of social identity. (Johnstone et al. 2006, S. 79).

Während Globalisierungsprozesse also Ausgleichstendenzen zwischen arealen Varietäten zu verursachen vermögen, können sie gleichzeitig für gegenteilige Effekte verantwortlich gemacht werden; für Differenzierungstendenzen zwischen arealen Varietäten nämlich. Dieses scheinbare Paradoxon erklären Johnstone et al. (2006) mit Rückgriff auf Silverstein (1998) und Gal und Irvine (1995): Beziehungen zwischen konkreten sprachlichen Einheiten auf der einen und imaginierten Sprachen, Dialekten und Sprachgemeinschaften auf der anderen Seite ergeben sich nach Johnstone et al. (2006) in diskursiven lokalen und sozialen Praktiken, die eingebettet sind in jeweilige gesellschaftliche Kontexte. Sprachen und Dialekte sind in dieser Lesart «cultural constructs, produced by a group of people using, or orienting to and/or talking about, a particular set of linguistic features, in a process that also constructs the group itself» (Johnstone et al. 2006, S. 79). Die Beziehungen zwischen sozialen Gruppen und Sprachen sind instabil – dies umso mehr in einer globalisierten Welt, in der viele Leute miteinander in Kontakt treten. Ein Resultat dieses Kontaktes kann nach Silverstein (1998) sein, dass die Sprachteilhaber sich der eigenen Sprache und dementsprechend auch der Zugehörigkeit zu ihrer Sprachgemeinschaft stärker bewusst sind: «Linguistic forms that were previously unnoticed in the community, because everyone in a speaker's social network used them, become noticeable in contrast with new forms emanating from elsewhere, and variability can become semiotically linked with social categorization in new ways.» (Johnstone

et al. 2006, S. 79) Wachsende Mobilität und wachsende Kontaktsituationen fördern demnach das Bewusstsein für den Sprachgebrauch der eigenen Gruppe im Kontrast zum Sprachgebrauch anderer Gruppen. Dieses Bewusstsein kann – z. B. mit der Strategie der Optimierung einer Kommunikationssituation – zum Zurückstellen der eigenen sprachlichen Varietät führen. Sie kann sich aber auch gegenteilig auswirken: In der Weise nämlich, dass Formen des eigenen Dialekts herausgestellt werden, um bspw. die eigene räumliche Herkunft zu betonen. Gerade in einer Welt, die immer globaler wird, scheinen solche Identitätsbezeugungen öfter und wichtiger zu werden.

1.1 Forschungsfragen

Vorliegende Untersuchung – die im Kontext des vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) geförderten Forschungsprojektes *Ländere*ⁿ entstanden ist (vgl. dazu Kap. 8) – interessiert sich für die eben formulierten Zusammenhänge zwischen Sprache, Raum und Identität in einer sich verändernden Welt und nähert sich ihnen in zwei übergeordneten Forschungsfragen:

1) Vor dem Hintergrund der Auffassung von Dialekt als diskursiv konstruierter Entität (Johnstone et al. 2006, S. 79) interessiert zunächst, wie Sprecherinnen und Sprecher den sie umgebenden Raum als Sprachraum mental strukturieren und welche sprachlichen und nicht sprachlichen Wissensinhalte sie damit verbinden. Beleuchtet werden soll damit der konstruierte Charakter von Dialekt als gesellschaftlich relevante Grösse (Silverstein 1998): Zu eruieren, welche Dialektgebiete Sprecherinnen und Sprecher voneinander abgrenzen und welche sprachlichen Strukturen sie ihnen zuweisen, gibt Aufschluss darüber, welche Entitäten für Sprecherinnen und Sprecher diesbezüglich individuell und interindividuell wichtig sind. Diese Grundlage – eine Vorstellung von der laienlinguistischen Konzeptualisierung der imaginierten Sprachumgebung – erlaubt eine Reihe von Anschlussfragen, von denen einige unter 2) behandelt werden.

2) Die zweite Forschungsfrage untersucht, wie die dialektalen Merkmale, die für die Probandinnen und Probanden in Bezug auf den sie umgebenden Sprachraum relevant sind, von ihnen verwendet werden. Die Soziolinguistik moniert schon lange, dass es eminent wichtig ist, zu klären, welche Bedeutung sprachliche Varianten für Sprecherinnen und Sprecher haben, wenn deren Gebrauch analysiert werden soll (Chambers 2003; Kristiansen 2004). Auch die Wahrnehmungsdialektologie argumentiert in diese Richtung und macht diesen Punkt zu einem zentralen Forschungsthema: Weiss man erst einmal, wie laienlinguistische Vorstellungen von Dialekten beschaffen sind, hilft dies – so die Annahme –, Tendenzen bezüglich Variation und Wandel von Varietäten zu erklären, die bislang nur schlecht begründet werden konnten (Anders et al. 2010;

Christen 2014, 2015). Während inzwischen diverse wahrnehmungsdiagnostische Arbeiten entstanden sind, die Fragen diskutieren, die unter 1) erwähnt wurden, ist die Anzahl jener, die sich zusätzlich für den Sprachgebrauch wahrnehmungsdiagnostisch ermittelter Dialektmerkmale interessieren, gering; der Gebrauch solcher Merkmale wird darum zum zweiten zentralen Forschungsobjekt gemacht.

Vorliegende Untersuchung ist insgesamt einer dezidiert konstruktivistischen Auffassung des Verhältnisses von Sprache, Raum und Identität verpflichtet, wie sie in jüngeren dialektologischen Studien vertreten wird:

Rather than asking about how speech co-varies with physical location, we are beginning to ask how meaningful places are constructed in speech and other forms of interaction, how individuals experience place, and how the use of one set of linguistic variants versus another can result from and contribute to these processes. (Johnstone 2013, S. 110)

Es wird nicht länger danach gefragt, wie sprachliche Konfigurationen mit räumlichen Begebenheiten korrespondieren, sondern vielmehr, wie Menschen Sprachen und Räume im Alltag konstruieren und wie die Konstruktionen dieser Entitäten einander beeinflussen oder miteinander interagieren. Das Augenmerk liegt also nicht länger auf der Frage, wo Sprachen räumlich zu liegen kommen, was sie auszeichnet und was sie verändert, sondern vielmehr, wie Menschen Sprachen wahrnehmen, wo sie sie verorten und was sie mit ihnen verbinden. Wichtig ist also nicht mehr, wie Sprachen – oder im vorliegenden Fall – Dialekte sind, sondern wie Menschen Dialekte machen.

1.2 Kapitelübersicht

In Orientierung an den eben formulierten zentralen Forschungsfragen ergibt sich folgende Gliederung der Kapitel. Die *theoretischen Grundlagen* werden eröffnet mit Kap. 2 zum *Interesse daran, wie Laien Sprache wahrnehmen*. Dieses Kapitel umreißt den Forschungsbereich der Wahrnehmungsdiagnostik, die sich im englischsprachigen Raum schon früher, im deutschsprachigen Raum erst an der Jahrtausendwende formiert hat und sich dafür interessiert, wie Laien Sprache(n) wahrnehmen und ob sich diese Wahrnehmungen allenfalls im Sprachgebrauch niederschlagen. Vertieft eingegangen wird auf die Modellierung laienlinguistischen Wissens nach Anders (2010b), die für vorliegende Untersuchung theoretisch grundlegend ist. Auch die empirischen Folgerungen, die sich aus Anders' (2010b) Studie ziehen lassen, sind zentral, werden allerdings ergänzt durch den Zugang von Stoeckle (2014), der ebenfalls detailliert Erwähnung findet.

Darauf folgt Kap. 3 zu *Sprache und Raum*. Es widmet sich dem Umstand, dass in der Dialektologie lange Zeit mit einem Raumbegriff gearbeitet wurde, der heute nicht mehr aufrechterhalten werden kann: Die simple Gleichsetzung von Sprache und Raum, d.h. die Idee, dass einem bestimmten Raum eine Sprachform angehört, muss in Zeiten, in denen Mobilität und Sprachkontakt wachsen, überdacht werden (Auer 2004, 2013). Aus einer konstruktivistischen Perspektive auf Sprache und Raum wird dieses Verhältnis gerade umgekehrt gefasst: Hier sind es die Menschen, die die Räume mental konstruieren und auf der Grundlage dieser mentalen Dispositionen durch ihre Handlungen mitgestalten. Raum wird also – wie Zeit – als eine vom Menschen konstruierte Entität aufgefasst, die sich wesentlich auf die Handlungen von Menschen auswirkt (Löw 2001). In diesem Zusammenhang wird ebenfalls der für vorliegende Arbeit wichtige Terminus des *place-making* diskutiert (Cresswell 2004; Auer 2013; Busse und Warnke 2014).

In Kap. 4 *Sprechen über Sprache* wird auf den zentralen Aspekt laienlinguistischer Metasprache eingegangen. Ein Grossteil der Daten, die in wahrnehmungsdialektologischen Studien erhoben werden, stellen von Probandinnen und Probanden versprachlichte Informationen dar. Die Frage, wie Laien über Sprachen sprechen, ist darum nicht unwesentlich (Preston 1996; Cuonz 2014a). Eingebettet wird dieser Aspekt der laienlinguistischen Metasprache in eine Diskussion zu Metasprache unter soziolinguistischer Perspektive (Jaworski et al. 2004), die der Ausrichtung vorliegender Studie entspricht.

Darauf folgt Kap. 5, das sich mit *sprachlicher Variation* auseinandersetzt. Hier wird ein Überblick über die sogenannten *three waves* der Variationslinguistik geboten (Eckert 2012), deren dritter Welle die vorliegende Arbeit verpflichtet ist. Anschliessend wird auf die Frage eingegangen, wie Varianten zu ihrer Bedeutung kommen; eine Problemstellung, die aus der Warte der *third wave*-Variationslinguistik eminent wichtig ist. Besprochen werden hauptsächlich die Konzepte der *Indexikalität* (Silverstein 2003; Johnstone et al. 2006) und des *enregisterment* (Agha 2003; Johnstone 2017).

Im Kap. 6 *Stil* wird v. a. auf den Aspekt des *styling* (Coupland 2007) eingegangen, der die aktive Komponente sprachlichen Handelns, wie sie auch von der *third-wave*-Soziolinguistik propagiert wird, aus einer wissenschaftsgeschichtlich anderen Perspektive thematisiert: Der linguistischen Stil-Forschung entwachsen, die vormals spezifische sprachliche Einheiten mit spezifischen Gruppenzugehörigkeiten von Sprecherinnen und Sprechern in Verbindung zu bringen suchte, beinhaltet das Konzept des *styling*, dass nicht nur Gruppenzugehörigkeiten, sondern alle Arten von sozialer Bedeutung über Sprachgebrauchsmuster konstruiert werden.

Abgeschlossen wird der theoretische Teil in Kap. 7 mit einer Diskussion der Thematik der *Identität*. Sie, die in den beiden vorangehenden Kapiteln als

massgebliche Einflussgrösse auf den Sprachgebrauch konzeptualisiert wird, wird hier zusätzlich aus sozialwissenschaftlicher (Brubaker und Cooper 2000; Simon und Trötschel 2006) und aus sozialgeografischer Warte (Weichhart 1990, 2008) beleuchtet. Dies hilft dabei, dem Konzept der Identität möglichst differenziert zu begegnen.

Nach der Diskussion der theoretischen Grundlagen werden die Eckpfeiler der *empirischen Untersuchung* des vorliegenden Projektes besprochen, die eng mit dem übergeordneten SNF-Projekt *Ländereⁿ* verbunden sind. Kap. 8 erläutert im Detail die *Erhebung der Daten*: Begonnen wird mit einer Beschreibung des Untersuchungsgebietes, sowohl, was die sprachlichen (*Sprachatlas der deutschen Schweiz* SDS; Hotzenköcherle et al. 1984), als auch, was die nicht sprachlichen Begebenheiten betrifft. Darauf folgt die Beschreibung der Auswahl der Probanden sowie der Erhebungsinstrumente.

Kap. 9 thematisiert die *Aufbereitung der Daten*, die im Kontext der besprochenen Anlage erhoben wurden. Die Aufbereitung betrifft v. a. die Sozialdaten, die objektsprachlichen Daten, die Daten aus den *draw-a-map-tasks* sowie jene aus dem Ortsloyalitätstest.

Anschliessend werden die *Ergebnisse* der Studie präsentiert. In Kap. 10 wird die Frage nach der *mental en Strukturierung des Sprachraums* diskutiert. Bearbeitet wird diese Frage aus zweifacher Perspektive: Einerseits wird von den handgezeichneten Karten der Probandinnen und Probanden ausgegangen und danach gefragt, welche arealen laienlinguistischen Strukturierungsprinzipien an diesen handgezeichneten Karten festgemacht werden können. Erweitert und auch differenziert wird diese Herangehensweise durch einen Zugang über die Gebietsbezeichnungen: Hierbei wird eruiert, welche Bezeichnungen für die handgezeichneten Gebiete am frequentesten vorkommen. Ausgehend von diesen Bezeichnungen wird unter Berücksichtigung der dazugehörigen handgezeichneten Areale herausgearbeitet, welche unterschiedlichen Bedeutungen den Dialektkonzepten zukommen, die interindividuell repräsentiert sind.

Die Frage nach der interindividuellen Repräsentation von räumlichen Wissensinhalten ist auch in Kap. 11 leitend: Fokussiert wird hier auf die *diskursive Konstituierung des Sprachraums*. Während schon in Kap. 10 einige Bezüge auf die inhaltliche Dimension laienlinguistischer Raumkategorien geschaffen werden, geht es in Kap. 11 ausschliesslich um diese inhaltliche Dimension. Ausgehend von den Gesprächen zu den handgezeichneten Karten wird herausgearbeitet, welche Wissensinhalte zum untersuchten Sprachraum diskursiv kursieren. Geordnet werden diese Wissensinhalte durch einer Einteilung, die Weichharts (2008) Überlegungen zum *erlebten Raum* zur Grundlage haben. Damit soll hervor gehoben werden, dass kognitive Räume mit dem sozialgeografischen Terminus des *erlebten Raumes* gewinnbringend erfasst und beschrieben werden können: In

der Wahrnehmung der Menschen, so die grundlegende Annahme, bilden Räume nämlich ein Amalgam aus unterschiedlichen Eindrücken, seien sie naturräumlicher, politischer, sozialer oder eben sprachlicher Art. Sprachräumliches Wissen, wie es hier hauptsächlich interessiert, ist als Teil eines Konvoluts räumlichen Wissens zu sehen, das als zusammengehörig wahrgenommen und konzeptualisiert wird.

Rein sprachliche Informationen, die zu den diskursiv verhandelten Dialektgebieten kursieren, stehen in Kap. 12 zur *Konzeptualisierung soziosymbolisch relevanter Merkmale* im Zentrum. Mit rein sprachlichen Informationen sind konkrete sprachliche Merkmale gemeint, die die Probandinnen und Probanden mit den von ihnen konstruierten Sprachräumen in Verbindung bringen. Wie bereits in Kap. 10 und 11 wird davon ausgegangen, dass diese Informationen zum Teil über Erfahrung gewonnen werden, zum Teil aber ebenso diskursiv tradiert sind (Coupland et al. 2004). Laienlinguistisches Wissen als teilweise diskursiv geformt zu betrachten, entspricht dem theoretischen Hintergrund, vor dem die interindividuell repräsentierten sprachlichen Merkmale als soziosymbolisch relevante Merkmale qualifiziert werden: als Merkmale, die – diskursiv konstruiert und rekonstruiert – als konstituierende Merkmale unterschiedlicher lokaler Sprachräume betrachtet werden können. Herausgearbeitet wird in diesem Kapitel, welche Merkmale von den Probandinnen und Probanden metakommuniziert werden, auf welche Weise dies geschieht und was man daraus über die laienlinguistische Konzeptualisierung arealer Varianten aussagen kann.

Nach den eben skizzierten drei Kapiteln zur Konzeptualisierung arealer Varianten interessiert in den anschliessenden beiden Kapiteln deren Gebrauch. Diese Frage wird aus zweifacher Perspektive angegangen: aus einer «korrelativ-globalen» und einer «konversationell-lokalen» (Gilles 2003). In Kap. 13 wird der *gruppenspezifische Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten* untersucht, d. h. welche Probandinnen und Probanden – im Sinne von Vertretern sozialer Gruppen – auf welche Weise von den soziosymbolisch relevanten Varianten Gebrauch machen. Unterschieden werden diesbezüglich zwei Situationen: Eine Situation, in welcher die Probandinnen und Probanden mittels Fragebuch zu ihrem Dialekt befragt werden, und eine Situation, in welcher die Probandinnen und Probanden frei sprechen (Spontangespräch). Herausgearbeitet wird in diesem Kapitel, welche aussersprachlichen Variablen in den unterschiedlichen Situationen für den Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten verantwortlich gemacht werden können. Auf der Grundlage dieser Ergebnisse werden weiterführende Überlegungen zu den in diesem Zusammenhang diskutierten interessierenden Determinanten sprachlicher Variation angestellt: zur Situation, zu den sozialen Einflussgrössen und zu den sprachlichen Variablen.

In Kap. 14 wird – als Ergänzung zu Kap. 13 – eine konversationell-lokale (Gilles 2003) Perspektive auf den *individuellen Gebrauch soziosymbolisch rele-*

vanter Varianten eingenommen. Während der quantitative Zugang zu eruieren versucht, welche sozialen Gruppen von den gesellschaftlich relevanten Dialektmerkmalen Gebrauch machen, löst sich der qualitative Zugang von dieser abstrakten Perspektive und fragt, wie Sprecherinnen und Sprecher Ortsloyalität und Bildung konkret auf der Mikroebene konstruieren, d.h. wie sie mit den interessierenden Dialektmerkmalen spezifisch sprachlich handeln. In den Blick genommen werden die Sprechweisen von vier Probandinnen und Probanden, die – allesamt aus der gleichen Ortschaft stammend – sich durch je unterschiedliche Gruppenzugehörigkeiten bezüglich der Bildung und der Ortsloyalität auszeichnen. Anhand der Sprechweisen dieser vier Probandinnen und Probanden wird nachgezeichnet, inwiefern der unterschiedliche Gebrauch der Varianten auf der konkreten Ebene der Variation der Varianten – sogenanntes *styling* (Coupland 2007) – zu je unterschiedlichen sozial(räumlich)en Identitätskonstruktionen beiträgt (Eckert 2000).

Zuletzt werden die empirischen Ergebnisse vorliegender Studie vor dem Hintergrund des propagierten theoretischen Zugriffs in einer *Zusammenschau* auf die sie verbindenden Elemente hin diskutiert (Kap. 15).

Zudem wird in Kap. 16 in einem *Ausblick* auf die Frage eingegangen, inwiefern sprachliche Varianten, die für die Sprecherinnen und Sprecher von Bedeutung sind, sich im Sprachgebrauch besonders verhalten. Diese Frage – der derzeit grosses Interesse entgegengebracht wird – kann auf der Grundlage vorliegender Ergebnisse zwar nicht definitiv beantwortet werden, die Resultate der Studie erlauben aber dennoch evidenzbasierte Überlegungen, die diesbezüglich Tendenzen aufzuzeigen vermögen.

Der Anhang zur vorliegenden Untersuchung, der detaillierte Angaben zu den Probandinnen und Probanden, den Forschungsmethoden und Analysen beinhaltet, konnte aufgrund seines grossen Umfangs für die Druckversion nicht berücksichtigt werden. Er kann allerdings digital eingesehen werden unter: <https://www.degruyter.com/view/product/533859>.



Theoretische Grundlagen

2 Vom Interesse daran, wie Laien Sprache wahrnehmen

Und das klingt jetzt vielleicht ein bisschen lächerlich – aber wir Nidwaldner fühlen uns immer mit den Bergkantonen verbunden. Es ist ein Singen in der Sprache.

Draw-a-map-task Grossraum, Proband PB18

Bis das Interesse daran, wie Laien Sprache wahrnehmen, wissenschaftlich gutgeheissen wurde, dauerte es einige Zeit (vgl. Niedzielski und Preston 2003). Gespiegelt wird dieser Umstand auch in der Geschichte der traditionellen Dialektologie, der anfänglich wenig an Laienmeinungen zu Sprache lag (Löffler 2010). Als man begann, regionalsprachliche Daten zusammenzutragen, um ihnen Dialekträume und Dialektgrenzen abzugewinnen, war es oberstes Ziel, Sprache zu erheben, die möglichst «rein» war von äusseren Einflüssen (Haas 1992). Befragt wurden Sprecherinnen und Sprecher, die diese Sprache der Meinung der Dialektologen nach verkörperten: alteingesessene Bewohner von Orten, die diese Orte sprachlich am besten repräsentierten. In diesem Kontext war jegliche Variation wie auch jegliche Einschätzung von Sprecherseite unbeliebt, da sie vom eigentlichen Forschungsziel ablenkte, dieses unter Umständen gar verunmöglichte; Bekundungen und Wertungen von Laien wurden darum möglichst umgangen (Löffler 2010, S. 40). Dies spiegelt sich auch in den Publikationen, die zu solchen dialektologischen Erhebungen greifbar sind: Wenn, dann fungieren laienlinguistische Kommentare in eigenen Kategorien und peripheren Positionen (vgl. dazu die «Hinweise der Gewährsleute» im SDS). Der Dialektologie dieser Zeit fehlte die nötige Terminologie und auch die Methodik, um laienlinguistisches Wissen zu beschreiben – überhaupt aber waren die Interessen ganz anders geartet (Löffler 2010, S. 40). Im Zuge der pragmatischen Wende der 1960er/1970er Jahre orientierte sich die Dialektologie um. Einflüsse aus benachbarten Disziplinen wie den Kognitionswissenschaften, der Soziologie und Psychologie ermöglichten ein Umdenken hinsichtlich des eigenen Forschungsgegenstandes: Sprachliche Variation und metasprachliches Wissen wurden nicht länger ignoriert, sondern als relevante Faktoren in die Forschungsagenda aufgenommen. Einstige «Störfaktoren» wurden so zu «Impulsgebern» und inspirierten die Forschungslandschaft (Löffler 2010, S. 41).

Diese Entwicklungen ebneten auch den Weg für die Wahrnehmungsdialektologie. Da sie den Ausgangspunkt vorliegender Arbeit bildet, soll sie in Kap. 2.1 kurz umrissen werden: Besprochen werden die Interessen dieser jungen Disziplin und wahrnehmungsdialektologische Forschungsarbeiten, die in vorliegendem Zusammenhang relevant sind. In Kap. 2.2 wird vertieft auf das Konzept des

laienlinguistischen Wissens eingegangen, das das eigentliche wahrnehmungs-dialektologische Forschungsobjekt ausmacht: Thematisiert werden diesbezüglich Möglichkeiten der Modellierung und Rekodierung laienlinguistischen Wissens (Anders 2010a, 2010b).

2.1 Forschungskontext

Wenn nachfolgend von der Wahrnehmungsdialektologie, ihren zentralen Interessen und Methoden die Rede ist, muss vorausgeschickt werden, dass der Begriff *Wahrnehmungsdialektologie* einer unter anderen ist, mit der die Forschungsrichtung beschrieben wird, die sich für Sprecher und deren Wahrnehmung von Sprache interessiert. Stoeckle (2014, S. 25–26) unterscheidet in seiner Übersicht in erster Linie zwischen Studien zur *Spracheinstellung* (vgl. etwa Soukup 2014; Topfink und Ziegler 2014) und Studien, die unter dem Einfluss Dennis Prestons entstanden sind und mit Begriffen wie *folk linguistics* (Niedzielski und Preston 2003), *folk dialectology* (Preston 1993) oder *perceptual dialectology* (Preston 2005a; Anders et al. 2010) bezeichnet werden. Im Deutschen kursieren ebenfalls unterschiedliche Begriffe: Man findet die Bezeichnungen *Wahrnehmungsdialektologie* (Anders 2010a, 2010b), *Ethnodialektologie* (Auer 2004) und *Laienlinguistik* (Anders 2007). Mit Bezug auf Prestons Unterscheidung zwischen *concepts* und *percepts* (s. u.) schlägt Stoeckle vor, dass die Bezeichnung *folk linguistics* (sowie *Ethnodialektologie* und *Laienlinguistik* im Deutschen) als Bezeichnung für sämtliche «Herangehensweisen verstanden werden kann, die subjektives Wissen von Nicht-Linguisten untersuchen», während Bezeichnungen wie *perceptual dialectology* (und *Wahrnehmungsdialektologie* im Deutschen) solche Herangehensweisen subsumieren sollten, deren Schwerpunkt auf «der Perzeption, d. h. der Wahrnehmung sprachlicher Stimuli» liegt (Stoeckle 2014, S. 25–26). Diese Auffassung kann insofern kritisiert werden, als *Wahrnehmung* in *Wahrnehmungsdialektologie* den grundlegenden Prozess der Informationsaufnahme und -speicherung eines Individuums bezeichnet und sich dementsprechend ebenso gut als Bezeichnung für sämtliche Herangehensweisen an das subjektive Wissen von Laien eignet wie *folk linguistics*. Im Folgenden soll v. a. der Terminus *Wahrnehmungsdialektologie* Verwendung finden, auch weil er sich für das entsprechende Forschungsfeld im deutschsprachigen Raum inzwischen etabliert hat.⁴

⁴ Natürlich lässt sich grundsätzlich die Frage stellen, ob man von der Wahrnehmungsdialektologie als eigenständiger Disziplin sprechen darf, oder ob mit der Erforschung laienlinguistischer Wissensbestände nicht einfach eine neue Perspektivierung innerhalb der Dialektologie vorgenommen wird, die den Sprecher und sein Wissen ins Zentrum stellt, da davon ausgegangen wird, dass die Erforschung laienlinguistischer mentaler Modellierungen Aufschluss über

Die Wahrnehmungsdialektologie, die ihre Wurzeln in der anglo-amerikanischen *folk linguistics* hat (vgl. Preston 1999; Long und Preston 2002; Niedzielski und Preston 2003),⁵ hat sich im deutschsprachigen Raum nach der Jahrtausendwende formiert (vgl. Anders 2010a, 2010b; Purschke 2011; Stoeckle 2014). Ihr zentrales Anliegen ist es, zu eruieren, «über welche Wissensbestände der linguistische Laie, der Nichtspezialist, der Alltagsmensch im Unterschied zum Linguisten verfügt», womit eine «alternative Perspektive auf regionale Varietäten» eröffnet werden soll (Anders et al. 2010, XI). Laienlinguistische Wissensbestände wurden von der Forschung lange Zeit ignoriert resp. als unbedeutend taxiert (Niedzielski und Preston 2003), die Wahrnehmungsdialektologie aber sieht gerade darin grosses Potenzial: Laienlinguistische Wissensbestände sollen nämlich zur Klärung von Fragen etwa in der Dialektologie (z. B. nach sprachlichen Entwicklungen aufgrund der Raumvorstellungen von Laien) und in der Soziolinguistik (z. B. nach dem identitätsstiftenden Potenzial von Merkmalen) dienen (Hundt et al. 2010, S. XIII–XIV), wie sie auch vorliegend von Interesse sind. Während die zentrale Forschungsfrage danach, wie raumbezogenes laienlinguistisches Wissen strukturiert und ausgestattet ist, mittlerweile unter vielfacher Perspektive bearbeitet wurde (Auer et al. 2015; Elmentaler et al. 2015; Hundt et al. 2015), ist die Anschlussfrage danach, ob dieses Wissen bspw. in Beziehung gesetzt werden kann zu Sprachwandel oder Sprachvariation, erst spärlich untersucht (Hansen-Morath und Stoeckle 2014). Genau dafür interessiert sich nun vorliegende Studie: Für die Modellierung laienlinguistischer Wissensbestände einerseits (vgl. Kap. 12) und deren Bezug zum Sprachgebrauch andererseits (vgl. Kap. 13 und 14). Die theoretischen Grundlagen in diesem Kapitel drehen sich dabei allesamt um die erste Forschungsfrage, während die theoretischen Grundlagen für die zweite Forschungsfrage in den nächsten Kapiteln behandelt werden.

Die Relevanz laienlinguistischer Forschung kann mit Bezug auf Preston (2005b) in drei Punkten zusammengefasst werden (vgl. Stoeckle 2014, S. 11–12). 1) Um zu einem möglichst umfassenden Bild der Sprache einer Sprachgemeinschaft zu kommen, einer sogenannten «ethnography of language» (Preston

das Sprachhandeln der Sprecher gibt. Die Fokussierung auf den Sprecher als Akteur ist eine, die nicht auf die Dialektologie beschränkt bleibt, sondern in vielen sprachwissenschaftlichen Sparten Einzug gehalten hat (Soziolinguistik, Spracherwerbsforschung, Grammatik): So gesehen stellt sich die Dialektologie in eine breitere Tradition von Forschungssträngen, die sich – vor dem Hintergrund eines konstruktivistischen Ansatzes – dezidiert für den Menschen und seine Handlungen interessieren.

5 Für einen detaillierten Überblick über die anglo-amerikanischen Wurzeln der Wahrnehmungsdialektologie, ihre Methoden und Untersuchungen vgl. die entsprechenden Kapitel in Anders 2010b, Purschke 2011, Stoeckle 2014 und Cuonaz 2014a.

2005b, S. 143) – was einem zentralen Anliegen der Sprachwissenschaft entsprechen muss –, reicht es nicht aus, nur den Sprachgebrauch einer Sprachgemeinschaft zu betrachten. Erst die Berücksichtigung laienlinguistischer Wissensbestände ermöglicht es, Einblick zu erhalten in die subjektiven Vor- und Einstellungen, die als «prägende Faktoren für sprachbezogene Ideologien und soziale Normen» (Stoeckle 2014, S. 11–12) gelten können, und die die Beschreibung einer Sprache erst vervollständigen. 2) Sprachbezogene Ideologien und soziale Normen wiederum – darüber besteht Einigkeit – schlagen sich in erheblichem Masse im Sprachgebrauch nieder. In diesem Kontext lässt sich der Nutzen laienlinguistischen Wissens für die Erforschung von Sprachvariation und Sprachwandel – «language variation and change» (Preston 2005b, S. 144) – verorten: Bereits in der frühen Soziolinguistik wurde die Bedeutung der sozialen Bewertung sprachlicher Variablen hervorgehoben (vgl. Labov 1966, 1972), der momentan überdurchschnittliches Interesse zukommt (vgl. hierzu Kap. 5). 3) Schliesslich kann die Relevanz laienlinguistischer Wissensbestände für eine umfassende theoretische Modellierung einer Sprache herausgestrichen werden: Für eine vollständige «linguistic theory» (Preston 2005b, S. 144) sei es unverzichtbar, sämtliche Aspekte, die eine Sprache betreffen, miteinzubeziehen, auch die subjektiven.⁶

Bei der Erhebung solcher subjektiver Wissensbestände stellen sich im Gegensatz zur Erhebung objektiver Sprachdaten nun Probleme, die Niedzielski und Preston (2003) als «impoverishment» und «inaccessibility of data» («Unzulänglichkeit» und «Unzugänglichkeit» der Daten, vgl. Anders 2010b, S. 23) bezeichnen. Der Aspekt der «Unzulänglichkeit» laienlinguistischer Daten verweist auf die Tatsache, dass laienlinguistisches Wissen lange Zeit auf unterschiedlichen Ebenen als ungenügend wahrgenommen wurde etwa aus dem Grund, als es weniger detailliert oder weniger umfassend anmutete als wissenschaftlich generiertes Wissen. Die Unterschiede in den je unterschiedlichen Konzeptualisierungen von Sprache sind aber v. a. dem Umstand geschuldet, dass laienlinguistische Konzeptualisierungen mit Alltagsmodellen in Beziehung stehen, während dialektologische Konzeptualisierungen wissenschaftlichen Modellen entspringen. Spielt man diese beiden unterschiedlichen Modellierungsarten ge-

⁶ Vgl. hierzu die Schwerpunkte, die Hundt et al. 2010 setzen, und die etwas anders geartet sind: Sie unterstreichen v. a. den Nutzen 1) in Bezug auf den Abgleich der Erkenntnisse der Wahrnehmungsdialektologie mit den Erkenntnissen der traditionellen Dialektologie, 2) die Bezüge zur Soziolinguistik hinsichtlich der Frage nach dem identitätsstiftenden Potenzial von Sprach(merkmal)en, 3) den Anschluss an Fragen nach Sprachvariation und Sprachwandel (vgl. dazu Prestons zweiten Punkt) und 4) die gesellschaftspolitische Dimension von sprachlichem Alltagswissen im Kontext von Alltagswissen von Laien überhaupt (Hundt et al. 2010, XIII–XV).

geneinander aus, folgt daraus unweigerlich, dass die Alltagsmodelle unvollständig oder gar fehlerhaft anmuten, was auch die lange währende Idee nährte, laienlinguistische Wissensbestände könnten innerhalb der Sprachwissenschaft getrost ignoriert werden. Der Aspekt der «Unzugänglichkeit» laienlinguistischer Daten verweist auf das Problem, dass man auf die Repräsentationen von Laien zu sprachlichen Sachverhalten nicht einfach so zugreifen kann, da es sich dabei um mentale Dispositionen handelt. Es sind demnach Methoden nötig, die einem den Zugang zu diesen mentalen Dispositionen verschaffen. Während etwa in der Spracheinstellungsforschung lange mit sogenannten *indirekten Methoden* gearbeitet wurde, die die Einstellungen der Probandinnen und Probanden mit verdeckten Anlagen und Tests sichtbar machen sollten (*matched-guise-Technik*, *Osgood'sches Differential* usw.), werden heute auch *direkte Methoden* propagiert, bei denen sich die Probandinnen und Probanden darüber im Klaren sind, dass sie zu Spracheinstellungen befragt werden. Bei diesem zweiten Zugang wird davon ausgegangen, dass Einstellungen nicht fixe Größen sind, die man in einer Testsituation abrufen kann, sondern dynamische Einheiten, die im jeweiligen Kontext erst konstruiert werden (Purschke 2014; Tophinke und Ziegler 2014). Innerhalb der Wahrnehmungsdialektologie sind ebenfalls Methoden auszumachen, die als *direkt* oder *indirekt* bezeichnet werden können (vgl. die Zusammenstellung des Methodeninventars nach Preston 2010 weiter unten). Was die indirekten Methoden angeht, kommen zumeist sozialpsychologische und sozialgeografische Erhebungsinstrumente zum Einsatz, die Daten liefern, die auf unterschiedliche Art aufbereitet werden können und bei der Interpretation unterschiedliche Schwierigkeiten bieten (vgl. dazu Kap. 9.3.1). Bei den direkten Methoden wird demgegenüber hauptsächlich das Gespräch als Erhebungsinstrument eingesetzt; wahrnehmungsdialektologische Erkenntnisse werden in diesem Fall aus den Gesprächsbeiträgen der Sprecherinnen und Sprecher abgeleitet. Die grössten Schwierigkeiten hierbei ergeben die Fragen, wie viel und welche Art von Wissen Laien überhaupt mittels Sprache verbalisieren und auf welche sprachlichen Einheiten sie sich in ihren Kommentaren konkret beziehen (vgl. hierzu Kap. 4.2). «Doch inwieweit stellen diese beiden Probleme [der «Unzulänglichkeit» und der «Unzugänglichkeit» von laienlinguistischen Daten, A. S.] tatsächlich Hindernisse bezüglich der Untersuchung von Laienwissen dar?», fragt Stoeckle (2014, S. 17) rhetorisch und macht mit Bezug auf Löffler (2010) und Preston (2005b)⁷ deutlich:

7 Löffler 2010, S. 33, spricht «von der Sprecher-Subjektivität als einer eigenständigen objektiven Wirklichkeit» und Stoeckle 2014, S. 17, unterstreicht mit Rückgriff auf Preston 2005b, XLVII, dass «[f]olk linguistics seeks to discover what nonlinguists know about language and to derive from that knowledge evidence of their underlying folk theory of language».

Es geht also in erster Linie nicht darum, herauszufinden, wie viel Nicht-Linguisten davon wissen, was sprachwissenschaftlichen Diskursen entspricht, sondern subjektive Konzepte von Sprache als eine Art eigenständiger Realität mit eigenen Ordnungsprinzipien und Wertesystemen zu verstehen und auf die internen Zusammenhänge und Prozesse hin zu untersuchen. (Stoeckle 2014, S. 17)

Insgesamt stellt sich doch auch die Frage, wieso die Kritik der «Unzulänglichkeit» und der «Unzugänglichkeit» der Daten ausschliesslich an subjektiven, nicht aber an objektiven Daten geübt wird: Sowie für die Beschreibung objektiver Daten Modelle und dazugehörige Methoden entwickelt wurden, die es erlauben, objektive Daten aus sprachwissenschaftlicher Sicht angemessen zu beschreiben, sind auch für die Beschreibung subjektiver Daten Modelle und dazugehörige Methoden nötig, die im Vergleich zu ersteren wohl einfach noch zu wenig etabliert sind und für unterschiedliche Kontexte laienlinguistischer Forschung erst noch konzipiert werden müssen (vgl. hierzu die Modellierung der interindividuell repräsentierten Dialektmerkmale in Kap. 12). Überdies lässt sich auch an Modellen, die auf objektive Sprachdaten angewendet werden, Kritik an der Angemessenheit sowie Passung üben, mit der sie die Daten zur Interpretation erfassen (vgl. die Kritik an einer Sprachwissenschaft, die es auf «authentische» Sprachdaten abgesehen hat, Kap. 8.4.2).

Die wesentlichen Interessen der Wahrnehmungsdialektologie lassen sich mit Bezug auf Prestons (2010) Unterscheidung zwischen *percepts* und *concepts* unter zweifacher Perspektive beschreiben. Einerseits interessiert, wie die laienlinguistische Perzeption von Dialekten beschaffen ist, und damit etwa die Frage, welche Merkmale von Dialekten prominent(er) wahrgenommen werden (als andere). Andererseits interessiert, was die laienlinguistische Konzeption von Dialekten auszeichnet, also beispielsweise, wie Laien ihre sprachräumliche Umgebung konzeptualisieren, sowohl in Hinblick auf ihre areale Ausdehnung wie auch auf ihre inhaltliche Füllung. Diese zwei Perspektivierungen zielen auf je unterschiedliche Formate laienlinguistischen Wissens: Während bei der Erhebung von Perzepten Wissensbestände erfragt werden, die als spontane Bewertung sprachlichen Materials umschrieben werden können («respondent reactions to actual linguistic data», Preston 2010, S. 2), handelt es sich bei Konzepten um Wissensbestände, bei denen sich die Probandinnen und Probanden «primarily on inner resources» (Preston 2010, S. 1) beziehen. Bei der Erfragung von Perzepten stehen also eher spontane, individuelle, sprachgebundene Bewertungen im Vordergrund, während bei der Erfragung von Konzepten auf tradierte, gesellschaftlich relevante Wissensbestände fokussiert wird, die keinen direkten Bezug zu konkret geäusserten sprachlichen Einheiten haben. Dass diese Unterscheidung zwischen Konzepten und Perzepten theoretisch, nicht aber empirisch aufrechterhalten werden kann, ist naheliegend:

It is clear, however, that in perception oriented tasks respondents access their conceptual worlds, calling up such things as mental maps of dialect regions and other deeply-held or presupposed beliefs about the nature of language diversity and even language itself. In the same way that the conceptually oriented techniques of PD may have hidden the respondents' internal reliance on previous perceptions, traditional language attitude surveys seemed to mask any glimpse into the respondents' folk beliefs about language, a rich and revealing area approached in recent years from both the perspective of «language ideology» [...] and «folk linguistics» [...]. (Preston 2010, S. 3–4)

Untenstehendes Modell von Preston (2010, S. 24) (vgl. Abb. 1) bietet einen Überblick darüber, welche Aufgabenstellungen⁸ sich zur Elizitierung von Perzepten («production source: external») und welche sich zur Elizitierung von Konzepten («production source: internal») etabliert haben. Preston unterscheidet überdies zwischen dem «regard type: conscious» und «subconscious».⁹ «Conscious» meint, dass Laien ihr sprachbezogenes Wissen im Bewusstsein darüber verbalisieren, dass ihre Sprache und ihre Vorstellungen von Sprache im Fokus der Untersuchung stehen. Eine Aufgabenstellung, die mit Preston als «external» und «conscious» einzustufen ist, wäre bspw. die Identifikation von salienten Merkmalen; eine, die als «internal» und «conscious» einzustufen ist, wäre etwa das Einteilen von Karten in *draw-a-map-tasks*. «Subconscious» meint jenen Zugriff, bei dem die Befragter möglichst verbergen wollen, worum es ihnen in der Befragung geht (vgl. Preston 2010, S. 4–5). Für «external» und «subconscious» hat sich die *matched-guise-Technik* etabliert, für «internal» und «subconscious» eignet sich das Herauslösen von laienlinguistischen Wissensbeständen, die den Diskurs konstituieren. Preston (2010) streicht an mehreren Stellen heraus, dass die Unterscheidung zwischen «conscious» und «subconscious» keine leichte sei und die beiden Ausprägungen weniger als dichotomisch zueinander, sondern vielmehr als Endpunkte eines Kontinuums aufzufassen seien:

One might complain that both positions are naïve; surely subconscious factors play a role in the accounts respondents give in folk linguistic interviews, and discourse analyses that look for clues in, for example, the presuppositions that such texts encode may hope to uncover them [...]. Similarly, how can even a matched-guise presentation assume that the linguistic facts involved have not been taken into conscious consideration by the respondent when such facts are often stereotypes (e.g. the presence or absence of postvocalic /r/ in New Yorks City, Labov 1966)? I will, nevertheless, ignore these subtleties and assume that folk linguistics highlights conscious language regard and that language attitude studies focus on the subconscious, a distinction represented in Niedzielski & Preston (2003: xi) as a continuum, rather than a dichotomy, between the two fields of research. (Preston 2010, S. 4–5)

⁸ Vgl. für andere Zusammenstellungen wahrnehmungsdialektologischer Methoden auch Preston 1999, S. xxxiv, und Hundt et al. 2010, S. XI–XIII.

⁹ Die beiden «regard types» «conscious» und «subconscious» können inhaltlich mit den *direkten* und *indirekten* Methoden der Spracheinstellungsforschung verglichen werden, s. o.

Two Modes of PD		Production Source	
		External	Internal
Regard Type	Conscious	1. Identification 2. Discrimination & Comprehension 3. Discourse	1. Same-different 2. Hand-drawn 3. Evaluations 4. Imitations 5. Discourse
	Subconscious	1. Misdirection 2. Matched-guise 3. Discourse	1. Discourse

Abb. 1: Methodenrepertoire der Wahrnehmungsdiagnostik nach Preston (2010, S. 24)

Auch wenn Probandinnen und Probanden also im Wissen darum befragt werden, dass es bei der Erhebung um ihre Sprache und um die Einschätzung derselben geht, muss davon ausgegangen werden, dass unbewusste Aspekte in die Verbalisierung des Laienwissens einfließen. Ebenso ist – unter entgegengesetzter Perspektive – zu vermuten, dass in Anlagen, in denen das Forschungsziel möglichst verdeckt werden soll, nicht verhindert werden kann, dass die Probandinnen und Probanden bereits bewusst über diesen oder jenen Aspekt nachgedacht haben, der im Fokus der Forschung steht.

Der wahrnehmungsdiagnostische Fokus dieser Arbeit liegt auf der Erhebung und Beschreibung laienlinguistischer *concepts*, die der «production source: internal» zugewiesen werden können: Auf der Basis eines *draw-a-map-task* (*hand-drawn* bei Preston 2010) werden handgezeichnete Karten der Probandinnen und Probanden auf ihre strukturbezogene Dimension hin untersucht mit Blick auf die Frage, wie die Probandinnen und Probanden ihre sprachräumliche Umgebung mental organisieren. Zudem werden die Gespräche zu diesen handgezeichneten Karten analysiert («discourse» bei Preston 2010) in Hinblick auf das inhaltsbezogene Wissen (sprachliche und nicht sprachliche Informationen), das die Probandinnen und Probanden mit den mentalen Dialekträumen in Verbindung bringen. Während der *draw-a-map-task* klar der Untergruppe «conscious» angehört – die Probandinnen und Probanden werden explizit danach gefragt, wie sie ihre sprachräumliche Umgebung einschätzen – fungiert der «discourse» bei Preston (2010) sowohl in der Kategorie «conscious» wie «subconscious». In vorliegender Anlage wären die raumbezogenen Metakommunikate, die die Probandinnen und Probanden formulieren, ebenfalls der Ebene «conscious» zuzuteilen, da sie sich vom «regard type» der Erhebung her nicht von den handgezeichneten Karten unterscheiden (die Probanden werden explizit danach gefragt, wie sie die von ihnen handgezeichneten Gebiete sprachlich

und nicht sprachlich charakterisieren würden). Dass sowohl beim *draw-a-map-task* als auch beim «discourse» damit gerechnet werden muss, dass nebst bewussten auch unbewusste Inhalte erhoben werden, wurde bereits erläutert: Vielleicht kann man sogar sagen, dass die Forschung es darauf angelegt haben muss, unbewusste Inhalte in dem Sinne zu erheben, als interessiert, welche interindividuell gültigen Strategien der Probandinnen und Probanden aus der struktur- wie inhaltsbezogenen Konzeptualisierung von Dialekträumen abgeleitet werden können.

Arbeiten, die sich (zumindest teilweise) ebenfalls auf die Untersuchung von *concepts* innerhalb der «production source: internal» konzentriert haben, und die für vorliegende Untersuchung als Orientierungsgrößen dienten (vgl. für konkrete inhaltliche Verweise und Vergleiche die entsprechenden Stellen in den Methoden- und Ergebniskapiteln), sind in erster Linie die Arbeiten von Anders (2010b) und Stoeckle (2014): In Anlehnung an ihre theoretischen Modelle und empirischen Umsetzungen wurden auch grosse Teile vorliegender Untersuchung geplant. Was die Untersuchung der strukturbezogenen Dimension der Wissensbestände der Probandinnen und Probanden angeht (mentale Gliederung des Dialektraumes), sind zusätzlich die Studien von Lameli et al. (2008), Christen (2010) und Hansen-Morath und Stoeckle (2014) nennenswert, was die laienlinguistische Verbalisierung der inhaltsbezogenen Dimension der Wissensbestände der Sprecherinnen und Sprecher angeht, die Studien von Auer (2004), Christen (2010) und Lameli (2014). In diesem Zusammenhang soll auch Kap. 4 erwähnt werden, das speziell der Thematik *Metasprache* gewidmet ist: Der Aspekt des laienlinguistischen «Sprechens über Sprache» (vgl. den gleichnamigen Titel des Sammelbandes von Cuonz und Studler 2014) nämlich wurde innerhalb der Wahrnehmungsdiagnostik m. E. bislang zu wenig berücksichtigt. Wenn man bedenkt, dass ein Grossteil der Daten, die in wahrnehmungsdiagnostischen Untersuchungen erhoben werden, von Laien versprachlichte Wissensbestände sind, scheint es unabdingbar, sich intensiver mit der Thematik der Metasprache auseinanderzusetzen.

2.2 Laienlinguistisches Wissen

Die bisherigen Ausführungen kreisten allesamt um das wahrnehmungsdiagnostische Forschungsobjekt *laienlinguistisches Wissen*. Im Folgenden wird – mit Rückgriff auf die Modellierung von Anders (2010b) – genauer darauf eingegangen, wie Laien überhaupt zu ihren sprachbezogenen Wissensbeständen kommen (Kap. 2.2.1) und wie man ihrer als Forscherin und Forscher habhaft werden kann (Kap. 2.2.2).

2.2.1 Modellierung laienlinguistischen Wissens

Die Frage, wie Laien zu ihren sprachbezogenen Wissensbeständen kommen, führt direkt zur menschlichen Wahrnehmung, die als «zentrale Interaktionsroutine zwischen dem Selbst und der Umwelt» (Purschke 2011, S. 57) verstanden werden kann. Wissen wird in Wahrnehmungsprozessen generiert, wobei bereits bestehendes Wissen kontinuierlich abgeglichen und erweitert wird.

Interesse wird dem Konzept der Wahrnehmung von verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen entgegengebracht, weshalb diverse Theorien und Begrifflichkeiten dazu existieren. Innerhalb der Linguistik spielt der Wahrnehmungsbegriff u. a. in der Sprachpsychologie und der kognitiven Linguistik eine Rolle. Während *Wahrnehmung* dort als Teilaspekt der Sprachverarbeitung begriffen wird, fokussiert die Wahrnehmungsdialektologie auf *Wahrnehmung* im Sinne von «Konzepte[n], das sprachbezogene Alltagswissen und damit verbundene Eindrücke über regionale Erscheinungsformen von Sprache und ihrer Sprecher» (Anders 2010b, S. 57).

Der *Wahrnehmung* können drei Dimensionen zugeschrieben werden, die allgemein anerkannt sind: Die physisch-psychologische, die kognitive und die soziale Dimension (Anders 2010b, S. 56–69). Die physisch-psychologische Dimension bezieht sich in erster Linie auf den mechanischen Aspekt der Aufnahme von externen Informationen über den menschlichen Sinnesapparat: Sie ist für wahrnehmungsdialektologische Studien nur in dem Sinne relevant, als sie erklärt, wie die Informationsaufnahme von Individuen sensomotorisch funktioniert.¹⁰

Die kognitive Dimension der Wahrnehmung fokussiert auf die Kognitionsabläufe, die bei der Aufnahme, Verarbeitung und Speicherung von Informationen in natürlichen kognitiven Systemen involviert sind. Natürliche kognitive Systeme können als «adaptive[] Systeme» definiert werden, «die Informationen mit Hilfe des Zentralnervensystems verarbeiten»: Die wahrgenommene Information wird dabei als *Objekt der Kognition*, das wahrnehmende Subjekt als *Subjekt der Kognition* bezeichnet (Anders 2010b, S. 61, mit Bezug auf Strohner 1995). Zentral ist dabei die Frage, wie das Verhältnis zwischen dem Subjekt und dem Objekt der Kognition, die sogenannte kognitive Repräsentation, bestimmt werden kann (Anders 2010b, S. 61). In der systemischen Auffassung¹¹ wird das kognitive System als variierende Grösse gedacht, das mit seiner Umwelt interagiert: Gegenstand dieser Interaktion ist die Kognition, Objekt der Kognition ist die situierte Information, die als «die Menge außerhalb des Prozessors», d. h. des

¹⁰ Für verschiedene theoretische Ansätze zur Informationsverarbeitung siehe Anders 2010b, S. 57–61.

¹¹ Davon unterschieden werden objektivistische und subjektivistische Auffassungen, vgl. dazu Anders 2010b, S. 62.

Subjekts der Kognition, «die mit dessen Komponenten in einer funktionalen kognitiven Relation stehen», definiert werden kann (Anders 2010b, S. 62–63, mit Bezug auf Strohnner 1995). Die Gesamtheit aller Aspekte, in denen eine bestimmte Situation kognitiv repräsentiert ist, kann als *subjektiver Lebensraum* bezeichnet werden (Anders 2010b, S. 63, mit Bezug auf Thomae 1988). Hinsichtlich der Kodierungsform wahrgenommener Information in kognitiven Repräsentationen lassen sich zwei Kodierungsformen unterscheiden: Die propositionalen Repräsentationen als «die von den wahrgenommenen Objekten abstrahierenden, nicht-bildhaften und im kognitiven System gespeicherten Enkodierungen» und die analogen Repräsentationen als «die mental repräsentierten bildhaften Vorstellungen, die auch ohne unmittelbares externes Wahrnehmungsobjekt gebildet werden können und folglich eine eigenständige Form des Denkens darstellen» (Anders 2010b, S. 73). Die Frage nach der Kodierungsform wahrgenommener Information wird in der Repräsentationsforschung kontrovers diskutiert. Für die Wahrnehmungsdialektologie allerdings genügt die Annahme, «nach der das kognitive Subjekt sowohl propositionale als auch analoge Kodierungen für die Repräsentation benutzen kann» (Anders 2010b, S. 74), da im laienlinguistischen Alltagswissen potenziell beide Repräsentationsformate beobachtbar sind: propositionale Repräsentationen in Form von Aussagen zu Dialekten und analoge Repräsentationen in Form von kognitiven Karten (vgl. Anders 2010b, S. 113). Als kleinster gemeinsamer Nenner kann festgehalten werden, «dass kognitive Repräsentationen [...] als Modellrelationen innerhalb kognitiver Systeme, d. h. zwischen dem Objekt der Kognition [...] und dem Subjekt der Kognition [...] beschreibbar sind» (Anders 2010b, S. 76).

Sowohl in der physisch-psychologischen wie auch in der kognitiven Dimension wird Wahrnehmung «korrelational als intermediär zwischen der wahrnehmenden Person und der wahrgenommenen Umwelt verstanden» (Anders 2010b, S. 64). In der sozialen Dimension von Wahrnehmung wird nun weniger auf den Prozess der Wahrnehmung, sondern mehr auf die gesellschaftliche Bedingtheit von Wahrnehmung fokussiert, dies vor dem Hintergrund der Frage, «was der Mensch als soziales Wesen wissen und erkennen kann» (Anders 2010b, S. 64–65). Wahrnehmung ist in diesem Kontext «an soziale Kategorisierung geknüpft, [...] durch die eine Zuordnung wahrgenommener Gegebenheiten aufgrund vorangegangener Erfahrungen in einem bestimmten Erwartungskontext ermöglicht wird» (Anders 2010a). Das durch diese Prozesse generierte Wissen ist sozial konstruiert und kann als «Produkt[] sozial[] vermittelter Bedeutungen» verstanden werden (Anders 2010b, S. 65):¹²

¹² Eine kurze Beschreibung der *Theorie der Definition der Situation* (Blumer 1969) und der *Theorie vom sinnhaften Aufbau der sozialen Welt* (Schütz 1974) finden sich in Anders 2010b, S. 65–66.

Die «Theorie des Sozialkonstruktivismus» und ihre These von der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit [beinhaltet] in Anlehnung an Schütz die Auffassung von der Wirklichkeit als eine durch die Handelnden konstruierte Entität [...] und [vertritt] dabei einen erkenntnistheoretischen Realismus der Handelnden [...], d. h. dass die Wirklichkeit der Alltagswelt durch die Intersubjektivität der Individuen geprägt ist. Das dabei entstehende Alltagswissen einer Gesellschaft kann folglich als die Menge der intersubjektiv abweichenden, durch Interaktionen konstituierten Subwissensbestände beschrieben werden, das durch diverse Sozialisationsprozesse als objektive Wirklichkeit internalisiert wird. Wirklichkeit wird durch diese dialektisch gedachte Symmetrie ständig konstruiert [...]. (Anders 2010b, S. 66)

Repräsentationen können unter dieser Perspektive als «Abbilder von Wissensbeständen» beschrieben werden, «die innerhalb einer Gesellschaft oder einer Kultur präsent sind» (Anders 2010b, S. 70): Der Repräsentationsbegriff wird von seiner kognitiven Bestimmung in der Form individueller Wissensbestände erweitert zu einer sozialen Bestimmung in der Form gesellschaftlicher Wissensbestände (Anders 2010b, S. 99).¹³

In vorliegendem Zusammenhang interessieren dialektbezogene individuelle und kollektive Wissensbestände, die mit Anders (2010b) als «laienlinguistische Repräsentationen regionaler Varietäten» bezeichnet werden können. Für deren Untersuchung schlägt Anders (2010b) ein Modell vor, das sich von der Konzeption her an der *Theorie der mentalen Modelle*¹⁴ (Seel 1991) orientiert (vgl. Abb. 2). Seel bestimmt die mentale Modellbildung kognitiv als das Verhältnis von Welt, Wissen und Wissensrepräsentation, die er in drei unterschiedliche Bereiche einteilt: 1) den Bereich der erfahrbaren Welt als objektive Realität, 2) den Wissensbereich *Weltwissen* als die subjektive Realität und 3) den Bereich der Wissensrepräsentation als die symbolische Realität. Der Aufbau mentaler Modelle erfolgt über die Verknüpfung der drei Komponenten: Mentale Modelle «vermitteln als Interpretationen zwischen dem Weltwissen und der Wirklichkeit» (Anders 2010b, S. 81, mit Bezug auf Seel 1991).

Die obere Ebene des Modells von Anders (2010b) beschreibt den kognitiven Aspekt von Wahrnehmung als Aufnahme, Verarbeitung und Speicherung von Informationen in natürlichen kognitiven Systemen. Fokussiert werden Prozesse,

13 Die Unterscheidung zwischen individuellem und gesellschaftlichem Wissen ist nicht als dualistisch zu verstehen, sondern als «reziprok in Bezug auf die Transformation überindividueller Gegebenheiten in individuelles Verhalten der Mitglieder sozialer Gruppen, von denen die Gegebenheiten interaktiv reproduziert und modifiziert werden» (Anders 2010b, S. 100).

14 Man geht davon aus, dass jeder Mensch mentale Modelle konstruiert, um die Welt subjektiv verstehbar zu machen. Verständlich ist dies vor dem Hintergrund der «fragmentären Beschaffenheit menschlichen Wissens auf der einen und de[m] Wunsch nach einer möglichst umfassenden Erkenntnis über die Welt auf der anderen Seite» (Anders 2010b, S. 78).

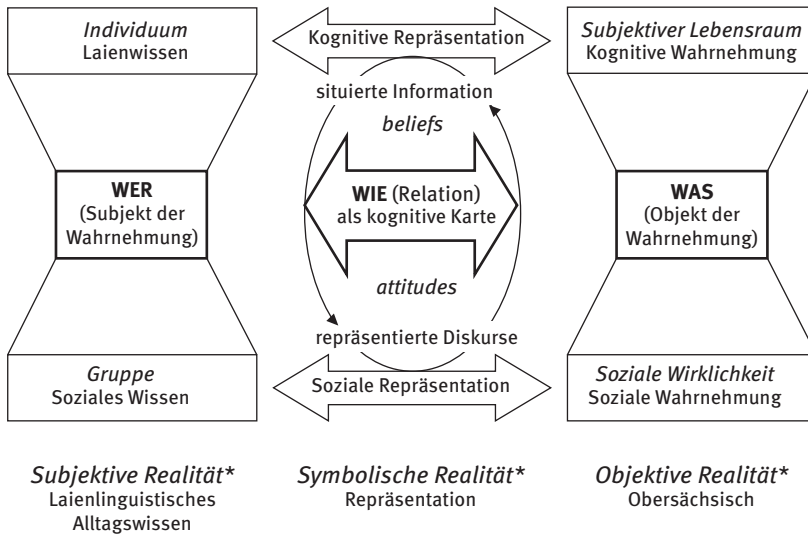


Abb. 2: Modell zur Untersuchung laienlinguistischen Wissens nach Anders (2010a, S. 73)

die zwischen dem Subjekt der Wahrnehmung (dem Individuum) und dem Objekt der Wahrnehmung (dem subjektiven Lebensraum) ablaufen und sich als Relation in kognitiven Repräsentationen manifestieren. Vor dem Hintergrund der Theorie des systemischen Realismus können diese Prozesse als dynamisch bestimmt werden: Kognitive Repräsentationen zeichnen sich unter dieser Perspektive durch die Möglichkeit ständiger Veränderbarkeit aus.

Die untere Ebene des Modells beschreibt den sozialen Aspekt von Wahrnehmung, der weniger auf die kognitiven Prozesse, sondern vielmehr auf die gesellschaftliche Bedingtheit von Wahrnehmung fokussiert: Wissen wird unter dieser Perspektive als sozial konstruiert betrachtet, die soziale Wirklichkeit als von Individuen hergestellt und durch «diverse Sozialisationsprozesse als objektive Wirklichkeit internalisiert» (Anders 2010a, S. 75). Die Relation zwischen dem Subjekt der Wahrnehmung (der sozialen Gruppe) und dem Objekt der Wahrnehmung (der sozialen Wirklichkeit) wird in sozialen Repräsentationen abgebildet, die ebenfalls als dynamische Größe gefasst werden.

Die mittlere Ebene des Modells fokussiert nun auf das Subjekt (WER) und das Objekt der Wahrnehmung (WAS) und die zwischen ihnen ablaufenden Prozesse (WIE) am konkreten Fall der vorliegend interessierenden Frage nach der Rekonstruktion laienlinguistischer Wissensbestände, die verkürzt formuliert werden kann «Wer nimmt Wie Was wahr?». Während das WER die subjektive Realität (der Probandinnen und Probanden aus Ob- und Nidwalden) darstellt, die gespiegelt wird aus individuellen und kollektiven Wissensbeständen, stellt das WAS

den Bereich der erfahrbaren Welt als objektive Realität dar (die Varietäten, die auf dem Territorium der Kantone Ob- und Nidwalden und in angrenzenden Territorien gesprochen werden), das WIE schliesslich steht für die symbolische Realität der laienlinguistischen Repräsentationen, «als die beobachtbaren Elemente mentaler Modelle» zu regionalen Varietäten (Anders 2010a, S. 76).

2.2.2 Rekodierung laienlinguistischen Wissens

Von Interesse ist nun, wie man diesen laienlinguistischen Repräsentationen der Sprecherinnen und Sprecher habhaft werden kann, resp. wie sie «rekodiert» (Anders 2010b) werden können. Anders greift hierfür auf das Konzept der *kognitiven Karte* zurück (vgl. den Doppelpfeil in der Mitte von Abb. 2), das seine Verankerung in der Theorie der *kognitiven Räume* hat. Diese Theorie fokussiert auf die kognitive Dimension von Räumen, die durch die «Wertvorstellungen, Meinungen und Wahrnehmungen, die Personen von bestimmten Raumausschnitten wie Orten oder Regionen haben», geprägt sind (Anders 2010b, S. 83). Kognitive Räume werden als zentrale Interaktionsinstanzen angesehen, «da sich der Mensch erst durch die Bildung kognitiver Räume, also durch die Herstellung von Bezügen zwischen topologischen und kognitiven Räumen, in seiner Umwelt zurechtfinden kann» (Anders 2010b, S. 87).¹⁵ Die Erforschung kognitiver Räume kennt mehrere Ausrichtungen.¹⁶ Vorliegend interessiert v. a. die Erforschung des *kognitiven Kartierens*, mit welcher «die Möglichkeiten und Varianzen von subjektiv wahrgenommenen räumlichen Informationen untersucht [werden], von denen angenommen wird, dass sie im Bewusstsein des Individuums abgebildet» sind (Anders 2010b, S. 85).

Unter Rückgriff auf Downs und Stea (1982) kann *kognitives Kartieren* als Handlungsprozess bezeichnet werden, «durch den der Mensch sich mit seiner ihn umgebenden Umwelt auseinandersetzt und diese aus der Notwendigkeit heraus strukturiert, um sich darin orientieren zu können [...]» (Anders 2010b, S. 94). Diese geistige Auseinandersetzung und Strukturierung findet ihren Nie-

¹⁵ Vgl. hierzu auch den Begriff des *erlebten Raumes* (Kap. 3.1.3).

¹⁶ Ein Forschungsbereich etwa interessiert sich für die Präferenzen, die Individuen im Raum haben, und die sich als kognitive Distanzen interpretieren lassen. So werden Entfernungen zu Orten hohen Ansehens etwa immer kürzer eingeschätzt als Entfernungen zu Orten geringen Ansehens, woraus abgeleitet werden kann, dass die kognitive Repräsentation eines Ortes auch das Verhalten beeinflusst (Anders 2010b, S. 84–85, mit Bezug auf Gould und White 1974). Überdies interessieren die räumlichen Vorstellungsbilder von Individuen, bspw. die Frage, welche räumlichen Orientierungspunkte (Gebäude, Strassennetze, Flächen) für Individuen relevant sind (Anders 2010b, S. 85, mit Bezug auf Lynch 2001 und May 2000).

derschlag als kognitive Repräsentation, die – da bei jedem Menschen der Vorgang des kognitiven Kartierens je nach Wissensstand, Intellekt und Erfahrung anders abläuft – je unterschiedlich geartet ist (Anders 2010b, S. 95). Kognitives Kartieren kann als 1) interaktiver Prozess verstanden werden: Die mentalen Repräsentationen kognitiven Kartierens sind nicht durch die Struktur der räumlichen Umwelt determiniert, sondern ergeben sich aus der Interaktion zwischen dem wahrnehmenden Subjekt und dem wahrgenommenen Objekt, d. h., sie sind nachweislich von den mentalen Dispositionen und Bezugssystemen des wahrnehmenden Subjekts beeinflusst. 2) Überdies kann das kognitive Kartieren als selektiver Prozess verstanden werden, womit gemeint ist, dass das wahrnehmende Subjekt aus der Menge potenziell wahrnehmbarer Objekte notwendigerweise eine Auswahl trifft: Diese Auswahl wird etwa durch Aspekte beeinflusst, die für das wahrnehmende Subjekt funktional bedeutsam sind (Radarfallen sind für Autofahrer bedeutsam, nicht aber für Velofahrer), oder etwa, welche Prominenz Objekte für das wahrnehmende Subjekt haben, sei dies auf individueller Ebene (eine bekannte Person hat in einer Menschenmenge eine grössere Prominenz als unbekannte Personen) oder auf gesellschaftlicher Ebene (gewisse Orte haben aufgrund ihrer diskursiven Prominenz eine grössere gesellschaftliche Bedeutung als andere). 3) Zuletzt kann das kognitive Kartieren präzisiert beschrieben werden als strukturierender Prozess, womit jener Aspekt des systematischen Ordnen von wahrgenommener räumlicher Information gemeint ist, mit dem sich das wahrnehmende Subjekt eine sinnvolle Umgebung konstruiert, in welcher es sich orientieren und bewegen kann (Anders 2010b, S. 95–96, mit Bezug auf Downs und Stea 1982).

Während bei der Frage nach dem kognitiven Kartieren Prozesse fokussiert werden, durch welche sich Menschen den Raum aneignen, fokussiert die Frage nach kognitiven Karten auf das Produkt dieser Prozesse. Wichtig ist dabei, dass es sich beim Begriff der *kognitiven Karte* nicht um eine Entsprechung, sondern um einen metaphorischen Vergleich mit realen Landkarten handelt, der ernst genommen werden muss, um voreilige Analogien auszuschliessen.¹⁷ Eine fälschliche Analogie etwa wäre, dass kognitive Karten «direkte Abbildungen der Realität» darstellen (Anders 2010b, S. 86), was dem konstruktivistischen Charakter des kognitiven Kartierens und dementsprechend auch jenem der kognitiven Karte im Kern widerspricht (s. o.). Stoeckle (2014, S. 28–29) betont in diesem

17 Anders 2010b, S. 86, trägt mit Rückgriff auf May 2000 fünf Merkmale realer Landkarten zusammen, die häufig unreflektiert auf das Konzept der *kognitiven Karte* übertragen werden: «Karten sind direkte Abbildungen der Realität», «Karten sind nur informativ, wenn es jemanden gibt, der sie liest», «Karten sind feststehende Gebilde», «Karten sind Bilder», «Karten sind zweidimensionale, in sich stimmige räumliche Gebilde».

Zusammenhang, «dass die mentalen Abbildungen grundsätzlich nicht als isomorph zur Umwelt zu betrachten sind und somit keine realen, maßstabsgetreuen Modelle darstellen», und nennt – mit Bezug auf Weichhart (2008) – als «Ursachen für diese Verzerrungen [...] unzureichende Information, fehlende Kenntnis über reale Gegebenheiten [...], Fehleinschätzung[en] von Distanzen oder Wegzeiten [sowie] Vorurteile [...]». Eine weitere, voreilige Analogie besteht darin, dass kognitive Karten als «feststehende Gebilde» (Anders 2010b, S. 86) interpretiert werden, was der dynamischen Konzeption von kognitiven Karten als etwas, das iterativ und prozessual erneuert wird, ebenfalls widerspricht. Während solche Analogien als fälschliche Annahmen über kognitive Karten gelten dürfen, ist es demgegenüber nicht im geringsten so, dass man sich über den konkreten Charakter kognitiver Karten einig wäre: Von der Idee, dass mit kognitiven Karten kognitive Strukturen gemeint sind, «die weitgehend den »realen« Gegebenheiten entsprechen [...], also als (meist verzerrte) Abbilder zu verstehen sind» bis hin zur Vorstellung, dass diese kognitiven Strukturen als abstrakte »konzeptionelle Behauptungen oder Sätze, als Propositionen« (Stoeckle 2014, S. 27–28) gespeichert sind, finden sich viele Vorstellungen über die Charakteristik kognitiver Karten, auf die nicht mehr weiter eingegangen werden soll (vgl. hierzu die Diskussion über den ontologischen Status von kognitiven Karten bei Kitchin 1994). Vorliegend wird das Konzept der kognitiven Karte definiert als die »geistige Repräsentation raumbezogener Umweltinformation« (Weichhart 2008, S. 170). Als englisches Pendant zur *kognitiven Karte* existieren Begriffe wie *cognitive map* oder *mental map*. Es soll herausgestrichen werden, dass mit diesen Bezeichnungen einzig »individuelle und kollektive Vorstellungsinhalte über bestimmte räumliche Gegebenheiten« gemeint sind und nicht etwa »die symbolische Darstellung dieser Vorstellungsinhalte in Kartenform« (Weichhart 2008, S. 171), wofür die Bezeichnung mitunter auch gebraucht wird. Geht es um die symbolische Darstellung dieser Vorstellungsinhalte in Kartenform, wird vorliegend der Begriff der *handgezeichneten Karte* verwendet.

Der Umstand, dass die Begriffe der *kognitiven Karte*, der *mental map* und der *handgezeichneten Karte* bisweilen miteinander vermischt werden, rührt daher, dass es sich eingebürgert hat, kognitive Karten von Probandinnen und Probanden mittels *draw-a-map-tasks* zu rekodieren: Bei diesem *draw-a-map-task*, der ursprünglich aus der Sozialgeographie stammt, werden die Probanden gebeten, von ihnen wahrgenommene räumliche Strukturen ihrer Umwelt in Kartenform zu Papier zu bringen, wobei Art und Ziele dieser Fragestellungen stark variieren.¹⁸ Vorliegende Arbeit orientiert sich in der Anlage ihres *draw-a-map-*

¹⁸ Vgl. für einen Überblick über die psychologische und geographische *mental map*-Forschung Stoeckle 2014, S. 30–38, und für einen Überblick über die *mental map*-Forschung in der Linguistik Stoeckle 2014, S. 39–78.

tasks an jener von Stoeckle (2014), die im Vergleich zu Arbeiten mit einem regionalen oder grossregionalen Fokus ebenfalls einen lokalen Fokus hat. Angaben zur konkreten Umsetzung des *draw-a-map-tasks* sowie dazugehörige methodische Überlegungen finden sich in Kap. 8.4.5).

2.3 Zusammenfassung

Mit der Wahrnehmungsdiagnostik – die für vorliegende Arbeit zentral ist, warum sie den Theorieteil eröffnet – hat sich eine Disziplin etabliert, die den Sprecher mit seinen Vor- und Einstellungen ins Zentrum der Forschung rückt. Sie ist interessiert daran, zu klären, über welche subjektiven sprachbezogenen Konzepte Laien verfügen, die als «eine Art eigenständiger Realität mit eigenen Ordnungsprinzipien und Wertesystemen» verstanden werden können (Stoeckle 2014, S. 17). Die Erforschung dieser «eigenständige[n] Realität» soll sodann helfen, unterschiedliche Fragen zu klären: einerseits die grundlegende Frage danach, wie Laien Sprache(n) und Sprachräume konzeptualisieren, d. h., welche Kategorien für sie diesbezüglich relevant sind und mit welchen Inhalten und Werten sie sie versehen. Dies soll helfen zu eruieren, welche Entitäten in Bezug auf Sprache und Sprachräume für Laien bedeutsam sind und damit einen Einblick in die Strukturen und Prozesse bieten, die den Umgang mit Sprache im Alltag charakterisieren. Darüber hinaus besteht ein Interesse daran, zu klären, ob diese «eigenständige Realität» sprachlicher Wahrnehmung auch einen Einfluss hat auf den Sprachgebrauch der Laien: Die These, dass die Vorstellungen und Einstellungen von Laien Sprachvariation und Sprachwandel beeinflussen, wird hier ganz entschieden vertreten; erste Studien lieferten auch bereits positive empirische Evidenz dafür (siehe dazu Kap. 3.2). Strukturell können die Forschungsarbeiten, die bislang in diesem Bereich durchgeführt wurden, hinsichtlich ihres Interesses an laienlinguistischen *percepts* und laienlinguistischen *concepts* unterschieden werden (Preston 2010): Unter laienlinguistischen *percepts* sind Wissensseinheiten zu verstehen, die Laien über die Wahrnehmung konkreter sprachlicher Stimuli aufbauen; als laienlinguistische *concepts* hingegen werden Wissensseinheiten verstanden, die Laien nicht unbedingt über die konkrete Perzeption von Sprache aufbauen, sondern die auch und in hohem Masse tradiertes Wissen beinhalten können (vgl. in diesem Zusammenhang auch die Unterscheidung von *knowledge by acquaintance* und *knowledge by description* in Fussnote 116). Vorliegende Arbeit widmet sich bezüglich dieser Unterscheidung einzig laienlinguistischen Wissensbeständen, die als *concepts* eingeordnet werden können. Diese *concepts* können, mit Rückgriff auf das Modell von Anders (2010b), bezüglich ihres Aufbaus (perzeptive, kognitive und soziale Bedingtheit

von Wahrnehmung) näher beschrieben werden. Auch bezüglich der Rekodierung laienlinguistischen Wissens schlägt Anders (2010b) eine probate Möglichkeit vor, von der hier Gebrauch gemacht wird: Die Methode nämlich, dass dialektales laienlinguistisches Wissen über kognitive Karten von Laien zugänglich wird in dem Sinne, als diese Karten in *draw-a-map-tasks* eben sogenannten rekodiert werden können. Während der Charakteristik subjektiver sprachbezogener Konzepte über solche *draw-a-map-tasks* mittlerweile in verschiedenen Studien nachgegangen wurde, stellt die Frage, inwiefern solche Konzepte mit dem Sprachgebrauch in Verbindung zu bringen sind, nach wie vor ein Desiderat dar, das vorliegend einen zweiten Interessensschwerpunkt bildet.

3 Sprache und Raum

Wenn ich nach Engelberg fahre, ist klar, Wolfenschiessen kommt auch noch in das rein, Grafenort auch noch eher. Und dann geht es den Pass rauf und wir haben mit Engelberg eine ganz andere Art.

Draw-a-map-task Nahraum, Probandin PB44 über den *Raum Stans*

Die Bedeutung des Konzepts des Raumes für Disziplinen, die sich mit dem Menschen auseinandersetzen, kann am Terminus *Umraum* (May 2000) festgemacht werden, demnach alles, was «[e]ntsprechend der menschlichen kognitiven Fähigkeit der Akteurzentriertheit [...] nicht zum eigenen Selbst gehört und als außerhalb dessen wahrgenommen wird» (Anders 2010b, S. 82), als Umraum bezeichnet werden kann. Im (Um)Raum bewegt und orientiert sich der Mensch, er stellt für ihn in seinem Austausch mit der Welt eine zentrale Interaktionskategorie dar. Die Relevanz, die diesem Konzept zukommt, wurde gerade in den Sozialwissenschaften lange Zeit übersehen:

Erstaunlich ist nun, daß mit der gleichen Sicherheit, mit der Zeit als soziale Konstruktion verstanden wird, mittels derer Menschen die Differenz von Vergangenheit und Zukunft organisieren, Raum als materielles Substrat, Territorium oder Ort entworfen wird. [...] Die Crux ist dabei, daß dieses Verständnis von Raum in erster Linie als materielles Objekt dazu führt, daß Raum [...] als nicht weiter bemerkenswert, bestenfalls als in Untersuchungen auszuschließende «Umweltbedingung» erachtet wird. (Löw 2001, S. 9)

Unlängst hat der *cultural turn* die Auseinandersetzung mit dem Raum befördert: Verschiedene Disziplinen beschäftigen sich seither detailliert damit (vgl. für die Soziologie Löw 2001, für die Geographie Weichhart 2008, für die Linguistik Auer und Schmidt 2010¹⁹), weshalb zuweilen von einem *spatial turn* (Hess-Lüttich 2013) die Rede ist. Frucht dieser vertieften Auseinandersetzung ist die Überzeugung, «dass Räume erst vor dem Hintergrund menschlicher Bedeutungszuschreibungen gesellschaftliche Wirklichkeit werden, dass sie kulturell geprägt

19 Dass die Sprachwissenschaft dem Raum seit einiger Zeit höhere Sensibilität entgegenbringt, ist an den folgenden Bänden der Reihe «Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft» abzulesen (Christen 2015, S. 354–355): Während das Handbuch Dialektologie (Besch et al. 1982–1983) keinen Artikel beinhaltet, der den Raum behandelt, wird der Raum in der Nachfolgepublikation (Auer und Schmidt 2010) prominent thematisiert. Johnstone 2010 etwa bietet in ihrem Artikel einen wissenschaftsgeschichtlichen Abriss zum Verständnis von Raum aus (human)geographischer Perspektive und zeigt auf, wie dieses das linguistische Verständnis von Raum beeinflusst hat.

sind und folglich als «soziale Konstruktionen» verstanden werden müssen» (Christmann 2016a, S. 89). Diese Sichtweise ist weithin akzeptiert und wird auch in vorliegender Arbeit vertreten. In Kap. 3.1 wird beschrieben, welche theoretischen Grundlagen die Herausbildung eines sozialkonstruktivistischen Raumverständnisses ermöglichen; als Kontrast dazu wird skizziert, welche weiteren Konzeptionen von Raum greifbar sind. Kap. 3.2 thematisiert, mit welchem Raumverständnis die Dialektologie lange Zeit operierte und wie sich dieses erweitern lässt. Unter Kap. 3.3 wird das Konzept des *place-making* eingeführt, das die Überzeugung, Raum werde in einem fortwährenden Prozess (auch) durch den Menschen gemacht, terminologisch fixiert.

3.1 Raum – eine Inventur

Ein Blick zurück auf die Anfänge der Auseinandersetzung mit dem Konzept des Raumes zeigt, dass Räume «zunächst als invariante und objektiv gegebene Entitäten konzipiert wurden [...], dass es aber von Anfang an auch Versuche gab, sie als relationale bzw. als soziale Konstrukte zu fassen» (Christmann 2016b, S. 8). Namentlich Aristoteles ging von einem absolutistischen Raumverständnis aus: Im Zusammenhang mit der Frage, wie Bewegung im physikalischen Sinn erklärt werden kann, definierte Aristoteles Ort als «das unmittelbar Umfassende für das, dessen Ort er ist» (Aristoteles 1995, S. 81, zit. nach Christmann 2016b, S. 10). Ort bzw. Raum ist in dieser Lesart etwas Unabhängiges, Losgelöstes, das die Gegenstände umschliesst, und demnach nicht mit ihnen interagieren kann. Eine solche Auffassung von Raum wird heute mit der Bezeichnung *Container Raum* versehen. Bereits Aristoteles' Schüler Theophrastos grenzte sich von dieser Annahme ab. Nach seiner relativistischen Konzeption «besitzt Raum an sich keine Realität. Vielmehr werde er erst durch die spezifische Ordnungsbeziehung von Körpern hergestellt» (Christmann 2016b, S. 11). In der Folge konkurrierten absolutistische und relativistische Konzeptionen miteinander.

3.1.1 Von einem absolutistischen zu einem relativistischen Raumverständnis

Mit Bezug auf Weizsäcker (1986) formuliert Löw (2001), dass sich in der Forschungsdiskussion zum Raum eine Spaltung entlang der historischen Kontroverse zwischen absolutistischen und relativistischen Sichtweisen zieht.²⁰ Die beiden Sichtweisen unterscheiden sich vor allem in ihrer Einschätzung zum

²⁰ Eine ausführliche Darstellung der Debatte und deren prominenter Vertreter findet sich bei Löw 2001, S. 24–27.

Verhältnis von Materie und Raum: «Während Absolutisten einen Dualismus annehmen, d. h., es existieren ihnen zufolge Raum und Körper, sind relativistische Traditionen der Auffassung, daß Raum sich aus der Struktur der relativen Lagen der Körper ergibt.» (Löw 2001, S. 17) Die absolutistische Trennung zwischen Raum und Körpern besagt, dass Raum unabhängig vom Körper und damit vom Handeln existiert. Diese Perspektive verdichtet sich in der (nach wie vor verbreiteten) Vorstellung, dass der Raum die Körper umschliesst resp. dass sich Körper in einem Raum befinden. Unter relativistischer Perspektive hingegen kann Raum nicht ohne Körper gedacht werden, da er sich erst aus der Anordnung der Körper oder auch deren Handlungen ergibt. Die Körper werden als in steter Bewegung befindlich konzipiert, womit auch die Räume einem permanenten Veränderungsprozess unterliegen: «Während im absolutistischen Denken Räume die unbewegte und für alle gleichermaßen existente (deshalb homogene) Grundlage des Handelns sind, geht im relativistischen Denken die Aktivität des Handelns unmittelbar mit der Produktion von Räumen einher.» (Löw 2001, S. 18)²¹

3.1.2 Der sozial konstruierte Raum

Löw (2001) knüpft an die relativistische Raumvorstellung an und definiert Raum als «relationale (An)Ordnung von Körpern, welche unaufhörlich in Bewegung sind, wodurch sich die (An)Ordnung selbst ständig verändert» (Löw 2001, S. 131). Der Begriff der «(An)Ordnung» ist bewusst gewählt: Mit dem Präfix *an* wird darauf verwiesen, dass Räume erst durch Konstruktionshandlungen des «(An)Ordners» entstehen, womit dem dynamischen, prozessualen Charakter des Räume-Machens Ausdruck verliehen wird. Mit dem Substantiv *Ordnung* wird der Produktcharakter von konstruierten Räumen fokussiert, die sich für die Menschen, die sie konstruieren, als objektive «(An)Ordnungen» der Welt manifestiert. Das Verhältnis zwischen Prozess und Produkt räumlichen Handelns kann weiter dergestalt ausgeführt werden, als dass räumliches Handeln gesellschaftliche Strukturen in alltäglichen Routinen konstruiert «und zwar in einem rekursiven Prozeß. Das heißt, gesellschaftliche Strukturen ermöglichen

21 Christmann 2016b, S. 11, weist darauf hin, dass Einstein 1960 die handlungstheoretischen Überlegungen dementsprechend inspirierte, als er kritisierte, dass Raum «auf alle körperlichen Objekte wirkt», ohne «dass diese auf ihn eine Rückwirkung ausüben» (Einstein 1960, XIV). Seiner Argumentation nach sind Körper nicht als passive Objekte, sondern als den Raum konstituierende Elemente zu betrachten. Damit weist er auf das Handlungspotenzial hin, das diesen Elementen (also u. a. den Menschen) für die Gestaltung von Räumen zugeschrieben werden darf.

raumkonstituierendes Handeln, welches dann diese Strukturen, die es ermöglichen [...], wieder reproduziert.» (Löw 2001, S. 170)²²

Eine solche Konzeption von Raum wirft v. a. zwei Fragen auf (vgl. auch Löw 2001, S. 139): Sind Räume in ihrer Form als menschliche Syntheseleistungen ausreichend beschrieben? Handelt es sich bei Räumen nicht (auch) um real existierende Entitäten? Das Verhältnis zwischen materiell-existierendem und synthetisch-konstruiertem Raum – auf welches diese beiden Fragen zielen – wird in der Forschung unterschiedlich bewertet. Während Einigkeit darüber besteht, dass sich Menschen die sie umgebenden Räume mental aneignen, ist umstritten, wie stark sie sich dabei auf die Materialität dieser Räume beziehen. Petkova (2015, S. 18) plädiert mit Bezug auf Soja (1989) dafür, die Materialität von Räumen bei deren (Re)Konstruktion durch Menschen nicht ausser Acht zu lassen.²³ In ihrem Modell zum Verhältnis von Lokalität, mentalen Modellen und sprachlichem Handeln finden sich materielle Aspekte von Räumen in der Lokalität, die von Menschen über mentale Modelle angeeignet werden und dementsprechend dort ihren (beliebigen) Niederschlag finden (Petkova 2015, S. 19). Genauso wichtig wie die Frage, ob sich erdräumliche Ausschnitte in ihrer Materialität in den mentalen räumlichen Repräsentationen der Menschen niederschlagen, ist die Umkehrung derselben und damit die Frage, wie sich Raumkonzepte von Menschen durch deren Handeln in der Materialität von Räumen niederschlagen (Löw 2001, S. 140–141). Diese Frage wird in Kap. 3.3 weiter ausgeführt.

3.1.3 Räume in Wissenschaft und Alltag

Die Herausbildung eines relativistischen Raumverständnisses ebnete den Weg für eine sozialkonstruktivistische Auffassung von Raum, die heute in der Forschung weitgehend etabliert ist.²⁴ Da in vorliegender Arbeit aber nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch nichtwissenschaftliche Auffassungen von Raum interessieren, soll nachfolgend auf eine Zusammenstellung von Weichhart (2008, S. 75–93) eingegangen werden, die in diesem Zusammenhang aufschlussreich ist.

²² Löw 2001, S. 177–179, bezieht sich in ihren Ausführungen auf die *Theorie der Strukturierung* von Giddens 1988, nimmt dabei allerdings eine Änderung vor: Sie denkt Strukturen nicht unabhängig von Raum und Zeit, sondern einzig von Ort und Zeitpunkt. Diese Änderung ermöglicht es ihr, räumliche Strukturen, die in der Fachliteratur zwar verwendet, aber nie definiert werden, in das Konzept der Strukturierung einzubinden.

²³ Soja 1989, S. 120, fasst Raum als Vernetzung zwischen «physical space of material nature» und «mental space of cognition and representation».

²⁴ Vgl. für detailliertere Informationen zu Schulen und Vertretern auch Löw 2001, S. 35–63.

1. Unter Raum kann etwa ein «Gebiet der Erdoberfläche» (Weichhart 2008, S. 76–77) verstanden werden. Diese Auslegung des Konzepts bezieht sich auf Erdraumausschnitte oder Teilbereiche der Erdoberfläche und spricht konkrete Einheiten der materiellen Welt an, wie bspw. den Mittelmeer- oder den Alpenraum.²⁵
2. Raum kann weiter als «Container Raum» (Weichhart 2008, S. 77–78) aufgefasst werden, womit auf jene Entität verwiesen wird, die zurückbleibt, «wenn man gleichsam aus einem Gebirgsraum das Gebirge herausnimmt» (Weichhart 2008, S. 77). Raum wird in dieser Auffassung als «eigenständige» ontologische Struktur [gesehen], die unabhängig von ihrer dinglich-materiellen Erfülltheit existiert» (Weichhart 2008, S. 77).
3. Raum kann zudem als «logische Struktur» (Weichhart 2008, S. 78–79) aufgefasst werden und steht dann für eine abstrakte Ordnungsrelation, «innerhalb derer die gegebenen Elemente gedanklich eingepasst oder verortet werden» (Weichhart 2008, S. 78), bspw. ein Farbenraum, in welchem jede Farbe ihren Platz hat. Raum hat in dieser Auffassung «keine eigene Gegenständlichkeit, sondern er besteht in den Beziehungen von Elementen oder Ordnungsobjekten zueinander» (Weichhart 2008, S. 78).²⁶
4. Eine eigenständige Variante von *Raum als logische Struktur* stellt nach Weichhart «Raum als Relationalität der Dinge» (Weichhart 2008, S. 79–82) dar: Dabei handelt es sich um die relativistische Auffassung von Raum, die besagt, dass Raum erst durch die Relationalität der Dinge zueinander konstituiert wird. Raum entsteht einzig «durch die zwischen den Dingen und Körpern existierenden Lagerrelationen. *Ohne Dinge gibt es keinen Raum*» (Weichhart 2008, S. 79).²⁷

25 «Genau genommen handelt es sich hier zunächst nur um eine Art Adressangabe, die in der Regel allerdings relativ unscharf ausfällt. «Raum» ist dann nichts anderes als eine vage und abgekürzte Bezeichnung für ein bestimmtes Gebiet der Erdoberfläche, dessen Grenzen aber entweder nicht näher definiert und unscharf belassen oder konventionell und pragmatisch festgelegt werden. «Mittelmeerraum» steht dann für nichts anderes als «die Gegend» oder «das Gebiet rund um das Mittelmeer.» (Weichhart 2008, S. 77)

26 Vgl. für einen Blick auf die sprachwissenschaftlichen Konzeptionen in Orientierung am *Raum als logische Struktur* Christen 2015, S. 360–361, die in diesem Zusammenhang auf Konzepte wie «Schichtung» (Macha 1991, S. 8), «Sprechlage» (Lenz 2003), «Varianz- oder Möglichkeitsraum» (Macha 1991, S. 5), oder, ganz prominent, auf die «Architektur der Sprache» verweist (Coseriu 1988).

27 Innerhalb der Dialektologie kann die Dialektgeografie als Disziplin gelten, die sich an einem solchen Verständnis von *Raum als Relationalität der Dinge* orientiert. Dort wird Sprache als Ortsattribut aufgefasst und kartiert, wobei sich räumliche Formationen ergeben, bei denen «es sich nicht um erdräumliche Ausschnitte [handelt], nicht um Dinge, sondern um Konfigurationsmöglichkeiten, wie sie die Dialektologie als Resultat ihrer sprachgeografischen Bemühungen vor-

5. Mit der Bedeutungsvariante des «erlebten Raumes» greift Weichhart (2008, S. 82–84) ein Konzept auf, das darauf fokussiert, wie Menschen Räume im Alltag wahrnehmen. Der *erlebte Raum* steht mit dem *Raum als Gebiet der Erdoberfläche* insofern in einer Beziehung, als sich erlebte Räume auf konkrete Erdräumausschnitte beziehen. Inhaltlich aber gehen sie darüber hinaus, da damit Räume gemeint sind, die mit individuellem und kollektivem Sinn aufgeladen sind und den Menschen gleichsam als objektive Realität vorkommen:

Der erlebte Raum erscheint dem Menschen als der Inbegriff faktischer Realität, er repräsentiert gleichsam die integrale «Wirklichkeit» der Außenwelt, der wir in unserer individuellen Existenz gegenüberstehen. Er ist von der Wahrnehmung her ein ganzheitliches Amalgam, in dem Elemente der Natur und der materiellen Kultur, Berge, Seen, Wälder, Menschen, Baulichkeiten, Siedlungen, Sprache, Sitten und Gebräuche sowie das Gefüge sozialer Interaktionen zu einer räumlich strukturierten Erlebnisgesamtheit zu einem kognitiven Gestaltkomplex verschmolzen sind. (Weichhart 2008, S. 82–83)

Erlebte Räume können als kognitive Konstrukte beschrieben werden «in denen ein Gefüge von Meinungen und Behauptungen [...] zum Ausdruck kommt»: Je bekannter der betreffende Ausschnitt der Erdoberfläche ist «desto dichter ist dabei das Gefüge der Behauptungen und Eigenschaftszuschreibungen» (Weichhart 2008, 83).²⁸

6. Und auch Weichhart (2008, S. 326–329) thematisiert zuletzt den «sozial konstituierten und konstruierten Raum», der in konkreten Handlungen produziert wird. Die Abgrenzung zwischen dem «erlebten Raum» und dem «sozial konstruierten Raum» ist indes nicht leicht: So räumt Weichhart (2008, S. 326) denn auch ein, dass zwischen den beiden Räumen wechselseitige Zusammenhänge bestehen können. M.E. lassen sich diese beiden zuletzt genannten Raumkonzepte so gegeneinander abgrenzen, als dass das Konzept des *erlebten Raumes* eher die Seite der Wahrnehmung als Perzeption, das Konzept des *sozial konstituierten und konstruierten Raumes* eher die aktive Seite der Konstruktion betont wird. Weichhart verweist bei der Beschreibung des *sozial konstituierten und konstruierten Raumes* denn auch auf das Konzept der *alltäglichen Regionalisierungen* nach Werlen (1987), womit

zuweisen pflegt» (Christen 2015, S. 357). Diese räumlichen Formationen werden mittels unterschiedlicher Visualisierungsmethoden in Dialektatlanten abgebildet, wobei der Eindruck entstehen kann, dass «sprachliche Phänomene über ein quasi verdinglichtes Areal verfügen [...] und fest mit einem Erdräumausschnitt mit einer Ausdehnung und einer Umgrenzung verbunden» sind (Christen 2015, S. 357).

²⁸ Vgl. für eine Einschätzung der Brauchbarkeit des Konzepts des *erlebten Raumes* innerhalb der Dialektologie Christen 2015, S. 361–363.

gemeint ist, dass dem Raum als Erdoberfläche «im Rahmen der gesellschaftlichen Sprachpraxis ganz bestimmte Attribute» (Weichhart 2008, S. 326) zugeschrieben werden, die entweder als sprachlich konstituierte kognitive Konstrukte oder als «durch die soziale und ökonomische Praxis formierte Konfigurationen der physisch-materiellen Welt» in Erscheinung treten (Weichhart 2008, S. 326).²⁹

Als Abschluss dieses Kapitels soll nun überlegt werden, welche von Weichhart (2008, S. 75–93) zusammengestellten Raumkonzepte nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für den Alltag eine gewisse Relevanz aufweisen. Deziert der Fall ist dies bei *Raum als Gebiet der Erdoberfläche*, da es sich dabei um «eine vage und abgekürzte Bezeichnung» für ein solches Gebiet handelt, «dessen Grenzen aber entweder nicht näher definiert und unscharf belassen oder konventionell und pragmatisch festgelegt werden» (Weichhart 2008, S. 77). Auch das Konzept des *Container Raums* findet Verwendung im Alltag. Dieses Konzept, das besagt, dass der Raum einem dreidimensionalen Körper entspricht, der alles andere in sich birgt, kann wahrscheinlich als Denkfigur eingeschätzt werden, die der Wahrnehmung von allem Räumlichen zugrunde liegt: Sie entspricht der räumlichen Normvorstellung im Alltag und spiegelt sich in verschiedenen Metaphern, mit denen wir sprachlich agieren (vgl. dazu Kap. 11.1.1). Schliesslich hat auch das Konzept des *erlebten Raumes* eine Relevanz im Alltag, weil der Raum den Menschen stets als «Inbegriff faktischer Realität» (Weichhart 2008, S. 82) vorkommt. Zusammenfassend lässt sich vermuten, dass Menschen, wenn sie sich im Alltag auf Räume beziehen, damit immer ein *Gebiet der Erdoberfläche* meinen, das sie als *Container Raum* konzeptualisieren und es mit einer Menge an «gruppen- und kulturspezifische[n] Werturteile[n], Klischees und Imagezuschreibungen» (Weichhart 2008, S. 82) füllen: So erleben Menschen Räume im Alltag.

Nebst den drei thematisierten Raumkonzepten, denen sowohl in der Wissenschaft (*Raum als Gebiet der Erdoberfläche* in der Geographie, *Raum als Container Raum* in der Physik und *erlebter Raum* in den Sozialwissenschaften als Möglichkeit zur Eruierung raumgebundener Vor- und Einstellungen) als auch

²⁹ Vgl. hierzu auch das Begriffspaar «Syntheseleistung» und «Spacing» nach Löw: «Die Auseinandersetzung mit den Prozessen der Raumkonstitution führt mich zu der Erkenntnis, daß Handeln genauer differenziert werden muß in Syntheseleistung und Spacing. Unter Spacing fasse ich das Plazieren von sozialen Gütern und Menschen bzw. das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen. Spacing bezeichnet also das Errichten, Bauen oder Positionieren. Unter einer Syntheseleistung verstehe ich die Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse, in denen soziale Güter und Menschen zu Räumen zusammengefaßt werden.» (Löw 2001, S. 177–179)

im Alltag eine gewisse Relevanz beikommt, gibt es solche, deren Relevanz sich eindeutig auf die Wissenschaft beschränkt (vgl. auch Kap. 3.1): Darunter fällt der *Raum als logische Struktur* wie auch der *Raum als Relationalität der Dinge*. Der *sozial konstituierte und konstruierte Raum* ist als Erweiterung einer relativistischen Raumkonzeption einzustufen, die heute breit rezipiert wird und auch in die Linguistik Eingang gefunden hat.

3.2 Zum *spatial turn* und seinen Implikationen für die Dialektologie

Wegweisend für eine Neukonzeptionierung von Raum in den Sprachwissenschaften und namentlich in der Dialektologie war Auer (2004), der mit Bezug auf Simmel (1995) angeregt hat, Raum nicht als rein physisches, sondern auch als mentales Phänomen zu begreifen. Simmels Idee, dass Raum «überhaupt nur eine Tätigkeit der Seele ist, nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnesaffektionen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden» (Simmel 1995, S. 133), die Idee von Raum also als etwas Konstruiertes und vom Menschen Gemachtes, überträgt Auer (2004) auf die Sprache und plädiert dafür, für die Entwicklung von Dialekt(räum)en nicht mehr nur topografische Begebenheiten verantwortlich zu machen, sondern auch die räumlichen Vorstellungen der Sprecher: «Nicht die Struktur des Raums schafft sprachliche Unterschiede, sondern unsere dialektalen kognitiven Landkarten sind Ordnungsstrategien, mit denen wir das <Chaos> der Heteroglossie bewältigen.» (Auer 2004, S. 160) Damit stellt er sich gegen die klassisch-dialektologische Lehrmeinung, die besagt, dass ausserlinguistische Grenzen in direkter Weise mit der Kon- und Divergenz von Sprachen zusammenhängen: Sind naturräumliche Grenzen (wie etwa Berge) vorzufinden, ist sprachliche Divergenz zu erwarten, fehlen sie, ist sprachliche Konvergenz zu erwarten. Sein Hauptargument besteht in der Kritik der Arbeiten von Bach (1934), der zur Erklärung von dialektologischen Verhältnissen mittelalterliche und frühneuzeitliche Territorien anführt, die zum Ende des 19. Jahrhunderts, als die Forschungen stattfanden, z. T. schon lange nicht mehr existierten. Damit fehlten auch die politischen Grenzen, die die Kommunikation hätten behindern können:

In vielen Fällen hätten Hunderte von Jahren zur Verfügung gestanden, um die einst herrschenden Akkommodationshindernisse auszuräumen und Innovationen über die ehemalige Grenze zu tragen. Dass dies nicht geschah, bedeutet, dass die Wirkung der politischen Grenzen diese selbst überlebt hat. Wie ist dies möglich, wenn der «Verkehr» zwischen den Menschen doch nun problemlos funktionierte? Die Antwort ist offensichtlich: Die alten Grenzen hinterließen ihre mentalen Spuren im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung und in ihren ethno-dialektologischen Landkarten. (Auer 2004, S. 160–162)

Dafür, dass alte Grenzen mentale Spuren im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung hinterlassen können, wurden mittlerweile einige Nachweise geliefert. Für den Bodenseeraum etwa wurde ermittelt (Streck 2012a, 2012b, 2014), dass die alte Grenze zwischen Baden und Württemberg einen Einfluss auf die Entwicklung der dortigen Dialekte hat: Im nördliche Bodenseeraum, der traditionell-dialektologisch als homogenes Gebiet eingestuft wird, kann im Osten (um die Städte Konstanz, Friedrichshafen und Ravensburg) auf breiter empirischer Basis³⁰ ein Dialektwandel zugunsten des Schwäbischen festgestellt werden. Von diesem Wandel sind in erster Linie württembergische Orte betroffen, was Streck damit erklärt, dass sich die alte baden-württembergische Grenze – die seit 1952 mit der Gründung des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg im Grunde aufgelöst wurde – in den Köpfen der Einwohner gehalten hat: «Die politische Grenze zwischen Baden und Württemberg bestand bereits zum Zeitpunkt des Beginns der Erhebungen für den SSA [...] nicht mehr. Trotzdem scheinen sich die beiden Identitäten «Badener» und «Schwabe» erhalten zu haben» (Streck 2012b, S. 296). Streck, der den Sprachgebrauch in diesem Zusammenhang als Manifestation regionaler Zugehörigkeit begreift, interpretiert diesen Befund im Sinne einer Herausbildung einer (ober)schwäbischen Identität, die ihren Ursprung in alten territorialen Verhältnissen hat, die durch gegenwärtige wirtschaftliche und kulturelle Verschränkungen (im ehemaligen württembergischen Gebiet) aber noch genährt wird. Streck (2012b, S. 300) räumt ein, dass die linguistische Analyse auf Daten beruht, die durchschnittlich 30 Jahre alt sind, weshalb die Ergebnisse nicht auf die heutige Sprachsituation übertragen werden können. Er schliesst aber aus gegenwärtigen Selbsteinschätzungen der Einwohner – die ihren eigenen Dialekt mehrheitlich als Schwäbisch bezeichnen –, dass diese Tendenz nach wie vor vorherrschend sein könnte.

Eine weitere Studie, die diskutiert, inwiefern mentale Dialektgrenzen Menschen in ihrem Handeln beeinflussen, entstand aus einer Zusammenarbeit zwischen Linguisten und Ökonomen: Falck et al. (2012) nehmen sich der Frage an, ob alte (bundes)deutsche Dialektgrenzen als Einflussfaktor auf die Arbeitsmigration der (bundes)deutschen Bevölkerung gelten können. Dialektgrenzen werden in einer solchen Anlage gleichgesetzt mit kultureller Abgrenzung, eine Operationalisierung, die für die Wirtschaftswissenschaften offenbar als *Novum* gelten kann: «The recorded geography of dialects comprehensively portrays local cultural similarities that have been evolving for centuries, and provides an ideal opportunity to measure cultural barriers to economic exchange at a fine

30 In die quantitative Analyse sind insgesamt 82'065 Tonbelege der Befragungen des Südwest-deutschen Sprachatlas (SSA) zu 38 phonologischen Phänomenen in 172 Lexemen/Wortformen aus 354 Orten im Untersuchungsgebiet des SSA eingegangen (Streck 2012b, S. 294).

geographical scale.» (Falck et al. 2012, S. 225) Der linguistische Datensatz, der für die Beantwortung der Frage Verwendung findet, bilden die Wenkerdaten, die recodiert und mittels ArcGIS in Ähnlichkeitskarten überführt wurden. Die Karten, die abbilden, wie ähnlich resp. verschieden die Dialekte zueinander sind, wurden in einem nächsten Schritt abgeglichen mit Daten zu innerdeutschen Arbeitsmigrationsbewegungen in der Zeit von 2000–2006. Die Ergebnisse zeigen, dass die «cross-regional migration flows in the period 2000–2006 are positively affected by historical dialect similarity» (Falck et al. 2012, S. 225):

Our central finding is that, conditional on geographical distance, the contemporaneous migration is significantly positively affected by the similarity of the dialects prevalent in the source and the destination area more than 120 years ago. Quantitatively, the impact is smaller than the effect of geographical distance on migration flows that is typically in the focus of gravity analyses, but still it is economically important: Had there been no dialect barriers, internal migration in Germany would be almost 20 per cent higher than it really is. (Falck et al. 2012, S. 226)

Die Einflüsse der alten Dialektgrenzen auf die Migrationsbewegungen, die hier positiv nachgewiesen werden können, seien, so die Autoren, nicht darauf zurückzuführen, dass diese Dialektgrenzen tatsächliche kommunikative Hindernisse darstellten; vielmehr müssten sie als kognitive Grenzen gesehen werden, die «persistent cultural differences across German regions» (Falck et al. 2012, S. 226) reflektieren, die sich über Jahrzehnte entwickelt haben. Studien wie die eben zitierten liefern Evidenzen dafür, dass sich mentale Raumvorstellungen von Menschen in (räumlichen) Handlungen niederschlagen können – und drängen dazu, die traditionellen sprachwissenschaftlichen und insbesondere die dialektologischen Raumkonzepte zu überdenken.

3.2.1 Revision der traditionell-dialektologischen Raumkonzeption

Die Hauptkritik, die man an traditionell-dialektologischen Raumkonzepten üben kann, besteht darin, dass Sprache und Raum dort als unlösbar aneinandergebunden konzeptualisiert wird:

Languages are directly linked to spaces: a given part of geographic space is assumed to be the «natural habitat» of a language, and a given language is assumed to «have» its own space. But, of course, languages cannot be located in geographical space in the same way as coal-mines or rivers. Their only link to a particular territory is the fact that they are spoken by people who inhabit this territory, or that speakers believe that the territory is under the roof of a given national standard language. (Auer 2013, S. 4–5)

Dieses traditionell-dialektologische Verständnis des Verhältnisses von Sprache und Raum, das mit der Verkürzung «language = speakers = territory» (Auer 2013,

S. 5) illustriert werden kann, gründet mit Auer (2013, S. 5–6) auf folgenden Annahmen:

1. Sprecher sprechen nur eine Sprache, d. h., sie sind monolingual resp. «mono-varietal» oder eine ihrer Sprachen/Varietäten ist zumindest so dominant, dass die andere vernachlässigt werden kann.
2. Sprecher sind an Räume gebunden, d. h., sie sind immobil.
3. Raum ist ein Container, der Sprachen beinhaltet.
4. Ähnlichkeiten zwischen Sprechern nehmen zu, wenn die Sprecher zusammen an einem Ort wohnen, und sie nehmen ab, je weiter weg voneinander sie wohnen.
5. Sprachräume sind aneinander angrenzend und sich gegenseitig ausschliessend (im Unterschied zu überlappend oder perforiert), alle Sprachräume haben die gleiche maximale Dichte.

All diese Annahmen gründen auf einer absolutistischen Konzeption von Raum, in der er als konkretes Gebiet auf der Erdoberfläche gedacht wird (s. o.), oder, um mit Christen (2015, S. 355) zu sprechen, auf einer Konzeption von «Raum als absolut gesetzte[r] physisch-materielle[r] Wirklichkeit». Dieses Konzept des Raumes als absolut gesetzte physisch-materielle Wirklichkeit ist für die Dialektologie seit jeher von Bedeutung. Zentral ist etwa die Überlegung, dass sich zwischen Menschen, die sich räumlich nah sind, die häufigsten *face-to-face*-Begegnungen ergeben: Der Einfluss auf die Sprache ist dabei jener, als bei häufigem Kontakt sprachliche Konvergenz zu erwarten ist. Vor diesem Hintergrund werden Ortsgemeinschaften als sprachlich maximal homogene Gemeinschaften gefasst, was ihre Prominenz in dialektologischen Arbeiten erklärt: «Der materielle Erdraum wird damit als erklärende Grösse für räumliche Sprachunterschiede geltend gemacht, sei es aufgrund seiner Ausdehnung, sei es durch seine materielle Ausstattung mit begegnungshinderlichen Seen, Flüssen, Gebirgen oder begegnungsförderlichen offenen Landschaften.» (Christen 2015, S. 356) Christen führt weiter aus, dass die Verkürzung «von sprachlich kommunizierenden, in situativen Zusammenhängen agierenden Menschen [...] zu Sprache als einem Ortsattribut [...] mit einer massiven Reduktion komplexer Sachverhalte verbunden» ist, da in allen örtlichen Gemeinschaften mit sozialen und situativen Unterschieden gerechnet werden müsse. «[M]it ihrem Basisdialekt- resp. Grundmundarten-Konzept» habe die Dialektologie jedoch «einen gangbaren Weg gefunden, um jene Variations-schicht herauszuschälen, die sich durch maximale Ortsüblichkeit und maximale historische Tiefe auszeichnet» (Christen 2015, S. 356).

Den Unternehmungen der traditionellen Dialektologie kommt zweifelsohne ein erhebliches Verdienst zu, die «grundlegende Kenntnis jener arealen Variationen» nämlich, die «von sozialen und situativen Dimensionen absieht und uns

etwa in kartografisch aufbereiteter Form entgegentritt» (Christen 2015, S. 356). Dennoch sind gerade ihre räumlichen Prämissen zu überdenken, da diese nur schwer vereinbar sind mit heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen. Was etwa die oben thematisierten Annahmen 1) der Einsprachigkeit und 2) der räumlichen Immobilität angeht, muss diesen – während sie in den Anfängen der traditionellen Dialektologie eventuell noch eher plausibel waren – die Berechtigung in einer Zeit, die von wachsender Mobilität und medialer Vernetztheit geprägt ist, abgesprochen werden: Weder kann davon ausgegangen werden, dass Sprecher heute nur noch eine Varietät sprechen, oder, vorsichtiger formuliert, passiv kennen, und schon gar nicht, dass Sprecher sich nur an einem Ort aufhalten. Was Annahme 3) nach einem Glauben an einen *Container Raum* angeht, muss diese, vor der heute in den Sozialwissenschaften gängigen relativistischen Auffassung von einem gesellschaftlich konstituierten und konstruierten Raum, aufgegeben werden: Die Vorstellung, dass Sprachräume determinieren, wie «ihre» Sprecher sprechen, ist überholt und zu ersetzen mit einer Konzeption, in der die Sprecher die Rolle des Akteurs innehaben (s. u.). Annahme 4), die besagt, dass Sprecher umso ähnlicher sprechen, je räumlich näher sie einander sind, ist aus dem gleichen Grund zu verabschieden wie Annahme 3). Und auch Annahme 5) ist unter einem relativistisch-konstruktivistischen Raumverständnis nicht mehr haltbar, da dieses negiert, dass Räume als materiell existente Gebiete an die Erdoberfläche gebunden sind, und sich dementsprechend auch auf mehreren Ebenen überlagern können. Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Gleichsetzung «Sprache = Sprecher = Ort» nicht mehr funktioniert: Sprachen können nicht direkt als mit Räumen verbunden gedacht werden, sondern sind dies alleine durch die Sprecher, die diese Verbindungen erst herstellen. Der Sprecher mutiert also zur zentralen Instanz («bringing in the speaker», Auer 2013, S. 10), der durch seine Sprechhandlungen Verbindungen zu Räumen herstellt, die wiederum von Hörern dekodiert werden können («act of localization», Auer 2013, S. 10). Die Bedeutung, die dem Sprecher und dem Prozess der Lokalisierung in diesem Zusammenhang beigemessen wird, führt zu einer Umkehrung des traditionellen Verständnisses von Sprache und Raum:

Most of the time, an individual's or group of individual's speech is no simple reflex of the spatial location in which it occurs; we need to be attentive to how humans achieve localizations and, by doing so, construct language spaces. From this perspective, speakers are seen as agents who choose variables from a range of options as a way of «placing» themselves, and enabling their recipients to «place» them (LePage & Tabouret-Keller 1985). [...] The reversal of the usual way of thinking about space and language puts us in a position to analyse the place- and space-making activities which we believe are typical of late modernity, both in face-to-face interaction and in mediated interaction. (Auer 2013, S. 14–15) [im Original mit Hervorhebungen]

3.3 Sprachgebundenes *place-making*

Im Zusammenhang mit der heute gängigen Auffassung von Raum hat sich auch der Begriff *place-making* etabliert: Er kann als begriffliches Kondensat einer sozialkonstruktivistischen Perspektive auf den Raum aufgefasst werden.³¹ Während die Determinante des Kompositums, *making*, auf die Handlungsmöglichkeiten referiert, die den Menschen unter dieser Perspektive im Umgang mit Räumen attestiert werden, kann die Determinante des Kompositums, *place*, definiert werden als räumliche Einheit, der eine gewissen Bedeutung zugeschrieben wird:

So what links these examples: a child's room, an urban garden, a market town, New York City, Kosovo and the Earth? What makes them all places and not simply a room, a garden, a town, a world city, a new nation and an inhabited planet? One answer is that they are all spaces which people have made meaningful. They are all spaces people are attached to in one way or another. This is the most straightforward and common definition of place – a meaningful location. (Cresswell 2004, S. 7)

Mit Bezug auf Agnew (1987) führt Cresswell drei Aspekte an, die «places» als «meaningful locations» auszeichnen: 1) Mit «location» ist gemeint, dass jeder «place» an einen erdräumlichen Ausschnitt der physisch-materiellen Welt gebunden ist. 2) Unter «locale» wird «the material setting for social relations – the actual shape of place within which people conduct their lives as individuals, as men or women, as white or black, straight or gay» verstanden (Cresswell 2004, S. 7). 3) Mit «sense of place» sind subjektive und emotionale Beziehungen gemeint, die Menschen mit «places» verbinden.³²

Vor dem Hintergrund der Ausführungen von Cresswell (2004) kann *place-making* als Prozess eingestuft werden, durch welchen Lokalitäten zu «socially meaningful spaces» werden, «which derive their significance from the activities taking place in them, and the values ascribed to them» (Auer 2013, S. 15). Sprache spielt in *place-making*-Aktivitäten eine wichtige Rolle: Man denke an Prozesse wie die Benennung neuer Quartiere und Strassen oder den Gebrauch von

³¹ Vgl. in diesem Zusammenhang den Begriff des *doing gender* (West und Zimmerman 1987), der als ebensolches Kondensat innerhalb einer konstruktivistischen Geschlechter- resp. Genderforschung gelten kann (vgl. auch Butler 2009).

³² Cresswell 2004 grenzt den Begriff des «place» ab gegenüber demjenigen des «space» («undifferentiated space becomes place as we get to know it better and endow it with value», Cresswell 2004, S. 10) und gegenüber demjenigen der «landscape» («Landscape is an intensely visual idea. In most definitions of landscape the viewer is outside of it. This is the primary way in which it differs from place. Places are very much things to be inside of.» Cresswell 2004, S. 10).

Amtssprachen zur Beschriftung öffentlicher Institutionen, die zu kontroversen Debatten führen können (Auer 2013, S. 16–17, vgl. auch Burenhult und Levinson 2008, Landry und Bourhis 1997). Dialekte allerdings, so stellt Auer (2013, S. 16) fest, sind mit Blick auf *place-making*-Aktivitäten erst spärlich erforscht (vgl. Johnstone et al. 2006; Johnstone 2009): Dies ist einmal erstaunlich, weil Dialekte räumlich gebundene Varietäten par excellence darstellen, und zudem, da ihnen innerhalb der Prozesse, die von der Geographie mit *new regionalism* (Werlen 1997) überschrieben werden, eine mutmasslich wichtige Rolle zukommt (Auer 2013, S. 16–17): Der *new regionalism* postuliert, dass Zentralisierung und Globalisierung nicht unbedingt zu Prozessen der Uniformierung und der De-Regionalisierung führen müssen, sondern auch gegenteilige Prozesse möglich sind: Aufstrebende regionale Verhaltens- und Handlungsweisen nämlich, die sich u. a. in der Sprache niederschlagen (vgl. hier auch das Konzept der *Glokalisierung*, Kap. 1). Wie genau sich diese Prozesse sprachlich manifestieren, muss erst näher untersucht werden. Auer vermutet:

Obviously, such new social constellations will lead speakers to deploy regionally indexed linguistic features in ways not systematically accounted for in traditional dialectology and variationism. Where a traditional speaker of a broad dialect is predicted to accommodate toward more standard-like usage in more formal situations or in communication with outsiders, a «modern» regional speaker-activist, for whom a possibly enregistered dialect has the primary function of gatekeeping for the regional community, will use a comparatively smaller number of highly salient regional features, but be far less willing to give them up in communication with outsiders. (Auer 2013, S. 16–17)

Ähnlich gefasst wie von Auer (2013) wird *place-making* von Busse und Warnke (2014): Mit Rückgriff auf Friedmann (2010)³³ definieren sie das Konzept als «In-Wert-Setzung» von Raum. Empirisch interessieren sie sich dafür, wie Urbanität in Sprachhandlungen konstruiert («in diskursiven Prozessen [...] – in partizipativen wie auch konfrontativen Akteurskonstellationen produziert», Busse und Warnke 2014, S. 2) wird und präzisieren den Begriff dementsprechend als «sprachgebundenes, urbanes *Place-Making*».³⁴ Mit dieser Produktion von urba-

³³ Friedmann 2010 bezieht sich in seiner Definition von *place* ebenfalls auf Cresswell 2004 und definiert ihn als «being small, inhabited, cherished by most of those who live there, and centered as revealed in its sacred spaces, reiterative social practices and rituals» (Friedmann 2010, S. 159).

³⁴ Vgl. hierzu den vielversprechenden Ansatz der «Kommunikativen Konstruktion von Räumen» (Christmann 2016a, 2016b, 2016c; Knoblauch 2016): «Dass Räume erst vor dem Hintergrund menschlicher Bedeutungszuschreibungen zu einer gesellschaftlichen Wirklichkeit werden und folglich als soziale Konstruktionen verstanden werden müssen, ist ein Gedanke, der raum-theoretische Reflexionen seit Langem leitete [...]. Vergleichsweise neu ist es demgegenüber, die kommunikative Konstruktion von Räumen systematischer zu betrachten. Mit der Berücksichti-

nen Räumen einher geht die Produktion von «fluiden Identitäten», die sich sprachlich etwa durch die Verwendung von gruppenspezifischen Ausdrücken manifestiert (Busse und Warnke 2014, S. 3). Die Autoren weisen darauf hin, dass Forschungen zum sprachgebundenen *place-making* grundsätzlich interdisziplinär orientiert sein sollten, «denn es sind nicht nur sprachliche Zeichen und Aussagen, die Raum machen, linguistische Mittel des *Place-Making* sind komplex mit anderen Formaten der Raumproduktion verbunden» (Busse und Warnke 2014, S. 3). Mit ihrem Band lösen Busse und Warnke (2014) den Anspruch, *place-making* als interdisziplinären Gegenstand ernst zu nehmen, ein: Diskursive Prozesse und Praktiken der Raumherstellung werden aus der Warte der Architektur, Soziologie, Literaturwissenschaft und Linguistik beleuchtet. So wird etwa untersucht, «wie Autoritäten und Institutionen, beispielsweise Investoren, Stadtplanung oder Stadtmarketing, urbane Räume kreieren bzw. reflektieren» (Busse und Warnke 2014, S. 4). Dieser interdisziplinäre Ansatz wirft eine Frage auf, die bereits in Kap. 3.1 erwähnt wurde: Die Frage nämlich, wie das Verhältnis zwischen dem materiell-existierenden und dem synthetisch-konstruierten Raum vor dem Hintergrund räumlicher Konstruktionshandlungen zu beschreiben ist. Während Einigkeit darüber besteht, dass Menschen sich die sie umgebenden Räume mental aneignen, ist umstritten, wie stark sie sich dabei auf die Materialität dieser Räume beziehen. Genauso interessant ist die entgegengesetzte Frage danach, inwiefern synthetisch-konstruierte Räume Einfluss nehmen auf materiell-existierende Räume (Löw 2001, S. 140–141). Folgt man der Argumentation von Busse und Warnke (2014), funktioniert dieser Prozess über diskursive *place-making*-Aktivitäten, die, wie im eben beschriebenen Fall von Institutionen, über Stadtplanung, also zunächst diskursive Prozesse, Änderungen im materiell-existierenden Raum bezwecken können, indem die Pläne physisch im Raum umgesetzt werden. Beim *place-making* haben wir es also mit einem Prozess zu tun, der einerseits aufgefasst werden kann als rein konzeptuelle Konstruktion von Räumen im Diskurs, andererseits aber auch als diskursive Konstruktion von Räumen, die sich zusätzlich in der Materialität des Raumes

gung kommunikativer Prozesse wird dem Umstand Rechnung getragen, dass Räume weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart von Subjekten jenseits kommunikativer Prozesse gedacht, geplant oder gestaltet wurden. Schon in einfachen Gesellschaften ist ein kommunikativer Austausch der Gesellschaftsmitglieder über Räume unabdingbar, damit Räume überhaupt erst zu einer intersubjektiv geteilten, also zu einer gesellschaftlichen Wirklichkeit werden können. Besonders aber in modernen, funktional differenzierten und hoch komplexen Gesellschaften ist beobachtbar, dass Raumvorstellungen und geplante Raumgestaltungen in hohem Maße kommunikativ verhandelt werden, und zwar vielfach in breiten Öffentlichkeiten.» (Christmann 2016b, S. 7)

(rein) konzeptuelle Konstruktion
von Räumen im Diskurs

(auch) materielle Konstruktion
von Räumen durch den Diskurs

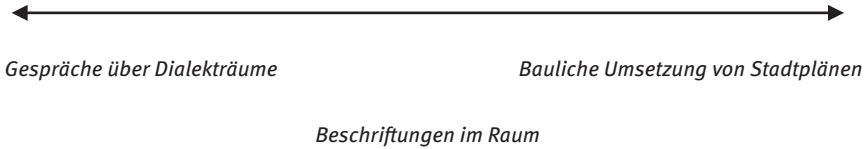


Abb. 3: Reichweite des Prozesses des *place-making* auf dem Kontinuum
konzeptionell – materiell

niederschlägt. Diese beiden Beispiele können als Pole eines Kontinuums gedacht werden (vgl. Abb. 3).

Während bspw. Gespräche über Dialekträume, wie sie im empirischen Teil dieser Arbeit als Datensatz fungieren, ein eindeutiges Abbild für die konzeptuelle Konstruktion von Räumen darstellen, sind bauliche Umsetzungen von Stadtplänen ein Beispiel dafür, inwiefern sich ein Diskurs (d. h. die konkreten Verhandlungen der Akteure aber auch weitreichendere Diskurse etwa zur nachhaltigen Entwicklung) in der Materialität der Räume niederschlagen kann. Natürlich spielt die Materialität von Räumen bei der konzeptuellen Konstruktion von Räumen durch den Diskurs eine Rolle (vgl. die Ausführungen in Kap. 3.1): So ist davon auszugehen, dass die Erfahrungen, die Menschen mit materiell-existierenden Räumen machen, einen Einfluss darauf haben, wie sie diese Räume konzeptualisieren und wie sie darüber sprechen: Wenn sich zwei Sarnen also über Sarnen unterhalten, werden (nebst tradierten Wissensbeständen auch) ihre alltäglichen (materiellen) Erfahrungen mit dem (Erd)Raum Sarnen in das Gespräch einfließen. Gleichzeitig sollte bezüglich der materiellen Konstruktion von Räumen durch den Diskurs nicht der Eindruck erweckt werden, dass in diesem Prozess konzeptuelle Konstruktionen keine Rolle spielen, im Gegenteil: Vielmehr soll hier darauf fokussiert werden, dass konzeptuelle Konstruktionen von Räumen in den physisch-materiellen Raum Eingang finden können (bspw. öffentliche Massnahmen, die der Gentrifizierung von Stadtteilen entgegenwirken sollen). Beschriftungen im Raum schliesslich, wie sie von der aufstrebenden *linguistic landscapes*-Forschung prominent zum Thema gemacht werden, habe ich in der Mitte angesiedelt, da solche Raumhandlungen nicht zu materiell neuen Strukturen im Raum führen, wie bspw. architektonische Projekte es tun, wohl aber im Raum sichtbar sind (und durch ihre Inhalte mindestens so grosse Auswirkungen auf den Raum haben können wie materielle Modifikationen, vgl. hierzu bspw. Beschriftungen als Besitzanzeige).

3.4 Zusammenfassung

Konstruktivistische Ideen, wie jene, die die Wahrnehmungsdiagnostik prägen, kursieren derzeit in vielen Forschungsbereichen. So auch in Bereichen, die sich mit dem *Raum* beschäftigen; eine Entität, die für vorliegende Arbeit zentral ist. Während in sozial- wie auch in naturwissenschaftlichen Disziplinen lange Zeit von einer Container-Raumvorstellung ausgegangen wurde, die den Raum als «Schachtel oder Behälter [begreift, der] Dinge, Lebewesen und Sphären umschließt» (Löw 2001, S. 24), wird heute ein relativistischer Raumbegriff (Löw 2001, S. 17–18) angesetzt, der Dinge und Lebewesen als Objekte resp. Subjekte fasst, die den Raum erst generieren und konstruieren (vgl. dazu auch Weichhart 2008). Dieser Paradigmenwechsel in der Konzeption von Raum und Räumlichkeit weg von einer absoluten und hin zu einer relativen Auffassung von Raum hat konstruktivistischen Zugängen im Umgang mit dem Raum den Weg geebnet, die mittlerweile auch in der Sprachwissenschaft und konkret in der Dialektologie angekommen sind. Hier ist es Auer (2004), der früh fordert, Raum nicht als rein physisches, sondern auch als mentales Phänomen zu begreifen: Nicht mehr nur aussersprachliche, räumliche Grenzen und Übergänge seien es, die zu Variation und Wandel der Dialekte beitragen, sondern gerade auch die Vorstellungen der Sprecherinnen und Sprecher über die Dialekte sowie über die Räume, Grenzen und Übergänge, die die Dialekte bedingen, wofür mittlerweile vereinzelt empirische Evidenz gefunden werden konnte (Streck 2012a; Falck et al. 2012). Gerade in der (post)modernen Welt, in der wir leben, sind zentrale Aspekte des klassisch-dialektologischen Argumentariums – Sprecher sprechen nur eine Sprache, Sprecher sind immobil, die Sprache von Sprechern nimmt mit zunehmender naturräumlicher Nähe der Sprecher an Ähnlichkeit zu – nicht länger haltbar, da Argumente der Mobilität und des starken medialen Kontaktes deutlich dagegen anstehen: Die Annahme, dass Sprachen in der Weise mit geografischen Räumen verbunden sind, als sie an geografischen Räumen haften und diese Räume gewissermassen repräsentieren, sei zu ersetzen mit jener, dass Sprachen durch Sprecher als Co-Konstrukteure des Raumes fungieren (Auer 2013, S. 4–5). Vor diesem Hintergrund kommt dem Sprecher eine prominente Rolle zu: Er rückt ins Zentrum des Interesses, da davon ausgegangen wird, dass seine Vorstellungen – die in aller Regel nach dem Container-Schema funktionieren – und daraus resultierende Handlungen (sprach)raumbildend sein können. Fragen wie «Wie nehmen Laien Räume wahr?», «Was verbinden sie mit diesen Räumen?», «Wie bewerten sie diese Räume?» werden ganz zentral und können mit sozialgeografischen Konzepten wie jenem des *erlebten Raumes* aufgefangen und anschaulich erklärt werden. Für dieses neue Interesse an Menschen und ihrem Umgang mit Räumen kursiert denn auch der Terminus des *place making*,

der – etwa verglichen mit dem Terminus des *doing gender* – als eine Art geronnener Diskurs eingeschätzt werden kann, der zentrale Anliegen und Interessen desselben in aller Kürze umschreibt.

4 Sprechen über Sprache

Die sagen eben *giot*. Engelberg und Lungern habe ich rausgenommen, weil sie ganz andere Laute drin haben. Ich arbeite mit jemandem zusammen aus Lungern. Ich glaube, weil sie Randgruppen sind, haben sie sich einen eigenen Dialekt angeeignet, vielleicht, um sich abzuheben.

Draw-a-map-task Nahraum, Probandin PB2 zu *Lungern*

Will man einer konstruktivistischen Sicht auf Räume in Bezug auf Sprache, wie sie vorangehend diskutiert wurde, gerecht werden, folgt daraus zwangsläufig, dass man den Sprecher und seine räumlichen Vorstellungen ins Zentrum der Forschung rückt: Gefragt werden muss danach, wie Sprecher Räume konzeptualisieren, weil davon ausgegangen wird, dass diese Konzeptualisierungen Voraussetzungen bilden für die räumlichen Handlungen von Sprecherinnen und Sprechern.

In vorliegendem Zusammenhang interessiert u. a. jene Spielart räumlichen Handelns, bei der sich Sprecher durch die Wahl spezifischer dialektaler Varianten räumlich positionieren. Die Symbolik dieser Varianten ist dabei weder willkürlich, noch den Varianten selbst inhärent, sondern vielmehr in den «extralinguistischen lokalen und sozialen Eigenschaften» zu suchen, die den Varianten zugeschrieben werden und «nur über Erfahrung zugänglich» sind (Christen 2000, S. 43) (vgl. auch Kap. 5). Solche extralinguistischen Eigenschaften – bspw. welche Varianten als eigene Dialektvarianten gelten und welche als fremde – können u. a. über die Rekodierung laienlinguistischer Wissensbestände mittels kognitiver Karten ermittelt werden (vgl. Kap. 2.2.2): Während die laienlinguistischen mentalen Strukturierungen von (kognitiven) Räumen über handgezeichnete Karten abbildbar sind («strukturbezogene Dimension» nach Anders 2010a, 2010b), sind die (zusätzlichen) inhaltlichen Elemente, die die kognitiven Räume auszeichnen («inhaltsbezogene Dimension» und «Bedeutungsdimension» nach Anders 2010a, 2010b), über Äusserungen der Probandinnen und Probanden (zu den handgezeichneten Karten) elizitierbar. Solche – metasprachlichen – Äusserungen sind für vorliegende Arbeit von zentralem Interesse, weshalb in diesem Kapitel näher auf das Konzept der *Metasprache* eingegangen werden soll.

4.1 Metasprache

Beschäftigt man sich mit Metasprache, bildet den Ausgangspunkt die Feststellung, «that language is a unique communicative system in that it can be used to describe and represent *itself*» (Jaworski et al. 2004, S. 3). Diese Doppelfunk-

tion von Sprache wird gemeinhin mit den Termini *Objektsprache* (Sprache als Mittel, um sich selbst zu repräsentieren) und *Metasprache* (Sprache als Mittel, um Sprache zu beschreiben) überschrieben. Die metasprachliche Funktion von Sprache – man braucht Sprache, um Sprache selbst zu beschreiben – bietet den Sprecherinnen und Sprechern mannigfaltige Möglichkeiten, um Sprache und Sprachgebrauch zu thematisieren: Beschrieben werden kann die Lautung von Sprache oder deren grammatische Struktur, Unterschiede in der Bedeutung von Wörtern, Diskussionsstrategien von Sprecherinnen und Sprechern usw. (vgl. Jaworski et al. 2004, S. 3). Die metasprachliche Funktion von Sprache auf ihre «self-serving capacity» (Jaworski et al. 2004, S. 3) zu beschränken, ist unter soziolinguistischer Perspektive allerdings nicht ausreichend. Metasprache und die sie konstituierenden Prozesse können in diesem Kontext nämlich als zentrale Elemente gelten: Die Art und Weise, wie Sprecherinnen und Sprecher über Sprache sprechen, gibt Einblick darin, wie sie Sprache und Sprachgebrauch wahrnehmen, welche Vorstellungen sie mit Sprache verbinden und wie sie Sprachen und deren Sprecher bewerten (vgl. hierzu Jaworski et al. 2004, S. 3). Hier bewegt sich das Interesse an Metasprache nahe an den Interessen der Wahrnehmungsdialektologie und der Einstellungsforschung (vgl. Coupland und Jaworski 2004, S. 23–24). Metalinguistische Einheiten, die Eingang gefunden haben ins öffentliche Bewusstsein, und die – bei maximaler Akzeptanz – als gesellschaftlicher *common sense* interpretiert werden können, ermöglichen überdies, zu eruieren, welche soziale Übereinkunft über sprachliche Themen besteht. Hier bewegt sich das Interesse an Metasprache an der Schnittstelle zu diskursanalytischen Fragestellungen. Insgesamt – und daher rührt ihre Attraktivität – bieten metasprachliche Einheiten Zugang zu einer ideologischen Ebene von Sprache, die Aufschluss darüber gibt, wie eine Gesellschaft über Sprache, Sprachgebrauch und Sprachgemeinschaften denkt (vgl. hierzu auch Cuonz 2014b, S. 35):

When we approach language use as discourse and social practice, we naturally view language as a form of social action. But it is in the interplay between usage and social evaluation that much of the social «work» of language – including pressures towards social integration and division, and the policing of social boundaries generally – is done. This is one of the reasons why metalanguage matters to sociolinguistics. (Jaworski et al. 2004, S. 3)

Was die Definition von Metasprache³⁵ angeht, schlagen Jaworski et al. (2004) vor, über die gängige Definition «Sprache über Sprache» hinauszugehen und «[l]anguage in the context of linguistic representations [sic] and evaluations»

³⁵ Vgl. für einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick zu *Metasprache* Coupland und Jaworski 2004, S. 17–23.

(Jaworski et al. 2004, S. 4) anzusetzen. Diese Definition zielt auf die «social and cognitive processes alongside or about the forms and substances of speech, writing or other symbolic material» (Jaworski et al. 2004, S. 4), die unter einer soziolinguistischen Perspektivierung von Metasprache den Fokus des Interesses bilden, was sowohl wissenschaftsgeschichtlich (das wachsende Interesse an der sozialen Konstruktion von Sprache und Bedeutung, vgl. Jaworski et al. 2004, S. 5), als auch gesellschaftlich (die Gesellschaft als *reflexive modernity*,³⁶ vgl. Jaworski et al. 2004, S. 6) legitimiert werden kann: Insgesamt, so die Überzeugung, lassen sich aus metasprachlichen Prozessen – bei denen davon ausgegangen wird, dass sie sich in der Objektsprache niederschlagen, was wiederum die metasprachlichen Prozesse nährt – Strategien der Sprecherinnen und Sprecher ableiten, die zur gesellschaftlichen Strukturierung der Wirklichkeit beitragen. Darunter fallen «linguistically mediated social relationships, social identities, power imbalances, institutional constraints on communication and processes of social change» (Coupland und Jaworski 2004, S. 19). In all diesen Bereichen lohnt es sich, (auch) eine metasprachliche Perspektive einzunehmen, die einen alternativen Zugang zur Erklärung sprachlicher Phänomene verspricht.

Bevor in Kap. 4.2 auf die laienlinguistische Metasprache eingegangen wird, die vorliegend massgeblich interessiert, sollen drei Aspekte, die bereits angedeutet wurden, noch etwas detaillierter erläutert werden: Die Unterscheidung zwischen Objektsprache und Metasprache, das Verhältnis von Metasprache und Ideologie und jenes von Metasprache und Variation.

4.1.1 Metasprache und Objektsprache

Einleitend wurde erwähnt, dass bezüglich ihrer je unterschiedlichen Funktionen gemeinhin zwischen Metasprache und Sprache unterschieden wird. Während diese Bestimmung grundsätzlich sinnvoll erscheinen mag, ist es schwierig, sie unter soziolinguistischer Perspektive aufrecht zu erhalten. Zwei Fragen, die sich in diesem Zusammenhang aufdrängen, sind: Was wäre Sprache ohne Metasprache? Und inwiefern können Sprache und Metasprache überhaupt auseinandergehalten werden?

³⁶ Jaworski et al. 2004, S. 6, beschreiben «metalinguistic sensitivity» als «hallmark of contemporary social life, *tout court*». Sie beziehen sich dabei auf die Theorie der *reflexive modernity* (Beck et al. 1994), womit gemeint ist, dass «[o]ur social lives are less determined and less durable than they would have been in earlier times. The volatile modern self and a social condition of heightened reflexivity imply the possibility of taking up different ideological stances and alignments, and questioning dominant ideologies» (Jaworski et al. 2004, S. 6).

Die erste Frage beantworten Coupland und Jaworski (2004) mit Verweis auf das Stichwort «behaviour»: Sprache ohne Metasprache müsste konsequenterweise modelliert werden als unabhängig und selbstgenügsam, der Sprachgebrauch als «flow of language forms between speakers and listeners equipped with all necessary processing equipment to play their productive and receptive roles» (Coupland und Jaworski 2004, S. 16). Die Bedeutung sprachlicher Formen wäre diesen sprachlichen Formen inhärent und demnach unumstritten, unangefochten und starr. Eine solche Konzeptualisierung von Sprache verneint jegliche Attribuierung sozialer Bedeutung und damit auch jegliche soziale Interaktion durch Sprache und ist weit entfernt vom Sprachbegriff, der vorliegend vertreten wird: «Metalinguistic resources are necessary to allow language to function as the extremely flexible means of communication we know it to be. Without such resources we would be reduced to the level of Wittgenstein's builders, able only to exchange a limited set of predetermined messages [...]» (Cameron 2004, S. 312)

Zur zweiten Frage, ob Sprache und Metasprache überhaupt auseinander gehalten werden können, gibt es zwei Zugänge (van Leeuwen 2004, S. 107–108). In einer ersten Lesart wird Metasprache als spezifisches wissenschaftliches Register interpretiert, das, aufgrund seines einzigartigen Verhältnisses zu seinem Beschreibungsobjekt, anders geartet ist als andere wissenschaftliche Register: «[I]t does not represent the world directly, it represents representations of the world, and so, in a sense, places itself above other representations and becomes the ultimate arbiter of their signification.» (van Leeuwen 2004, S. 107) Unter diesem Blickwinkel funktioniert die Abgrenzung von Objektsprache und Metasprache ohne Einschränkung. Daneben existiert eine Lesart, in der Metasprache durchwegs anders konzeptualisiert wird: Metasprache wird hier angesehen als «part and parcel of everyday communication» (van Leeuwen 2004, S. 107) und dementsprechend auch als Teil der sogenannten Objektsprache. Die metasprachliche Funktion wird demnach nicht als unabhängig von der objektsprachlichen Funktion von Sprache konzeptualisiert, vielmehr wird davon ausgegangen, dass die metasprachliche Funktion eine von vielen Funktionen von Sprache ist (van Leeuwen 2004, S. 107–108, mit Bezug auf Jakobson 1960), resp. dass Sprache nur dank Metasprache funktionieren kann.³⁷ Überdies wird nicht

³⁷ Cameron 2004, S. 311–312, argumentiert dafür, diese beiden Ansichten – Metasprache als eine von vielen möglichen sprachlichen Funktionen vs. Metasprache als Voraussetzung für das Funktionieren der Sprache überhaupt – mit Verweis auf das Saussuresche Beispiel mit dem Blatt Papier als untrennbar voneinander zu betrachten: Metasprache ist Voraussetzung für das erfolgreiche Gelingen von Kommunikation, und diese Kommunikation – sei sie nun basales Nachhaken, wenn man eine Frage nicht verstanden hat, oder aber ein eloquenter Kommentar zum Sprachgebrauch anderer – fließt wiederum in die Konstruktion von Metasprache ein.

davon ausgegangen, dass sich nur Wissenschaftler der Metasprache bedienen können, sondern dass es sich bei Metasprache um eine kommunikative Funktion von Sprache handelt, die allen zugänglich ist.³⁸ Während Metasprache im ersten Fall also als wissenschaftliches Beschreibungsinstrument aufgefasst wird, wird es im zweiten Fall als kommunikatives Mittel beschrieben, das auch im Alltag und ohne spezifische fachliche Kenntnisse Verwendung finden kann. Die Frage, die sich bezüglich dieser zwei Lesarten aufdrängt, ist jene, inwiefern eine wissenschaftliche überhaupt von einer alltäglichen Metasprache unterschieden werden kann. Cameron (2004, S. 315–316) streicht in diesem Zusammenhang heraus, dass sich Soziolinguisten Rechenschaft geben müssen darüber, welches die metasprachlichen Voraussetzungen und Orientierungen sind, die sie selbst aus ihrem Alltag mitbringen (vgl. hierzu auch die Diskussion zur «Authentizität», Kap. 8.4.2).

Unter soziolinguistischer Perspektive, so viel dürfte deutlich geworden sein, wird die Unterscheidung zwischen Metasprache und Objektsprache weniger klar gezogen als andernorts, weil Metasprache als Element konzeptualisiert wird, das die Objektsprache massgeblich beeinflusst und umgekehrt: «[U]nderstanding metalanguage is central to the project of understanding the full range of things we can do with words.» (Cameron 2004, S. 312) Trotzdem aber ist es sinnvoll, Metasprache und Objektsprache für empirisch-analytische Zwecke zu unterscheiden (vgl. diesbezüglich u. a. Cameron 2004, S. 311), so wie es auch vorliegend gemacht wird.

4.1.2 Metasprache und Ideologie

Das Konzept der *Ideologie* und hier konkret der Sprachideologie ist insofern von Bedeutung, als metalinguistische Kommentare, die interindividuelle Gültigkeit haben, als Teil eines metasprachlichen Diskurses interpretiert werden können, der Aufschluss gibt über «any constellation of fundamental or commonsensical, and often normative ideas and attitudes related to some aspects(s) of social reality», wie Blommaert und Verschueren (1998, S. 25) Ideologie definieren. Ideologien können beschrieben werden als Konstrukte, die über die Zeit hindurch Bestand haben und selten hinterfragt werden (Couland und Jaworski 2004, S. 36). Inhaltlich bestimmen Ideologien, was – in einem gewissen zeitlichen und räumlichen Kontext – «korrekt» oder «normal» oder «angemessen» ist bezüglich der Sprache auf grammatischer, pragmatischer

³⁸ Mit Bezug auf Hockett 1977 ergänzt van Leeuwen 2004, S. 107–108, dass die metasprachliche Funktion im Sinne einer kommunikativen Funktion von Sprache beigezogen würde, um die Sprache der Menschen von der Kommunikation von Tieren zu unterscheiden.

und soziokultureller Ebene. Sprachideologien können somit eingeschätzt werden als Teil eines spezifischen soziokulturellen Rahmens mit seiner je eigenen Zeitlichkeit und Räumlichkeit und seiner Verankerung in einem spezifischen Rahmen der Macht und Ohnmacht (Coupland und Jaworski 2004, S. 36–37).^{39, 40}

4.1.3 Metasprache und Variation

Der soziokulturelle Rahmen, den Ideologien bereitstellen, bleibt nun natürlich nicht auf sich beschränkt, sondern hat Auswirkungen auf Sprache und Sprachgebrauch: Ideologien prägen sprachliches Handeln, und damit auch sprachliche Variation, ganz entschieden (Cuonz 2014a, S. 19). Diese Annahme, die mit Labov (1966) bereits in der frühen Soziolinguistik getroffen wurde, und eine Idee ablöste, der nach Sprache aus sich selbst heraus variiert, wurde bis heute mehrfach empirisch belegt (Kristiansen 2004, S. 167–168). Sie lässt den Schluss zu, dass Sprache ein Mittel darstellt, um sich sozial zu positionieren, d. h., um mit Chambers (1995, S. 250) zu sprechen, soziale Identität zu konstruieren: «The underlying cause of sociolinguistic differences, largely beneath consciousness, is the human instinct to establish and maintain social identity.» Die Frage, inwiefern dieser «social identity instinct», wie Kristiansen (2004, S. 168) ihn nennt, als «driving force» von Variation und Wandel von Sprache spezifiziert werden kann, ist mit Kristiansen (2004) methodisch nun direkt mit der Analyse von sogenannten Metakommunikaten⁴¹ verbunden, die Aufschluss geben über die Wahrnehmung und Bewertung von Sprache durch die Sprecherinnen und Sprecher (vgl. zur sprachlichen Variation ausführlicher Kap. 5).

³⁹ Coupland und Jaworski 2004, S. 37, weisen mit Bezug auf Blommaert 1999 darauf hin, dass solche Ideologien sowohl wissenschaftlichen wie auch alltagsbezogenen Theorien zugrunde liegen.

⁴⁰ Das wohl prominenteste Modell zu den semiotischen Prozessen, die sprachbezogene Ideologien konstituieren, stammt von Gal und Irvine 1995. Die Autorinnen unterscheiden dabei zwischen dem Prozess der «Ikonisierung» («iconicity»), der «Rekursivität» («recursiveness») und der «Löschung» («erasure»). «Ikonisierung» meint, dass linguistische Praktiken oder linguistische Einheiten zu Indices für soziale Gruppen werden. Der Prozess wird darum mit Ikonisierung überschrieben, da es scheint, Sprache resp. sprachliche Einheiten würden den Charakter einer Gruppe quasi ikonisch abbilden (Gal und Irvine 1995, S. 973–974). «Rekursivität» beschreibt, wie bedeutungsvolle Unterschiede einer Ebene (z. B. der intragruppalen Ebene) auf eine andere Ebene (z. B. intergruppalen Ebene) übertragen werden (Gal und Irvine 1995, S. 974). «Löschung» beschreibt, wie sprachliche Sachverhalte vereinfacht wahrgenommen werden: Was mit der vorherrschenden Ideologie nicht kompatibel ist, wird ausgeblendet oder wegdiskutiert (Gal und Irvine 1995, S. 974–975) (vgl. dazu auch Cuonz 2014a, S. 63, 2014b, S. 57–58).

⁴¹ Unter «metacommunicative data» versteht Kristiansen 2004, S. 167, «anything that can be seen as a comment on some aspect of human communication».

4.2 Laienlinguistische Metasprache

Eingangs wurde erläutert, dass es zwei Lesarten des Begriffs *Metasprache* gibt: Eine, die Metasprache in einen wissenschaftlichen Kontext als Methode zur Beschreibung des Untersuchungsobjekts Sprache verortet, und eine, die Metasprache – im Kontext des Alltags der Sprecherinnen und Sprecher – als Voraussetzung für das Gelingen erfolgreicher Kommunikation ansetzt. Nachfolgend geht es dezidiert um den Gebrauch von Metasprache als alltägliche Kommunikationsressource. Zurückgegriffen wird dabei v. a. auf Konzepte von Preston (1996, 2004), der sich im Kontext seiner wahrnehmungsdiagnostologischen Forschung stark mit laienlinguistischer Metasprache auseinandersetzt. Folgende Fragen sind dabei leitend: Wie kann laienlinguistische Metasprache näher spezifiziert werden? Welche Modi kann man bezüglich ihres Gebrauchs unterscheiden? Und welches sind Faktoren, die diesen Gebrauch beeinflussen?

Das Konzept der laienlinguistischen Metasprache differenziert Preston (2004) auf folgende Weise aus (vgl. dazu auch Cuonz 2014b, S. 35–36): Unter *Metasprache 1*⁴² versteht Preston offene Kommentare zu Sprache («overt comment», Preston 2004, S. 75), die er als eine Möglichkeit auffasst, zu metasprachlichem Wissen von Sprecherinnen und Sprechern zu gelangen – allerdings einer eingeschränkten: «We have only reported on M's [einer Probandin, A. S.] *Metalanguage 1* commentary. Surely there is more to it. [...] [B]ut we will have to dig out M's (and perhaps most) folk belief about language from resources other than the relatively rare occasions of such *Metalanguage 1* commentary.» (Preston 2004, S. 87) Unter diesen sogenannten anderen Ressourcen, denen Vorstellungen von Laien zu Sprache abgewonnen werden können, versteht Preston (2004, S. 89), was er mit *Metasprache 3* bezeichnet: eine Art kulturelles Modell, das er andernorts als «common ground» oder als «common knowledge/mutual knowledge» beschreibt (Preston 2004, S. 87). Preston referiert mit *Metasprache 3* also nicht auf Metasprache im eigentlichen Sinne, sondern auf die Inhalte, die, kognitiv repräsentiert und sozial geteilt, den metasprachlichen Äusserungen zugrunde liegen.⁴³ Metasprache 3 ist für ihn am vielversprechendsten, um an Laienmeinungen zu Sprache heranzukommen: Er beschreibt sie diesbezüglich als «[t]he richest territory» (Preston

⁴² Im Zusammenhang mit *Metasprache 1* erläutert Preston 2004, S. 75, übrigens, dass laienlinguistische Metasprache, genauso wie wissenschaftliche Metasprache, als bewusstes («conscious») Phänomen einzustufen sei. Mit «bewusst» meint er, «it is not directed to a phenomenon which a speaker is unaware of, but to one which he or she has focused on in some way».

⁴³ Das Augenmerk auf diese Ebene der gesellschaftlich geteilten «folk theory», so Preston 2004, S. 89 weiter, habe in industrialisierten und technologisch orientierten Gesellschaften bislang wenig Berücksichtigung erfahren.

2004, S. 87), methodisch aber sei sie schwieriger zu bearbeiten als Metasprache 1 (vgl. dazu Prestons Methodeninventar in Kap. 2.1), da es sich bei Metasprache 1 um explizit geäußerte Wissensinhalte handelt, bei Metasprache 3 allerdings einzig um implizit vorhandene (Cuonz 2014a, S. 19).⁴⁴ Schliesslich unterscheidet Preston (2004, S. 85) von den übrigen beiden Metasprachen noch *Metasprache 2*: Darunter fasst er Äusserungen wie «Bill sagt, dass er hungrig sei», «in anderen Worten» oder «Verstehst du mich?» und fokussiert damit auf Konstruktionen, die sehr frequent sind und die aufgrund ihrer spezifischen kommunikativen Funktion z.T. als Routineformeln gelten können. Preston (2004, S. 85) beschreibt Metasprache 2 denn auch als «normal part of everyday language use» und spricht ihr die Qualität einer hohen Bewusstheit (mit gewissen Einschränkung) ab, die er der Metasprache 1 zuschreibt. Inhaltlich unterscheidet er diese beiden Metasprachen bezüglich ihrer Referenz: Während beim Gebrauch von Metasprache 1 «language is what the sentence (or conversation) is about (however briefly)», ist beim Gebrauch von Metasprache 2 «language is referred to, but it is not what the sentence or discourse is about». Diese letzte Unterscheidung liesse sich noch etwas pointierter treffen: Während Metasprache 1 gebraucht wird mit der Intention, Sprache und damit verbundene Wissensinhalte zu thematisieren, hat der Gebrauch von Metasprache 2 zum Ziel, kommunikative Probleme (in der Art obiger Beispiele) zu lösen.

Obwohl diese metasprachliche Trias, die Preston (2004) vorschlägt, durchaus Sinn macht, und ich sie inhaltlich unterstütze, referiere ich mit dem Terminus *Metasprache* und mit verwandten Begriffen wie *metasprachliche Äusserung* oder *Metakommunikat*⁴⁵ einzig darauf, was Preston mit *Metasprache 1* bezeichnet. Mit den Begriffen *laienlinguistisches Wissen*, *laienlinguistische Wissensbestände* oder *laienlinguistische Repräsentationen* hingegen referiere ich darauf, was Preston als *Metasprache 3* beschreibt. Äusserungen in der Art von Prestons *Metasprache 2* stehen vorliegend nicht im Fokus des Interesses (vgl. Abb. 4).

Zwei Aspekte, die im Zusammenhang mit metasprachlichen Äusserungen von Laien (Prestons Metasprache 1) und mit dem laienlinguistischen Wissen, auf das zurückgegriffen wird (Prestons Metasprache 3), für vorliegende Arbeit theoretisch wie auch methodisch von Belang sind, sollen noch genauer besprochen werden: die Frage nach der Bewusstheit sowie der Unbewusstheit laien-

⁴⁴ Preston 2004, S. 94–95, schlägt hierfür den methodischen Zugang der Diskursanalyse vor, vgl. auch das Methodeninventar von Preston 2010 (Kap. 2.1).

⁴⁵ Die Bezeichnung *Metakommunikat* wird vorliegend synonym verwendet zur Bezeichnung *metasprachliche Äusserung* i.S.v. etwas, das von den Laien kommuniziert wird. Es wird also keine begriffliche Unterscheidung getroffen zwischen «metasprachlich» und «metakommunikativ», wie dies z.B. Andresen und Funke 2006, S. 438, vorschlagen.

Laienlinguistische Wissensbestände, Laienlinguistische Repräsentationen usw.*(Prestons Metasprache 3)*

Ebene der mentalen Repräsentation

Ebene der metasprachlichen Verbalisierung*(Prestons Metasprache 1)****Metasprachliche Äusserung, Metakommunikat usw.***

Abb. 4: Unterscheidung zwischen der Repräsentation und der Verbalisierung laienlinguistischen Wissens

linguistischen Wissens und die Frage nach der Explizitheit sowie der Implizitheit, mit der es versprachlicht wird.

4.2.1 Zur Sprachbewusstheit

Die Frage, inwiefern Sprecherinnen und Sprechern sprachliche Strukturen bewusst sind, ist eine, die nicht nur die Wahrnehmungsdiagnostik sondern auch die Spracherwerbsforschung interessiert – und dies seit längerer Zeit: Sie hat die Begrifflichkeiten in diesem Feld entsprechend geprägt (Andresen und Funke 2006, S. 444–445). Mit seinem Artikel «Whaddayaknow? The Modes of Folk Linguistic Awareness» nimmt Preston (1996) auf diesen Diskurs Bezug und entwirft eine Aufstellung von Modi laienlinguistischer Sprachbewusstheit, die für den Forschungsbereich der Laienlinguistik fruchtbar gemacht werden kann (Cuonz 2014a, S. 20–21). «Linguistic awareness», sprachliche Bewusstheit, paraphrasiert Preston dabei an einer Stelle als «consciousness» und «overt knowledge» (Preston 1996, S. 40), an anderer Stelle als «degree of consciousness non-linguists have in general about language» (Preston 1996, S. 72). Diese begriffliche Mehrdeutigkeit – einmal geht es offenbar um ein Mehr oder Weniger an Bewusstsein sprachlichen Formen gegenüber, also um eine Art von Zugriff auf sprachliches Material; einmal eher um das Ergebnis dieses Zugriffs als offen zugängliches Wissen – wird auch in Prestons Ausführungen deutlich und wird weiter unten ausführlich aufgegriffen.

Die unterschiedlichen Erscheinungsformen laienlinguistischer Sprachbewusstheit führt Preston (1996, S. 40–41) zunächst auf die vier Aspekte 1) «availability», 2) «accuracy», 3) «detail» und 4) «control» zurück. Diese vier Aspekte

modelliert er als Kontinua: Laienmeinungen zu Sprache können also mehr oder weniger greifbar, detailliert und korrekt sein. Unter 1) «availability» thematisiert er, dass nicht alle Aspekte von Sprache für Laien gleich gut zugänglich seien. a) «Unavailable»: So gibt es sprachliche Bereiche, die linguistische Laien niemals kommentieren, bspw. ganz spezifische phonologische oder grammatische Aspekte. b) «Available»: Daneben gibt es sprachliche Bereiche, die linguistische Laien vielleicht nicht von sich aus, aber durchaus im Gespräch mit einem Explorator diskutieren (z. B. von der Norm abweichende Sätze innerhalb einer syntaktischen Untersuchung). c) «Suggestible»: Dann gibt es Themen, die im Alltag von Laien vielleicht nicht unbedingt häufig thematisiert werden, bei denen die Laien aber keinen Explorator brauchen, der sie quasi zur Thematisierung der Phänomene bringt. d) «Common»: Als «üblich» bezeichnet Preston schliesslich jene Aspekte von Sprache, die Teil ganz alltäglicher laienlinguistischer Diskussionen sind. An diesen Begriff der «availability» lässt sich nun eine ganze Reihe von Themen anbinden, die bei Preston implizit vorhanden, aber nicht expliziert ausgeführt sind.

Da wäre einmal der Bereich der graduellen Bewusstheit von sprachlichen Merkmalen. Laut Preston gibt es sprachliche Bereiche, die dem Bewusstsein von Laien leichter zugänglich sind als andere: Während die Phänomene in a) offenbar unterhalb der Bewusstheitsgrenze liegen, nimmt der Grad an Bewusstheit von b) bis d) stetig zu. Eine etwas andere Konzeption sprachlicher Bewusstheit schlägt Kristiansen (2004, S. 187–188)⁴⁶ vor, der zwischen den Kategorien «bewusst» («conscious»), «unterbewusst» («subconscious») und «unbewusst» («unconscious») unterscheidet. Als «unbewusst» fasst er solche Phänomene auf, die Sprecherinnen und Sprecher überhaupt nicht wahrnehmen und die dementsprechend auch nicht kognitiv repräsentiert sind. Phänomene, die kognitiv repräsentiert sind, können den Sprecherinnen und Sprechern demgegenüber «bewusst» oder «unterbewusst» sein. Die Qualität der Bewusstheit ist den Phänomenen überdies nicht inhärent, sondern sie kann sich von Situation zu Situation ändern (Kristiansen 2004, S. 188).

Die Feststellung, dass sprachliche Phänomene den Sprecherinnen und Sprechern in unterschiedlichem Masse bewusst sind, führt zur Frage, woran

⁴⁶ Diese terminologische Aufstellung von Kristiansen 2004 bezieht sich auf die Frage, mit welcher Bewusstheit Sprecherinnen und Sprecher stilistische Handlungen vollziehen und kommt zum Schluss: «In this sense, I think we may accept the view that our creation and recreation of sociolinguistic differences, as part of our engagement in social identity processes, is something that goes on largely beneath consciousness, i.e. subconsciously. But at the same time we should keep in mind that distinctions, including sociolinguistic differences, may well be subconsciously present to our mind in some situations, and consciously present in others.» (Kristiansen 2004, S. 188)

dieser Umstand festgemacht werden kann und damit zum Forschungsbereich der Salienz, der derzeit breit bearbeitet wird (Purschke 2011; Christen und Ziegler 2014; Auer 2014; vgl. auch Christen 2014, S. 39–40; Cuonz 2014a, S. 23). Salienz im Sinne von Auffälligkeit ist ein Konzept, das auf die Wahrnehmung von Menschen bezogen ist. Die Salienz kann also nicht an einem (sprachlichen) Merkmal selbst liegen, sondern allein an der Art und Weise, wie es wahrgenommen wird. Allerdings ist diese Art der Wahrnehmung nicht individuell verschieden, sondern z. T. interindividuell vergleichbar, was die Frage aufwirft, wie ein (sprachliches) Merkmal für eine Gruppe von Menschen salient werden kann (Auer 2014, S. 7). Auer (2014) schlägt einen (soziolinguistischen) Salienzbegriff vor, der in vielerlei Hinsicht Anschlussmöglichkeiten bietet für vorliegende Arbeit. Auer kritisiert einleitend, dass bei der (sozio)linguistischen Untersuchung von Salienz oft deren Ursachen (bspw. Phonemstatus, Frequenz, geografische Reichweite) und Wirkungen (Akkommodation, Sprachwandel) mit der Salienz selbst vermischt wird, weshalb die Salienz «als perzeptorisches Phänomen» gar nicht mehr vorkommt (Auer 2014, S. 7). Auer definiert Salienz als «typisches Figur/Grund-Problem», innerhalb dessen sich ein «sprachliche[s] Merkmal als Figur vor einem je unterschiedlichen Grund profilier[t]» (Auer 2014, S. 9). Auer (2014, S. 9–12) bestimmt diesbezüglich drei Bedingungsgefüge, die als Hintergrund definiert werden können, vor welchem sprachliche Merkmale herausstechen (können): Unter a) «physiologisch bedingte Salienz» versteht Auer, dass sich «der Grund, vor dem sich das fragliche Merkmal als Figur abhebt, wie dieses sensorisch zugänglich ist und die Beziehung zwischen beiden ausschließlich durch die Physiologie der Wahrnehmung bedingt ist» (Auer 2014, S. 9). Als Beispiel nennt er sprachliche Einheiten einer unbekannten Sprache, von denen – auch wenn wir die Sprache nicht verstehen – die einen stärker auffallen können etwa aufgrund der Lautstärke oder des Tempos, mit der sie realisiert werden. Unter b) «kognitiv bedingter Salienz» räumt Auer ein, dass «ein sprachlicher Stimulus [in der Regel] aber vor dem Hintergrund des gesamten sprachlichen Wissens perzipiert» (Auer 2014, S. 9) wird, das beim Wahrnehmenden kognitiv repräsentiert ist: Als Grund ist in diesem Fall das eigene Repertoire sprachlicher Formen anzusetzen, vor dem sich das wahrgenommene sprachliche Merkmal als Figur abhebt. Diese Art der Salienz unterscheidet sich von der physiologisch bedingten Salienz dahingehend, als die salienten sprachlichen Elemente erst im Vergleich zu anderen sprachlichen Elementen auffallen. Das letzte Bedingungsgefüge der c) «soziolinguistisch bedingten Salienz» ist als Erweiterung der kognitiv bedingten Salienz zu verstehen: Während bei den kognitiv salienten Merkmalen der Grund, vor dem sich die Merkmale profilieren, «das (mehr oder weniger) Bekannte» ist, ist bei den soziolinguistisch salienten Merkmalen der Grund «die Stärke der negativen oder positiven sozialen Bewertung

des Merkmals auf einem relevanten sprachideologischen Hintergrund» (Auer 2014, S. 10). Als Beispiel für die Unterscheidung zwischen kognitiv und soziolinguistisch salienten Merkmalen erklärt Auer, dass Sprecherinnen und Sprecher «relativ leicht Aufzählungen bewusster, kognitiv salienter Merkmale der Nachbardialekte» verbalisieren können (Auer 2014, S. 10), dass solche Verbalisierungen allerdings «zumindest bei isolierter Nennung nicht [als] sozial und affektiv bewertet» eingeschätzt werden können: «Sie werden zwar unterschiedlichen Gebieten im Untersuchungsraum zugewiesen, erfahren aber keine nennenswerte soziale Interpretation.» (Auer 2014, S. 11)⁴⁷ Die Frage, wie ein Merkmal zu seiner sozialen Bewertung kommt und wie dieser Prozess mit der Salienz des Merkmals zusammenhängt, beantwortet Auer (2014, S. 14), indem er die «übliche Denkweise» umdreht: Er betrachtet «Stereotypisierung nicht als Folge der Salienz, sondern als ihre Ursache»; sprachliche Stereotypen sind dabei als «schemaartige Verbindungen zwischen einzelnen Varianten und sozialen Typen» zu verstehen, die Orientierung in der sozialen Welt ermöglichen. Zur Unterscheidung des Phänomens des Stereotypen und jenes der Salienz schreibt Auer (2014, S. 14) weiter: «Stereotypisierte Merkmale werden leicht und schnell wahrgenommen. Stereotypen sind aber anders als Salienz kein Phänomen der Wahrnehmung, sondern des sprachlichen Wissens. Sie sind nicht auf die Wahrnehmung angewiesen und können auch ohne empirisches Korrelat tradiert werden.» Verantwortlich zu machen für die Stereotypisierung von Merkmalen sind «in erster Linie all jene Inszenierungen, Stilisierungen und Parodierungen von typisierten Sprechern», die auch im alltäglichen Diskurs immer und immer wieder reproduziert werden: «In solchen sprachlichen Aktivitäten wird ein bestimmter Stil ‹enkodiert› (‹enregisterment› im Sinne von Agha 2003) und als Index mit einem sozialen Typus verbunden. Dabei können einzelne sprachliche Merkmale eine zentrale Rolle spielen.» (Auer 2014, S. 15)⁴⁸

Nebst diesen beiden grossen Forschungsbereichen der Bewusstheit/Unbewusstheit sprachlicher Merkmale resp. ihrer Salienz, klingen unter Prestons Modus 1) der «availability» zwei weitere Aspekte an, die für vorliegende Arbeit von

⁴⁷ Grundsätzlich, so Auer 2014, S. 14, eignen sich kognitiv saliente Merkmale eher dafür, auch sozial bewertet und damit noch salienter zu werden; das soziolinguistische Element aber überwiegt derart, dass auch Merkmale, die kognitiv nicht salient sind, soziolinguistisch salient werden können und umgekehrt; solche, die kognitiv auffällig sind, aber keine soziale Bewertung erfahren, demgegenüber nicht.

⁴⁸ An anderer Stelle präzisiert Auer 2014: «Um Stereotypen mit Einzelmerkmalen zu verbinden, müssen die Rezipienten quasi die Schnittmenge aus verschiedenen Stilisierungen bilden, die sie im Lauf ihrer sprachlichen Sozialisation zu hören oder lesen bekommen. Ein Merkmal muss also rekurrent vorkommen, damit es aus verschiedenen Stilen herausdestilliert werden kann und sozial bedeutungsvoll ist.» (Auer 2014, S. 17)

Belang sind und darum noch kurz Erwähnung finden sollen. Einerseits macht Preston v. a. unter b) und c) deutlich, welchen Einfluss der Explorator auf die Bewusstwerdung sprachlicher Phänomene hat: So streicht er heraus, dass es sprachliche Phänomene gibt, die Laien wohl im Rahmen einer Aufgabenstellung thematisieren, aber niemals losgelöst davon. Der Kontext, so könnte man diese Überlegung zusammenfassen, ist bei der Bewertung der Bewusstheit Sprache gegenüber immer mitzudenken. Andere Phänomene wiederum sind den Sprecherinnen und Sprechern so bewusst, dass sie (resp. weil sie) Thema des alltäglichen sprachbezogenen Diskurses sind. Mit dieser Bemerkung streicht Preston das gesellschaftliche Moment heraus, das der laienlinguistischen Bewusstheit (auch) zukommen kann. Phänomene unter d) können klar als diskursiv konstruiert und rekonstruiert angenommen werden und erlangen dadurch einen besonderen Status für die Sprachbenutzer: Der hohe Grad an Bewusstheit wird im Diskurs natürlich ständig reproduziert. Hier lässt sich erneut einen Bogen schlagen zu den Ausführungen von Auer (2014): Während es sich bei Phänomenen unter b) und c) um solche handelt, die mindestens kognitiv salient sind (Phänomene unter c sind möglicherweise auch soziolinguistisch salient), handelt es sich bei den Phänomenen unter d) ganz entschieden um solche, die sowohl kognitiv als auch soziolinguistisch salient sind: Sie erfahren durch die diskursive Thematisierung eine bestimmte gesellschaftliche Bedeutung, womit der hohe Grad an Bewusstheit erklärbar wird (Salienz aufgrund der Stereotypisierung und nicht umgekehrt).

Nebst dem Aspekt 1) der «availability», der eben breit diskutiert wurde, thematisiert Preston drei weitere Aspekte, die bezüglich der Modi laienlinguistischen Sprachbewusstheit von Belang sind. Unter 2) «accuracy» diskutiert Preston, inwiefern die sprachlichen Bereiche, die Sprecherinnen und Sprecher thematisieren, von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus korrekt sind. Preston betont in diesem Zusammenhang, dass die Frage, ob die Thematisierungen der sprachlichen Aspekte richtig sind oder nicht, nichts über deren Wert aussagt – wertvoll sind aus seinem Standpunkt alle laienlinguistischen Aussagen –, sondern dass die Frage nach der Korrektheit dahingehend von Interesse ist, als deutlich wird, was an Laienmeinungen über Sprache von der Forschungsmeinung abweicht. Diese deutliche Stellungnahme Prestons ist im Kontext der Publikationszeit seines Artikels zu sehen, wo noch für die Erforschung laienlinguistischer Fragen geworben werden musste (vgl. Preston 1996, S. 40). Mittlerweile besteht innerhalb der wahrnehmungsdiagnostischen Forschungsrichtung Einigkeit darüber, dass Abweichungen von laienlinguistischen Merkmalsnennungen nicht etwa negativ, sondern vielmehr positiv zu werten sind, da sie u. U. die Erklärung sprachlicher Entwicklungen möglich machen, die sonst nicht erklärbar wären (vgl. dazu die Erkenntnisinteressen der Wahrnehmungsdiagnostik in Kap. 2.1).

Als weiteren Punkt führt Preston unter 3) «detail» an, dass sich die Modi laienlinguistischer Bewusstheit auch dahingehend unterscheiden, mit welcher Genauigkeit Laien sprachliche Aspekte thematisieren: Hier unterscheidet Preston insofern zwischen a) «global» und b) «specific», als bspw. phonologische Eigenschaften kommentiert werden in der Art von «die klingen anders/komisch/lustig» («global»), oder aber, dass ganz präzise Unterschiede («spezifisch») thematisiert werden, wie etwa, dass in Obwalden *ii*, in Nidwalden allerdings *ei* gesagt werde.

Unter 4) «control» versteht Preston schliesslich, ob Laien Sprache imitieren können oder nicht; welche «Kontrolle» sie also über die Sprache haben.

Nebst diesen vier Modi laienlinguistischer Bewusstheit⁴⁹ thematisiert Preston (1996, S. 46–72) überdies Faktoren, die den Grad der Aktivierung dieser Modi steuern. Da wäre zunächst 1) das Primat der Kommunikation («communicative primacy»): Preston führt diesbezüglich aus, dass die kommunikative Funktion von Sprache so stark ist, dass sie die Fähigkeit, deren Gebrauch akkurat zu beschreiben, einschränken kann. Er erzählt davon, wie er mehreren Jahrgängen von Studierenden einen Preis geboten hat für zwei Seiten korrekte Transkription, was offenbar nie gelang. Fehler lagen etwa bei Transkriptionsfehlern wie «I said he left» anstelle von «I said that he left» und umgekehrt. Preston führt diese Unaufmerksamkeit der Studierenden darauf zurück, dass der kommunikative Aspekt von Sprache prioritär sei: Das Verständnis des Satzes wird nicht eingeschränkt dadurch, dass im zweiten Satz die Konjunktion fehlt. Preston folgert, dass dieses kommunikative Primat die Möglichkeit, Sprache angemessen zu beschreiben, entsprechend einschränkt. Bezüglich Punkt 2) der Expertise («formal training and/or knowledge») streicht Preston heraus, dass Experten Sprache mit einer grösseren Toleranz kommentierten als Laien. Unter 3) linguistische Struktur und kognitive Fähigkeiten («linguistic structure and cognitive abilities») wird mit Bezug auf Silverstein (1981) thematisiert, inwiefern die Formseite der Sprache den Eingang in die Bewusstheit der Sprecherinnen und Sprecher beeinflusst (vgl. dazu die Bedingungen und Ursachen für Salienz bei Auer 2014). Unter dem Punkt 4) der Korrektheit («correctness») wird diskutiert, dass der Aspekt der Angemessenheit von sprachlichem Material den Eingang desselben in die laienlinguistische Diskussion und dabei in den laienlinguistischen Diskurs befördert. Preston zeigt sich überzeugt, dass die Tatsache, ob eine sprachliche Form als angemessen eingeschätzt wird oder nicht, einen

⁴⁹ Insgesamt ist zu dieser Auflistung zu sagen, dass die verschiedenen Modi unabhängig voneinander funktionieren sowie unterschiedlich miteinander kombiniert werden können: So können Metakommunikate von Laien also detailreich sein, aber falsch, oder aber global, aber richtig usw.

grossen Einfluss hat darauf, wie bewusst sie Sprechern ist. Er bringt dies zusammen mit der sozialen Bewertung, die mit dem Gebrauch unangemessener Formen verbunden ist: Sprecher, die solche falschen Formen brauchen, können, wie die Formen selbst, stark stigmatisiert sein (vgl. hierzu Auers 2014 Punkt zur soziolinguistischen Salienz). Unter 5) Publizität («publicity») wird thematisiert, dass einige sprachliche Aspekte eher laienlinguistische Bewusstheit erlangen mögen, weil sie über mediale Diskurse zugänglich sind. Und schliesslich noch Punkt 6) der Artefakte der Volkskultur («folk culture artifacts»). Ein substantieller Teil laienlinguistischer Bewusstwerdung von sprachlichen Einheiten scheint laut Preston in einem folkloristischen Rahmen vonstatten zu gehen (vgl. hierzu Auers 2014 Punkt zur Stilisierung).

Insgesamt bietet Prestons (1996) Aufstellung unterschiedlicher Modi laienlinguistischer Bewusstheit einen fruchtbaren Rahmen zum theoretischen aber auch empirischen Umgang mit laienlinguistischem Wissen resp. mit laienlinguistischen Metakommunikaten. Problematisch ist m. E. allerdings, dass dabei nicht deutlich unterschieden wird zwischen den laienlinguistischen Wissensinhalten einerseits und deren Versprachlichung andererseits. Schon zu Beginn dieses Abschnittes wurde darauf hingewiesen, dass Preston (1996) unter «folk linguistic awareness» sowohl ein Mehr oder Weniger an Bewusstsein sprachlichen Formen gegenüber versteht – also eine Art von Zugriff auf sprachliches Material – als auch ein Ergebnis dieses Zugriffs als offen zugängliches Wissen. Natürlich ist die Wahrnehmung von Sprache und das Sprachwissen, auf das wir kognitiv zugreifen können, über grundlegende Wahrnehmungsprozesse untrennbar miteinander verbunden und als in konstantem Abgleich zueinander zu verstehen (vgl. Kap. 2.2.1). Gleichwohl ist es m. E. sinnvoll (und theoretisch präziser), zwischen dem Wissen, über das die Laien verfügen, und der Art, wie sie darüber sprechen, zu unterscheiden, wie dies Preston (2004) in seiner Unterscheidung zwischen Metalanguage 1 und Metalanguage 3 auch selbst vorschlägt. Eine solche Differenzierung hilft v. a. beim Verständnis dabei, dass das laienlinguistische Wissen, das bei den Probandinnen und Probanden mental repräsentiert ist, nicht zu verwechseln und v. a. nicht gleichzusetzen ist mit jenen Inhalten, die die Probandinnen und Probanden explizit äussern.

4.2.2 Zur Versprachlichung laienlinguistischen Wissens

Im Sinne der vorangehenden Erläuterungen soll der Fokus nun noch auf die Versprachlichung laienlinguistischen Wissens gelenkt werden. Hat man ein Interesse daran, aus laienlinguistischen Metakommunikaten abzuleiten, welche sprachbezogenen Wissensbestände bei Laien repräsentiert sind, ist man v. a. mit zwei Problembereichen konfrontiert.

1) Erst einmal, und darin besteht Übereinkunft, gibt es eine Diskrepanz zwischen dem, was bei Laien an sprachbezogenen Wissensbeständen mental repräsentiert ist, und jenem, was sie versprachlichen. Zurückgehend auf Chomsky kann man diese beiden Aktualisierungsformen von Wissen als implizites und explizites Wissen bezeichnen: Dem impliziten Wissen entsprechen in dieser Auffassung die sprachlichen Fähigkeiten von Sprecherinnen und Sprechern (ohne dieses Wissen könnten Menschen nicht sprechen), dem expliziten Wissen jener Teil der Fähigkeiten, der (zusätzlich) metasprachlich kommuniziert wird. Die Definition von implizitem Wissen funktioniert hier *ex negativo*: Sprachliches Wissen wird dann als implizites Wissen bezeichnet, wenn (offenbar) die Möglichkeit fehlt, es wiederzugeben (vgl. dazu und zu weiteren Positionen der Definition von implizitem und explizitem Wissen Andresen und Funke 2006, S. 440–441).

Von den Faktoren, die zu dieser Diskrepanz der metasprachlichen Thematisierung – gewisse Anteile sprachbezogenen Wissens bleiben implizit während andere explizit gemacht werden – beitragen, können einige in Betracht gezogen werden, die bereits Erwähnung fanden. Es soll versucht werden, diese Faktoren noch einmal bezüglich der zentralen Instanzen, die am Prozess der metasprachlichen Thematisierung beteiligt sind, festzuhalten: a) bezüglich des Subjekts der metasprachlichen Thematisierung, d. h. des Sprechers mit all seinen individuellen aber auch gesellschaftlich erlernten Voraussetzungen, b) bezüglich des Objekts der metasprachlichen Thematisierung, d. h. des Sprachmaterials mit seinen je eigenen Voraussetzungen der Form, der damit assoziierten Inhalte usw. und c) bezüglich der Interaktionen, die zwischen dem Subjekt und dem Objekt der metasprachlichen Thematisierung stattfinden (vgl. dazu die theoretische Unterscheidung zwischen Subjekt, Objekt und Interaktionsprozesse der Wahrnehmung, Kap. 2.2.1).

a) Was den Sprecher als Subjekt metasprachlicher Thematisierung angeht, kann vermutet werden, dass es Unterschiede gibt zwischen Sprechern und ihren Fähigkeiten der metasprachlichen Thematisierung: Ein wichtiger Faktor ist hierbei sicher das Interesse an der Sprache, das auch die Wahrnehmung sprachlicher Phänomene und in der Konsequenz ihre Thematisierung beeinflussen kann (z. T. werden damit Aspekte der «availability» bei Preston 1996 tangiert). Des Weiteren kann angenommen werden, dass auch eine Art Übung im Umgang mit sprachlichem Material («formal training» bei Preston 1996) die Thematisierung dessen entschieden beeinflusst: So stellen sich in vorliegender Untersuchung Personen, die sich aus Interesse intensiver mit sprachlichem Material beschäftigen als andere (Lehrer, Laienschauspieler, Schriftsteller), als durchaus gesprächiger heraus in der Diskussion über sprachliche Eigenheiten der Region. Dieser Zugang zu Sprache beeinflusst wiederum, wie genau («de-

tail» bei Preston 1996) und aus sprachwissenschaftlicher Sicht akkurat («accuracy» bei Preston 1996) über Dialekt gesprochen wird. Den sprecherbezogenen Voraussetzungen kann auch zugeschrieben werden, inwiefern Laien in der Lage sind, Metakommunikate zu kontrollieren sprich sprachliche Eigenheiten zu imitieren («control» bei Preston 1996). Diese eben genannten individuellen Voraussetzungen werden ergänzt durch interindividuelle Voraussetzungen, die dadurch zu Stande kommen, als Individuen über Diskurs an gesellschaftlich verhandelten Aspekten teilhaben und diese auch weiterverbreiten. Durch diese diskursiven Prozesse wird sprachliches Material ja erst mit Sinn aufgeladen (vgl. das Konzept des *enregisterment*, Kap. 5.2.2) oder mit anderen Worten soziosymbolisch relevant gemacht: Was an metasprachlicher Kommunikation gesellschaftlich geteilt ist, bestimmt also ebenfalls mit, worüber Laien (auch) sprechen und was bei ihnen (auch) kognitiv repräsentiert ist (vgl. «publicity» und «folk culture artifacts» bei Preston 1996 und wiederum auch den Aspekt der «availability», der auch hier tangiert wird; vgl. auch die Diskussion zur soziolinguistischen Dimension der Salienz bei Auer 2014).

b) Bezüglich der Ausgestaltung des Sprachmaterials ist, wie bei den Voraussetzungen der Sprecherinnen und Sprecher, zwischen eher ontologisch zu den sprachlichen Formen gehörenden Aspekten zu unterscheiden und jenen, die dem Sprachmaterial über die diskursiven Prozesse zukommen. Was die Form sprachlichen Materials angeht, kann angenommen werden, dass gewisse formale Äusserlichkeiten durchaus begünstigen, dass sprachliches Material wahrgenommen und in Folge thematisiert wird («linguistic structure» bei Preston 1996, physiologische und kognitive Salienz bei Auer 2014). Überdies sind es auch oder v. a. inhaltliche Aspekte, die beeinflussen, ob sprachliche Einheiten wahrgenommen und in der Folge thematisiert werden – zumindest, wenn man Auers 2014 Ausführungen zur soziolinguistischen Salienz folgt: Hier spielen wiederum die diskursiv ausgehandelte gesellschaftliche Bedeutung sprachlicher Formen eine Rolle («publicity» und «folk culture artifacts» bei Preston 1996).

c) Was nun die Prozesse angeht, die zwischen dem Subjekt und dem Objekt der metasprachlichen Thematisierung ablaufen, werden diese von den Voraussetzungen sowohl der einen wie auch der anderen Instanz beeinflusst. Noch wichtiger in Bezug auf diese Prozesse ist allerdings, dass sie – vor dem vorliegend propagierten Verhältnis zwischen Sprache und Sprecher – als zentrale Interaktionsinstanzen einzuschätzen sind, ohne die eine metasprachliche Praxis undenkbar wäre.

Die Diskrepanz zwischen kognitiv repräsentierten und explizit geäußerten Inhalten liegt also einerseits in unterschiedlichen Voraussetzungen, die die Instanzen Subjekt und Objekt der Wahrnehmung resp. der Metakommunikation mitbringen, andererseits in Aspekten, die sich durch das Zusammenspiel dieser

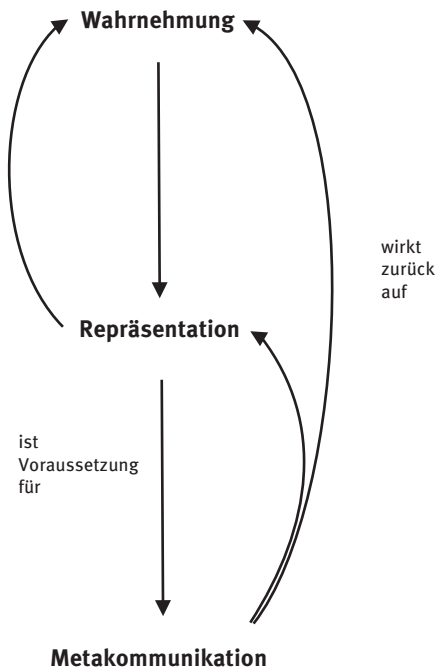


Abb. 5: Zum Verhältnis von Wahrnehmung, Repräsentation und Metakommunikation von Sprache

beiden Instanzen im Prozess der Wahrnehmung resp. der Metakommunikation ergeben. Wichtig ist hierbei, zu betonen, dass der Schritt der Wahrnehmung derjenigen der Metakommunikation immer vorausgeht: Sprachliche Aspekte, die nicht kognitiv repräsentiert sind, können auch nicht versprachlicht werden. Wahrnehmung und Repräsentation sprachlicher Phänomene bilden also die Voraussetzung für deren Metakommunikation (vgl. Abb. 5). Aus den Metakommunikaten wiederum kann abgeleitet werden, was bei den Sprecherinnen und Sprechern mental repräsentiert ist; es muss aber ganz deutlich gemacht werden, dass das, was metakommuniziert wird, (wohl) nicht all dem entspricht, das auch tatsächlich kognitiv repräsentiert ist. Die Metakommunikation sprachlicher Phänomene ist also eine hinreichende, nicht aber eine notwendige Bedingung für deren Repräsentation.

2) Nebst der Problematik, die eben diskutiert wurde, stellt sich bezüglich laienlinguistischer Metakommunikation überdies die Frage, was genau Laien mit ihren Äußerungen meinen und worauf sie sich mit ihren Metakommunikaten beziehen. Gestellt wird diese Frage vor einem (sprach)wissenschaftlichen Hintergrund und Interesse: Die Metakommunikate von Laien werden dabei wissenschaftlichen Beschreibungen und Kategorien gegenübergestellt, wobei die Schwierigkeit besteht, dass «sich diese zum Teil erheblich sowohl

terminologisch als auch bezüglich der zugrundeliegenden Konzepte voneinander unterscheiden» (Stoeckle 2014, S. 446, vgl. dazu auch Anders 2010a, S. 81, Anders 2010b, S. 267). Dieser Schritt ist allerdings unabdingbar, will man etwa Aussagen machen darüber, ob Laien alle sprachlichen Systemebenen gleich häufig thematisieren oder ob sie gewisse Systemebenen bevorzugen. Wichtig ist einzig die Rechenschaft darüber, dass eine «wahrnehmungsdialektologische Klassifikation sowohl von assoziierten als auch perzipierten (sprachlichen) Merkmalen [...] immer als tentativ angesehen werden» muss (Anders 2010b, S. 267). Christen (2014) gibt bezüglich der Vorsicht, die bei wissenschaftlichen Kategorisierungen laienlinguistischer Merkmalsnennungen angebracht ist, zu bedenken, dass von laienlinguistischen Nennungen – die man als Experte im Alltag zuweilen wohl auch braucht⁵⁰ – nicht unhinterfragt auf linguistische Kategorien geschlossen werden darf: «Bei der Zuordnung von Metakommunikaten zu objektsprachlichen dialektalen Varianten erschließt sich nicht, nach welchen Kriterien die entsprechenden Zuweisungen erfolgt sind – ist <gezogen> zweifelsfrei als Diphthongierung zu verstehen?» (Christen 2014, S. 39) Überdies merkt sie an, dass – aufgrund des sprachwissenschaftlichen Blicks – möglicherweise gewisse laienlinguistische Nennungen übersehen werden; «offenbaren doch Laienurteile häufig eine für Linguisten fremde Sicht auf Sprache, die letztere nicht mit den expertenlinguistischen Kategorien in Verbindung zu bringen wissen» (Christen 2014, S. 36).

4.3 Zusammenfassung

Ist man an wahrnehmungsdialektologischen Fragestellungen interessiert, d. h. daran, über welche sprachbezogenen Wissensbestände Laien verfügen, so existieren unterschiedliche Möglichkeiten der Rekodierung derselben. Als wichtige Ergänzung zu den handgezeichneten Karten beim *draw-a-map-task* (vgl. Kap. 8.4.5) erweisen sich metasprachliche Kommentare von Laien, die ebenfalls als zentrale Elizitationsinstanz gelten können; ein Aspekt, der innerhalb der wahrnehmungsdialektologischen Forschung bislang allerdings theoretisch vernachlässigt wurde, weshalb sich vorliegendes Kapitel ausführlich mit der Thematik der Metasprache auseinandergesetzt hat. Dabei wurde herausgearbeitet,

⁵⁰ Vgl. in diesem Zusammenhang die Anmerkung von Cuonz 2014a, die die Bedeutungsrelation zwischen «Laie» und «Experte» nicht als komplementäre begreift, sondern als durch ein Kontinuum verbunden. Dabei sei zu bedenken, «dass auch professionelle Linguistinnen und Linguisten (im Sinne von in der Linguistik wissenschaftlich tätigen Menschen) nicht nur in beruflichen Kontexten über Sprache reden, sondern auch in Kontexten, in denen diese professionelle Identität nicht oder vermindert aktiviert ist» (Cuonz 2014a, S. 13).

dass sich vor einem wahrnehmungsdiagnostischen Hintergrund eine soziolinguistische Perspektivierung von Metasprache gut eignet: Der Fokus wird hierbei auf gesellschaftlich geteilte sprachbezogene Wissensbestände gelegt, auf eine sogenannte sprachbezogene Ideologie, die metasprachlich-diskursiv verbreitet wird. Zentral ist dabei das sinnstiftende soziolinguistische Element von Metasprache. Während Preston (2004) sowohl die verbalisierten metasprachlichen Äusserungen als auch die diesen Äusserungen zugrundeliegenden sprachbezogenen Wissensbestände als *Metasprache* bezeichnet, wird vorliegend begrifflich zwischen diesen beiden Instanzen unterschieden: Als *laienlinguistische Wissensbestände* (bzw. *laienlinguistisches Wissen* oder *laienlinguistische Repräsentationen*) werden laienlinguistische kognitiv repräsentierte Wissensinhalte bezeichnet, als *Metakommunikate* (bzw. zuweilen auch als *metasprachliche Äusserungen*) jene sprachbezogenen Einheiten, die tatsächlich von den Laien verbalisiert werden. Die *Metasprache* schliesslich bildet den Rahmen für solche Metakommunikate. Die Voraussetzung dafür, dass etwas Sprachbezogenes metakommuniziert werden kann, besteht nun darin, dass es kognitiv repräsentiert ist: Die kognitive Repräsentation geht der Metakommunikation diesbezüglich voraus. Der Repräsentation wiederum geht die Wahrnehmung sprachlicher Phänomene voraus. Die Faktoren, die die Wahrnehmung resp. die Repräsentation resp. die Metakommunikation sprachlicher Phänomene beeinflussen, sind indes zahlreich; einige davon sind sprechergebunden, andere sind an das sprachliche Phänomen gebunden; viele allerdings werden durch die komplexen Prozesse beeinflusst, die zwischen dem Sprecher und dem fragten sprachlichen Phänomen ablaufen. Obwohl diese Prozesse empirisch kaum auseinandergehalten werden können (vgl. das vorherrschende Konzept der ständigen Interaktion zwischen Wahrnehmung und repräsentiertem Wissen, Kap. 2.2.1), ist es hilfreich, sie theoretisch zu unterscheiden, um nicht vorschnell falsche Schlüsse zu ziehen. Die Übereinkunft etwa, dass der Metakommunikation sprachbezogener Inhalte deren Repräsentation vorausgeht, lässt sich dahingehend spezifizieren, dass alles, was metakommuniziert wird, auch mental repräsentiert ist – nicht aber alles, das mental repräsentiert ist, wird auch sprachlich metakommuniziert. Eine Arbeit, die sich so stark für laienlinguistische Metakommunikate interessiert wie die vorliegende, muss danach fragen: Über welche sprachlichen Inhalte sprechen Laien und wie? Bzw. genauer: Welche laienlinguistischen Metakommunikate sind greifbar? Solche Metakommunikate ermöglichen, abzuleiten, welche sprachbezogenen Wissensbestände bei den Laien repräsentiert sind und welche sprachbezogenen Kategorien (wohl) relevant sind.

5 Sprachliche Variation

Ich glaube auch nicht, dass man es verliert. Manchmal wendet man den Dialekt an, manchmal nicht, man ist ein bisschen ein Chamäleon.

Draw-a-map-task Nahraum, Proband PB52 über den Dialektgebrauch seines Sohnes

Vorliegende Forschungsarbeit interessiert sich im Kern dafür, wie dialektale Varianten, die von Sprecherinnen und Sprechern diskursiv verhandelt werden und dementsprechend als soziosymbolisch relevant eingestuft werden können (vgl. dazu Kap. 12.2.3), objektsprachlich verwendet werden: Gefragt wird konkret nach dem situativ variierenden Sprachgebrauch und nach dessen Anbindung an aussersprachliche Faktoren (vgl. dazu Kap. 13). Eine solche Fragestellung zielt auf die Erfassung, Beschreibung und Interpretation sprachlicher Variation, weshalb diese Thematik nun ausführlich diskutiert werden soll. Zunächst (Kap. 5.1) wird ein wissenschaftsgeschichtlicher Blick auf den Umgang mit sprachlicher Variation geworfen, der in die Beschreibung der sogenannten *third-wave*-Soziolinguistik mündet, die für vorliegenden Beitrag konzeptuell wichtig ist. Anschliessend (Kap. 5.2) wird der für die *third-wave*-Soziolinguistik konstitutive Aspekt der gesellschaftlich konstruierten sprachlichen Bedeutung thematisiert: Diskutiert werden in diesem Zusammenhang hauptsächlich das Konzept der *Indexikalität* und jenes des *enregisterment* (Kap. 5.2.1 und 5.2.2).

5.1 Variation als soziale Praxis

Wie in vielen (sprach)wissenschaftlichen Forschungsbereichen wird derzeit auch in der Variationslinguistik ein konstruktivistischer, prozessorientierter Ansatz bezüglich der Beschreibung und Interpretation von Sprache und Sprachgebrauch postuliert. Paraphrasiert werden kann diese aktuelle Konzeption in Anlehnung an die Monographie von Eckert (2000) mit «sprachliche Variation als soziale Praxis». Zentral dabei ist die Annahme, dass Sprecher durch den Gebrauch sprachlicher Varianten gesellschaftliche Bedeutung konstruieren. Der Sprecher fungiert in dieser Lesart als «linguistic agent», die Sprache als «building of meaning» und die Gesellschaft als «mutually engaged in a meaning-making enterprise» (Eckert 2000, S. 4).

Die Forschungsrichtung, die sprachliche Variation als (eine) Ressource für die Konstruktion gesellschaftlicher Bedeutung konzipiert, wird übereinstimmend als *third-wave*-Soziolinguistik bezeichnet (vgl. etwa Lacoste et al. 2014a,

S. 6; Moll 2014, S. 209–212). Die *third-wave*-Soziolinguistik wendet sich ab von der deterministischen Soziolinguistik erster Stunde, die Sprecher als Repräsentanten sozialer Kategorien konzeptualisierte und versuchte, Korrelationen zwischen Sprechergruppen und sprachlichen Varianten zu finden. Sie übt grundsätzlich Kritik daran, Sprecher in Gruppen zu teilen und mit sozialen Merkmalen zu versehen, da dies den Eindruck entstehen lassen könnte, dass Sprechern solche sozialen Merkmale fix angehören. Überdies übt sie Kritik daran, dass man – sobald man Korrelationen zwischen Sprechergruppen und Varianten finde – nicht wisse, welche Bedeutung diese Varianten für die Sprechergruppen hätten und schlägt darum eine konträre Position vor: Vielmehr, als davon auszugehen, dass soziale Merkmale und damit auch Aspekte der sozialen Identität den Sprechern per se zukommen, sei davon auszugehen, dass Sprecher ihre soziale Identität mittels Sprache aushandelten. Es ist also eher danach zu fragen, wie Sprecher Kategorien sozialer Identität konstruieren. Sprecher fungieren in dieser Lesart nicht als Repräsentanten sozialer Kategorien, sondern als Konstruktoren derselben (Kristiansen und Jørgensen 2005, S. 292). Sie gestalten sie mit ihren persönlichen Sprach- und Identitätshandlungen mit:

In the move from the first to the third wave of variation studies, the entire view of the relation between language and society has been reversed. The emphasis on stylistic practice in the third wave places speakers not as passive and stable carriers of dialect, but as stylistic agents, tailoring linguistic styles in ongoing and lifelong projects of self-construction and differentiation. It has become clear that patterns of variation do not simply unfold from the speaker's structural position in a system of production, but are part of the active – stylistic – production of social differentiation. (Eckert 2012, S. 97–98)

Diese sogenannte dritte Welle variationslinguistischer Soziolinguistik wird in der Literatur von zwei ersten Wellen abgegrenzt. Die erste Welle wird beschrieben als «a retreat from ethnography to survey studies and from local social categories to the sociologist's primary categories» (Eckert 2012, S. 88). Eckert setzt den Beginn dieser Welle bei Labov (1966) an, dessen Ergebnisse zur standardnäheren bzw. standardferneren (*vernacular*) Realisierung sprachlicher Variablen von unterschiedlichen Autoren in unterschiedlichen Kontexten repliziert wurden. Studien dieser Art zeigten nach, dass Sprachgebrauchsmuster mit Mustern der sozioökonomischen Stratifikation einhergehen (mehr Variation am oberen, weniger Variation am unteren Ende der Hierarchie): Sie führten quantitative empirische Methoden in die Sprachwissenschaft ein und kamen damit zu Ergebnissen, die vorher undenkbar gewesen wären. Die Funktion, die den Sprecherinnen und Sprechern in diesen Anlagen zugewiesen wurde, war dabei allerdings äusserst beschränkt: Sprecherinnen und Sprecher fungierten sozusagen als «human tokens – bundles of demographic characteristics» (Eckert 2012, S. 88). Jegliche sprecherseitige Aktivität und auch Kreativität war von unterge-

ordnetem Interesse, wurde als Unachtsamkeit abgetan oder mit dem Konzept der Selbstreparatur erklärt:

Class, determined according to standard sociological measures, placed individuals passively within a structure that determined their access to standard language and their exposure to linguistic change. Social agency was limited to self-correction as individuals, sensitive to the relative status of class varieties, moved away from the vernacular as they adopted more standard forms in their more careful speech. [...] The first wave treated this within-speaker pattern of variation not as involving a choice between socially meaningful forms, but as the result of self-monitoring to suppress a natural cognitive process. Style, then, was conceived purely as the output of varying attention to speech. (Eckert 2012, S. 88–89)

Die zweite Welle kann beschrieben werden als «moving [...] back to ethnographic methods with a focus on local dynamics» (Eckert 2012, S. 88). Man distanzierte sich von den Kategorisierungen der ersten Welle, die Sprecherinnen und Sprecher sozialen Gruppen zuteilte, die zwar aus wissenschaftlicher Sicht als Erklärungsgrößen für sprachliche Variation galten, bei denen man allerdings nicht wusste, ob sie auch für die Sprecherinnen und Sprecher irgendeine Relevanz besitzen. Die zweite Welle kehrte sich ethnografischen Methoden zu, um näher an die lokalen Determinanten sprachlicher Variation zu gelangen: «These studies sought out local categories that could shed light on the relevance of macrosociological categories for life in the local setting, drawing a direct relation between the social dynamics giving rise to these categories and the use of linguistic variables.» (Eckert 2012, S. 90–91) Den Beginn der zweiten Welle setzt Eckert (2012, S. 91) bei Milroy (1980) an, die in ihrer Monographie über die phonologische Variation in sozialen Netzwerken in Belfast arbeitete. Sie argumentierte – entgegen den Studien der ersten Welle – dafür, dass der Gebrauch des *vernacular* nicht einfach mit natürlichem Sprachgebrauch gleichgesetzt werden könne, sondern dass er vielmehr als Ausdruck einer Identifikation mit einer lokalen oder sozialen Sprechergruppe gelesen werden müsse. Sie suchte in ihrer Studie nach Korrelationen zwischen der Stärke des Netzwerks, dem jemand angehörte, und seinem Gebrauch von Varianten des *vernacular* und konnte zeigen, dass diese Korrelationen in Bezug auf Netzwerke von Frauen aus der Arbeiterschicht sichtbar werden. Interpretiert wurde dieses Ergebnis so, als dass solche Netzwerke einen starken normativen Impetus auf den Gebrauch der Sprache haben (vgl. dazu Eckert 2012, S. 91). Zusammenfassend lässt sich zur zweiten Welle sagen:

The ethnographic studies of the second wave provided a local perspective on the findings of the survey studies of the first wave, making the connection between macrosociological categories and the more concrete local categories and configurations that give them meaning on the ground. But like studies in the first wave, second-wave studies focused

on apparently static categories of speakers and equated identity with category affiliation. But ethnography brought stylistic practice into view, even if these studies did not deal explicitly with the nature of the indexical relations between variables and social categories. (Eckert 2012, S. 93)⁵¹

Die dritte Welle variationslinguistischer Soziolinguistik schliesslich paraphrasiert Eckert (2012, S. 88) als «moving [...] finally back to a focus on meaning»: Zentral dabei sei die Überzeugung, dass sprachliche Variation soziale Identität nicht einfach reflektiere, sondern dass soziale Identität – und auch weitere gesellschaftlich bedeutsame Kategorien – durch die sprachliche Variation erst hergestellt werde (Eckert 2012, S. 93–94). Variation konstituiert in dieser Lesart «a social semiotic system capable of expressing the full range of a community's social concerns» (Eckert 2012, S. 94). Da sich diese Anliegen stetig ändern, kann sprachliche Variation nicht als mit fixen Bedeutungen versehen gedacht werden – und dementsprechend auch nicht die sprachlichen Variablen, die als Träger der Variation fungieren.

5.2 Varianten und ihre Bedeutung

Sprachliche Variablen resp. spezifische sprachliche Varianten fungieren als zentrale Träger der Variation, die im Kontext der *third-wave*-Soziolinguistik als indexikalisches System⁵² beschrieben werden kann. In diesem Zusammenhang wird zuerst genauer auf das Konzept der *Indexikalität* eingegangen (Kap. 5.2.1): Was ist darunter zu verstehen? Wie ist es näher zu beschreiben? Anschliessend wird der Frage nachgegangen, wie Varianten überhaupt zu ihrem indexikalischen Charakter kommen. Dieser Prozess wird mithilfe des *enregisterment*-Konzepts modelliert.

⁵¹ Eckert 2012, S. 91, weist darauf hin, dass bereits in der ersten Welle variationslinguistischer Soziolinguistik eine Art «indexical value» mitgedacht war: Labov hätte oft darauf hingewiesen, dass das *vernacular* einen sogenannten «local value» hätte, und auch andere Autoren erklärten Variation oder Wandel von Sprache u. a. mit den sozialen Attribuierungen und Bewertungen der Sprecher. Doch die Idee, dass v. a. der Sprecher als Akteur – mit seinen Ideen und Bewertungen – Sprache steuert, war zu wenig ausgeprägt, als dass sie theoretisch breit diskutiert worden wäre.

⁵² «Thus, variation constitutes an indexical system that embeds ideology in language and that is in turn part and parcel of the construction of ideology. This concept leaves us with a new (that is, an additional) enterprise of studying variation as an indexical system, taking meaning as a point of departure rather than the sound changes or structural issues that have generally governed what variables we study and how we study them.» (Eckert 2008, S. 454)

5.2.1 Indexikalität

Die Thematik der *Indexikalität*, die etwa paraphrasiert werden kann als «[t]he link between an expression or form and what it meaningfully stands for» (Coup-land 2007, S. 22), wurde von Silverstein (1976/1995) in die variationslinguistische Soziolinguistik eingeführt. Silverstein wiederum orientierte sich an Peirce (1960) und seiner grundlegenden Unterscheidung semiotischer Relationen in *Index*, *Ikon* und *Symbol* (vgl. dazu Johnstone et al. 2006, S. 81; Johnstone 2017, S. 15). Bezüglich der Indexikalität von sprachlichen Zeichen besteht derweil Übereinstimmung darüber, dass sprachliche Zeichen keinen starren und mono-dimensionalen indexikalischen Wert haben, sondern dass ihr indexikalischer Wert immer wieder aufs Neue konstituiert wird (Eckert 2012, S. 94; Auer 2013, S. 12). Grundlegend für das Verständnis der Veränderlichkeit des indexikalischen Werts sprachlicher Zeichen ist Silversteins (2003) Konzept der *orders of indexicality*. Beziehungen zwischen sprachlichen Formen und ihrer Indexikalität, d. h. ihrer gesellschaftlichen Bedeutung, können mit Silverstein (2003) auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen (*orders of indexicality*) stabilisiert werden (vgl. dazu Johnstone et al. 2006, S. 80–84). Diese Ebenen entsprechen einer Instanz, die dabei hilft, zu beurteilen, ob sprachliche Phänomene bezüglich ihres indexikalischen Werts angemessen eingeordnet sind. Silverstein (2003) selbst bringt seine Kategorisierung der Indexikalität sprachlicher Phänomene mit jener von Labov (1972) zusammen: Während Labovs (1972) Unterscheidung in *indicators*, *markers* und *stereotypes* einer Untersuchung zum Lautwandel entstammte – die drei Konzepte beschreiben dabei unterschiedliche Stufen der Verbindung von sprachlichen Formen und den ihnen zugewiesenen Bedeutungen – zielt Silversteins (2003) Konzeptualisierung der unterschiedlichen Ebenen von Indexikalität darauf ab, zu beschreiben, wie sprachliche Phänomene zu ihrer unterschiedlichen Indexikalität kommen. Silversteins Taxonomie ist also abstrakter als Labovs, demgegenüber ist Labovs Taxonomie mehr an der zeitlichen Dimension solcher Abläufe interessiert, was Johnstone et al. (2006, S. 81) dazu bringt, die beiden Taxonomien miteinander zu verbinden, da dies erlaubt, besser zu verstehen, wie der Prozess der Erlangung unterschiedlicher Indexikalitätsgrade abläuft. Die Autorinnen und Autoren interessieren sich nun genau dafür: Wie ein sprachliches Phänomen von einer indexikalischen Ebene zur nächsten gelangt (Johnstone et al. 2006, S. 82–83). Johnstone et al. (2006, S. 82) schlagen eine sogenannte *first-order indexicality* für sprachliche Phänomene vor, die – etwa aus einer wissenschaftlichen Aussenperspektive – zwar mit einer gewissen Lokalität oder einer sozialen Gruppe in Verbindung gebracht werden können, die allerdings für die Sprecher dieser Lokalitäten oder Gruppen nicht auffällig sind, «because «everybody speaks that way»» (Johnstone et al. 2006, S. 82). Die Ebene der *first-order indexicality* wird von den Autorinnen und

Autoren in Verbindung gebracht mit Labovs (1972) Kategorie der *indicators* und Silversteins (2003) Kategorie der *n-th-order indexical*. Die nächste Ebene, die die Autorinnen und Autoren vorschlagen, ist jene der *second-order indexicality*, die einer Zunahme an Bewusstheit den sprachlichen Formen gegenüber entspricht: «[F]eatures become available for social work; speakers start to notice and attribute meaning to [the] [...] variants and shift styles in their own speech.» (Johnstone et al. 2006, S. 82) Die soziale Bedeutung, so die Autorinnen und Autoren weiter, werde gespiesen mit kursierenden Ideologien zu den Themenbereichen, mit denen die sprachlichen Varianten verbunden würden. Die Ebene der *second-order indexicality* kann in Verbindung gebracht werden mit Labovs (1972) Kategorie der *markers* und Silversteins (2003) Kategorie der *n + 1-th-order indexical*. Die höchste Ebene, die von Johnstone und Kollegen angesetzt wird, ist jene der *third-order indexicality*: «People noticing the existence of second-order stylistic variation [...] link the variants they are most likely to hear with [...] [x] drawing on the idea that [...] [x and y] are essentially linked [...].» (Johnstone et al. 2006, S. 82–83) Während bezüglich der Kategorie der *second-order indexicality* davon ausgegangen wird, dass die Bewusstheit sprachlicher Phänomene als Index für irgendwie geartete Kategorien erst im Entstehen begriffen ist, wird für die *third-order indexicality* angesetzt, dass dieser Prozess weit fortgeschritten ist und sich Sprecherinnen und Sprecher sprachlicher Phänomene bedienen, von denen sie wissen, dass sie als Index für etwas stehen; Johnstone et al. (2006, S. 83) sprechen hierbei von der Qualität der Varianten als «highly codified». Die Ebene der *third-order indexicality* wird von den Autorinnen und Autoren mit Labovs (1972) Kategorie der *stereotypes* in Verbindung gebracht.

Silversteins (2003) Modell der *orders of indexicality* wurde innerhalb der Soziolinguistik breit rezipiert. Eckert (2012, S. 94) bezeichnet es als

[...] central to the mutability of indexical signs. At some initial stage, a population may become salient, and a distinguishing feature of that population's speech may attract attention. Once recognized, that feature can be extracted from its linguistic surroundings and come, on its own, to index membership in that population. It can then be called up in ideological moves with respect to the population, invoking ways of belonging to, or characteristics or stances associated with, that population. Such an index can be used by outsiders to call up stereotypes associated with the population [...] (Eckert 2012, S. 94).

Sie schlägt allerdings vor, die indexikalischen Veränderungen, die ein sprachliches Zeichen durchläuft, nicht unbedingt als linearen Prozess zu begreifen: «[I]ndexical order is not linear but can progress simultaneously and over time in multiple directions, laying down a set of related meanings.» (Eckert 2012, S. 94) Die indexikalische Bedeutung, die ein Zeichen oder mehrere Zeichen zu einem bestimmten Zeitpunkt aufweisen, beschreibt Eckert (2008) als *indexical field*, das sie als «a constellation of ideologically linked meanings» (Eckert 2012,

S. 94) definiert, welches durch «the continual reconstrual of the indexical value of a variable» (Eckert 2008, S. 464) konstruiert wird.

Variables have indexical fields rather than fixed meanings because speakers use variables not simply to reflect or reassert their particular pre-ordained place on the social map but to make ideological moves. The use of a variable is not simply an invocation of a pre-existing indexical value but an indexical claim which may either invoke a pre-existing value or stake a claim to a new value. (Eckert 2008, S. 464)

5.2.2 *Enregisterment*

Ein weiteres Konzept, das bezüglich der Indexikalität sprachlicher Varianten diskutiert wird, ist jenes des *enregisterment*. Dieses Konzept – dem das Konzept von Silversteins (2003) *orders of indexicality* zugrunde liegt – kann im Kontext des wissenschaftlichen Globalisierungsdiskurses verortet werden (Anderwald und Hoekstra 2017, S. 8): Während innerhalb der Sprachwissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erst die Beobachtung prominent diskutiert wurde, dass Globalisierung zur Homogenisierung von Sprache führt, fokussiert man derzeit vermehrt auf solchen sprachliche Strategien von Sprecherinnen und Sprechern, die dieser Homogenisierung entgegenwirken. Die Neuentdeckung bspw. lokaler sprachlicher Formen kann damit als sprachliche Gegenbewegung zur Globalisierung aufgefasst werden (vgl. hierzu den Terminus der *Glokalisierung*, Kap. 1). Zur Beschreibung dieser «sprachlichen Korrelate» (Anderwald und Hoekstra 2017, S. 8) der *Glokalisierung* hat sich das Konzept des *enregisterment* behauptet, das von Agha (2003) vorgeschlagen wurde. Dieses Konzept beschreibt den Prozess «by which indexical links between individual signs and culturally-relevant categories are created. A group of signs that point to the same cultural category or «model of action» is a «register».» (Johnstone 2017, S. 15). Während sich dieses Modell für alle Arten von Zeichen eignet, interessieren wir uns für Zeichen als sprachliche Zeichen und *registers* als eine Art zu sprechen, die mit einer gewissen kulturell relevanten Kategorie (Stil, Ort, Sprache) verknüpft ist. Mit der Wahl des Terminus *enregisterment* grenzt sich Agha (2003) älteren Auffassungen von *Register* gegenüber ab, die Register als etwas Statisches konzeptualisieren. Dem Terminus *enregisterment* kann bereits begrifflich entnommen werden, dass es sich dabei um ein Konzept handelt, das eine prozessorientierte, konstruktivistische Sicht auf Sprache und Indexikalität vertritt:

Agha calls attention to the difficulty of using a count noun, *register*, to talk about what is really a process. Registers only appear to stabilize into describable objects such as «styles», «dialects», or «languages» when people orient them, and people orient to a particular set of forms in certain contexts, for certain reasons. [...] Registers, as countable,

bounded entities, only come into existence when there is some reason for people to reflect on them; in other words, they are only «reflexive». (Johnstone 2017, S. 16)

Register entstehen also erst, so Johnstone (2017, S. 16), wenn es für die Sprecherinnen und Sprecher irgendeinen Grund gibt, sie auch tatsächlich als solche anzusehen. Dieser Prozess ist dabei nicht als bewusster Prozess einzustufen, d. h., er muss den Sprecherinnen und Sprechern nicht bewusst (bspw. auch nicht diskursiv verhandelt) sein, um als *enregisterment* zu gelten (Johnstone 2017, S. 16–17). Um nachvollziehbar zu machen, wie sprachliche Phänomene genau *enkodiert* («enregistered», siehe für die deutsche Übersetzung Auer 2014, S. 15) werden, setzt Johnstone (2017, S. 17) fünf verschiedene Konstituenten dieses Prozesses an:

- A (eine oder mehrere sprachliche Formen oder andere potenziell bedeutungsvolle Grössen)
- wird *enkodiert* mit B (einem Kontext, einer kulturell relevanten Kategorie oder Identität)
- durch C (jemanden, der die sprachliche Form wahrnimmt)
- in Bezug auf D (ein Set von Ideen, das den Link zwischen A und B sinnvoll erscheinen lässt)
- aufgrund von E (einem Set von sozialen und historischen Begebenheiten, die die Art und Weise metapragmatischer Handlungen befördern; d. h. Praktiken, die nahelegen, wie A *enkodiert* werden soll)

Diese fünf Konstituenten können noch weiter spezifiziert werden. In Bezug auf A etwa stellt sich die Frage, welche sprachlichen Formen überhaupt enkodiert werden können. Johnstone (2017, S. 18–19) macht dabei deutlich, dass es sich dabei sowohl um einzelne sprachliche Formen als auch um ein ganzes Set von Formen handeln kann (vgl. die Diskussion um die sprachlichen Korrelate von Stilen, Kap. 6.2). Gleichzeitig kann – auf Hörerseite – sowohl eine einzelne sprachliche Form wie auch eine Konstellation von Formen als Teil eines Registers wahrgenommen werden. Bezüglich der Frage, mit welchen Registern eine sprachliche Form in Verbindung gebracht werden kann (B), zählt Johnstone (2017, S. 19–20) eine ganze Reihe von Möglichkeiten auf: Orte, Stile, Personen, Zeiten, Aktivitäten usw. Diese *models of action* (Agha 2003), so Johnstone weiter, schliessen einander nicht aus: So kann ein Register gleichzeitig auf einen Ort, einen Stil sowie eine Person verweisen. Bezüglich des Konstituenten C, demjenigen, der den Prozess des *enregisterments* überhaupt erst in Gange bringt, führt Johnstone (2017, S. 20–22) aus: Die gleiche sprachliche Form kann von verschiedenen Individuen in unterschiedlichen Zeiten auf unterschiedliche Art und Weise enkodiert werden. Nur eine solche Spezifizierung erlaubt, dass sich die indexikalischen Werte von sprachlichen Formen über die Zeit verän-

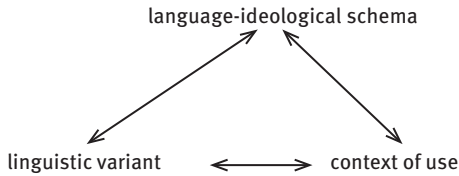


Abb. 6: Stellenwert der Sprachideologie im Kontext des *enregisterments* nach Johnstone (2017, S. 23)

dern können. Wichtig ist weiter die Konstituente D: ein Set von Ideen, das den Link zwischen A (einer Form) und B (einer Bedeutung) sinnvoll erscheinen lässt. Hier bringt Johnstone (2017, S. 22–23) den Aspekt der sprachgebundenen Ideologie ins Spiel (vgl. dazu auch die Ausführungen in Kap. 4.2.1): Sprachliche Varianten, so Johnstone, können nur vor dem Hintergrund kursierender Ideologien mit Bedeutungen verknüpft werden (vgl. Abb. 6). Vorliegend spielen z. B. Ideologien bezüglich der «Authentizität» von Sprache eine Rolle (vgl. Schiesser 2017): Häufig werden alte oder alt anmutende sprachliche Formen (d. h. etwa standardferne Formen) für «authentische» Dialektformen gehalten, was sie dahingehend qualifiziert, als «echte» Formen eines Dialekts enkodiert zu werden.

Und letztlich noch zu E, dem soziohistorischen Kontext, der ein Schema dazu vorgibt, welche möglichen Zeichen wie enkodiert werden sollen: Hier verweist Johnstone (2017, S. 25–26) bspw. auf die Adoleszenz, die als Zeitraum bezeichnet werden kann, in welchem besonders viele *enregisterment*-Aktivitäten getätigt werden; weiter nennt sie die soziale wie auch die geografische Mobilität, die ebenfalls einhergehen mit erhöhten *enregisterment*-Aktivitäten. Darüber hinaus thematisiert Johnstone (2017, S. 24–25) interaktionale Kontexte, die *enregisterment*-Prozesse befördern: So setzen solche Prozesse leichter ein, wenn es Sprecherinnen und Sprechern darum geht, einen *common ground* herzustellen; häufig geschehen *enregisterment*-Prozesse im Kontext von Narrationen bspw. bei der diskursiven Positionierung.

5.3 Zusammenfassung

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht die Frage, wie dialektale Varianten, die diskursiv metasprachlich verhandelt werden und damit gesellschaftlich bedeutsam sind, objektsprachlich Verwendung finden. Dies entspricht einem Forschungsinteresse, das derzeit auch die Variationslinguistik umtreibt, und das in diesem Kapitel behandelt wurde: Unlängst wird nämlich prominent diskutiert, wie mit dem Gebrauch sprachlicher Varianten gesellschaftliche Bedeutung

konstruiert wird («variation as social practice», Eckert 2000). Vertreten wird dabei ein prozessorientierter und konstruktivistischer Ansatz bezüglich der Beschreibung und Analyse sprachlicher Variation, der auch als *third-wave* der variationslinguistischen Soziolinguistik bezeichnet wird (Eckert 2012, S. 88). Zentral für eine solche Auffassung von sprachlicher Variation ist das Konzept der *Indexikalität*. Breit rezipiert werden in diesem Zusammenhang die von Silverstein (2003) vorgelegten *orders of indexicality*, die das derzeit vorherrschende Verständnis von Indexikalität als dynamische Grösse entsprechend geprägt haben (Eckert 2012, S. 94): Silverstein arbeitet darin heraus, dass Beziehungen zwischen sprachlichen Formen und ihrer Indexikalität auf unterschiedlichen Ebenen stabilisiert werden können. Johnstone et al. (2006, S. 82–83) verbinden die Konzeptualisierung Silversteins mit der Labovschen (1972) Unterscheidung zwischen *indicators*, *markers* und *stereotypes* und schlagen eine *first*-, *second*- und *third-order indexicality* vor, die je unterschiedliche Indexikalitätsstufen markieren, die ein sprachliches Element erreichen kann: Die gesellschaftliche Bewusstheit über ein sprachliches Phänomen nimmt dabei von der ersten zur dritten Indexikalitätsstufe zu. Während bei den eben referierten theoretischen Konzepten von eher linearen indexikalischen Prozessen ausgegangen wird, macht Eckert (2008) deutlich, dass man durchaus auch davon ausgehen kann, dass sich indexikalische Verweise zurückentwickeln bzw. sich in alle möglichen Richtungen verändern. Die indexikalischen Verweise, die ein Zeichen zu einem bestimmten Zeitpunkt auslösen kann, beschreibt sie in diesem Kontext darum als «indexical field». Zuletzt ist auch die Frage von Interesse, wie sprachliche Einheiten überhaupt zu ihrer sozialen Bedeutung kommen. Hierbei kann auf das Konzept des *enregisterment* (Agha 2003) zurückgegriffen werden, das den Prozess beschreibt «by which indexical links between individual signs and culturally-relevant categories are created» (Johnstone 2017, S. 15). Um nachvollziehbar zu machen, wie sprachliche Phänomene genau *enkodiert* (*enregistered*) werden, setzt Johnstone (2017, S. 17) fünf verschiedene Konstituenten dieses Prozesses an: Was wird enkodiert? Womit? Von wem? In Bezug worauf? Auf welcher Grundlage? Dabei streicht sie heraus, dass gewisse Umstände, bspw. gewisse situative oder gesellschaftliche Kontexte, Prozesse des *enregisterment* fördern, während andere sie benachteiligen.

6 Stil

Die sind einfach sehr speziell. Und mir gefällt einfach, wenn die Leute so sprechen, wie man sprechen sollte, wenn man von diesem Ort kommt.

Draw-a-map-task Grossraum, Proband PB57 zu den *Innerschweizern*

Die Möglichkeit von Individuen oder Gruppen, sich sprachlich unterschiedlicher Varianten zu bedienen, um in unterschiedlichen Kontexten Unterschiedliches über sich auszusagen, entspricht nicht nur einem (jüngeren) Forschungsinteresse der Variationslinguistik, sondern wird auch von Linguistinnen und Linguisten bearbeitet, die sich mit *Stil* befassen.⁵³

Stil beschreibt die Art und Weise – eine bestimmte Art und Weise – etwas zu tun: Singen beispielsweise, schreiben, oder sich kleiden. Stile erschöpfen sich dabei nicht in singulären Einheiten, sondern bestehen aus einer ganzen «assemblage» (Coupland 2007, S. 1) derselben: Es gehört zu unseren sozialen Kompetenzen, solche Assemblagen herstellen und dekodieren zu können. Zentral bei der Herstellung und Dekodierung von *Stil* ist das Element der Differenz: Stile konstituieren sich immer in Kontrast zu etwas anderem. Die Differenz lässt sich zusätzlich als ästhetische Differenz spezifizieren: «When we use the term <style> we are usually attending to some aesthetic dimension of difference. Styles involve a degree of crafting, and this is why the word <style> leaks into expressions like <having style>, <being in style> or <being stylish>.» (Coupland 2007, S. 1, vgl. dazu auch Irvine 2001, S. 22–23)

6.1 Von einer produkt- zu einer prozessorientierten Sicht auf Stil

Stil, der sich im Sinne von 'eine Art und Weise zu sprechen bzw. zu schreiben' auch auf linguistische Begebenheiten übertragen lässt, stellt «ein altes Thema der Sprachanalyse [dar], sei es mit Bezug auf geschriebene oder mündliche Sprachverwendung» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 1), das in vielen Forschungsbereichen bearbeitet wurde.

In der Soziolinguistik herrschte im Anschluss an die einflussreichen Arbeiten von Labov (v. a. Labov 1972) eine Stilauffassung vor, die *Stil* als abhängige,

⁵³ Vgl. für einen Überblick über *Stil* in der Stilistik und ihren Eingang in die Soziolinguistik Coupland 2007, S. 9–18.

«von bestimmten unabhängigen Kontextmerkmalen determiniert[e] oder zumindest stark einseitig beeinflusst[e]» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 2) Variable begriff. Labov war daran interessiert, «what happens when an individual speaker delivers a version of a social style in a range of particular speaking situations» (Coupland 2007, S. 7). Ziel war es, mittels quantitativer Analyse der Verteilung sprachlicher Varianten über Sprechergruppen hinweg Aussagen zu Sprachvariation und Sprachwandel zu generieren (Coupland 2007, S. 9). Stile und Kontexte wurden in diesem Zusammenhang als «relativ statische, miteinander korrelierbare Einheiten» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 2) aufgefasst: Kontexte galten als gegeben und Stile als Sprachformen, die in den jeweiligen Kontexten (re)produziert werden. Sprechstilveränderungen wurden durch Veränderungen des Kontexts erklärt; wenn diese fehlten, wurden psychische Faktoren wie bspw. die Aufmerksamkeit der Sprecher dafür verantwortlich gemacht. Ausserdem galt die Annahme, dass die sprachlichen Handlungen innerhalb der Kontexte homogen sind, was eine «Analyse kurzfristiger und allmählicher Stilveränderungen zum Zwecke der Konstitution interaktiver Bedeutungen» unmöglich machte (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 3). Gerade letztere Perspektive aber gilt aus heutiger Sicht, wo vermehrt auf die «aktive, sinnherstellende Funktion von Stil» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 1) fokussiert wird, als prioritär:

Quantitative analysis of the distribution of speech variants among groups of speakers is an abstraction away from the social process of speaking and of making meaning in context. It is of course an entirely legitimate research method, suited to its own purposes of generalising about language variation and change. But investigating variation in the context of social interaction is simply looking at language variation in its primary ecosystem of discursive meaning, and it can therefore claim to be a sociolinguistic priority. (Coupland 2007, S. 9)

Inwiefern die heutige Auffassung von Stil, die von einer «interdependenten und indexikalischen Wechselbeziehung zwischen kontextuellen und sprachlichen Einheiten» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 4) ausgeht, in anderen soziolinguistischen Traditionen angelegt war, wird unterschiedlich beurteilt. Bei Coupland (2007, S. 7) etwa kann man nachlesen, dass die Perspektive, dass Sprache und deren gesellschaftliche Bedeutung im Kontext konstruiert wird, bspw. bereits bei Hymes (1962) und Gumperz und Hymes (1972) angedacht war. Innerhalb der Variationslinguistik sieht er Bell (1984) mit seinem *audience design* als Wegbereiter für die Übernahme von Kontextualisierungsideen. Auch Giles' (1973) *accommodation theory*, aus der sozialpsychologischen Ecke kommend, wird als Einflussgrösse gewertet. Selting und Hinnenkamp (1989, S. 4) hingegen schätzen die Akkommodationstheorien Bells' und Giles' so ein, dass zwar vorgesehen war, dass Sprecherinnen und Sprecher «durch ihren Sprechstil und des-

sen Veränderung aktiv eine Konvergenz oder Divergenz signalisieren», dass aber weiterhin «globale sozialpsychologische Faktoren als Determinanten dafür verantwortlich gemacht» wurden, was keiner dezidiert konstruktivistischen Haltung entspricht (vgl. hierzu auch Eckert 2000, S. 213–214). Die Stilauffassung, die sich inzwischen durchgesetzt hat, lässt sich als konstruktions- und prozessorientiert beschreiben:

Konstitution wie Veränderung von Stilen sind nicht das Produkt oder Resultat der «Anpassung» der Interaktionspartner an Parameter des sozialen Kontextes, der in unabhängigen, z. B. sozialstrukturellen Kategorien zu beschreiben ist, sondern bieten als Mittel und Ressourcen der Herstellung von sozialer und interaktiver Bedeutung methodisch-systematische Einwirk- und Zugriffsmöglichkeiten auf Interaktionskontexte. (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 4)

6.2 Zur Konstruktion von Stil(en)

Während eben die wichtige Entwicklung von einer produkt- hin zu einer prozessorientierten Sicht auf Stil thematisiert wurde, soll nun näher auf die Konstruktion von Stil(en) eingegangen werden: Wie kann Stil aus soziolinguistischer Sicht näher definiert werden? Wie werden Stile (re)konstruiert? Und welchen Restriktionen unterliegen sie dabei?

Stil wurde einleitend beschrieben als eine bestimmte Art und Weise, etwas zu tun: Die spezifische stilistische Eigenart dieses Tuns beschränkt sich dabei nicht auf ein einzelnes Element, sondern ergibt sich aus einer Kombination von Elementen, die – aufgrund ihrer Differenz zu anderen Kombinationen – entsprechend dekodiert werden kann (Coupland 2007, S. 1). Solche Aspekte, die Stil aus allgemeiner Warte charakterisieren, werden auch angeführt, wenn Stil sprachlich definiert wird. Auer (1989, S. 30) etwa bestimmt Stil als «Menge interpretierter, kookkurierender sprachlicher und/oder nicht sprachlicher Merkmale, die (Gruppen/Rollen von) Personen, Textsorten, Medien etc. zugeschrieben werden». Bezüglich des Aspekts der Interpretation führt Auer weiter aus, dass es nicht ausreicht, «wenn Strukturmerkmale [...] zu einem gewissen Grad über eine längere Textpassage» einfach nur harmonisieren, Bedingung ist auch, dass sie «zusammen oder jeweils individuell von den Mitgliedern einer Kultur bzw. Sprechgemeinschaft konsistent interpretiert» werden (Auer 1989, S. 29). Diese Interpreten setzen den Stil dann immer in Beziehung zu einem Anderen, dem der Stil zugeschrieben wird: Stile werden also immer von jemandem als zu jemandem zugehörig interpretiert («Stil-von-x-interpretiert-von-y», Auer 1989, S. 29). Diese Wahrnehmung bzw. Dekodierung einzigartiger Stile funktioniert nur durch den Vergleich mit anderen Stilen, die den Interpreten vertraut sind.

Selting und Hinnenkamp (1989, S. 5) verstehen unter Stil «im Rahmen sozialer Handlungszusammenhänge sprachliche und nicht sprachliche Merkmale und Strukturen [...], die von den Interagierenden methodisch verwendet und interpretiert werden». Die Merkmale und Strukturen werden ebenfalls als «Bündel» spezifiziert, die «sozial und interaktiv» interpretiert werden (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 5): «Stile [...] sind interpretierte und an spezifischen Rezipientenkategorien (eben auch Gruppen, Kulturen, Subkulturen etc.) orientierte holistische kommunikative Zeichen, die als kommunikative Ressource in Alltags- wie in institutionellen Kontexten verwendet werden.» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 6) Den Aspekt des Vergleichs – Stile werden nur vor dem Hintergrund anderer Stile als solche erkannt – thematisieren Selting und Hinnenkamp (1989, S. 5) dergestalt, als sie Sprecher als Akteure fassen, «die zwischen kookkurrierenden sprachlichen Gestaltungs- und Ausdrucksmittel» jene Mittel auswählen, die ihnen «im Vergleich zu paradigmatischen Alternativen (mit natürlich nie genau derselben Bedeutung)» für ihre Zwecke sinnvoll erscheinen (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 5): «Stile resultieren also daraus, daß konkretes sprachliches Verhalten in konkreten Sprachgebrauchssituationen interpretiert wird in Relation zu als solchen relevant gemachten paradigmatischen Alternativen.» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 6) Auf die Frage, wie genau Stile interpretiert werden, verweisen Selting und Hinnenkamp (1989, S. 7–8) auf das typisierende und kategorisierende Element von Stilen: Stile werden von Interpreten mit gewissen Menschen oder Menschengruppen in Verbindung gebracht, was «ein gewisses Maß an Konventionalisierung und vorgängige Typisierung in der Vergangenheit voraussetzt» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 7).

Während Coupland (2007) Stil in vielen Bereichen ähnlich charakterisiert wie Auer (1989) und Selting und Hinnenkamp (1989) – er fasst Stil auch als von jemandem interpretiertes, als zu jemandem/etwas gehöriges und darum von anderen Stilen differierendes sprachliches Phänomen – unterscheidet sich seine Interpretation m. E. v. a. in zwei Aspekten von den vorangehend erläuterten. Die Differenz lässt sich an folgenden zwei Fragen festmachen: Was genau an sprachlicher Substanz kann als Stilelement fungieren? Und worauf genau verweisen solche Stilelemente? Beide Fragen beantwortet Coupland weniger eng und dementsprechend auch weniger präzise als die bereits zitierten Autoren. An die sprachliche Substanz, die ein sprachliches Element zu einem potenziellen Stilelement qualifiziert, stellt Coupland (2007, S. 23) keine spezifischen Anforderungen: Als Elemente kommen etwa «accent/dialect features» in Frage, die sowohl «individually or in bunches» auftreten können. Während bei Auer (1989) wie auch bei Selting und Hinnenkamp (1989) als Voraussetzung die «Kookkurrenz» d. h. das gemeinsame Auftreten sprachlicher Formen sozusagen in Bündeln formuliert wurde, streicht Coupland weniger formale, sondern vielmehr

inhaltliche Aspekte heraus, die sprachliche Elemente zu potenziellen Stilelementen machen. Inhaltlich meint in diesem Zusammenhang v. a., dass die sprachlichen Elemente gesellschaftlich auf etwas verweisen. Dieser inhaltliche Aspekt der Indexikalität fungiert bei Coupland als zentrales Element; einer Indexikalität, die nie als starr und stabil, sondern als dynamisch und gesellschaftlich motiviert angesehen wird: «[W]hen we are dealing with social meaning in terms of the indexical potential of social styles [...], we have to be aware of complexities and possible instabilities in meaning relationships. We should not expect linguistic features to have unique social meanings, even in the same socio-cultural settings.» (Coupland 2007, S. 23) Der Begriff des *social meaning*, der gesellschaftlichen Bedeutung, auf die sprachliche Formen verweisen, und die Coupland (2007, S. 104) als «multi-dimensional evaluative constructs built up around language varieties» definiert (vgl. dazu auch Coupland 2007, S. 18–24), bringen uns denn auch weiter zum nächsten Aspekt, welchen Coupland etwas anders darstellt als die übrigen erwähnten Autoren: Worauf genau verweisen solche sprachlichen Stilelemente (resp. mit welcher gesellschaftlichen Bedeutung sind sie aufgeladen)? Coupland (2007, S. 177) distanziert sich von der Idee, die Produktion von Stil als simple Analyse von «indexical relationships between language forms and membership of social groups» zu verstehen: Vielmehr plädiert er dafür, die Analyse von Konstruktion von Stilen auf «the whole field of making social meaning» (Coupland 2007, S. 177) auszuweiten und dementsprechend danach zu fragen, wie überhaupt gesellschaftlich und kulturell bedeutungstragende Verweise mittels Sprache zu Stande kommen, die – «embedded in more general discursive and semiotic processes» (Coupland 2007, S. 178) – auf diese Weise identifikatorische Bezüge aber auch Distanzierungen bzw. Ironisierungen oder Parodisierungen ermöglichen.⁵⁴

Stile werden von Sprecherinnen und Sprechern also in der Weise konstruiert, als sich Sprecher sprachlicher Ressourcen bedienen, welche mit bestimmten gesellschaftlichen Bedeutungsaspekten aufgeladen sind («forms or varieties imbued with potential for social meaning» Coupland 2007, S. 103) resp. im Prozess der Konstruktion des Stils aufgeladen werden. In dieser Lesart entspricht (die Produktion von) Stil einem dezidiert konstruktivistischen Akt und es stellt sich die Frage: Wie frei sind Sprecherinnen und Sprecher in der Konstruktion von Stilen?

⁵⁴ Wobei Selting und Hinnenkamp 1989 schon auch von «Mittel der Signalisierung und Herstellung gemeinsam geteilter, relevanter sozialer und interaktiver Bedeutungen» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 6) sprechen und auch die ideologischen Voraussetzungen von stilistischen Handlungen thematisieren: «Der interaktive Prozeß der Konstitution von Stilen und Kontexten ist also nie voraussetzungslos. Die Interaktionspartner bringen immer schon ihr Alltagswissen über die soziale Welt mit in die Situation.» (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 9).

Coupland (2007, S. 82–105) führt diesbezüglich unterschiedliche Aspekte an, von denen hier nur einige herausgegriffen werden sollen. Einerseits ergeben sich Restriktionen freier, stilistischer Produktion daraus, dass Stil nicht nur ein individuelles, sondern auch, v. a. im Hinblick auf die Konstruktion gesellschaftlich geteilter Bedeutung, ein soziales Phänomen ist: «Style is at the same time an individual and communal endeavor. It is a tangible means of negotiating one's meaning in the world. And it relies on, and contributes to, the styles and meanings of groups and categories in the world.» (Eckert 2000, S. 41) Stile werden also immer vor dem Hintergrund eines gemeinsam geteilten gesellschaftlichen Hintergrundes konstruiert und auch dekodiert; insofern ist man als Stilproduzent etwa eingeschränkt, wenn man – was theoretisch durchaus möglich ist – einen neuen Stil konstruiert, der von den Interpreten erst als solcher erkannt und dekodiert werden muss. Viel üblicher hingegen ist, dass auf bereits bestehende Stile oder Teile davon zurückgegriffen wird, aus dem einfachen Grund, dass sie sozial etabliert sind. Sozial etabliert heisst, dass die Bedeutungen, die ihnen zugeschrieben werden, gesellschaftlich geteilt und in gewisser Weise auch fixiert – und damit natürlich auch mit einer bestimmten Wertung versehen sind. Besonders brisant sind diesbezüglich negative Bewertungen von Stilen: Negative Bewertungen können okkasionell auftreten – etwa wenn ein Stil in einem Kontext produziert wird, wo er nicht geduldet wird –, Stile können aber auch durchwegs negativ beurteilt werden, was zur Stigmatisierung von Gruppen oder Lebensweisen führen kann und damit einem Weniger an Freiheit gleichkommt. Coupland (2007, S. 86) spricht in diesem Zusammenhang von «ideological structures that imbue language variation with [...] social disadvantage». Denkt man konsequent in dieser Weise weiter, ertappt man sich dabei, die individuelle Handlungsfreiheit bezüglich der Produktion von Stilen insgesamt anzuzweifeln: Wenn die Bedeutung sprachlicher Formen derart gesellschaftlich überformt ist, wie viel stilistische Freiheit kann denn überhaupt angesetzt werden? Coupland verweist in diesem Zusammenhang auf die Sichtweise Bourdieus (1991), der mit seinem Verständnis von Gesellschaft davon ausgeht, «that ways of speaking are intractably linked to historical and political meanings, but also ingrained in physical acts of speaking» (Coupland 2007, S. 89). Dieses Verständnis, dass der Sprecher als Stil-Produzent geradezu determiniert ist von gesellschaftlichen Vorstellungen, wird in dieser Schärfe generell abgelehnt – dennoch aber scheinen gerade die Theorien Bourdieus geeignet, um sich der Grenzen individueller stilistischer Freiheiten gewahr zu werden. Coupland (2007, S. 92) formuliert die Problematik wie folgt:

As I suggested earlier in this chapter, the problem in assessing ideological readings of style is where, precisely, to draw the line between constraint and freedom. The attraction of Bourdieu's theory is that it articulates the potentially deep socio-political significance

of language variation as a dimension of social practice. It warns us against reading stylistic choice as something opportunistic or simply elective. The ways of speaking we acquire developmentally are, at least to some extent, structured into as, and for some speakers, their communicative dispositions lock them into social disadvantage. (Coupland 2007, S. 92)

Als Gegenposition zu dieser deterministischen Sicht auf den Sprecher und seine Freiheiten wird gemeinhin angesetzt, dass Sprecherinnen und Sprecher auch über eine mehr oder weniger ausgeprägte kritische Distanz zu Sprache und Sprachstilen verfügen: «[S]peakers – all of us – are indeed invested with language awareness and a potential to engage critically. People's potential for bringing about social change is part of their/our potential as speakers.» (Coupland 2007, S. 99–100) Diese kritische Distanz resp. diese Bewusstheit Sprache gegenüber (vgl. dazu auch die Ausführungen in Kap. 4.2.1) versetzt Sprecherinnen und Sprecher in die Lage, unterschiedliche sprachliche Genres, aber auch unterschiedliche sprachliche Intentionen oder eben Stile zu dekodieren und dieselben auch selbst zu produzieren. Eine solche Lesart attestiert dem Sprecher «a degree of awareness of the consequences of his or her own linguistic/stylistic operations and attending creatively to the form of a linguistic product» (Coupland 2007, S. 100). Daran wiederum lässt sich die Frage anschließen, wie bewusst und reflektiert Stile produziert werden, womit auch ein Mehr oder Weniger an Freiheit innerhalb der Produktion von Stilen angesprochen ist – in dem Sinne, als bewusste Entscheidungen als freiere Entscheidungen eingeschätzt werden als unbewusste. Die Frage nach dem Grad der Bewusstheit und Reflexion, mit dem Stile konstruiert werden, kann nur in der Hinsicht beantwortet werden, als gewisse Umstände (Disposition des Sprechers, Situation, Kontext) wohl mit einem Mehr und andere mit einem Weniger an Bewusstheit sprachlichen Verhaltens gegenüber einhergehen. Insgesamt ist bei der Konstruktion von Stilen aber kaum von einer höchst bewussten oder reflektierten Tätigkeit auszugehen: ««[D]oing style», styling, has not typically been seen as a fundamentally reflexive activity. We have found arguments against this position, such as Bourdieu's claims that the habitus is beyond speakers' reflexive awareness and control. But there are powerful arguments in favour of reflexivity too.» (Coupland 2007, S. 100)

6.3 *Style, styling und stylization*

In diesem Kapitel wird angeschlossen an die Diskussion zur Bewusstheit bei der Produktion von Stilen. Geht man davon aus, dass Sprecherinnen und Sprecher Stile mit einem gewissen Grad an Reflexion und Autonomie produzieren

(s.o.), so kann diese Produktion als eine Art sprachliche Performance eingeschätzt werden, mit der Sprecherinnen und Sprecher soziale Bedeutung konstruieren: «Speakers perform identities, targeted at themselves or others, when they have some awareness of how the relevant personas constructed are likely to be received through their designs.» (Coupland 2007, S. 146) Coupland unterscheidet bei diesem Akt der «performance» zwischen einer sogenannten «mundane performance» und einer «high performance».⁵⁵ Unter «high performance» versteht er mit Bauman (1992)⁵⁶

scheduled events, typically pre-announced and planned, and therefore programmed. They are temporally and spatially bounded events, marked off from the routine flow of communicative practice. They are co-ordinated, in the sense that they rely on specific sorts of collaborative activity, not least in that performers and audience members will establish themselves in these participant roles for the enactment of the performance. High performances are typically also public events, in that the membership of the audience will not be especially exclusive. Even if it is exclusive, audience members are positioned as parts of a more general social collectivity.» (Coupland 2007, S. 147)

Jene Stilisierungshandlungen, die als «high performances» einzustufen sind, bezeichnet Coupland (2007, S. 154) nun als *stylizations*; Stilisierungshandlungen, die als «mundane performance» einzustufen sind, bezeichnet er als *styling*, das er ganz basal als «activation of stylistic meaning» (Coupland 2007, S. 2) definiert (s.o.). *Style* – um die Aufzählung noch komplett zu machen – bezeichnet demgegenüber jene Auffassung von Stil als etwas Fixes und Determiniertes, wie sie Coupland eben gerade nicht vertritt, sondern die er dem wissenschaftsgeschichtlich späteren, dynamischen und prozessorientierten Konzept des *styling* gegenüberstellt (Coupland 2007, S. 2). *Styling* bezeichnet also das, was als eher alltägliche, eher frequente Produktion von Stil eingestuft werden kann, bei der der Grad an Bewusstheit nicht allzu hoch ist. *Stylization* hingegen ist etwas, was in vielerlei Hinsicht von *styling* abweicht. Coupland (2007, S. 154) stellt zur Identifikation von *stylization* folgende Charakteristika zusammen:

- Stilisierte Äusserungen «project personas, identities and genres other than those that are presumedly current in the speech event»: Diese projizierten Entitäten konstituieren sich aus «well-known identity repertoires», auch wenn diese nicht in ihrer Gänze repräsentiert werden.
- Stilisierung ist immer metaphorisch: «It brings into play stereotyped semiotic and ideological values associated with other groups, situations or ties.»

⁵⁵ «Mundane performance» und «high performance» können auch als Pole auf einem Kontinuum aufgefasst werden, vgl. dazu Coupland 2007, S. 146–147.

⁵⁶ Bei Bauman 1992 entspricht die «high performance» allerdings einfach der «performance», vgl. dazu Coupland 2007, S. 178.

Sie reisst einen Sprecher und seine Äusserungen aus dem aktuellen Sprechkontext.

- Stilisierung ist reflexiv, manieristisch und bewusst. Es handelt sich dabei um einen metakommunikativen Modus, «that attends and invites attention to its own modality, and radically mediates understanding of the ideational, identificational and relational meanings of its own utterances».
- Damit der Akt der Stilisierung funktioniert, braucht es ein Publikum, das diese Performance lesen und interpretieren kann: «It is therefore especially tightly linked to the normative interpretations of speech and non-verbal styles entertained by specific discourse communities.»
- Stilisierung initiiert Prozesse der Re-Evaluation sozialer Umstände; «focused on the real and metaphorical identities of speakers, their strategies and goals, but spilling over into re-evaluation of listeners' identities, orientations and values.»
- Stilisierung durchbricht den situativen Rahmen, indem es eine Ebene sozialen Kontexts einführt mit «new and dissonant identities and values. In doing this, its ambiguity invites re-evaluation of pertaining situational norms.»
- Stilisierungen sind kreativ und gekünstelt und brauchen deshalb eine gewisse Fähigkeit und auch eine gewisse Übung; einigen Sprechern werden Stilisierungen leichter fallen als anderen.
- Da derjenige, der sich Stilisierungen bedient, «needs to cue frame-shift and emphasise dissonant social meanings», entsprechend stilisierte Äusserungen oft emphatischen und überzogenen Präsentationen der intendierten Stile oder Genres.
- Insgesamt kann Stilisierung analysiert werden als «strategic inauthenticity, with complex implications for personal and cultural authenticity in general».

Coupland schliesst mit der Bemerkung, dass bei Stilisierungen *out-group*-Stereotypen weitaus wichtiger sind als die Orientierung an den Normen der *in-group* (Coupland 2007, S. 149).

6.4 Zusammenfassung

Das eher jüngere Interesse der variationslinguistischen Soziolinguistik, das den Gebrauch sprachlicher Varianten mit der Konstruktion von sozialer Bedeutung zusammenbringt, ist eines, das auch – und länger schon – von der Stil-Forschung verfolgt wird. Diese Forschungsrichtung, die sich dafür interessiert, wie Stile sprachlich konstruiert werden, ist für vorliegende Arbeit eminent wichtig: Gefragt wird hier u. a. danach, wie Gruppenzugehörigkeiten oder überhaupt so-

ziale Bedeutung über sprachliche Varianten konstruiert werden. *Stil* kann ganz grundlegend als 'eine bestimmte Art und Weise, etwas zu tun' charakterisiert werden. Stil schöpft sein Potenzial dabei aus dem (ästhetischen) Vergleich mit anderen Stilen. Er funktioniert allerdings erst dann, wenn dieser Vergleich von Menschen gemacht wird, die den Stil als solchen dekodieren und interpretieren: Stil ist damit ein entschieden soziales Phänomen, das nur vor einem gemeinsamen Deutungshintergrund funktioniert (Coupland 2007, S. 1). Stil wurde innerhalb der Soziolinguistik lange Zeit als relativ statische, eindimensionale Grösse konzeptualisiert. Gesucht wurde gerade in den Anfängen nach Sprechmustern, die mit Kontexten oder auch mit Sprechergruppen korrelierten (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 2). Heute herrscht eine Stilauffassung vor, die Stil aus einer konstruktions- und prozessorientierten Perspektive als entschieden dynamische Grösse versteht (Selting und Hinnenkamp 1989, S. 4). Konkret wird Stil aus sprachlicher Sicht übereinstimmend als von jemandem interpretiertes, als zu jemandem/etwas gehöriges und darum von anderen Stilen differierendes sprachliches Phänomen beschrieben. Bezüglich der zentralen Fragen, was an sprachlicher Substanz als Stilelement fungieren kann und worauf Stilelemente genau verweisen, gehen die Einschätzungen auseinander (vgl. hierzu Auer 1989 sowie Selting und Hinnenkamp 1989 im Vergleich zu Coupland 2007). Neuere Konzeptionen tendieren in die Richtung, dass die Form sprachlicher Einheiten eine nur unwesentliche Rolle spielt bei der Frage, welchen sprachlichen Einheiten es zur Funktion von Stilelementen gereicht: Wichtig ist einzig, dass die gefragten sprachlichen Einheiten gesellschaftlich bedeutsam sind (Coupland 2007, S. 23). Bei der Frage, worauf Stilelemente genau verweisen, ist man heute der Auffassung, dass deren Referenz nicht nur soziale Gruppen sein können, sondern alle Entitäten, die sich an der Konstruktion sozialer Bedeutung beteiligen (d. h. auch Lebensformen, Ideen usw.) (Coupland 2007, S. 177). Wichtig bei der Diskussion sprachlichen Stils ist zudem die Frage, wie frei Sprecherinnen und Sprecher bei der Produktion von Stilen sind resp. wie bewusst sie ihre stilistischen Produktionen einsetzen (Coupland 2007, S. 82–105). Coupland (2007) schlägt in diesem Zusammenhang zwei Konzepte vor, die je unterschiedliche Grade an Freiheit und Bewusstheit abbilden. Als *styling* bezeichnet er eine eher alltägliche, eher frequente Produktion von Stil, bei der Grad an Bewusstheit nicht allzu hoch ist (Coupland 2007, S. 2). Als *stylization* bezeichnet er demgegenüber einen bewussten, manieristischen Akt, der in gekünstelter Weise auf sozial etablierte Identitäten oder Genres verweist mit dem Ziel, Inauthentizität zu produzieren, die je unterschiedliche Funktionen haben kann (Belustigung, Distanzierung usw.) (Coupland 2007, S. 146–147).

7 Identität

Darum sage ich auch, diese Dialekte, die geben auch eine Identität, das sind die Wurzeln, da gehört man hin, ich finde das schön. Das muss doch niemand verheimlichen.

Draw-a-map-task Nahraum, Proband PB42 über die Dialekte in *Ob-* und *Nidwalden*

Dass Sprache ein zentrales Mittel darstellt, um Identität(en) zu konstruieren, ist ein Grundsatz der Soziolinguistik, die die Sprache nicht als unabhängiges System, sondern als mit dem Menschen verhaftetes Konstrukt begreift (vgl. z. B. Le Page und Tabouret-Keller 1985). Die Möglichkeiten, Sprache als Mittel zur Identitätskonstruktion einzusetzen, sind vielseitig: Sie reichen von vielleicht naheliegenderen Strategien wie der Konstruktion des Selbst in der Narration bis hin zur Identitätskonstruktionen etwa im Kontext der *linguistic landscapes* (vgl. z. B. Blackwood et al. 2016). Auch in den vorangehenden zwei Kapiteln 5 und 6 wurden sprachliche Strategien thematisiert, die Sprecherinnen und Sprechern zur Verfügung stehen, um Identität(en) zu konstruieren. Fokussiert wurde dabei auf die Möglichkeit, spezifische bedeutungstragende Varianten zu gebrauchen, um sich als X oder Y zu positionieren. Da das Konzept der Identität ein dementsprechend wichtiges Thema ist, soll es in diesem Kapitel noch etwas näher beleuchtet werden. Fokussiert wird dabei – nach einigen einleitenden Bemerkungen zum Konzept der Identität im Allgemeinen – hauptsächlich auf die Klärung der Begriffe *personale*, *soziale* und *räumliche Identität*, die vorliegend von vorrangigem Interesse sind.

Das Aufkommen des Identitätskonzepts innerhalb der Sozialwissenschaften wird übereinstimmend in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts verortet und an Namen wie Erik Erikson, Gordon Allport und Erving Goffmann gebunden.⁵⁷ Das Konzept breitete sich rasch aus, auch über die Grenzen der Sozialwissenschaften hinweg, und fand Eingang in unterschiedliche, auch alltagsweltliche Diskurse (Brubaker und Cooper 2000, S. 2–4).⁵⁸ Heute wird von einem Identitätsbegriff ausgegangen, der Identität als konstruierte, fluide und multiple Grösse fasst (Brubaker und Cooper 2000, S. 2–4). Gonseth etwa beschreibt *Iden-*

57 Vgl. hierzu auch Knecht 1989/1990, S. 9–10, die die Herausbildung des Identitätskonzepts wissenschaftsgeschichtlich in Verbindung bringt mit verwandten Konzepten wie jenen der «Person», des «Selbst» und der «Rolle»: Das Konzept der Identität ist ihrer Meinung nach diesen drei Konzepten erwachsen.

58 Die rasche Verbreitung und Anwendung des Begriffs auf unterschiedliche Kontexte ging mit einer Pluralisierung dessen Bedeutung einher, weshalb bereits in den 1970ern Kritik laut wurde am undifferenzierten Umgang mit dem Begriff der Identität, die bis heute nicht abbricht (Brubaker und Cooper 2000, S. 2).

tität als «Prozess der Bewusstwerdung und der Selbstdarstellung von Individuen in einer sich wandelnden Welt» (Gonseth 1989/1990, S. 4), Cuonz als «dynamisch und prozesshaft, verhandelbar, kontextsensitiv sowie multidimensional» (Cuonz 2014a, S. 79). Zentral am Konzept der *Identität* ist, dass sie ohne ihr Gegenstück, das Konzept der *Alterität*, nicht gedacht werden kann: «Die Identität eines Subjekts setzt die Konstitution von Intersubjektivität voraus. Subjektivität wird erst innerhalb der Intersubjektivität möglich», schreibt dazu Tophinke (2000, S. 345). Mit Bezug auf Waldenfels (1998) führt sie aus, dass die Bestimmung von Identität stets zwei Momente umfasst: die Eingrenzung und die Ausgrenzung. Die Eingrenzung entsteht dabei nicht allein durch die Ausgrenzung, die Ausgrenzung nicht allein durch die Eingrenzung – die beiden Handlungen haben je unterschiedliche Funktionen und Qualitäten:

Die Eingrenzung und die Ausgrenzung sind zwei getrennte Momente, die einander im Rahmen der Identitätskonstruktion aber stets ergänzen. Sie besitzen jeweils einen spezifischen Fokus und Skopus: Die identitätsbildende Eingrenzung konzentriert sich auf das Eigene. Die identitätsbildende Ausgrenzung konzentriert sich demgegenüber auf das Andere in seiner Angrenzung an das Eigene und seinen Verschränkungen mit dem Eigenen; ihr Skopus ist mithin größer. (Tophinke 2000, S. 345–346)

Tophinke (2000, S. 346) streicht dabei heraus, dass die Unterscheidung eines eingrenzenden und eines ausgrenzenden Moments eminent wichtig bei der Behandlung von Fragen der Identitätskonstruktion mittels Sprache sei: Identitätskonstruktionen wiesen diese beiden Bestimmungsmomente in jeweils unterschiedlichem Verhältnis auf. Am Beispiel von Bezeichnungen für regionale Gruppen zeigt sie auf, dass etwa bei «Saupreußen» das ausgrenzende Moment dominiert, während es bei der Bezeichnung «Norddeutsche» weitaus schwächer ist.

7.1 Personale und soziale Identität

Innerhalb der Sozialwissenschaften wird grundsätzlich zwischen der Ebene der *personalen* und der Ebene der *sozialen Identität* unterschieden. Entscheidende Beiträge zum Konzept der *sozialen Identität* leisteten zwei Theorien, die zusammenfassend als *sozialer Identitätsansatz* bezeichnet werden: die *social identity theory* (SIT) und die *self-categorization theory* (SCT).

Die SIT wurde als theoretischer Rahmen für die sozialpsychologische Analyse konfliktträchtiger Beziehungen zwischen sozialen Gruppen entwickelt (Tajfel und Turner 1979). Die Experimente, die Tajfel und Turner durchführten, zeigten, dass die soziale Kategorisierung in Eigen- und Fremdgruppe ein Grundmoment der Ausbildung sozialer Identität(en) darstellt: Sobald sich Menschen als Grup-

penmitglieder verstehen, entwickeln sie ein Bedürfnis nach positiver sozialer Identität und Identifizierung, welches sie motiviert, die Eigengruppe positiv von der Fremdgruppe abzugrenzen.

Die SIT wurde in ihren Grundannahmen bestätigt. Da sie aber eher die Konsequenzen sozialer Identitätsbildung in den Blick nahm und nicht deren Voraussetzungen, wurden bald Rufe nach einer umfassenderen Theorie laut: Gefordert wurde eine Theorie, die sowohl Vorbedingungen als auch Folgen sozialer Identität zu fassen vermag (Simon und Trötschel 2006, S. 687). Den Grundstein für die sogenannte SCT legte Turners (1982) Unterscheidung von personaler und sozialer Identität. Nach der SCT basieren sowohl personale als auch soziale Identität auf kognitiven Klassifizierungen des Selbst bei gleichzeitiger Abgrenzung zu anderen Kategorien:

Personale Identität basiert auf der kognitiven Zuordnung der eigenen Person zu einer einzigartigen Kategorie, der nur die eigene Person («ich») mit ihren je nach Zeitpunkt und Situation unterschiedlichen Erscheinungsformen angehört und die von anderen Einpersonen-Kategorien («du») abgegrenzt wird. Soziale Identität basiert auf einer umfassenderen Zuordnung der eigenen Person sowie der Mitglieder einer bestimmten Eigengruppe (z. B. aller Angehörigen der eigenen Nation) zu einer gemeinsamen Kategorie («wir») in Abgrenzung zu einer oppositionellen Kategorie oder Fremdgruppe («ihr» bzw. «die anderen»). (Simon und Trötschel 2006, S. 687)

Soziale Identität kann demnach umschrieben werden als Erweiterung der eigenen personalen Identität durch die Aufnahme von Personen, mit denen man eine Gruppenzugehörigkeit teilt. Diese Aufnahme geht einher mit «entsprechenden emotionalen, kognitiven, motivationalen und verhaltensbezogenen Konsequenzen» (Simon und Trötschel 2006, S. 685). Die personale Identität wird dabei als in allen sozialen Identitäten aufgehoben gedacht. Wie das Konzept der personalen Identität, kann auch das Konzept der sozialen Identität als konstruiert, fluide und multipel angenommen werden: Sie konstituiert sich in sozialen Interaktionen, insbesondere in inter- und intragruppalen Kontexten. Diese Konstitution ist indes nicht ganz unabhängig von kontextuellen Faktoren, im Gegenteil: «Bestimmte gesellschaftliche Konstellationen legen die Ausbildung bestimmter sozialer Identitäten nahe, ebenso wie bestimmte Gegebenheiten auf Seiten des Individuums die Annahme dieser Identitäten begünstigen.» (Simon und Trötschel 2006, S. 690) Während die Trennung zwischen personaler und sozialer Identität theoretisch einleuchtet, sind realiter viele unterschiedliche Kombinationen personaler und sozialer Identität möglich (vgl. den Terminus der multiplen Identitäten): bspw. die personale wie auch die soziale Identität als Frau, als Wissenschaftlerin usw.⁵⁹

⁵⁹ Vgl. für eine weiterführende Thematisierung des Verhältnisses von *personal*er und *sozial*er Identität Simon 2004: Einerseits können sich beide Varianten von Identität auf gleiche Inhalte

7.2 Sozial(räumlich)e Identität

Weiter interessieren nun – gegeben durch das Forschungsobjekt der Wahrnehmung und Bewertung von räumlich gebundener Sprache sowie räumlich gebundenen Sprachgemeinschaften – mögliche räumliche Aspekte von Identität: Inwiefern sind sie von der sozialen Identität zu trennen? Inwiefern von der personalen Identität?

Zentral bezüglich des Verhältnisses von sozialer und räumlicher Identität ist in vorliegendem Zusammenhang, dass die Träger sozialer Identität, soziale Gruppen, im Alltag mit Räumen verbunden werden. Die Ausführungen zum erlebten Raum (vgl. Kap. 3.1.3) – von denen hier erneut auszugehen ist – haben verdeutlicht, dass Raum im Alltag als «ganzheitliches Amalgam» wahrgenommen wird, in welchem u. a. Menschen, ihre Sitten und Gebräuche zu einer «räumlich strukturierten Erlebnisgesamtheit, zu einem kognitiven Gestaltkomplex verschmolzen sind» (Weichhart 2008, S. 82–83). In der alltäglichen Wahrnehmung gehören Menschen zu Räumen und sie prägen das Bild, das wir von Räumen haben. Dieses Bild resultiert daraus, dass «Menschen mit einer bestimmten sozialen und personalen Identität und mit bestimmten Lebensstilen» dazu tendieren, «an bestimmten Orten aufzutreten und zu leben» (Weichhart 2008, S. 103). Dieses Auftreten prägt wiederum das Bild, das wir von Räumen haben. Jakle et al. (1976, S. 37) formulieren es so: «People are stereotyped by the kinds of places they occupy and, converseley, places are stereotyped by the kinds of people found in them. Social identities and geographical locations are thus integrally linked.»

Aber nicht nur die soziale, auch die personale Identität scheint eng an den Raum gebunden. Jakle et al. (1976, S. 39) führen bspw. an, dass Räume, zu denen sich Menschen zugehörig fühlen, besonders wichtig sind für die Ausbildung ihrer personalen Identität: «Most important to the self-concept are those places that people possess and defend as 'belonging' to them personally. People assign themselves special privileges of both access and use in these territories.» (Jakle et al. 1976, S. 39)⁶⁰ In der Geographie werden seit den 1980er Jahren Fra-

beziehen (das Merkmal «Wissenschaftlerin» kann je nach Kontext ein Aspekt der personalen wie der sozialen Identität darstellen), andererseits ermöglichen personale und soziale Identität sich gegenseitig, da die Vielzahl der sozialen Identitäten auch die personale Identität mitbestimmt, sowie die personale Identität ein Reservoir an potenziellen sozialen Identitäten darstellen mag.

⁶⁰ Vgl. hierzu die gängigen Formulierungen, die im Zuge von Migrationsdebatten den Anspruch auf Einwanderung thematisieren, wie etwa, ob Flüchtlingen Einlass in «unser Land», «meine Stadt» oder «unser Dorf» gewährt werden soll.

gen der territorialen Bindungen des Menschen diskutiert (Weichhart 1980; Bartels 1981; Riedel 1981): für die einen ein längst überfälliges Desiderat (Blotevogel et al. 1986), für die anderen ein vernachlässigbarer Gegenstand (Hard 1987). Weichhart (1990) beschreibt in diesem Kontext Formen und Funktionen raumbezogener Identität «für den Bereich der personalen Existenz des Menschen» (Weichhart 1990, S. 94). Er arbeitet heraus, dass die räumliche Identität für die Entwicklung und die Aufrechterhaltung der personalen Identität in unterschiedlicher Weise von Bedeutung ist:

- Eine erste Funktion raumbezogener Identität besteht in der «psychischen Sicherheit der Umwelterfahrung». Die Erfahrung von «Sicherheit, Konstanz und Vorhersehbarkeit» stellt eine «notwendige Vorbedingung für Handlungsentwürfe und die Entwicklung oder Festigung der Ich-Identität» dar (Weichhart 1990, S. 94). Der Wohnort und dessen Umgebung als Zentrum fungiert dabei als Modell oder Muster, nach dem die «Dinge der Aussenwelt beurteilt» werden (Weichhart 1990, S. 94).
- Eine zweite Funktion ist jene der aktiven und kreativen Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt «im Rahmen intentional bestimmter Handlungsvollzüge». Dabei stellt wiederum der engere Lebensraum des Menschen eine wichtige Instanz dar: Er ist es, den der Mensch «(zumindest in Grenzen und im Gunstfalle) kontrollieren, nutzen, beeinflussen, erobern, durch eigene Aktivitäten gestalten kann» (Weichhart 1990, S. 94).
- Eine dritte Funktion ist jene der sozialen Interaktion/Symbolik. Sie steht in Zusammenhang mit einem physischen Raum, der als «Ausdrucksträger [...] für die Inhalte des kollektiven Gedächtnisses» und damit als «Symbol und physische Manifestation kollektiv geteilter Werte und Gefühlslagen» gelten kann (Weichhart 1990, S. 94). Individuen werden im Laufe des Sozialisationsprozesses mit Räumen und ihrer Symbolik vertraut gemacht.
- Der Wirkungsbereich raumbezogener Identität, auf den alle anderen Funktionen bezogen sind, ist schliesslich die «Individuation», für die «auf dem Weg über Prozesse der Identifikation [...] auch die soziale und physische Umwelt eine entscheidende Rolle spielt» (Weichhart 1990, S. 94). Räume «sind nicht nur als Symbole sozialer Beziehungen und sozialer Werte, sondern auch als Symbole des Selbst wirksam» (Weichhart 1990, S. 94). Hier kann etwa der individuelle Wohnraum, der auch als Projektionsfläche genutzt/interpretiert werden kann, angeführt werden.

Die Zusammenstellung von Weichhart (1990) macht deutlich, dass für die Ausbildung der personalen Identität offenbar Räume von grundlegender Bedeutung sind, in denen sich Menschen täglich bewegen (Wohnung, Wohnort usw.). Solche konkret erfahrenen Räume, die als «eigene» Räume wahrgenommen werden kön-

nen, stellen Basiskategorien im Umgang mit Räumen dar. Genauso, wie wir uns aber als Bewohner unserer Stadt fühlen können, da wir uns tagtäglich in dieser Stadt aufhalten, können wir uns auch als Bewohner grösserer administrativer Einheiten fühlen, wie in der Schweiz etwa als Bewohner eines Kantons oder gar des ganzen Landes. Solche Identifizierungen mit grösseren räumlichen Einheiten, die nicht über konkrete Erfahrungen, sondern über die Abstraktion derselben zu Stande kommen, können als sogenannte «Ähnlichkeitsgeneralisierungen» zu den lokalen Erfahrungen angenommen werden:

Es wird angenommen, daß sowohl die kognitiven als auch die «Selbst-» und «Wir/Sie»-bezogenen Aspekte räumlicher Identität gleichermaßen auf ein Maßstabskontinuum vom Personal Space bis zum nationalen und übernationalen Bereich ausgerichtet sind und nach dem jeweils aktuellen Handlungs- und Situationskontext auf einzelne Maßstabsbereiche fokussiert werden. Aus der Perspektive des Individuums erweist sich allerdings die *lokale Ebene* als primäre Referenzgröße. Die auf dieser Ebene räumlicher Identität gewonnenen subjektiven Erfahrungen können durch Ähnlichkeitsgeneralisierungen auf Bezugs-objekte anderer Maßstabsebenen *übertragen* werden. (Weichhart 1990, S. 95–96)

Der Identifikation mit Räumen sind also von der konkret-lokalen bis zur abstrakt-globalen Ebene keine Grenzen gesetzt.

7.3 Zusammenfassung

Da sich vorliegende Arbeit auch speziell dafür interessiert, wie mittels Sprache gesellschaftliche Bedeutung konstruiert wird – womit im Kern Identitätshandlungen angesprochen sind –, wurde in diesem letzten Theoriekapitel vertieft auf das Konzept der Identität eingegangen. Identität wird heute gemeinhin als konstruierte und damit dynamische Grösse aufgefasst: Man geht also nicht davon aus, dass Menschen eine oder mehrere Identitäten haben, sondern dass sie diese Identitäten in der Interaktion ständig aushandeln (Brubaker und Cooper 2000; Cuonz 2014a). Zentral am Konzept der Identität ist fernerhin, dass sie ohne das Konzept der Alterität nicht auskommt: Identität entsteht dabei durch Eingrenzung und Ausgrenzung gleichermaßen, wobei diesen beiden Prozessen je unterschiedliche Funktionen zukommen können (Tophinke 2000). Interessiert man sich für gesellschaftliche und vorliegend auch für räumliche Aspekte von Identität, bieten sozialpsychologische und sozialgeografische Konzepte entsprechende Hilfestellungen: Fokussiert wurde in diesem Kapitel darum in erster Linie auf die Frage, inwiefern personale, soziale und räumliche Aspekte von Identität auseinandergehalten werden können. Bezüglich der Frage nach der Differenzierung zwischen personaler und sozialer Identität wird gemeinhin auf die *self-categorization theory* (SCT) von Turner (1982) verwiesen, in welcher per-

sonale Identität als kognitive Zuweisung der eigenen Person in eine einzigartige Einpersonenkat­egorie gefasst wird, die anderen Einpersonenkat­egorien gegenüber abgegrenzt wird; soziale Identität hingegen meint die Zuweisung der eigenen Person und weiterer Personen in eine bestimmte Eigengruppe, die anderen Gruppen gegenüber abgegrenzt wird (Simon und Trötschel 2006, S. 687). Bezüglich der räumlichen Identität kann festgehalten werden, dass diese sowohl für die Ausbildung der personalen wie auch für die Ausbildung der sozialen Identität von Belang ist. Das Verhältnis zwischen personaler und räumlicher Identität ist insofern zu spezifizieren, dass v. a. Räume, die Menschen im Alltag konkret als eigene Räume erfahren (Wohnung, Wohnort usw.), für die Ausbildung ihrer Identität einen wichtigen Stellenwert haben. Weiter kann in diesem Zusammenhang festgehalten werden, dass Menschen im Umgang mit nicht direkt erfahrbaren, abstrakten Räumen auf ihre Erfahrungen mit konkret erlebten Räumen zurückgreifen, was einem Generalisierungsprozess gleichkommt (Weichhart 1990, S. 95–96). Bezüglich des Verhältnisses zwischen sozialer und räumlicher Identität ist von zentraler Bedeutung, dass Menschen bzw. Menschengruppen im Alltag mit Räumen in Verbindung gebracht werden: Menschen prägen damit die Bilder, die wir von Orten haben; und umgekehrt prägen Orte unsere Bilder, die wir von den Menschen haben, die sich an diesen Orten aufhalten.

Empirische Untersuchung

8 Erhebung der Daten

Ich wusste erst gar nicht, woher das kam, und ich konnte es nicht verorten. Sonst hat man häufig eine Vorstellung von Dialektkategorien. Aber jetzt kenne ich ihn und kann ihn verorten.

Draw-a-map-task Nahraum, Proband PB15

Den institutionellen Kontext, aus welchem die vorliegende Forschungsarbeit hervorgegangen ist, bildet das Forschungsprojekt «*Ländere*ⁿ – die Urschweiz als Sprach(wissens)raum», das von 2012–2017 unter der Leitung von Prof. Helen Christen an der Universität Freiburg bearbeitet und vom Schweizerischen Nationalfonds gefördert wurde (Christen 2017). Das Projekt fokussierte auf die sogenannte *Urschweiz*, die im Schweizer Alltag mit den Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden in Verbindung gebracht wird. Diese drei Kantone, die auch gerne als *Urkantone* bezeichnet werden, sind eng mit dem Gründungsmythos der Schweiz verknüpft: Hier soll, so ist es im *kulturellen Gedächtnis* (Assmann 1992) der Schweizerinnen und Schweizer verankert, die Schweiz in grauer Vorzeit gegründet worden sein. Diesem Umstand mag es geschuldet sein, dass die Region im Zentrum der Schweiz vornehmlich als Einheit konzeptualisiert wird, was einmal am Begriff *Urschweiz* deutlich wird, aber auch an der strukturell festen Wortverbindung *Uri, Schwyz und Unterwalden*, die synonym zu *Urschweiz* verwendet wird. Nicht zuletzt sei das Verb *ländere*ⁿ erwähnt, das dem Forschungsprojekt seinen Namen gab: Im *Schweizerischen Idiotikon* (Id.) ist es verzeichnet als 'in Sprache und Sitten den Bewohner der *Länder* verraten' (Id. IV, 1310). Das *Ländere*ⁿ-Projekt interessierte sich im Kern für zweierlei: einmal für das sprachraumbezogene Wissen, das mit der Urschweiz in Verbindung gebracht wird und andererseits für den objektsprachlichen Befund im Untersuchungsgebiet. Diese Anlage, die wahrnehmungsdiagnostische mit klassisch-dialektologischen Interessen verbindet, sollte es erlauben, auf einer Metaebene die Frage zu beantworten, ob sich ein Zusammenhang zwischen alltagsweltlichen Wissens- und Bewertungsstrukturen und dem Gebrauch von Dialekt zeigt.

Die Konzeption der Erhebung, die nachfolgend im Zentrum stehen soll, wurde massgeblich durch den institutionellen Rahmen des Projekts geprägt: Die Auswahl des Untersuchungsgebiets, der Probandinnen und Probanden sowie der Erhebungsinstrumente wurde zu grossen Teilen innerhalb des Projektteams diskutiert und kollektiv bestimmt (vgl. zum Projektteam Christen 2017, S. 1).

8.1 Untersuchungsgebiet

Das Territorium der *Urschweiz*, die gemeinhin als «Urzelle der Schweiz» gehandelt wird (Kreis 2013), sollte ursprünglich das Untersuchungsgebiet des *Ländereⁿ*-Projekts repräsentieren. Aus unterschiedlichen Gründen wurde allerdings entschieden, nicht die Territorien aller drei Urschweizer Kantone als Untersuchungsgebiet anzusetzen, sondern lediglich das Territorium der Kantone Ob- und Nidwalden (vormals Unterwalden) zu bearbeiten. Diese Entscheidung hat zur Konsequenz, dass man Einbussen bezüglich der Breite der erhobenen Daten in Kauf nimmt – nur mehr sind einzig Aussagen zu Ob- und Nidwalden möglich und nicht zur Urschweiz allgemein. Demgegenüber steht ein Mehr an möglicher Tiefe, da innerhalb des Untersuchungsgebiets ein dichteres Ortsnetz gelegt werden kann. Nebst methodischen Überlegungen spielten bei dieser Entscheidung auch inhaltliche Aspekte eine Rolle: Gerade die historische Komponente der gemeinsamen Vergangenheit der Kantone Ob- und Nidwalden als Konstituenten von Unterwalden (vgl. zur historischen Herausbildung der beiden Kantone etwa Weber 2013) muteten vor dem Forschungsinteresse für laienlinguistische sprachkonzeptionelle Gliederungen und ihr objektsprachliches Korrelat interessant an.

Seit 1999 gelten die Kantone Ob- und Nidwalden verfassungsrechtlich als vollberechtigte Kantone mit je einer halben Standesstimme (Weber 2013). Beide Kantone sind klein und ländlich. Der Kanton Obwalden⁶¹ hat bei einer Fläche von ca. 491 km² zum 31.12.2016 37'460 Einwohner. Gemäss den Angaben der letzten Volkszählung (2000) sprechen 92.8 % der Einwohner Deutsch, 0.4 % Französisch, 1.4 % Italienisch und 7.4 % der Einwohner andere, nicht weiter spezifizierte Sprachen. 88 % der Einwohner geben als Konfession römisch-katholisch an, 7 % protestantisch und 5 % andere. Was die Wirtschaftsstruktur angeht, kann man im Jahr 2014 von insgesamt 3'694 Arbeitsstätten 679 der Land- und Forstwirtschaft (Sektor 1), 560 Industrie und Gewerbe (Sektor 2) und 2'455 dem Dienstleistungssektor (Sektor 3) zuteilen. Administrativ eingeteilt ist der Kanton Obwalden in die Gemeinden Alpnach, Engelberg, Giswil, Kerns, Lungern, Sachseln und Sarnen, deren Hauptorte den jeweils gleichen Namen tragen. Sarnen ist Kantonshauptort.

Der Kanton Nidwalden⁶² hat bei einer Fläche von ca. 276 km² zum 31.12.2016 42'347 Einwohner. Gemäss den Angaben des Bundesamtes für Statistik sprechen 92.9 % der Einwohner Deutsch, Angaben zu übrigen Sprachen wurden nicht ge-

⁶¹ Alle zitierten Informationen stammen von der Seite <http://www.ow.ch/de/> (letzter Zugriff: 10.10.2019).

⁶² Alle zitierten Informationen stammen von der Seite <http://www.nw.ch/de/> (letzter Zugriff: 10.10.2019).

macht. 68.8 % der Einwohner geben als Konfession römisch-katholisch an, 10.7 % protestantisch. 13.9 % sind konfessionslos. Was die Wirtschaftsstruktur angeht, kann man im Jahr 2012 von insgesamt 3'992 Arbeitsstätten 500 der Land- und Forstwirtschaft (Sektor 1), 574 Industrie und Gewerbe (Sektor 2) und 2'918 dem Dienstleistungssektor (Sektor 3) zuteilen. Administrativ eingeteilt ist der Kanton Nidwalden in die Gemeinden Beckenried, Buochs, Dallenwil, Emmetten, Ennetbürgen, Ennetmoos, Hergiswil, Oberdorf, Stans, Stansstad und Wolfenschiessen, deren Hauptorte den jeweils gleichen Namen tragen. Stans ist Kantonshauptort.

8.1.1 Erhebungsorte

Die Kantone Ob- und Nidwalden dienten als Ausgangspunkt, um die Ortspunkte für die Befragung auszuwählen. Als Erhebungsorte wurden die Orte Sarnen, Lungern, Melchtal und Engelberg in Obwalden, Hergiswil, Stans und Emmetten in Nidwalden und Seelisberg in Uri bestimmt (vgl. Abb. 7).

Die zentralen Kriterien für die Auswahl dieser Orte waren – nebst der Bedingung, dass die Orte bereits in den Erhebungen zum Sprachatlas der deutschen Schweiz als Erhebungsorte fungierten – dreierlei: 1) Einerseits sollten die beiden Kantone Ob- und Nidwalden einigermaßen gleichmässig durch die Erhebungsorte repräsentiert sein (Sarnen, Lungern, Melchtal und Engelberg repräsentieren Obwalden; Hergiswil, Stans und Emmetten repräsentieren Nidwalden). Zudem sollte ein weiterer Urschweizer Kanton durch einen Erhebungsort repräsentiert sein (Seelisberg repräsentiert Uri). Hinter diesem Kriterium verbirgt sich v. a. die These, dass sich politische Einheiten – z. B. Kantone – sowohl in den laienlinguistischen Vorstellungen der Probandinnen und Probanden als auch im Sprachgebrauch derselben niederschlagen können (vgl. dazu Kap. 10 und Kap. 13). Probandinnen und Probanden unterschiedlicher politischer Einheiten zu befragen, birgt diesbezüglich Potenzial. 2) Daneben sollten sich unter den Erhebungsorten grössere wie auch kleinere Orte befinden.⁶³ Die beiden Hauptorte Sarnen (10'229 Einwohner) und Stans (8'160 Einwohner) waren – auch durch ihre zusätzliche Bedeutung als Kantonshauptorte – gesetzt, des Weiteren wurden Engelberg (4'097 Einwohner) und Hergiswil (5'677 Einwohner) gewählt. Unter den kleineren Orten befinden sich Lungern (2'117 Einwohner) und Melchtal (337 Einwohner) in Obwalden, Emmetten (1'391 Einwohner) in Nidwalden und Seelisberg (696 Einwohner) in Uri. Die Idee, grössere und

⁶³ Hierbei muss man sich vergewissern, dass es sich bei den Orten, die vorliegend als Erhebungsorte gewählt werden, im nationalen Vergleich um Orte handelt, die von der Einwohnerzahl her insgesamt als eher kleine Orte einzustufen sind.

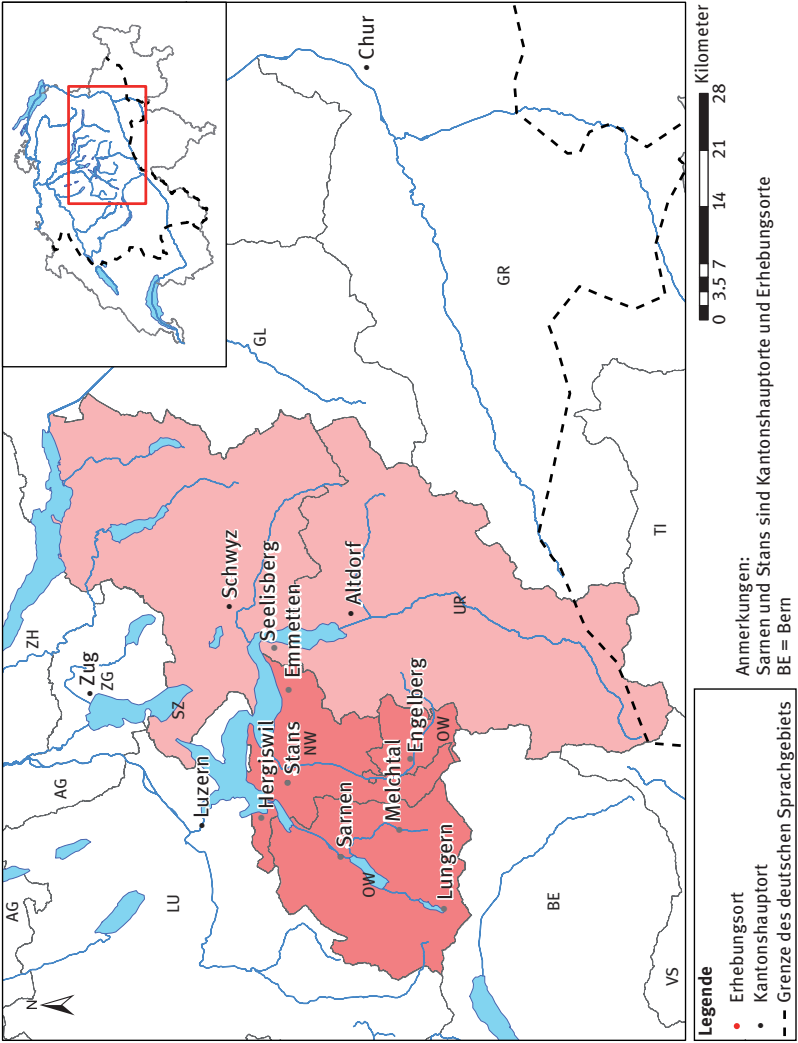


Abb. 7: Das Untersuchungsgebiet Ob- und Nidwalden im Kontext der übrigen Urschweizer Kantone (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

kleinere Orte voneinander zu unterscheiden, rührt daher, dass sich diese Orte durch eine je andere soziale Charakteristik auszeichnen: Kleinere Orte sind sozial gemeinhin homogener als grosse. Diese unterschiedlichen Grade an Homoresp. an Heterogenität, so die These, können sich in einem je unterschiedlichen Dialektgebrauch bzw. in unterschiedlichen Vorstellungen über den Dialekt spiegeln. 3) Daneben unterscheiden sich die Orte bezüglich ihrer Lage im Untersuchungsgebiet: Als zentrale Orte können die Kantonshauptorte Sarnen und Stans eingeschätzt werden. Die übrigen Orte sind alle als periphere Orte einzustufen. Engelberg und Hergiswil zeichnen sich als grössere Orte im Sample beide dadurch aus, dass sie an den Grenzen der Kantone Ob- bzw. Nidwalden zu liegen kommen: Engelberg angrenzend an den Kanton Uri, Hergiswil angrenzend an den Kanton Luzern. Auch die kleineren Orte sind als periphere Orte einzuschätzen: Lungern befindet sich am Brünigpass und damit angrenzend an den Kanton Bern, und auch Melchtal befindet sich in Grenznähe zum Kanton Bern und zudem zum Kanton Nidwalden. Emmetten kommt nahe der Kantonsgrenze zwischen Nidwalden und Uri zu liegen wie auch Seelisberg, der Nachbarort von Emmetten: Emmetten ist demnach aus der Warte von Nidwalden peripher gelegen, Seelisberg aus der Warte von Uri. Hinter der Praxis, die Orte bezüglich ihrer räumlichen Lage zu unterscheiden, steckt die These, dass auch dieser Aspekt – zentrale Lage hier, periphere Lage dort – einen Einfluss hat auf die Konstruktion von Sprachen, sei dies auf der metasprachlichen Ebene oder auf der Ebene des Sprachgebrauchs. Kritisierbar ist diese Auswahl an Ortspunkten – für die inhaltlich argumentiert werden kann – in erster Linie hinsichtlich ihrer Dichte, die natürlich ausbaufähig wäre.

8.1.2 Dialektverhältnisse

Auf die konkreten dialektalen Verhältnisse im Untersuchungsgebiet wird in der vorliegenden Arbeit an Stellen, die dies erfordern, mit Rückgriff auf den SDS immer wieder Bezug genommen. Gleichwohl soll ein kurzer Überblick darüber gegeben werden, wie die Territorien der Kantone Ob- und Nidwalden traditionell-dialektologisch beschrieben werden können. Dieser Überblick erfolgt in Orientierung an Hotzenköcherle et al. (1984), die – sich für ihre Einschätzungen ebenfalls am SDS orientierend – den vorliegend interessierenden Raum im Kontext der «Sprachlandschaften»⁶⁴ (Hotzenköcherle et al. 1984) *Innerschweiz* und *Unterwalden* präsentieren.

⁶⁴ Der Begriff der «Sprachlandschaften» illustriert treffend die traditionelle Konzeption des Verhältnisses von Sprache und Raum, die Hotzenköcherle bei seiner Arbeit geleitet hat (vgl. dazu auch Schaller und Schiesser i. Dr.).

8.1.2.1 Innerschweiz

Objektsprachliche Gründe dafür, aus dialektologischer Sicht von der *Innerschweiz* zu sprechen – d. h. von einem Gebiet, das die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden und Zug umfasst und aufgrund einer gewissen sprachlichen Homogenität von anderen Gebieten abgegrenzt werden kann – gibt es nur wenige. Hotzenköcherle et al. (1984, S. 238–241) führen etwa die Morphologie des Zahlwortes 'zwei' (SDS III 236) ins Feld, die in der Innerschweiz mit ihrem zweiförmigen Paradigma *zwee Manne* 'zwei Männer'/*zwee Fraue* 'zwei Frauen'/*zwei Chind* 'zwei Kinder' eine mittlere Abbaustufe darstellt. Des Weiteren wird die Grussterminologie (SDS V 111–114) angeführt: So werde in der Innerschweiz von 7–8 Uhr, von 11–12 Uhr und um 12 Uhr mit *guete Tag* 'guten Tag' begrüsst und von 17–18 Uhr mit *gueten Aabe* 'guten Abend'. Im Vergleich etwa zum Berndeutschen oder zur Ostschweiz fehle in der Innerschweiz der sogenannte 'besondere Zwischengruss für die Zeit zwischen 9 und 16 Uhr', der je nach Gebiet *grüessesch* oder *grüezi* laute, was mit den konfessionellen Unterschieden zwischen den Gebieten erklärt wird. Ein weiteres morphologisches Element, das in grossen Teilen der Innerschweiz (Zug, südlicher Teil von Schwyz, Unterwalden und östlicher Teil von Luzern) verbreitet sei, sei der Verbalpluraltypus (*mir*) *machid* 'wir machen'/(*ir*) *machid* 'ihr macht'/(*si*) *machid* 'sie machen' (SDS III 34), der sich durch seine morphologische Einförmigkeit und lautliche *i*-Charakteristik auszeichnet. Zuletzt werden noch einzelne lexembundene Merkmale angeführt: mhd. *allweg*, das mit seinen Entsprechungen *allig* 'jeweils' (Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden) und *alle* (Luzern) singular ist (SDS VI 27); das Personalpronomen *üüch* 'euch' (in betonter Stellung), dessen Form, die in Uri, Schwyz und Teilen von Ob- und Nidwalden und Zug zu finden ist, ebenfalls einzigartig scheint (SDS III 209); und die Partikel *nur* 'nur', deren dialektaler Gebrauch einzig in Uri, Schwyz, Ob-/Nidwalden, Zug und Luzern belegt ist (SDS IV 176), und den Hotzenköcherle und Kollegen mit dem Einfluss der Schulsprache der Kollegien in Verbindung bringen. Insgesamt räumen Hotzenköcherle et al. (1984, S. 237) selbst ein, dass die «sprachgeographische[] Wirklichkeit des Begriffs «Innerschweiz»» denn auch nur «mit einiger Verlegenheit» verteidigt werden könne. Hotzenköcherle und Kollegen erklären sich die sprachliche Heterogenität des Gebiets – dem in anderen kulturellen Belangen wie etwa der einheitlichen katholischen Konfession oder des einheitlichen ländlichen Charakters durchaus eine gewisse Homogenität zugeschrieben werden kann – vor allem damit, dass es sich «im Schnittfeld der großen Nord/Süd- und West/Ost-Gegensätze» befindet (Hotzenköcherle et al. 1984, S. 238–241). In diesem «Schnittfeld» sei die Innerschweiz grösstenteils südlich orientiert: Genannt wird diesbezüglich die Lautung von aobd. *iu* (*töif* bzw. *täuf* 'tief' wie im Süden statt *tief* bzw. *tüüf* wie im Norden) (SDS I 134), des Weiteren die Form *gälb* bzw. *gälw* 'gelb' (wie im Süden) statt *gääl* wie im Norden (SDS IV 160), und

der bewahrte Dental im Auslaut etwa bei *Zand* 'Zahn' (SDS IV 19–20). Bezüglich der gesamtschweizerischen Ost/West-Gegensätze fällt die Zuordnung nicht so leicht: So hält die Innerschweiz etwa im Fall *Chrücke/Chrucke* 'Krücke' mit umgelautetem *Chrucke* zum (Nord)Osten, im Fall *trücke/trucke* 'drücken' (mit Ausnahme von Teilen von Schwyz) mit umgelautetem *trücke* zum (Süd)Westen und im Fall *Brügg(e)/Brugg* 'Brücke' je nach Region zum Osten (nördliches Luzern, Zug und nördliches Schwyz) oder zum Westen (südliches Luzern, Unterwalden, Uri und südöstliches Schwyz) (SDS I 54–55).

8.1.2.2 Unterwalden

Die Ausführungen zu *Unterwalden* ähneln jenen zur *Innerschweiz* in der Weise, als es aus objektsprachlichen Gründen ebenfalls schwierig zu sein scheint, von einem homogenen Dialektgebiet *Unterwalden* zu sprechen: Dieser «staatsrechtlich so ungewöhnliche Zwillingskanton» trete «als Ganzes sprachgeographisch wenig in Erscheinung» oder zerdehne «sich bei schärferem Zugriff oft in die Alternative Obwalden/Nidwalden» (Hotzenköcherle et al. 1984, S. 257). An dialektalen Merkmalen, die *Unterwalden* als Einheit konstituieren, nennen Hotzenköcherle und Kollegen einzig die Realisierung von mhd. *û* als *ui* wie in *Huis* 'Haus' (SDS I 106), die Form *chuisch(t)* 'du kommst' mit der Engelberger Variante *chöischt* (SDS III 100), die mit der Länge von *û* zwar an benachbarte Lautungen anschliesst (Längen in Schwyz, Luzern, im westlichen und östlichen Berner Oberland), sich von ihnen aber durch die Sonderentwicklung *ui* abhebt, und schliesslich die Differenzierung beim Imperativ von 'kommen': *chum* vor Vokal, *chu* vor Konsonant (ähnliche Verhältnisse finden sich im südlichen Kanton Uri, im östlichen Berner Oberland und im Deutschwallis) (SDS III 101). Nicht zuletzt trifft auch ein lexikalisches Merkmal auf die Kriterien zu: Zu 'Fronleichnam' existiert die Unterwaldner Entsprechung *Aplistag* (SDS V 68).

Was nun die Merkmale angeht, die die Einheit *Unterwaldens* in Frage stellen, sind diese viel reicher belegt als die Gemeinsamkeiten, weshalb ich sie zur besseren Übersicht in Tab. 1 zusammengestellt habe. Verzeichnet ist jeweils, um welches Phänomen es sich handelt, auf welcher SDS-Karte es verzeichnet ist und wie die Realisierungen dieses Phänomens in den Gebieten Obwalden (ohne Engelberg), Nidwalden und Engelberg belegt sind.⁶⁵

Besondere Erwähnung finden bei Hotzenköcherle et al. (1984) die dialektalen Verhältnisse der Ortschaften Engelberg, Giswil und Lungern. Zu Engelberg

⁶⁵ UW 1 = Hergiswil, UW 2 = Stans und Oberdorf, UW 3 = Wolfenschiessen, UW 4 = Buochs, UW 5 = Emmetten, UW 6 = Alpnach, UW 7 = Sarnen und Kägiswil, UW 8 = Sachseln, UW 9 = Giswil, UW 10 = Lungern, UW 11 = Melchtal, UW 12 = Engelberg.

Tab. 1: Dialektale Unterschiede in Ob- und Nidwalden nach Hotzenköcherle et al. (1984, S. 258–260)

Phänomen	SDS	OW (ohne UW 12)	dazu: UW	NW	Engelberg
Vokalismus					
Primärlaut (Bett)	I 15	geschlossenes e	1	offenes e	wie NW
mhd. ê (Schnee)	I 95	geschlossenes ee	1	offenes ee, geschlossenes ee	wie NW
mhd. î vor Kons. (Eis)	I 105	geschlossenes ii	1	ii (i überoffen), ei (e geschlossen)	wie NW
mhd. î vor Vokal (schneien)	I 148	geschlossenes ii	1, 2	ii (i überoffen), ei (e tendiert zu i)	ei (e geschlossen)
alte Kürze in offener Silbe (Graben, Faden, Nase, Wagen)	II 1 ff.	meist Kürze bewahrt	–	oft gedehnt	meist gedehnt
alte Kürze im einsilbigen Wort (Glas, Grab, Trog)	II 45 ff.	meist Kürze bewahrt	–	meist gedehnt	meist gedehnt
(Kombination Grab/Gräber)	II 49	a/e	–	aa/ee	aa/e, aa/ee
(Kombination Gras / grasen)	II 50	a/a	–	aa/aa	wie NW
alte Kürze vor Reibefortis (Blech, Biss, Stich)	II 51–53	Kürze bewahrt	–	gedehnt	wie NW
Kürze vor altem rr (dörren, Geschirr, dürr)	II 68–70	Kürze bewahrt	–	gedehnt	wie NW
Konsonantismus					
-n (Span, Lohn)	I 92, 100	ohne -n	–	mit -n	wie NW
-rn (Garn)	II 137	Gaarn	(4)	Ga(a)re	wie NW
-rs- (Ferse)	II 145	-rs-	–	-rsch-	wie NW
Verba pura (brühen)	II 162	brüei(j)e	–	brüe	wie NW
Gemination (würgen)	II 202	würge	–	würge	wie NW
Morphologie					
best. Artikel (das)	III 131	ds	(5)	s	wie OW
Fragepron. (wer)	III 221	wär	–	we(e)r	weer
zwanzig	III 245	e	–	ä	wie NW
Adj./Adv. (lang)	III 250	läng/lang	(1,5)	lang/lang	wie NW
Lexik					
jdn. an den Haaren ziehen	IV 9	pfusche, nusche	1	tschuipe	haare, tschöipe
der Mumps	IV 55	Chropflete	–	Schwulli	wie NW
niesen	IV 67	pfäxe	–	erniesse	wie OW
jdm. einen Fusstritt versetzen	IV 87	winx	1, 2	schuene u. ä.	wie NW
ranzig sein (von der Butter)	V 186	rädse u. a.	–	rädchele	wie NW
(am) Morgen	VI	Morge	1	Morged	wie NW

(UW12) streichen Hotzenköcherle et al. (1984) Folgendes im Besonderen heraus: Dort, wo sich Obwaldner und Nidwaldner Formen unterscheiden, entsprechen die Engelberger Formen zumeist den Nidwaldner Formen, was die Autoren geografisch damit erklären, dass Engelberg im gleichen Tal zu liegen kommt wie Nidwalden. Übereinstimmungen mit Obwalden sind demgegenüber selten. Häufiger hingegen ist nun, dass Engelberg im Vergleich zu Ob- und Nidwalden eigene Formen aufweist. Darunter findet sich etwa das Fehlen der Entrundung (z. B. SDS I 101 *Chööli(i)* 'Kohl', SDS IV 41 *Rügge* 'Rücken') und die Existenz der Rundung (z. B. SDS I 37 *brönne* 'brennen', SDS I 164 *Brülle* 'Brille'), die Reflexe *oi/öi* wie in *Mois/Möis* 'Maus' (SDS I 106) von mhd. *û*, der Reflex *ui* wie in *Muis* 'Mäuse' (SDS I 107) von mhd. *iu*, der Reflex *au* in *Auge* 'Augen' von mhd. *ou*. Auf der Ebene der Morphologie gibt es an eigenständigen Formen u. a. die Form *glüffe* 'gelaufen' (SDS III 8) und *chäsch(t)* 'du kannst' (SDS III 104), auf der Ebene der Lexik *haare* 'jemanden an den Haaren ziehen' (neben *tschöipe*) (SDS IV 9), *Schnauz* 'Schnurrbart' (SDS IV 18), *süsch(t)* 'sonst' (SDS IV 181). Zu Giswil (UW 9) und Lungern (UW 10) wird im Besonderen herausgestrichen, dass sich an diesen Orten – die von ihren dialektalen Formen deutlich zu Obwalden und nicht zu Nidwalden gehören – Formen finden wie die starke Geschlossenheit des Primärumlauts vor Nasalverbindung *eng* 'eng' (SDS I 35) und *Wentele* 'Wanze' (SDS I 36), der Reflex *öu* resp. *öi* von mhd. *ou* in *Öige* 'Augen' (SDS I 123/123) oder *Böim* 'Baum' (SDS I 124), *he(u)wä* 'heuen' (SDS I 128/130) und *fläige* 'fliegen' (SDS I 137). Auf der Ebene der Morphologie sticht das innerhalb des Schweizerdeutschen singuläre Pluralparadigma (*mir*) *machi* 'wir machen'/(*ir*) *machid* 'ihr macht'/(*si*) *machid* 'sie machen' in Lungern (SDS III 34) besonders hervor, das auch bei Kurzverben wie (*mir*) *hää* 'wir haben'/(*ir*) *häänd* 'ihr habt'/(*si*) *häänd* 'sie haben' (SDS III 47) vorkommt. Weitere morphologische Sonderformen bilden *gliffe* 'gelaufen' (SDS III 8) und *miiner* 'meine' (III 214). Auf der Ebene der Lexik zeigt Lungern etwa mit *chnewwä* 'knien' (SDS IV 37/38) Sonderformen.

Beim Versuch einer Interpretation der Dialektverhältnisse in *Unterwalden* heben Hotzenköcherle et al. (1984) auf unterschiedliche Ebenen ab: Das (nur) partielle sprachliche Zusammengehen Ob- und Nidwaldens etwa bringen sie mit dem historischen Zwist zwischen den beiden Kantonen in Zusammenhang. Auch die Sonderentwicklungen in Engelberg und Lungern werden so erklärt: im Falle von Engelberg mit der Vergangenheit dieses Ortes als zunächst eigenständige geistliche Stätte, die sich daran anschliessende Zugehörigkeit zu Nidwalden und später zu Obwalden, zu dem es heute noch gehört. Im Falle von Lungern wird auf dessen geografische Lage am Brünigpass verwiesen, über den bereits im Mittelalter Marktverkehr zwischen Obwalden und dem Berner Oberland geherrscht haben soll.

8.2 Probanden

In den acht Erhebungsorten Sarnen, Lungern, Melchtal und Engelberg in Obwalden, Hergiswil, Stans und Emmetten in Nidwalden und Seelisberg in Uri haben insgesamt 60 Befragungen stattgefunden: In den grösseren Orten waren es zehn Befragungen (von fünf Probanden handwerklich-bäuerlicher Ausbildung und fünf Probanden tertiärer Ausbildung), in den kleineren Orten waren es fünf Befragungen (von fünf Probanden handwerklich-bäuerlicher Ausbildung) (vgl. Tab. 2).

Diese Auswahl an Probanden sollte sicherstellen, dass an jedem Erhebungsort zumindest gleich viele Probandinnen und Probanden mit einer handwerklich-bäuerlichen Ausbildung befragt werden. Die vergleichbare Anzahl handwerklich-bäuerlich ausgebildeter Probandinnen und Probanden erlaubt, die areale Varia-

Tab. 2: Übersicht über die Auswahl der Erhebungsorte und der Probandinnen und Probanden

Kanton	SDS- Ortspunkt	Einwohner-/ Haushaltungs- zahl (2016)	Anzahl Probanden	Berufsgruppe
Obwalden	UW7 Sarnen	10'229	5	Ausbildung handwerklich-bäuerlicher Ausrichtung
			5	Tertiäre Ausbildung
	UW10 Lungern	2'117	5	Ausbildung handwerklich-bäuerlicher Ausrichtung
	UW11 Melchtal		5	Ausbildung handwerklich-bäuerlicher Ausrichtung
	UW12 Engelberg	4'097	5	Ausbildung handwerklich-bäuerlicher Ausrichtung
			5	Tertiäre Ausbildung
Nidwalden	UW1 Hergiswil	5'677	5	Ausbildung handwerklich-bäuerlicher Ausrichtung
			5	Tertiäre Ausbildung
	UW2 Stans	8'160	5	Ausbildung handwerklich-bäuerlicher Ausrichtung
			5	Tertiäre Ausbildung
	UW5 Emmetten	1'391	5	Ausbildung handwerklich-bäuerlicher Ausrichtung
Uri	UR1 Seelisberg	696	5	Ausbildung handwerklich-bäuerlicher Ausrichtung

tion im Untersuchungsgebiet über alle Erhebungsorte des Untersuchungsdesigns hinweg aufzunehmen. In den grösseren Orten wurden zusätzlich je fünf Probandinnen und Probanden mit einer tertiären Ausbildung befragt, um auch die soziale Dimension der dialektalen Variation einschätzen zu können (die hier konkret über den Bildungsstand operationalisiert wird). Die Anforderungen, die zusätzlich an die Probandinnen und Probanden gestellt wurden, waren die Folgenden: Die Probandinnen und Probanden sollten alle an den gefragten Erhebungsorten aufgewachsen und im besten Fall noch heute dort wohnhaft sein, zumindest aber die obligatorische Schulzeit im Ort verbracht haben. Mindestens ein Elternteil sollte ebenfalls vom gefragten Ort kommen. Zudem sollten die Probanden alle zwischen 40 und 60 Jahre alt sein. Der Aspekt der Ortsansässigkeit zielt darauf ab, die vorliegend erhobenen Daten an die Sprachaufnahmen des SDS anbinden zu können. Die Zugehörigkeit zu einer mittleren Altersgruppe impliziert, dass Personen befragt werden, deren berufliche und gesellschaftliche Position als weitgehend stabilisiert gelten kann. Dieses Probandenprofil sollte – bei den erwähnten variierenden Elementen Ort und Bildung – insgesamt für eine gewisse Vergleichbarkeit der Daten garantieren. Die Probanden wurden nach Zufalls- bzw. Schneeballprinzip ausgewählt (vgl. die Tabelle mit Angaben zu den Probanden im digitalen Anhang unter 1).

Diese Auswahl der Probanden kann man nun auf unterschiedlichen Ebenen kritisieren: Kritisiert wurde bereits im Kap. 8.1.1 zu den Erhebungsorten, dass die Dichte des Ortsnetzes erheblich zur Detailliertheit der Datenerhebung beiträgt. Da die Probandinnen und Probanden mit ihrem Dialekt diese Ortspunkte in der Erhebung gewissermassen repräsentieren, ist auch der Aspekt der Anzahl Probanden – die die areale Variation abbilden sollen – kritisierbar. Zudem das Sprecherprofil: Über das soziale Merkmal der Bildung wird sichergestellt, dass über eine Art soziale Variation Aussagen gemacht werden können. Diesbezüglich lässt sich v. a. die Art der Erhebung der Bildung der Probandinnen und Probanden kritisieren: Hierbei einzig über den höchsten institutionell erworbenen Bildungsgrad zu gehen, entspricht nicht den neusten Standards, wenn es darum geht, die Bildung eines Menschen empirisch zu erheben. Des Weiteren – und dies stellt den zweiten grossen Kritikpunkt dar – impliziert eine tertiäre Ausbildung den Aufenthalt an einer Universität in einer grösseren Schweizer Stadt und ist damit verbunden mit einer kürzeren oder längeren Abwesenheit vom Ort: Die Komponente Bildung vermischt sich hier also mit einer weiteren Komponente, die etwa als Mobilität bezeichnet werden könnte. Letztlich ist wohl immer auch zu erwägen, dass sprachliche Unterschiede zwischen primär und tertiär ausgebildeten Sprecherinnen und Sprechern nicht allein durch die Bildung, sondern auch durch ihre Mobilität zu Stande kommen. Nicht zuletzt kann auch allgemeinere Kritik geäussert werden, so etwa, dass nicht zwischen

unterschiedlichen Altersgruppen unterschieden wird oder auch nicht bezüglich des Geschlechts: Solche Weiterdifferenzierungen hätten es natürlich möglich gemacht, die sprachliche Variation an zusätzliche klassisch-soziolinguistisch interessierende Grössen anzubinden. Vorliegend wurde darauf verzichtet, weil die interessierenden Gruppengrössen (Ort und Bildung) mit weiteren Feindifferenzierungen nur umso kleiner geworden wären, was schliesslich auch fundierte quantitative Aussagen verunmöglicht hätte. Insgesamt kann das Design der vorliegenden Studie natürlich auch dahingehend kritisiert werden, dass es einem recht klassisch-dialektologischen Setting entspricht, das z. B. das Kriterium der Ortsansässigkeit stark macht. Dabei muss man sich fragen, inwiefern Aspekte wie Ortsansässigkeit in der heutigen mobilen Welt noch angemessene Kriterien darstellen, wenn es darum geht, sprachliche Variation zu untersuchen. Da es sich vorliegend allerdings um eine Studie über Dialekte handelt, die für die Menschen nach wie vor fest an räumliche Entitäten gebunden sind, scheint dieser Aspekt durchaus legitimierbar und stellt nicht zuletzt eine Möglichkeit dar, der Vielzahl an variierenden Momenten (Bildung, Mobilität usw.) Meister zu werden (vgl. dazu auch die Ausführungen über die Vorzüge der Methodik der klassischen Dialektologie in Kap. 3.2.1).

8.3 Abfolge der Befragung

Die Datenerhebung fand – nach zwei Piloterhebungen, die massgeblich zur Modifikation der Unterlagen beitrugen – zwischen Dezember 2013 und September 2014 statt. Durchgeführt wurde sie bei den Probandinnen und Probanden zu Hause und dauerte im Schnitt rund drei Stunden. Gegliedert war sie in vier Teile: Alle vier Teile wie auch die Begrüssung, das Pausengespräch und die Verabschiedung wurden als Audioaufnahme aufgezeichnet.

Gestaltung und Aufbau der Erhebung waren folgendermassen motiviert: Der Einstieg in die Erhebung sollte für die Probanden möglichst angenehm sein. Anstelle einer klassischen Abfrage-Situation wurde die Erhebung der Sozialdaten darum an die erste Stelle gerückt: Sie ermöglichte – auf der Grundlage des Personalblattes des SDS – ein unkompliziertes Gespräch über die Herkunft, den Beruf und die Familie der Probanden und erlaubte so eine erste Annäherung der Probanden an die Interviewerin (und umgekehrt). Darauf folgte der erste Teil der Erhebung der objektsprachlichen Daten mittels Fragebogeninterview. Diese sogenannten Fragebuchdaten nicht in einem fort, sondern mit Unterbrüchen zu erfragen, hatte v. a. die Absicht, die Erhebungssituation – bei einer durchschnittlichen Befragungsdauer von gut drei Stunden – abwechslungsreich zu gestalten. Überdies sollten sich die immer wiederkehrenden Fragen zum

Tab. 3: Übersicht über die Abfolge und über die Teile der Befragung

Gestaltung	Erhebungsinstrument	Daten ⁶⁶	Zeit
<i>Begrüssung</i>			
Teil 1	SDS-Personalblatt	Sozialdaten	5 min
	Fragebogeninterview	Objektsprachliche Daten: Fragebuch	15 min
	Draw-a-map-task Grossraum	Handgezeichnete Karten: Grossraum	45 min
Teil 2	Fragebogeninterview	Objektsprachliche Daten: Fragebuch	15 min
	<i>Degree-of-difference-task 1</i>		5 min
	Draw-a-map-task Nahraum	Handgezeichnete Karten: Nahraum	15 min
<i>Pause</i>	Spontanes Gespräch	Objektsprachliche Daten: Spontanes Gespräch	15 min
Teil 3	Fragebogeninterview	Objektsprachliche Daten: Fragebuch	15 min
	Hörproben-Lokalisierung, <i>Degree-of-difference-task 2</i>		45 min
Teil 4	Fragebogeninterview	Objektsprachliche Daten: Fragebuch	15 min
	Ortsloyalitätstest	Ortsloyalität	5 min
<i>Verabschiedung</i>			

Dialekt positiv auf die Motivation der Probandinnen und Probanden auswirken: Im Gegensatz zu den *draw-a-map-tasks* oder den Hörproben, bei denen sich die Probandinnen und Probanden häufig wie in einer klassischen Testsituation verhielten, nahmen die Probanden innerhalb der Erhebung der objektsprachlichen Daten die Rollen von kompetenten, gleichgestellten Interviewpartnern ein, was sich positiv auf ihr Empfinden auswirkte. Objektsprachliche Daten wurden indes nicht nur mittels Fragebuch, sondern auch im freien Gespräch erhoben. Die Erhebungssituation hierfür bildete die Pause, in der mit den Probandinnen und Probanden Kaffee getrunken und über alle möglichen Dinge gesprochen wurde: Die Themen für das Gespräch ergaben sich aus der Situation, das Gespräch kann darum als mehr oder weniger spontanes Gespräch charakterisiert werden. Die objektsprachlichen Daten, die im spontanen Gespräch erhoben wurden – die sogenannten Spontandaten – bilden das Vergleichskorpus zu den objektsprachlichen Daten, die mittels Fragebuch erhoben wurden.

Jeweils zwischen den Teilen mit objektsprachlichem Fokus wurden den Probanden unterschiedliche wahrnehmungsdiagnostische Aufgaben gestellt.

⁶⁶ Aufgeführt sind nur jene Daten, die in vorliegender Untersuchung Verwendung finden.

Manche von ihnen zielten auf laienlinguistische *concepts*, andere auf laienlinguistische *percepts* (Preston 2010)⁶⁷ und es wurde entschieden, erstere den zweiten voranzustellen, damit die Probandinnen und Probanden aufgrund der Stimuli nicht schon getriggert sind. Zuerst wurden die Probandinnen und Probanden mit einem *draw-a-map-task* zum Grossraum konfrontiert, in dessen Rahmen sie handgezeichnete Karten anfertigen mussten, die Aufschluss geben über ihre *mental maps* zum gesamten Schweizer Sprachraum (vgl. dazu ausführlich Kap. 8.4.4). Aufschluss über eher lokale räumliche Kategorien sollte sodann der *draw-a-map-task* zum Nahraum liefern: Er wurde als zweites durchgeführt, weil es sinnvoller erschien, die Probandinnen und Probanden die *draw-a-map-tasks* vom Allgemeinen (Karte mit grossräumigem Fokus) zum Spezifischen (Karte mit lokalem Fokus) hin bearbeiten zu lassen. Zwischen den *draw-a-map-tasks* wurde der *degree-of-difference-task 1* durchgeführt, der erheben sollte, wie die Ähnlichkeit zweier Dialekte – ohne einen ihnen zugrundeliegenden sprachlichen Stimulus – eingeschätzt wird. Die Probandinnen und Probanden mussten hierfür ihren Dialekt (d. h. immer den Dialekt des Ortespunktes, an welchem die Erhebung stattfand) mit dem Dialekt von acht anderen Orten (Luzern, Zürich, Schwyz, Stans, Sarnen, Altdorf, Zug und Glarus) vergleichen und auf einer siebenstufigen Skala angeben, ob sie die beiden Dialekte als völlig verschieden (– 3) oder (fast) gleich zueinander (+ 3) einschätzen. Während der *degree-of-difference-task 1* damit laienlinguistische *concepts* elizitierte, wurde etwas später in der Befragung der *degree-of-difference-task 2* durchgeführt, der mit sprachlichen Stimuli arbeitete, und somit laienlinguistische *percepts* erhob. Diese Aufgabe war Teil der Hörproben-Lokalisierung, die die Probandinnen und Probanden ebenfalls vornehmen mussten. Dabei wurden ihnen Hörbeispiele von acht Sprechern aus acht Schweizer Orten abgespielt (Luzern, Zürich, Schwyz, Stans, Sarnen, Altdorf, Zug und Glarus). Zunächst mussten die Probandinnen und Probanden nach dem Schema, das bereits im *degree-of-difference-task 1* Verwendung fand, die Hörbeispiele nach Ähnlichkeit einschätzen (ohne zu wissen, für welchen Dialekt das Hörbeispiel steht). Anschliessend mussten sie die Dialektbeispiele verorten und zusätzlich erklären, an welchem sprachlichen Material sie diese Verortung festmachen. Abgeschlossen wurde die Befragung mit dem sogenannten Ortsloyalitätstest. Es handelt sich dabei um einen psychologischen Test, der die gefühlte Zugehörigkeit der Probanden zu ihrem Wohnort resp. zu ihrer räumlichen *in-group* misst (Leach et al. 2008). Dieser Test brachte die Befragung auch in dem Sinne zu einem runden Abschluss, als

⁶⁷ Vorliegende Arbeit konzentriert sich allerdings lediglich auf die Auswertung laienlinguistischer *concepts* (vgl. dazu auch die Ausführungen in Kap. 2.1).

er zusätzliche Diskussionen nährte (Fragen zur personalen wie auch der sozialen räumlichen Identität der Probandinnen und Probanden).

Die Ausführungen zum Ablauf der Befragung machen deutlich, dass die Befragung das Forschungsinteresse des Projekts – die Erhebung objektsprachlicher und laienlinguistischer Daten – in keiner Weise verschwieg, im Gegenteil: Dass es um ihren Dialekt geht und ihre Vorstellungen davon, war den Probandinnen und Probanden in jedem Teil der Befragung maximal bewusst. Einzig im Pausengespräch wurden sie nicht darüber informiert, dass das Aufnahmegerät weiterläuft und das Gespräch aufgezeichnet wird. Dass die Probandinnen und Probanden über das Forschungsziel Bescheid wissen, ist natürlich grundsätzlich kritisierbar. In vorliegendem Kontext kann allerdings entgegengehalten werden, dass ein Hauptziel der Untersuchung ja gerade darin besteht, laienlinguistische *concepts* zu erheben, was bei diesem Setting gut gelingt. Das andere Hauptziel – die Erfassung der objektsprachlichen Variation – wird bei einer Anlage, die von Anfang an offenlegt, dass es um dialektale Varianten und deren sprecherseitige Einschätzung geht, natürlich auch entsprechend beeinflusst. Aus dieser methodischen Not lässt sich allerdings ebenfalls eine Tugend machen, indem gerade jene sprecherseitige Variation interessiert, die durch Vorstellungen davon, «guten» und «echten» Dialekt zu sprechen, zu Stande kommt (vgl. dazu Kap. 14). Überdies besteht ein spontansprachliches Vergleichskorpus, bei dem – so wird vorliegend angenommen – der Einfluss des offengelegten Untersuchungsziels weniger stark Einfluss nimmt. Nebst diesem Kritikpunkt lässt sich weiter die Abfolge der Teile der Untersuchung kritisieren: So wurde entschieden, die Probandinnen und Probanden zuerst mit wahrnehmungsdiagnostologischen Aufgaben zu konfrontieren, in denen ihre mental repräsentierten Wissensbestände ohne sprachlichen Stimulus elizitiert werden, und erst anschliessend solche Aufgaben einzusetzen, die mit sprachlichen Stimuli funktionieren – mit dem Argument, dass die laienlinguistischen *concepts* nicht bereits durch laienlinguistische *percepts* beeinflusst werden. Genauso gut könnte in umgekehrter Richtung argumentiert werden; nämlich, dass die laienlinguistische Wahrnehmung sprachlicher Stimuli bereits in erheblichem Masse durch die Metakommunikation der eigenen sprachbezogenen Wissensbestände beeinflusst ist. Diese methodische Reflexion soll exemplarisch illustrieren, dass die Zusammensetzung der Anlage der vorliegenden Untersuchung stark diskutiert, mehrmals revidiert und schliesslich so konzipiert wurde, wie sie eben präsentiert wurde. Kritikpunkte sind trotzdem nie von der Hand zu weisen.

8.4 Erhebungsinstrumente

In den nachfolgenden Unterkapiteln werden jene Erhebungsinstrumente vertieft aufgegriffen, die für vorliegende Arbeit relevant sind.

8.4.1 SDS-Personalblatt

Die Sozialdaten wurden in Anlehnung an das sogenannte Personalblatt erhoben, das bereits bei den Erhebungen zum SDS gebraucht wurde. Erfragt wurden der Familienname und Vorname der Probandinnen und Probanden, das Geburtsjahr, der Geburtsort, der Ort, an dem die Probandin/der Proband aufgewachsen ist, allfällige auswärtige Aufenthalte, Berufe und Ämter, die die Probandinnen und Probanden innehaben, die Herkunft der Eltern, die Herkunft der Grosseltern und die Herkunft von allfälligen Lebenspartnern. Auf die Beschreibung der Charakteristik der Gewährsperson, die bei den SDS-Erhebungen eine Rolle spielte, wurde verzichtet. Dafür wurde nach dem Mobilitätsverhalten gefragt: Die Probandinnen und Probanden mussten diesbezüglich angeben, ob ihr Hauptbezugspunkt im Alltag ihr Wohnort, die Innerschweiz oder die ganze Schweiz darstellt. Bei diesen Angaben handelt es sich dementsprechend um Selbsteinschätzungen.⁶⁸

Die Erhebung von Sozialdaten in klassisch-dialektologischer Manier hat den Vorteil (und die Absicht) der Vergleichbarkeit der Daten über die Zeit hinweg. Der Nachteil dieser Art der Datenerhebung liegt darin, dass etwa Konzepte wie *Bildung* oder *Mobilität* nur basal erfasst werden. Überdies ist fraglich, ob die abgefragten Sozialdaten tatsächlich vergleichbar sind mit Sozialdaten, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erhoben wurden: Der Aspekt der Ortsfestigkeit etwa – die Forderung also, dass die Probanden am jeweiligen Ort aufgewachsen sind und immer noch dort wohnen und auch ihre Familie im besten Falle seit jeher dort beheimatet ist – wird zur Zeit der Erhebungen des SDS eine ganz andere Bedeutung und Charakteristik gehabt haben als heute, wo man zwar an einem Ort aufgewachsen ist und allenfalls immer noch dort wohnt, durch die Möglichkeiten der Mobilität aber örtlich nicht mehr so stark gebunden ist wie früher. Ein weiterer Aspekt, der die Vergleichbarkeit der Daten einschränkt, ist jener der zunehmenden Medialisierung aller Lebensbereiche: Während es noch vor fünfzig Jahren einen Aufwand bedeutete, mit Menschen in Kontakt zu treten, die nicht am gleichen Ort leben, haben wir es heute fast mit einer Umkehr dieser Begebenheit zu tun: Die Menschen sind heute zu (fast)

⁶⁸ Der Datentyp *Selbsteinschätzung zur Mobilität* wurde vorliegend nicht weiterverwendet.

allen Zeiten in (fast) allen Orten dieser Welt erreichbar, was soziale Kontakte enorm erleichtert.

8.4.2 Fragebogeninterview

Eine zentrale Forschungsfrage vorliegender Arbeit besteht darin, die dialektale Variation der Probandinnen und Probanden zu untersuchen, weshalb objektsprachliche Daten einen wichtigen Datentypus darstellen. Diese objektsprachlichen Daten wurden einerseits in einem Fragebogeninterview erhoben und andererseits in einem spontanen Gespräch.

Die Erhebung mittels Fragebogeninterview hat den Vorteil der Vergleichbarkeit und der Vollständigkeit der erhobenen Daten. Dies kann die Erhebung im freien Gespräch nicht leisten. Kritisiert wird an der Erhebung mittels Fragebuch allerdings häufig, dass den Probanden das intendierte Forschungsziel klar sei und man darum erwarten müsse, dass die erfragten Variablen nicht unbedingt so realisiert würden, wie dies im Alltag der Fall wäre. Das freie Gespräch bilde demgegenüber genau eine solche Situation ab, die als Alltagssituation gelten könne, da den Probandinnen und Probanden hier das intendierte Forschungsziel unbekannt sei. Schlagworte dieser Argumentationslinie bilden die Antonyme «beobachtet» und «unbeobachtet»: Bei einer Erhebung mit Fragebuch habe man es mit einer Situation zu tun, in der die Sprecher sich «beobachtet» fühlten und sich deswegen sprachlich anders verhielten als in einer Situation, in der sie sich «unbeobachtet» wähten, wie bei der Erhebung im freien Gespräch (vgl. hierzu den einflussreichen Begriff des *Beobachterparadoxons* von Labov 1972). Daten, die in einem freien Gespräch erhoben werden, gelten demnach als «bessere», da «alltagsnähere» und damit «authentischere» Daten, als Daten, die in einer Fragebuchsituation erhoben werden, da diese «alltagsferner» und «unauthentischer» sind.

Diese Argumentationslinie wird seit einiger Zeit heftig kritisiert: Die Annahme, dass in sogenannten beobachteten Situationen «schlechtere» Daten gesammelt würden, da dort «unauthentische» Sprache produziert würde, in sogenannten unbeobachteten Situationen hingegen «bessere» Daten, da die produzierte Sprache dort die «authentische» Sprache der Sprecherinnen und Sprecher abbilde, wird als romantisch und naiv quitiert und zurückgewiesen. Bucholtz (2003) weist darauf hin, dass verschiedene linguistische Forschungsbereiche lange danach strebten, «authentische» Sprache zu erheben und regt an, die Perspektive zu wechseln: Vielmehr, als «das Authentische» als Objekt zu fassen, das mit wissenschaftlichen Methoden zu Tage gefördert werden kann – «as an object to be discovered» – soll Authentizität als Erklärungsgrösse für sprachliches Handeln herangezogen werden – «as the outcome of the linguistic practices of social acts»

(Bucholtz 2003, S. 398–399). Diese Sichtweise hat die Auseinandersetzung mit dem Konzept der Authentizität befördert: Seit Kurzem kommt ihm in der Forschungsdiskussion wachsende Beachtung zu (vgl. in diesem Zusammenhang auch Coupland 2003 und Lacoste et al. 2014b). Anders als die mittels Fragebuch bzw. im freien Gespräch erhobenen Daten als «schlechtere» bzw. «bessere» Daten einzustufen, sind die so erhobenen Daten als Daten mit je unterschiedlichem Charakter einzuschätzen, deren Erhebung eine egalitäre Berechtigung hat: Bei der Interpretation der Daten ist einzig darauf zu achten, dass die unterschiedlichen Erhebungssituationen einen je spezifischen Sprachgebrauch zu Tage fördern können. Eine solche Sichtweise erlaubt auch den Anschluss an das Konzept des *styling*, mit dem beschrieben wird, dass Sprachgebrauch nicht einfach als (sozial) determiniertes Verhalten aufgefasst werden kann, sondern als kreativer Prozess, mit dem sich Individuen – situativ unterschiedlich – selbst konstruieren (vgl. dazu Kap. 6.3). Objektsprachliche Daten, die in einem klassischen Fragebogeninterview erhoben werden, können demnach unter dem Blickpunkt von Authentizitätsstrategien von Sprecherinnen und Sprechern betrachtet werden, da angenommen werden kann, dass gerade in einem Fragebogeninterview innerhalb einer Dialektbefragung z. T. so etwas wie «authentischer» Dialekt demonstriert wird (vgl. hierzu auch die Termini der *intendierten Ortsmundart* bei Macha 1991 oder der *Demonstrationsmundart* bei Christen 1988).

Die objektsprachlichen Daten, die mittels Fragebogeninterview erhoben wurden, orientierten sich v. a. an dialektalen Variablen, die für das Untersuchungsgebiet charakteristisch sind: Ausgewählt wurden sie in Orientierung an den Befunden des SDS und weiterer dialektologischer Literatur (vgl. auch Kap. 8.1.2). Erfragt wurden sie in Anlehnung an die Erhebungsmethoden des SDS. Einige der Variablen wurden mithilfe von Bildern elizitiert: mhd. *û* in *mûs* 'Maus' etwa mit einer Fotografie, auf der eine Maus zu sehen ist; mhd. *iu* in *miuse* 'Mäuse' mit einer Fotografie, auf der zwei Mäuse zu sehen sind. Andere Variablen wurden mittels Fragen elizitiert: *kalazze* 'Frühstück' mit der Frage «Welche Mahlzeit isst man am Morgen?», mhd. *î* in *sîde* 'Seide' mit der Aufforderung «Nennen Sie bitte einen feinen und teuren Stoff». Gewisse Variablen wurden indes nicht einfach erfragt, sondern sogar vorgemacht: 'schupfen'/'stupfen' etwa (zur Erfragung von lexikalischen Entsprechungen) oder 'knien' (zur Erfragung von aobd. *iu*(+w)). Des Weiteren wurden Wenkersätze abgefragt («Wir sind müde und haben Durst» zur Erfragung von mhd. *üe* in *müed* 'müde') oder eigens zusammengestellte Sätze sowie Paradigmen, die von den Probanden ebenfalls übersetzt werden mussten («Sie war wütend, weil er so spät nach Hause kam» zur Erfragung der Flexion des prädikativen Adjektivs, der Realisierung von 'weil' und der Abfolge verbaler Prädikatsteile; oder das Paradigma «Ich kann singen, du kannst singen, er kann singen, wir können singen, ihr

könnt singen, sie können singen» zur Erfragung des Verbparadigmas *können*). Die unterschiedlichen Fragetypen (Bilder, Fragen, Vormachen, Übersetzungen) wurden im Fragebuch so angeordnet, dass sich eine Mischung ergab, die für die Probanden angenehm war (vgl. das gesamte Fragebuch im digitalen Anhang unter 2).

8.4.3 Spontangespräch

Ein Teil der Variablen, die mittels Fragebuch erhoben wurden, wurde zusätzlich in einem sogenannt freien Gespräch erhoben. Bei diesem freien Gespräch handelt es sich um fünf Minuten Spontansprache, die anhand zweier Kriterien ausgewählt wurde: Die fünf Minuten mussten einem Teil der Erhebung angehören, der von den Probandinnen und Probanden nicht als Abfrage-Situation wahrgenommen wurde. Sie mussten also entweder zu Beginn, vor der eigentlichen Befragung, stattfinden (Begrüßung), in der Pause (Pausengespräch) oder am Schluss, nach der eigentlichen Befragung (Verabschiedung) (vgl. dazu Tab. 3). Die ausgewählten fünf Minuten Spontansprache sollten sich weiter dadurch auszeichnen, 1) dass die Rede-Anteile der Probandinnen und Probanden in diesen fünf Minuten deutlich höher sind als jene der Exploratorin, 2) dass das Thema des Gesprächs vergleichsweise frei ist und sich aus der Situation ergibt und 3) dass das Gespräch nicht so stark von der Exploratorin angeleitet ist wie die übrigen Teile der Befragung.

8.4.4 *Draw-a-map-task* Grossraum

Zur Erhebung von *mental maps* von Probanden hat Preston die *draw-a-map*-Methode vorgeschlagen, die ursprünglich aus der Humangeographie kommt (vgl. etwa Preston 1999, xxxiv): Probanden werden dabei gebeten, handgezeichnete Karten anzufertigen, auf denen sie Dialektareale einzeichnen, diese benennen und bewerten. Mittlerweile ist dieses Verfahren zum Usus geworden (vgl. dazu etwa Lameli et al. 2008, S. 55). Es wird allerdings mit sehr hoher methodischer Variation angewendet, was sich u. a. in der Konzeption der Karten spiegelt, die den Probandinnen und Probanden zur händischen Bearbeitung vorgelegt werden. Hier reicht das Spektrum von Blankovorlagen (vgl. etwa Hofer 2004) bis hin zu Karten mit ausgesprochen hoher Informationsdichte (vgl. etwa Stoeckle 2014). Dabei drängt sich die Frage auf, inwiefern ein Vergleich von Ergebnissen bei solch unterschiedlich gestalteten Vorlagen möglich ist resp. noch grundsätzlicher, «welche Kartierungsgrundlage in welcher Weise auf die

Informanten wirkt und welche Art von Information mit den jeweiligen Grundkarten erhoben wird» (Lameli et al. 2008, S. 56).

Lameli et al. (2008) haben in diesem Zusammenhang eine Untersuchung durchgeführt, die der Frage nachgeht, ob sich «über einen Vergleich von Daten, die mit Grundkarten unterschiedlicher Informationsdichte und -qualität erhoben werden, Unterschiede in der Nennung und Verortung von Sprachräumen feststellen» lassen und «inwieweit solche Unterschiede – als Aktivierungsmuster mentaler Sprachraumrepräsentationen – mit den variierten Stimuli in Zusammenhang» stehen (Lameli et al. 2008, S. 56). Die Autoren legten 187 Gymnasiasten je eine spezifische Karte der Bundesrepublik Deutschland vor mit der Aufforderung, sie möchten auf der Karte diejenigen Sprachräume einzeichnen, die ihnen bekannt sind. Die Karten unterschieden sich wie folgt voneinander: Auf der ersten Karte war nur die Staatsgrenze abgedruckt, auf der zweiten Karte die Staatsgrenze und ein Relief, auf der dritten Karte die Staatsgrenze und Haupt- und Nebenflüsse, auf der vierten Karte die Staatsgrenze und die Grenzen der Bundesländer, auf der fünften Karte die Staatsgrenze und 15 Grossstädte auf der sechsten Karte die Staatsgrenze und 102 Städte und auf der siebten Karte die Staatsgrenze, die Bundesländer, Städte und Flüsse (eine sogenannte Kombinationskarte) (Lameli et al. 2008, S. 56–59). Ein quantitativer Vergleich der Grundkarten hinsichtlich der Frage, wie viele Sprachräume auf den unterschiedlichen Karten eingezeichnet sind, ergibt: Im Durchschnitt sind es pro Kartentyp 8,5 Sprachräume, die Anzahl der Gebiete variiert je nach Karte jedoch erheblich. Die häufigsten Nennungen stellen die Autoren auf Karte 7 fest (Kombinationskarte, durchschnittlich 9,58 Nennungen), die wenigsten Nennungen auf Karte 2 (Staatsgrenze + Relief, durchschnittlich 7,35 Nennungen). Der Mittelwertsunterschied zwischen diesen beiden Kartentypen ist mit $p = 0,0039$ (T -Test, unabhängige Stichproben, zweiseitig) signifikant, die Mittelwertsunterschiede zwischen den übrigen Kartentypen unterscheiden sich hingegen nicht signifikant voneinander. Noch aufschlussreicher als die Angabe der Mittelwertsunterschiede ist indes der Vergleich der Variationsmasse, weil dieser Hinweise auf die Heterogenität der Angaben der Probanden liefert. Bei der Standardabweichung gilt: Je höher die Standardabweichung, desto heterogener sind die Antworten in einem Kartensample; je tiefer die Standardabweichung, desto homogener sind die Antworten in einem Kartensample. Bei dieser Betrachtung der Daten fallen v. a. zwei Kartentypen auf: Die Karte mit der geringsten (Karte 1, Staatsgrenze) und jene mit der höchsten Informationsdichte (Karte 7, Kombinationskarte) weisen die grösste Variation auf, was die Anzahl der eingezeichneten Gebiete angeht. Die Karten 5 (Staatsgrenze + Grossstädte) und 3 (Staatsgrenze + Flüsse) hingegen variieren am geringsten. Eine Signifikanzprüfung (F -Test, unabhängige Stichproben, einseitig) belegt, dass die Karten 1 (Staatsgrenze)

und 7 (Kombinationskarte) signifikant von den Karten 3 (Staatsgrenze + Flüsse), 4 (Staatsgrenze + Bundesländer), 5 (Staatsgrenze + Grossstädte) und 6 (Staatsgrenze + Städte) verschieden sind, untereinander besteht kein signifikanter Unterschied. Überdies besteht kein signifikanter Unterschied zwischen Karte 2 (Staatsgrenze + Relief) und Karten 1 (Staatsgrenze) und 7 (Kombinationskarte). Auf der Grundlage der Varianz besteht die grösste Ähnlichkeit also zwischen den Karten, auf denen entweder die Staatsgrenze (Karte 1), die Staatsgrenze zusammen mit dem Relief (Karte 2) oder alle Informationen zusammen abgebildet sind (ausser des Reliefs, das aus Gründen der Übersichtlichkeit weggelassen wurde) (Lameli et al. 2008, S. 61–63). Die Autoren leiten aus diesen Ergebnissen folgende Schlussfolgerungen ab: Aufgrund der hohen Signifikanzwerte, die Karte 1 (Staatsgrenze) aufweist, ist davon auszugehen, dass die Probandinnen und Probanden mit dieser Karte als Erhebungsinstrument am wenigsten beeinflusst werden in der Aufgabe, Gebiete einzuzeichnen und zu benennen: «Die hier eingetragenen Ergebnisse dürfen als Ausweis eines spontan verfügbaren Wissensbestands interpretiert werden.» (Lameli et al. 2008, S. 63) Auf der Karte 7 (Kombinationskarte) ist die Heterogenität der Antworten ebenfalls sehr hoch: Die Fülle der Zusatzinformationen auf der Karte (Bundesländer, Städte, Flüsse) scheint die Aufmerksamkeit demnach nicht einseitig zu lenken, wie etwa die Zusatzinformationen auf den Karten 4 (Staatsgrenze + Bundesländer), 5 (Staatsgrenze + Grossstädte) und 6 (Staatsgrenze + Städte), wo die Varianz in den Antworten nicht signifikant voneinander unterschiedlich waren, sondern sie trägt ebenfalls zu einer Diversifizierung der Antworten bei:

Wie die Ergebnisse zeigen, führt eine Steigerung unterschiedlicher Stimuli rein quantitativ keineswegs zu einer Vereinheitlichung des Antwortschemas. Ganz im Gegenteil wird eine ähnliche Variationsbreite wie im Falle des Verzichts auf mehr als einen Stimulus erreicht. Zudem geht die Zunahme der Stimuli mit einer Zunahme der jeweiligen Eintragungen einher, denn immerhin hat dieser Kartentyp die im Durchschnitt häufigsten Nennungen von Sprachräumen. Es darf daraus geschlossen werden, dass diejenigen Informanten, die über ein individuell umfangreicheres Sprachraumwissen verfügen als andere, mit diesem Kartentyp in besonderem Maße die Möglichkeit gegeben finden, ihr Wissen zu aktivieren. (Lameli et al. 2008, S. 63)

Die Ergebnisse von Lameli et al. (2008) flossen massgeblich in die Konzeption der Verfahren ein, mit der die handgezeichneten Karten in vorliegender Studie erhoben wurden (vgl. dazu auch die Ausführungen zum *draw-a-map-task* zum Nahraum weiter unten). Der *draw-a-map-task* zum Grossraum hatte zum Ziel, zu erheben, wie die Probandinnen und Probanden das gesamte Areal der Deutschschweiz sprachräumlich einteilen. Dafür wurde nachfolgende Karte konzipiert, auf der die Landesgrenzen der Schweiz, die grösseren Seen und

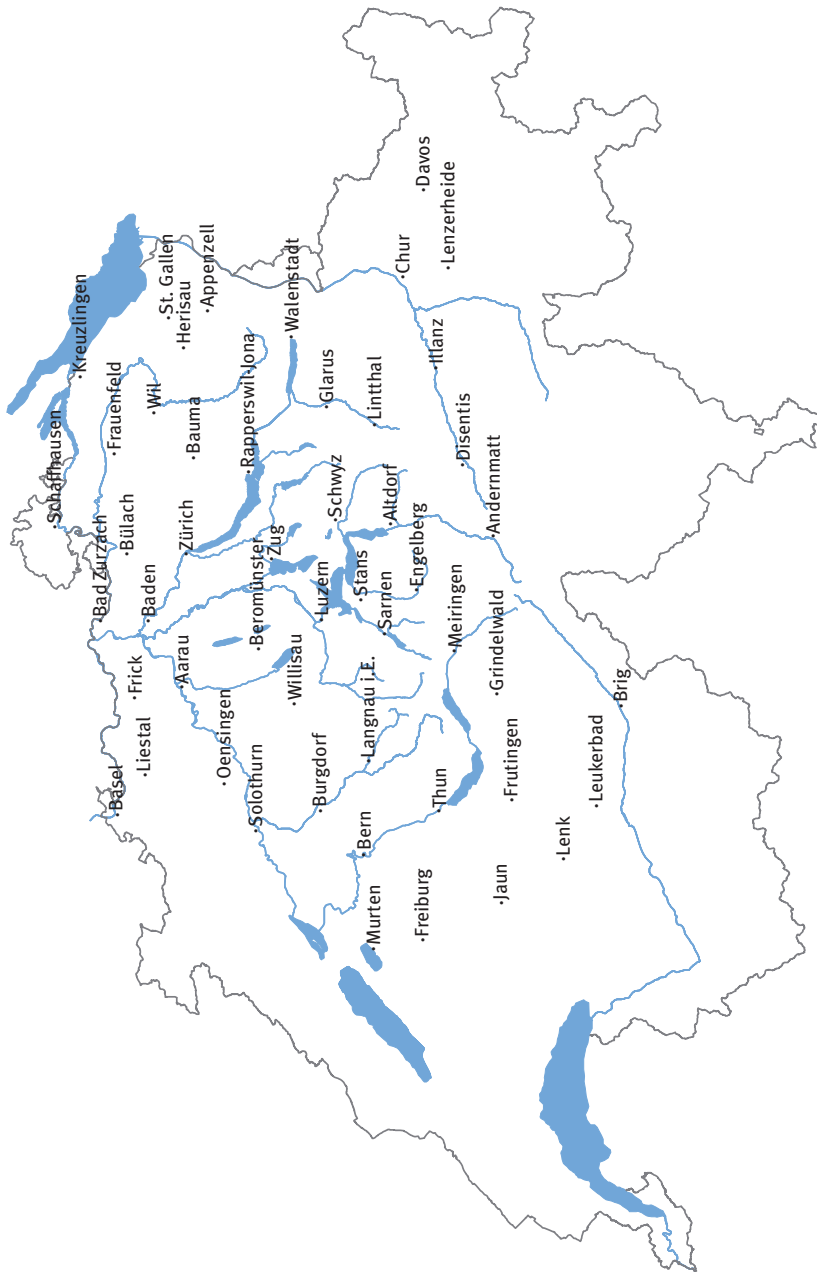


Abb. 8: Grundlagekarte des *draw-a-map-task* zum Grossraum (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

Flüsse und 50 Ortspunkte – im Bereich der Deutschschweiz regelmässig über die Karte verteilt – abgebildet sind (vgl. Abb. 8).

Die Ortspunkte wurden wie folgt festgelegt: Zuerst wurde ein gleichmässiges Netz über die Deutschschweiz gezogen (vgl. die entsprechende Abbildung im digitalen Anhang unter 3). Für die Felder, die deutlich weniger als 50 % schweizerdeutsches Dialektgebiet umfassen, wurden keine Ortspunkte ausgewählt (auf der Karte nicht eingefärbt). Für die Felder, die ca. 50 % schweizerdeutsches Dialektgebiet umfassen (auf der Karte hellgelb hinterlegt), wurden drei Ortspunkte ausgewählt, und für die Felder, die 50–100 % schweizerdeutsches Dialektgebiet umfassen (auf der Karte gelb hinterlegt), wurden fünf Ortspunkte festgelegt. Massgebend bei der Auswahl der Ortspunkte waren folgende Kriterien:⁶⁹ Die Hauptorte der Kantone, die amtlich (u. a.) deutschsprachige Kantone sind, mussten vollständig vertreten sein. Die Orte, die zusätzlich zu den Hauptorten in den Feldern erscheinen, sollten gemeinhin bekannt sein und zusammen mit den übrigen Orten das Feld möglichst gleichmässig abdecken (und auch zusammen mit den übrigen Orten der anderen Felder die ganze Karte gleichmässig abdecken) (vgl. die Tabelle mit allen Orten im digitalen Anhang unter 4).

Die Probanden mussten diese 50 Ortspunkte in der Erhebung nach sprachlicher Ähnlichkeit gruppieren. Ziel war es, herauszufinden, welche Ortsmundarten die Probanden als einander sprachlich ähnlicher wahrnehmen als andere. Die Aufgabenstellungen lauteten:

- Sie sehen hier eine Schweizerkarte mit 50 Ortschaften. Bitte kreisen Sie jene Orte ein,⁷⁰ von denen Sie finden, dass dort ähnlich gesprochen wird. Wenn Sie sich von einem Ortsdialekt keine Vorstellung machen können, streichen Sie den Ort bitte durch.

69 Eine Nachfrage beim Bundesamt für Landestopographie swisstopo zur Auswahl von Ortspunkten für kleinmasstäbige Karten (hier 1 : 1'000'000) hat Folgendes ergeben: Bei der Generalisierung (vereinfachte Wiedergabe der Wirklichkeit im Kartenbild) der Ortschaften im kleinmasstäbigen Bereich spielt die Grösse (Fläche/Einwohnerzahl) und die Bedeutung der Ortschaft die wesentliche Rolle. Im Prinzip werden grosse Ortschaften abgebildet, kleinere nicht. Dabei darf die Homogenität der Schriftdicke (Berücksichtigung aller Schriften, Berge, Pässe, Gewässer usw.) über das gesamte abgebildete Gebiet aber nicht unberücksichtigt bleiben. Überall sollen ungefähr gleich viele Objekte pro Flächeneinheit angeschrieben werden. Da ein darzustellendes Gebiet aber bezüglich der Bevölkerungsdichte oft inhomogen ist, führt dies im Falle der Schweiz u. a. dazu, dass im Gebiet der Alpen viele kleinere Ortschaften dargestellt resp. beschriftet werden als dies im dicht besiedelten Mittelland der Fall ist.

70 Der Begriff «einkreisen» ist wichtig: Verlangt wurde von den Probanden nämlich nicht, dass sie die Sprachgebiete möglichst genau auf der Karte einzeichnen; die Karte diente einzig der Orientierung der Probandinnen und Probanden. Ziel war, zu eruieren, welche Ortsmundarten zusammengefasst werden. Als Orientierung diente das Pile-Sorting von Anders 2010b.

- Wie würden Sie die Dialektgebiete bezeichnen, die Sie eben gebildet haben?
- Welches sind die Merkmale der von Ihnen unterschiedenen Dialektgebiete? Können Sie beschreiben, wie die Dialekte klingen? Können Sie Beispielwörter oder Beispielsätze nennen?
- Kennen Sie Personen aus dem Gebiet? Woher? Gefällt Ihnen der Dialekt?
- Am Schluss des ersten Durchgangs: Welcher der Dialekte ist für Sie der ausgeprägteste, welcher der neutralste?

Anschliessend an ein erstes freies Einkreisen wurde von den Probandinnen und Probanden zusätzlich verlangt, dass sie die von ihnen eingekreisten Ortspunkte zu sechs Gebieten zusammenzufassen. Darüber sollte eruiert werden, welche hierarchiehöheren Oberkategorien sich zeigen.⁷¹ Die Aufgabenstellungen lauteten:

- Sie haben X Gebiete eingekreist. Fassen Sie diese Gebiete bitte zu sechs grossen Kreisen zusammen.
- Wie würden Sie die eingekreisten Ortspunkte bezeichnen?
- Was verbinden Sie damit?

Zur Konzeption der Karte ist mit Verweis auf die Ergebnisse von Lameli et al. (2008) Folgendes zu sagen: Die Autoren haben herausgearbeitet, dass Karten Grundlagen mit sehr wenig (Landesgrenzen) und solche mit sehr viel Information (Kombinationskarten) die heterogensten Ergebnisse liefern (s. o.). Zur Erhebung der *mental maps* zum Grossraum haben wir uns für eine Kombinationskarte entschieden, weil hier gewisse geografische Ankerpunkte (Ortspunkte, Städte) gegeben sind, was die Vergleichbarkeit der handgezeichneten Karten erhöht.⁷² Überdies war es ein Anliegen, zu eruieren, ob Kantons- oder anderweitige administrative Grenzen in den Sprachraumkategorien der Probanden ihren Nie-

⁷¹ Konkret lag das Interesse darin, zu eruieren, wie die Probandinnen und Probanden den Schweizer Sprachraum auf (gross)regionaler Ebene einteilen: Werden dabei Konstrukte wie etwa die «Urschweiz» oder die «Innerschweiz» sichtbar, die dementsprechend als für die Probandinnen und Probanden relevante Einheiten eingeschätzt werden können? Solche Fragen und Hypothesen verbergen sich hinter der sehr eng angeleiteten Aufgabe, die handgezeichneten Gebiete zu sechs Grossgebieten zusammenzufassen (vgl. dazu die Ergebnisse in Christen 2015).

⁷² «Bei der Verortung von Sprachraumwissen kommt es zur Überschneidung mehrerer Wissenskomponenten, wesentlich einer sprachbezogenen sowie einer geographischen. Diese geographische Komponente kann dabei ebenfalls durch unterschiedliche Erfahrungsaspekte geprägt sein. Sie kann sich auf Aspekte der geophysischen Wirklichkeit beziehen, kann aber auch von sozialgeographischen Aspekten geprägt sein, von politischen Bedingungen oder kulturellen Konzepten. Um nun das Sprachraumwissen der Informanten zu erschließen, müssen diese Bedingungen bei der Aufbereitung der Kartengrundlage berücksichtigt werden.» (Lameli et al. 2008, S. 57)

derschlag finden: Mit der Wahl von allen Kantonshauptorten (aber ohne Kantonsgrenzen, die die Probanden nach Lameli et al. 2008 ebenfalls einseitig beeinflusst hätten), sollte eine Grundlage geschaffen werden dafür, dass solche Kantons-Konzeptualisierungen sichtbar gemacht werden können (bspw. dadurch, dass Probanden die Kantonshauptorte mit solchen Orten zusammen einkreisen, die ebenfalls im entsprechenden Kanton zu liegen kommen).

8.4.5 *Draw-a-map-task* Nahraum

Der *draw-a-map-task* zum Nahraum hatte zum Ziel, handgezeichnete Karten zur näheren Umgebung der Probandinnen und Probanden zu erheben und damit einzufangen, wie die Probandinnen und Probanden ihre lokale sprachliche Umgebung mental strukturieren. Die Karte, die dafür konzipiert wurde, umfasst die Kantone Ob- und Nidwalden und Teile der angrenzenden Kantone Luzern, Bern, Uri und Schwyz. Ihre Grundlage bildet eine gängige 1:200'000 Karte, die im Alltag regen Gebrauch findet: Einzig die Kantonsgrenzen wurden für den *draw-a-map-task* retuschiert. Auch auf dieser Karte mussten die Probanden Gebiete einzeichnen, innerhalb derer ihrer Meinung nach gleich bzw. ähnlich gesprochen wird. Die genauen Fragestellungen lauteten:

- Kennzeichnen Sie mit einer Linie das Gebiet um Ihren Wohnort, in dem ähnlich gesprochen wird, wie Sie sprechen.
- Bitte zeichnen Sie auf dem Rest der Karte Gebiete ein, in denen ähnlich gesprochen wird.
- Bitte benennen Sie die von Ihnen eingezeichneten Gebiete.
- Was sind die Merkmale der von Ihnen unterschiedenen Dialekte? Können Sie beschreiben, wie die Dialekte klingen? Können Sie Beispielwörter oder Beispielsätze nennen?
- Was verbinden Sie sonst mit den von Ihnen eingezeichneten Gebieten?

Wie bereits bei der Karte zum *draw-a-map-task* zum Grossraum haben wir uns auch hier für eine Kombinationskarte entschieden (vgl. Lameli et al. 2008), nun allerdings für eine, deren Informationsdichte um ein Vielfaches höher ist (vgl. Abb. 9).

Man darf davon ausgehen, dass die Probandinnen und Probanden ihren Nahraum (die Kantone Ob- und Nidwalden und daran angrenzende Gebiete) durch ihre Erfahrungen im Alltag kennen. Wenn man Ihnen eine gängige 1:200'000 Karte des Gebiets vorlegt, sind ihnen die Informationen auf der Karte wohl zumeist ein Begriff; es werden ihnen kaum Wissensinhalte aufoktroiert.



Abb. 9: Grundlagekarte des draw-a-map-task zum Nahraum (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

Diese Einschätzung – die auch bei Stoeckle (2014) zu finden ist, an dessen Aufgabenstellung und Kartenkonzeption sich vorliegende Konzeption orientiert – wurde auch von Lameli et al. (2008) in der Weise bestätigt, als ein Mehr an Information auch ein Mehr an Vielfalt erhobener Wissensbestände zu Tage fördern kann, da die Informationen auf der Karte die Probandinnen und Probanden nicht in uniformer Weise beeinflussen.

8.4.6 Ortsloyalitätstest

Abgeschlossen wurde die Befragung mit dem sogenannten Ortsloyalitätstest, der erheben sollte, wie stark sich die Probandinnen und Probanden mit dem Ort, in welchem sie wohnen, verbunden fühlen. Die Idee, einen solchen Test in die Befragung aufzunehmen, entstand aus meinem eigenen Bedürfnis, in irgendeiner Weise festzuhalten, wie die Probandinnen und Probanden emotional zu ihrem Wohnort stehen, zu dessen sprachlichen Stellvertretern sie im Kontext der Untersuchung ja gemacht werden: Dies würde sich möglicherweise auf den Sprachgebrauch der Probandinnen und Probanden auswirken und möglicherweise auch auf die Art und Weise, wie sie den sie umgebenden Raum als Sprachraum strukturieren. Vor dem Hintergrund des vorliegend gewählten theoretischen Zugriffs auf die Daten und die Datenanalyse erscheint dieser Test, der das subjektive Ortszugehörigkeitsempfinden der Probandinnen und Probanden zu einem gewissen Zeitpunkt misst, umso überzeugender: So kann heutzutage kaum mehr davon ausgegangen werden, dass das Wohnen an einem (wenn auch kleinen, ländlichen) Ort für alle Menschen gleich bedeutsam ist. Coupland und Jaworski (2004, S. 20) etwa machen genau darauf aufmerksam, wenn sie sagen, dass «in a globalising world where it is increasingly misleading to develop research based on the assumption that people live and move in bounded, stable communities, it is increasingly important not to presuppose group membership or affiliations» (Coupland und Jaworski 2004, S. 20). Gruppenzugehörigkeiten von Menschen in einer postmodernen Gesellschaft unhinterfragt vorauszusetzen (wie vorliegend z. B. die Zugehörigkeit zu einer Bildungsschicht, vgl. dazu Kap. 8.2), erscheint nicht mehr ohne Weiteres möglich: In diesem Sinne kann auch ein Wohnen an einem Ort nicht gleichgesetzt werden mit einer Identifikation mit dem Ort, weshalb vorliegend die Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden psychologisch gemessen wurde (vgl. die Details zur konkreten Umsetzung des Tests weiter unten).

Dass es nicht (nur) die alleinige Ortsansässigkeit ist, die einen Sprecher dazu veranlasst, den Dialekt seines Ortes zu sprechen, wird in der Dialektforschung schon länger diskutiert. Mattheier (1985) ist der erste, der mit kritischem Bezug auf die Publikationen von Hofmann (1963) und Wolfensberger (1967) ge-

nau dieses Konzept der Ortsansässigkeit hinterfragt (vgl. etwa Mattheier 1985, S. 139) und vorschlägt, es mit dem Konzept der *Ortsloyalität* zu ersetzen. Unter *Ortsloyalität* versteht er

ein die Einstellung, die sozialen Bewertungsstrukturen und das Sozial- bzw. auch das Sprachhandeln prägendes und steuerndes Festhalten an den in einem Ort verbreiteten Verhaltensweisen. Dabei handelt es sich nicht nur um das Sprachverhalten, obgleich das in diesem Beitrag besonders im Vordergrund stehen wird. Ortsloyalität bezieht sich auf alle für einen Ort oder eine enge, relativ homogene Region typischen Sozialverhaltensweisen und Meinungs- bzw. Bewertungsstrukturen, also auch Ortsbrauchtum, ortsübliche Kleidung und anderes mehr. (Mattheier 1985, S. 140)

Mattheier (1985) nähert sich der Ortsloyalität über fundierte theoretische Überlegungen, in denen er mit dem Verweis auf soziale Netzwerke und auf Netzwerkanalysen v. a. sozialwissenschaftlich argumentiert. *Ort* versteht er in erster Linie als soziale Entität, in welcher sich Menschen begegnen, und der zusätzlich eine gewisse Zeitlichkeit anhaftet, die soziale Konfigurationen wie Netzwerke oder emotionale Bindungen erst zulassen. Aufbauend auf diese Überlegungen konzipiert er eine kleine Studie, mit der er den Zusammenhang zwischen Ortsloyalität, Dialekteinstellung und Dialektverwendung untersucht. Alle drei Aspekte wurden über die Selbsteinschätzungen der Probandinnen und Probanden erhoben: Die Probandinnen und Probanden wurden also etwa danach gefragt, ob sie den Dialekt des Ortes sprechen können (Dialektverwendung), ob sie es schlimm finden, wenn sich der Dialekt zurückbildet (Dialekteinstellung) und ob sie gerne an ihrem jetzigen Wohnort leben (Ortsloyalität) (vgl. dazu Mattheier 1985, S. 152–154). Für alle Probandinnen und Probanden wurden dann aufbauend auf ihre Antworten Indices gebildet, die anschliessend miteinander verglichen wurden. Hierbei zeigte sich, dass eine stärkere Dialektverwendung mit einer grösseren Ortsloyalität korreliert; auch geht eine positive Einstellung mit einer grossen Ortsloyalität einher, während negative Einstellungen eher mit einer schwachen Ortsloyalität korrespondieren (vgl. dazu Mattheier 1985, S. 154–157). Problematisch ist bei dieser Art der Erhebung – deren «Pilotcharakter» Mattheier selbst herausstreicht – dass allesamt Einschätzungsdaten miteinander korreliert werden. So scheint es ziemlich naheliegend, dass eine Person, die sehr ortsloyal ist, einem Sprachforscher gegenüber auch angibt, viel Dialekt zu sprechen (denn der Dialekt fungiert ja als zentrales Symbol für den Ort). Ob diese Person denn Dialekt dann auch wirklich spricht, kann mit dieser Art der Befragung aber nicht eruiert werden.

Die Kritikpunkte, die man an der empirischen Umsetzung von Mattheiers Projekt äussern kann, schmälern den ideellen Impetus desselben indes in keiner Weise. So sind Mattheiers (1985) Überlegungen in weitere Forschungsvorhaben eingeflossen, nicht zuletzt auch in das vorliegende. Ziegler (1996) etwa

kommt in ihrer Familienfallstudie zum Schluss, dass Ortsloyalität das Sprachverhalten dahingehend beeinflusst, «daß in alltäglichen und privaten Kommunikationssituationen der Dialekt gegenüber der Standardsprache favorisiert wird» (Ziegler 1996, S. 9). Ziegler interpretiert diesen Befund dergestalt, dass der Dialekt in diesem Kontext zum Mittel wird, um die emotionale Bindung zu einem Ort und damit einen persönlichen Aspekt regionaler Identität zu transportieren. In der Studie von Leuenberger (1999) sind die Ergebnisse weniger eindeutig, weshalb Leuenberger mutmasst, dass der Faktor Ortsloyalität in ihrem Erhebungsgebiet Basel oder gar im gesamten deutschschweizerischen Sprachgebiet eine andere Rolle spielt als in Deutschland und dass der Faktor Ortsloyalität «als sprachgebrauchssteuernde Grösse [...] überschätzt worden» sei (Leuenberger 1999, S. 200).

Die neuste Studie, die sich mit dem Konzept der Ortsloyalität befasst, ist jene von Lenz (2003). Sie unterscheidet in ihrem Design zwischen den Begriffen *Ortsloyalität* und *Ortsbindung*: Unter *Ortsloyalität* versteht sie «das emotionale Verhältnis eines Sprechers zu einem Wohnort», unter *Ortsbindung* die «mehr objektiv nachvollziehbare Bindung», die über konkretere Aspekte wie «Ortsgebürtigkeit», «Abwesenheitszeiten» oder «Vereinstätigkeiten» erhoben werden kann (Lenz 2003, S. 273). Lenz erhebt die Konzepte *Ortsloyalität* und *Ortsbindung* mittels eines Fragekataloges, der sich an Mattheier (1985), Ziegler (1996) und Leuenberger (1999) orientiert. Die Frageform war offen, die Antworten wurden für die quantitative Auswertung kategorisiert und mit Indices versehen (Lenz 2003, S. 273–274). Die emotionale Verbundenheit mit dem Ort, die sogenannte Ortsloyalität, wurde mit den Fragen «Fühlen Sie sich mit Ihrem Ort verbunden?», «Würde es Ihnen schwerfallen, von Ihrem Wohnort wegzuziehen?» und «Würden Sie von hier wegziehen, wenn Sie sich dadurch beruflich o. a. verbessern könnten?» erhoben. Kategorisiert wurden die Antworten mit ja = Index 2, indifferent = Index 1, nein = Index 0. Daraus ermittelte Lenz einen Ortsloyalitätsindex, der maximal 6, minimal 0 Punkte umfassen konnte (Lenz 2003, S. 275–276). Die deskriptive Beschreibung der Ergebnisse gegliedert nach den Probandengruppen «Land-alt», «Stadt-alt», «Land-jung» und «Stadt-jung» ergab dabei für die meisten Probandengruppen einen Mittelwert um 5, sprich einen sehr hohen Ortsloyalitätsindex. Nebst den drei Fragen zur Erhebung der Ortsloyalität der Sprecher beinhaltete der Fragekatalog von Lenz sieben Fragen zur Erhebung der Ortsbindung. Erfragt wurden diesbezüglich Aspekte des Freizeitverhaltens sowie des sozialen Netzwerkes: «Wie viele Jahre haben Sie außerhalb Ihres Wohnortes gelebt?», «Wo befindet sich Ihr Arbeitsort?», «Wo leben die meisten Ihrer Freunde und engen Bekannten?», «Wo kaufen Sie am häufigsten ein?», «Sind Sie in örtlichen Vereinen tätig?», «Nehmen Sie häufig an örtlichen Aktivitäten (Festen u. ä.) teil?», «Wo verbringen Sie ihre Freizeit hauptsächlich?». Auch bezüglich der Orts-

bindung konnte unter deskriptiver Perspektive festgestellt werden, dass diese Bindung bei allen Probandinnen und Probanden ziemlich ausgeprägt ist (Lenz 2003, S. 280).

Für vorliegende Untersuchung sind nun folgende Ergebnisse von Lenz interessant: So stellt sie etwa fest, dass die *Ortsbindung* und die *Ortsloyalität* der Probandinnen und Probanden miteinander korrelieren: Das heisst, dass die objektiv definierte Ortsbindung sich niederschlägt in der subjektiven Ortsloyalität, dass also jemand, der etwa in vielen Vereinen ist, sich auch emotional stärker verbunden fühlt mit dem Ort, in dem er wohnt, resp. umgekehrt, dass die subjektive Ortsloyalität einwirkt auf die objektive Ortsbindung, dass also jemand, der sich emotional mit seinem Wohnort verbunden fühlt, auch eher in einen Verein eintritt (die Kausalität ist bei einer Korrelation nicht ersichtlich) (Lenz 2003, S. 280–281). Methodisch kann man daraus ableiten, dass Lenz' Fragen zur Ortsbindung auch Aussagen zulassen zur Ortsloyalität von Probanden; dass also Fragen nach Vereinstätigkeiten ähnliche Informationen abrufen wie solche zur emotionalen Verbundenheit. In Bezug auf den Zusammenhang von *Ortsloyalität* bzw. *Ortsbindung* und Sprache hält Lenz fest, dass sehr starke Ortsloyalität einzig unter Dialekt sprechenden Probanden zu finden sei, mittlere Ortsloyalität hingegen nur unter standardsprachorientierten Probanden. Eine sehr starke Ortsloyalität, die mit einer sehr starken Ortsbindung einhergeht, ist weiter ein charakteristisches Merkmal der konservativsten Sprecher. Demgegenüber sind jene Sprecher, die im Sample von Lenz als progressivste Sprecher eingeschätzt werden können, jene mit der geringsten Ortsloyalität und Ortsbindung (Lenz 2003, S. 282–283). Insgesamt zeigt sich also auch bei Lenz, dass Sprachgebrauch, Ortsloyalität und Ortsbindung miteinander in Beziehung stehen.

Die eben referierten methodischen Zugänge zur Erfassung der Konzepte *Ortsloyalität* bzw. *Ortsbindung* ähneln sich in vielerlei Hinsicht, v.a. aber in dem Punkt, dass versucht wurde, sich einem psychologisch komplexen Phänomen über je eigens zusammengestellte Fragebogen zu nähern. In vorliegender Arbeit wird ein anderer Zugang gewählt: Und zwar greife ich auf einen psychologischen Test zurück, der misst, wie stark sich eine Person mit einer (irgendwie gearteten) *in-group* identifiziert (Leach et al. 2008). Innerhalb der Psychologie besteht seit geraumer Zeit Übereinkunft darüber, dass die Zugehörigkeit zu Gruppen für Individuen soziale Konsequenzen haben kann. Nicht alle Gruppen sind für die Individuen indes gleichermassen wichtig: So hat die Forschung gezeigt, dass erst die eigene Identifikation mit der *in-group* massgebend ist dafür, wie stark die Gruppenzugehörigkeit sich auch in sozialen Handlungen auswirkt. Aus diesem Grund gilt das Konzept der sogenannten *in-group-identification* in diesem Zusammenhang als zentrales Konzept (Leach et al. 2008, S. 144). Zur Ermittlung dieser *in-group-identification* wurden unterschiedliche Modelle vorgeschlagen (Leach

et al. 2008, S. 144). Durchgesetzt haben sich Modelle, die die gefühlte Gruppenzugehörigkeit über mehrfache Komponenten zu ermitteln versuchen, wie etwa «self-categorization», «affective commitment» und «centrality» (Leach et al. 2008, S. 144). Leach et al. (2008) setzen mit ihrer Studie hier an, kritisieren an bestehenden Modellen allerdings, dass nur wenig Übereinkunft besteht bezüglich der Items, die gemessen werden, und dass überdies kein generelleres konzeptuelles Modell besteht, welches die Auswahl der Art und Anzahl der Items hinreichend legitimieren würde (Leach et al. 2008, S. 144). Aufbauend auf bestehende Literatur schlagen die Autoren darum ein «hierarchical multicomponent model of in-group identification» vor, das sich rühmen kann, das Konzept der *in-group-identification* über die Items d. h. die Teilkomponenten breit abgestützt zu messen.

Zu den fünf Teilkomponenten zählen die Autoren das sogenannte «individual self-stereotyping»: Darunter ist die Selbst-Kategorisierung eines Individuums in eine soziale Gruppe zu verstehen, die über die Items «Ich habe viel gemeinsam mit Personen von [in-group]» oder «Ich bin Personen von [in-group] ähnlich» (Leach et al. 2008, S. 146) abgefragt wird. Weiter sehen die Autoren die «in-group-homogeneity» als Teilkomponente an, d. h. zu welchem Grad die Probandinnen und Probanden die Gruppe, zu der sie sich zählen, als homogen wahrnehmen. Die Items, die hier abgefragt werden, sind: «Personen von [in-group] haben viel gemeinsam» oder «Personen von [in-group] sind einander sehr ähnlich» (Leach et al. 2008, S. 146). Zudem gilt der Aspekt der «satisfaction» als wichtige Teilkomponente. Hierbei geht es darum, dass Probandinnen und Probanden einer Gruppe gegenüber positiv eingestellt sind. Die Items, die zur Messung dieser Komponente gebraucht werden, sind: «Ich bin glücklich, Teil von [in-group] zu sein», «Ich bin der Meinung, dass Personen von [in-group] auf vieles stolz sein dürfen», «Es ist angenehm, Teil von [in-group] zu sein», «Teil von [in-group] zu sein, gibt mir ein gutes Gefühl» (Leach et al. 2008, S. 146). Ausserdem bildet der Aspekt «solidarity» eine wichtige weitere Teilkomponente: Dabei soll eruiert werden, wie gross die Solidarität ist, die eine Person einer Gruppe gegenüber empfindet. Getestet wird diese Komponente mit folgenden Items: «Ich fühle mich den Personen von [in-group] verbunden», «Es besteht ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen mir und den Personen von [in-group]», «Ich fühle mich mit den Personen von [in-group] verpflichtet» (Leach et al. 2008, S. 147). Der letzte Aspekt schliesslich, den die Autoren als wichtige Komponente ansehen, ist die «centrality», d. h., ob die fragliche Gruppenzugehörigkeit einen wichtigen Aspekt des Selbstkonzepts der Probandinnen und Probanden ausmacht. Die Items, die in diesem Zusammenhang abgefragt werden, sind: «Ich denke oft daran, dass ich ein Teil von [in-group] bin», «Dass ich ein Teil von [in-group] bin, ist ein wichtiger Teil meiner Identität», «Ein Teil von

[*in-group*] zu sein, ist ein wichtiger Teil von dem, wie ich mich selbst sehe» (Leach et al. 2008, S. 147).

Die fünf Komponenten «individual self-stereotyping», «in-group-homogeneity», «satisfaction», «solidarity» und «centrality» werden über die 14 erwähnten Items gemessen; die Komponenten können überdies zusätzlich den Oberkategorien «self-definition» und «self-investment» zugeordnet werden (vgl. für eine Zusammenstellung der Komponenten, der dazugehörigen Items und der Literatur, die zur Bestimmung der Komponenten und Items gebraucht wurde, die Zusammenstellung im digitalen Anhang unter 5 aus Leach et al. 2008, S. 165). Leach et al. überprüfen die Stärke ihres Modells anhand unterschiedlicher Studien: Die Ergebnisse der Studien 1 und 2 unterstützen die hierarchische Gliederung der Komponenten in «self-investment» und «self-definition» (Leach et al. 2008, 149–155), Studien 3 und 4 bestätigen die Konstruktvalidität der fünf Komponenten (Leach et al. 2008, S. 155–157), Studien 5 bis 7 unterstützen zudem die Voraussagekraft der fünf Komponenten, was die *in-group-identification* angeht (Leach et al. 2008, S. 157–162). Insgesamt deuten die sieben Studien darauf hin, dass das vorgeschlagene Modell zur Messung der *in-group-identification* ein valables Mittel darstellt, um zu erheben, wie stark sich jemand mit einer sozialen Gruppe identifiziert. Das Modell wird heute in der psychologischen Forschung häufig verwendet. In Orientierung an der Studie von Leach et al. (2008) wurde für vorliegende Untersuchung ein Fragebogen konzipiert, in welchem die Probandinnen und Probanden auf einer siebenstufigen Skala bewerten mussten, wie stark die interessierenden Aussagen (d. h. die erwähnten 14 Items) auf sie zutreffen (vgl. dazu das Beispiel im digitalen Anhang unter 6, in welchem die Zugehörigkeit zu Stans bzw. zur Gruppe der Stanserinnen und Stanser abgefragt wurde). Ortsloyalität wird demnach operationalisiert über die Identifikation der Probandinnen und Probanden mit den Bewohnern ihres eigenen Wohnortes (vgl. die theoretische Diskussion zur Überschneidung von sozialer und räumlicher Identität in Kap. 7.2).

8.5 Zusammenfassung

Das Herzstück der vorliegend konzipierten empirischen Untersuchung – die immer auch im Kontext des überdachenden SNF-Projekts *Ländere*ⁿ zu betrachten ist – bildeten die Befragungen von 60 Probandinnen und Probanden, die zwischen Dezember 2013 und September 2014 in acht Orten v. a. der Kantone Ob- und Nidwalden stattfanden. Die Erhebungsorte wurden über drei Kriterien bestimmt: pro Kanton sollten ungefähr gleich viele Orte ins Design aufgenommen werden, davon sollten zwei Orte eher grösseren Orten und zwei eher kleineren

Orten entsprechen, unter diesen Orten sollten sich zusätzlich zentralere wie peripherere Orte befinden. Ausgewählt wurden die Orte Engelberg, Lungern, Melchtal und Sarnen in Obwalden, Emmetten, Hergiswil und Stans in Nidwalden und Seelisberg in Uri, das nahe an der Grenze zu Nidwalden liegt. In den grösseren Orten Engelberg, Sarnen, Hergiswil und Stans wurden je zehn Probandinnen und Probanden befragt, in den kleineren Orten Lungern, Melchtal, Emmetten und Seelisberg je fünf. Unter den zehn befragten Probandinnen und Probanden befanden sich je fünf mit einer tertiären und fünf mit einer primären Ausbildung, an den kleineren Orten wurden ausschliesslich primär gebildete Personen befragt. Ausserdem sollten die Probandinnen und Probanden «ortsfest» sein im Sinne der traditionellen Dialektologie. Die Probandinnen und Probanden unterscheiden sich hinsichtlich der Sozialvariablen also bezüglich ihres Wohnortes und ihrer Bildung voneinander. Diese Differenzierung soll ermöglichen, sowohl areale als auch soziale dialektale Variation im Untersuchungsgebiet erklärbar zu machen und zusätzlich mögliche Unterschiede in den Sprachwissensdaten.

Mit den Probandinnen und Probanden wurden Interviews von im Schnitt drei Stunden geführt. Die Aufnahmen bestanden zur Hälfte aus einem traditionell-dialektologischen Fragebogeninterview, das die aktuellen Dialektverhältnisse im Untersuchungsgebiet erheben sollte. Befragt wurden die Probandinnen und Probanden zu gängigen Dialektvariablen, die in einem Schweizer Kontext interessieren, und insbesondere zu solchen, die für das Untersuchungsgebiet als spezifische Dialektvariablen ausgewiesen werden. Die andere Hälfte der Befragung setzte sich aus wahrnehmungsdialektologischen Aufgaben zusammen, die dazu konzipiert waren, das sprachräumliche Alltagswissen der Probandinnen und Probanden zu erheben. Für vorliegende Arbeit sind diesbezüglich v. a. die *draw-a-map-tasks* relevant: Der eine *draw-a-map-task* hatte zum Ziel, die strukturellen und inhaltlichen Konzeptualisierungen zu elizitieren, die den Grossraum der Schweiz betreffen, der zweite *draw-a-map-task* legte den Fokus auf die nähere Umgebung der Probandinnen und Probanden, mit der gleichen Absicht. In diesem Zusammenhang wurden auch die vorliegend so wichtigen metasprachlichen Daten erhoben. Überdies wurde mit den Probandinnen und Probanden ein sozialpsychologischer Test durchgeführt, der misst, wie stark sich jemand mit seinem Wohnort identifiziert. Alle für die vorliegende Untersuchung relevanten Befragungsteile waren in der Befragung so angeordnet, dass die Befragung für die Probanden – bei der eher langen Interviewdauer – angenehm war. Zudem wurde darauf geachtet, dass die unterschiedlichen Aufgabenstellungen die hier interessierenden Auswertungen nicht negativ beeinflussen.

9 Aufbereitung der Daten

Hier nehme ich ganz Obwalden zusammen. Die Lungerer haben sicher andere Ausdrücke als die Sarner, aber ich würde es zusammennehmen.

Draw-a-map-task Nahraum, Proband PB4 mit Bezug auf *Obwalden*

Die Daten, die vorliegend interessieren (vgl. hierzu Tab. 3), wurden für die Auswertung und Interpretation je unterschiedlich aufbereitet. Die Aufbereitungsschritte werden nachfolgend diskutiert und damit transparent gemacht. Ein Grossteil der aufbereiteten Daten befinden sich in einer sql-basierten Datenbank, die für das *Ländere*ⁿ-Projekt eingerichtet wurde und die mit einem Passwortzugang einsehbar sind (vgl. <http://www3.unifr.ch/laenderen/> (letzter Zugriff 10.06.2019)).

9.1 Sozialdaten

Die Sozialdaten, die in Orientierung an das Personalblatt des SDS erhoben wurden (vgl. Kap. 8.4.1), wurden zu grossen Teilen direkt (Name, Geburtsjahr und Geburtsort der Probanden) in ein Excel-File übertragen. Manche wurden zusätzlich in Kategorien überführt: Die Informationen zur Mobilität der Probanden bspw. wurden je nach Mobilitätsradius der Probandinnen und Probanden mit Ziffern versehen (Hauptbezugspunkt Wohnort = Kategorie 1, Hauptbezugspunkt Innerschweiz = Kategorie 2, Hauptbezugspunkt Schweiz = Kategorie 3).

9.2 Objektsprachliche Daten

Die objektsprachlichen Daten wurden einerseits mittels Fragebogeninterview, andererseits im freien Gespräch erhoben; beide Gesprächssituationen wurden aufgezeichnet (vgl. dazu Kap. 8.4.2 und Kap. 8.4.3). Aus dem Fragebogeninterview wurden einzig die objektsprachlichen Realisierungen der Probanden transkribiert, aus dem freien Gespräch zusätzlich zu den einschlägigen Realisierungen die gesamte Gesprächssituation. Die Transkription erfolgte in Orientierung an Dieth (1986). Um die transkribierten objektsprachlichen Realisierungen für qualitative Zwecke analysierbar zu machen, wurden sie in einem zweiten Schritt kategorisiert. Die kategorisierten Daten liegen allesamt in Excel-Files vor. Überdies sind sie über die sql-Datenbank greifbar, die unterschiedliche Abfragemög-

lichkeiten bietet (Abfrage nach Phänomen, Person, Ort sowie Sozialdaten). Um sie auch für quantitative Auswertungen zu nutzen, wurden die kategorisierten Daten zusätzlich recodiert.

9.2.1 Kategorisierung

Die Kategorisierung der objektsprachlichen Daten erfolgte in Orientierung an die beschriebenen Dialektbefunde im SDS. Tab. 4 bietet einen Überblick über alle kategorisierten Variablen; sie verzeichnet zunächst 32 lautliche Variablen (30 Variablen zur Lautqualität, zwei Variablen zur Lautquantität), danach zwei morphologische und schliesslich vier lexikalische Variablen.

Für jede dialektale Variable, die vorliegend von Interesse ist, wurden Varianten bestimmt, die laut SDS gängigen Unterwaldner Varianten entsprechen; für mhd. *û* beispielsweise die Varianten *ui*, *uu*, *üü*, *oi/öi*, für mhd. *uo* die Varianten *io* und *ue* usw. Die objektsprachlichen Realisierungen der Probandinnen und Probanden wurden anschliessend diesen Antwortkategorien zugeteilt. Während dieses Prozesses kam es zu Anpassungen und zu Erweiterungen des Kategoriensystems: Das Kategoriensystem von mhd. *û* beispielsweise wurde um die Kürzen *u* und *ü* erweitert, das Kategoriensystem von mhd. *uo* um die Variante *üe*. Überdies wurden für jede Variable die Antwortkategorien *freie Antwort*, *Variable nicht genannt* und *andere Variable genannt* geschaffen, um realisierte Varianten, die von den vorgesehenen Kategorien abweichen (und für die nicht extra eine neue Kategorie geschaffen werden sollte), ebenfalls klassifizieren zu können: *Freie Antwort* bedeutet dabei, dass die Variante, die realisiert wurde, zwar im Lexemgerüst auftritt, das vorgesehen war, die Variante selbst aber nicht vorgesehen war; *Variable nicht genannt* meint, dass die Variable gar nicht realisiert wurde; *andere Variable genannt* meint, dass hier das Lexemgerüst nicht dem entspricht, das erwartet wurde, sondern dass die Probandin/der Proband ein anderes Lexem gebrauch hat. Dieses Vorgehen – die Konzeption des Kategoriengerüsts in Orientierung an den SDS und dessen induktive Erweiterung – erlaubte, möglichst viele der realisierten Varianten möglichst angemessen zu kategorisieren.

Zur Einteilung der von den Probandinnen und Probanden realisierten Varianten in die jeweiligen Antwortkategorien seien noch einige kritische Reflexionen angefügt. Was die Einteilung der Varianten angeht, die mittels Fragebuch erhoben wurden, ist zu problematisieren, dass diese Einteilung von zwei verschiedenen Personen vorgenommen wurde: Trotz genauer Absprachen wird kaum zu vermeiden sein, dass die gehörten Varianten z. T. unterschiedlich klassifiziert wurden. Bezüglich der Einteilung der Varianten, die im freien Gespräch

Tab. 4: Übersicht über die kategorisierten Variablen mit ihren jeweiligen Antwortkategorien

Variable	Abstrahierte Variante	Beispiel
mhd. <i>î</i> vor Konsonant	<i>ii, ei, i</i>	<i>lis, Eis, Is</i>
mhd. <i>î</i> im Auslaut	<i>ii, ei, i</i>	<i>gsii, gsei, gsi</i>
mhd. <i>î</i> im Hiatus		<i>schneie, schneie, schneie</i>
mhd. <i>û</i> vor Konsonant	<i>uu, ui, oi/öi, üü, u, ü</i>	<i>Muus, Muïs, Moïs/Möis, Müüs, Mus, Mûs</i>
mhd. <i>û</i> im Auslaut	<i>uu, ui, oi/öi, üü, u, ü</i>	<i>duu, dui, doi/döi, düü, du, dü</i>
mhd. <i>û</i> im Hiatus		<i>baue/boue, buu(w)e, bui(w)e, boi/öi(w)e, büü(w)e</i>
mhd. <i>iu</i>	<i>üü, ii, ei, ui</i>	<i>Müüs, Mûis, Meis, Muïs, Mûs</i>
mhd. <i>iu</i> im Hiatus		<i>röje, riuwe, reiwe, riye, ruje, rei(j)e, rüü(j)e, roje</i>
mhd. <i>ou</i>	<i>ou, oi, ai, au/äu, öi</i>	<i>Boum, Boim, Baim, Baum/Bäum, Böim</i>
mhd. <i>ou + w</i>	<i>ou, oi, ai, au/äu, öi</i>	<i>Frou, Froi(w), Frai(w), Frau/Fräu, Fröi(w)</i>
mhd. <i>ou</i> Sonderfall <i>glauben</i>	<i>ou, oi, ai, au/äu, öi</i>	<i>gloube, gloibe, glaibe, glaube/gläube, glöibe</i>
mhd. <i>öu + w</i>		<i>höie, heu(u)e, häiwe, häie, hoie</i>
mhd. <i>öu</i> vor Nasal	<i>öi, ai, oi</i>	<i>Böimli, Baimli, Boimli</i>
mhd. <i>uo</i>	<i>ue, io, üe</i>	<i>guet, giot, gtiot</i>
mhd. <i>üe</i>	<i>üe, ie</i>	<i>müed / mied</i>
aobd. <i>iu</i>	<i>äi, äü, öi, ie, üü, oi</i>	<i>täif, täüf, töif, tief, tüüf, toif</i>
aobd. <i>iu</i> (fliegen, lügen)		<i>flige, fleige, fluige, fläige, flüige</i>
aobd. <i>iu + w</i>		<i>Chnâi(w), Chneu(w), Chnii(w), Chnai, Chnûü, Chnöi, Chnoi</i>
mhd. <i>e</i> (Primärumlaut) vor Nasal + Konsonant	<i>e, ä</i>	<i>eng/läng; Hent/Händ</i>
Sekundärumlaut vor Nasal + Konsonant	<i>e, ä</i>	<i>Hendsche / Händsche</i>
mhd. <i>rn</i>		<i>gärn, gäre, gären</i>
mhd. <i>l</i>	<i>l, u</i>	<i>-el, -u</i>
(Nicht)Umlaut von mhd. <i>u</i>	<i>ü/i, u</i>	<i>über/iber, uber</i>
Entrundung mhd. <i>iu</i>	<i>entrundet, nicht entrundet</i>	<i>üü/üi/ü, ii/ei</i>
Entrundung mhd. <i>ö</i>	<i>entrundet, nicht entrundet</i>	<i>ö, e</i>

Entrundung mhd. <i>oe</i>			öö, ee
Entrundung mhd. <i>öu</i>			variiert je nach Kontext (<i>öu</i> ; <i>öu</i> + <i>w</i> ; aobd. <i>iu</i>)
Entrundung mhd. <i>ü</i>			<i>ü</i> , <i>i</i>
Entrundung mhd. <i>üe</i>			<i>üe</i> , <i>ie</i>
Rundung mhd. <i>e</i>			<i>e</i> , <i>ö</i>
Dehnung von alter Kürze im einsilbigen Wort			<i>Glas/Glaas</i>
Dehnung von alter Kürze in offener Silbe			<i>Grabe/Graabe</i>
Diminutiv			<i>-li</i> , <i>-eli</i> , <i>-ili</i>
Normalverb 3. Pl. Ind. Präs.			<i>machid, mached, mache; schlafid, schlafed, schlafe</i> usw.
'sehr'			<i>fest, huere, meined, sehr, so, usinnig</i>
'immer'			<i>eisder, eisdig, eischer, tuschuur, allpott, allwill, geng, immer</i>
'noch'			<i>no, nu</i>
'hinunter'			<i>abe, appe</i>

erhoben wurden, gibt es v. a. einen Problembereich, und zwar, dass die Varianten, die zu klassifizieren waren, nicht bereits feststanden (wie in der Fragebuch-situation), sondern nachträglich identifiziert werden mussten. Dabei mussten unterschiedliche Entscheidungen über die Aufnahme resp. den Ausschluss von Varianten getroffen werden, die z. T. nicht unproblematisch waren. Vier Umstände, die diese Entscheidungen erschwerten, sollen hier herausgegriffen und thematisiert werden: Sie sollen auf einer Metaebene auch illustrieren, dass beim Aufbereiten der objektsprachlichen Daten mit der nötigen Sorgfalt vorgegangen wurde. Eine dieser Entscheidungen betraf die Identifizierung und Aufnahme neuer Laute in das Datenkorpus. Während im Fragebogeninterview nur alte Laute abgefragt wurden, kamen im spontanen Gespräch auch Laute vor, die als neue (entlehnte) Laute charakterisiert und kategorisiert werden konnten: mhd. *î* bspw., das einen alten langen Laut darstellt, wurde im Fragebogeninterview u. a. anhand des Lexems *zîte* 'Zeit' erhoben. Im spontanen Gespräch kamen nun Lexeme wie *poliitisch* 'politisch' und *relatiiv* 'relativ' vor, die ebenfalls lange *i*-Laute beinhalten, die aber nicht als alte, sondern als neue Längen charakterisiert werden müssen. Neue Längen, die sich von ihrer lautlichen Form her analog verhalten wie alte Längen, wurden wie die alten Längen den historischen Klassen zugeteilt. Es wurde also nicht zwischen alten und neuen Längen unterschieden. Eine weitere Entscheidungskette drehte sich um das Phänomen der Diphthongierung und betrifft wiederum die Problematik von alten und neuen Lauten. Im Untersuchungsgebiet ist u. a. die Diphthongierung von mhd. *û* zu *ui* und jene von mhd. *î* zu *ei* ausgewiesen. Auch hier musste bezüglich der neuen Laute entschieden werden, welche Varianten bzw. welche Lexemumgebungen überhaupt Grundvoraussetzungen für allfällige Diphthongierungsprozesse bieten. Bestimmt wurde, dass grundsätzlich jeder Laut, der lang ist, eine Grundlage zur Diphthongierung bietet, mit der Einschränkung, dass weniger morphologische Substanz mit weniger Chancen auf Diphthongierung gleichzusetzen ist. Varianten wie *Feirma* 'Firma' (diphthongierte Variante von *Fiirma*) oder auch *Hambuirger* 'Hamburger' (diphthongierte Variante von *Hambuurger*) sind Fälle von neuen, langen und zusätzlich neuen, diphthongierten Lauten, die in den Spontandaten auftreten und in die Kategorien mhd. *î* und mhd. *û* aufgenommen wurden. Die letzte Entscheidungskette, die hier thematisiert werden soll, betrifft das Phänomen der *l*-Vokalisierung. Auch bezüglich dieser Variable, die ein neueres Phänomen im Untersuchungsgebiet darstellt, mussten Kontexte bestimmt werden, in denen die Grundvoraussetzungen für eine Vokalisierung erfüllt zu sein schienen. In Anlehnung an Christen (2001) werden dabei folgende Vokalisierungskontexte berücksichtigt: VLC (*Geld*), VL## (*viel*), kurz: L (*Himmel*), VLLV (*Keller*). Realisierungen von anlautendem und intervokalischem *l* werden vernachlässigt.

9.2.2 Recodierung

Nachdem die objektsprachlichen Daten nach den beschriebenen Kriterien kategorisiert waren, wurden sie so recodiert, dass sie sich zusätzlich zur Beantwortung der vorliegend interessierenden quantitativen Forschungsfragen eignen (vgl. dazu im Detail Kap. 13.1). Dafür wurden die Antwortkategorien – die sich durch je unterschiedliche und unterschiedlich viele Varianten auszeichnen – in die Metakategorien *basisdialektal*, *grossräumig*, *kleinräumig* überführt, um quantitative Aussagen darüber machen zu können, zu welchen Teilen die Probandinnen und Probanden die fraglichen Variablen basisdialektal, grossräumig oder kleinräumig realisieren. Die Entscheidung darüber, in welche Kategorie eine Variante fällt, wurde in Orientierung an der im SDS ausgewiesenen lokalen Norm gefällt. *Basisdialektal* meint dabei, dass die Antwortkategorie in Bezug auf den entsprechenden Ortspunkt im SDS als basisdialektale Variante ausgewiesen ist; *kleinräumig* bedeutet, dass die Antwortkategorie nicht in Bezug auf den entsprechenden Ortspunkt, dafür aber in Bezug auf andere Ortspunkte, die im Untersuchungsgebiet liegen, als basisdialektale Variante ausgewiesen ist, gleichzeitig aber nicht auch für den Grossraum der Schweiz als basisdialektale Varianten belegt ist; *grossräumig* meint schliesslich, dass die Antwortkategorie nicht in Bezug auf den entsprechenden Ortspunkt, dafür aber in Bezug auf Ortspunkte, die – innerhalb des Deutschschweizer Dialektraumes – für einen Grossteil der Ortspunkte als basisdialektale Variante ausgewiesen ist. Dieser Prozess der Recodierung soll zusätzlich an einem Beispiel verdeutlicht werden: Auf der Grundlage der bereits in Kap. 9.2.1 erwähnten dialektalen Variablen mhd. *î*, mhd. *û* und mhd. *uo* wird in Tab. 5 dargestellt, wie die Recodierung für die Ortspunkte Lungern (UW 10) und Engelberg (UW12) konkret umgesetzt wurde (vgl. für eine Übersicht über die Recodierung aller Variablen die Tabelle im digitalen Anhang unter 7).

Die Variable mhd. *î* etwa ist im SDS für den Ortspunkt Lungern in der Variante *ii* (bzw. an unbetonter Stelle als *i*) und für den Ortspunkt Engelberg in der diphthongierten Variante *ei* als basisdialektale Variante ausgewiesen. Infolgedessen wurde für den Ortspunkt Lungern die Variante *ei* als kleinräumige Variante codiert, da diese Variante nicht für Lungern selbst, wohl aber für andere Orte im Untersuchungsgebiet als basisdialektale Variante gilt (nicht aber für den Grossraum der Schweiz). Für den Ortspunkt Engelberg hingegen wurden die Varianten *ii* und *i* als grossräumige Varianten qualifiziert, da die nicht diphthongierte Entsprechung von mhd. *î* die Normvariante vieler Schweizer Dialekte darstellt. Hierbei ist transparent zu machen, dass die Kurzformen der Laute – also bspw. *i* – immer in die gleiche Kategorie eingeteilt wurden wie die Langformen: In Bezug auf den Ortspunkt Lungern etwa gelten sowohl *i* als auch *ii* als basisdialektale Variablen, in Bezug auf den Ortspunkt Engelberg gelten sowohl

Tab. 5: Einblick in den Prozess des Recodierens anhand ausgewählter Variablen und Ortspunkte

Obertyp	Untertyp	Antwort- kategorie Beispiel	Antwort- kategorie abstrakt	Recodierung Lungern UW 10	Recodierung Engelberg UW 12
<i>î</i>	mhd. <i>î</i> vor Kons.	<i>lis</i>	<i>ii</i>	basisdialektal	grossräumig
<i>î</i>	mhd. <i>î</i> vor Kons.	<i>Eis</i>	<i>ei</i>	kleinräumig	basisdialektal
<i>î</i>	mhd. <i>î</i> vor Kons.	<i>Is</i>	<i>i</i>	basisdialektal	grossräumig
<i>û</i>	mhd. <i>û</i> vor Kons.	<i>Muus</i>	<i>uu</i>	grossräumig	grossräumig
<i>û</i>	mhd. <i>û</i> vor Kons.	<i>Muis</i>	<i>ui</i>	basisdialektal	kleinräumig
<i>û</i>	mhd. <i>û</i> vor Kons.	<i>Mois/Möis</i>	<i>oi/öi</i>	kleinräumig	basisdialektal
<i>û</i>	mhd. <i>û</i> vor Kons.	<i>Müüs</i>	<i>üü</i>	kleinräumig	kleinräumig
<i>û</i>	mhd. <i>û</i> vor Kons.	<i>Mus</i>	<i>u</i>	grossräumig	grossräumig
<i>û</i>	mhd. <i>û</i> vor Kons.	<i>Müs</i>	<i>ü</i>	kleinräumig	kleinräumig
<i>uo</i>	mhd. <i>uo</i>	<i>guet</i>	<i>ue</i>	grossräumig	grossräumig
<i>uo</i>	mhd. <i>uo</i>	<i>giot</i>	<i>io</i>	basisdialektal	kleinräumig
<i>uo</i>	mhd. <i>uo</i>	<i>güet</i>	<i>üe</i>	kleinräumig	basisdialektal

ii als auch *i* als grossräumige Varianten. Gerade letztere Codierung kann dahingehend kritisiert werden, als ein kurzes *i* nicht die Idealvoraussetzungen erfüllt, um diphthongiert zu werden; so werden unbetonte undiphthongierte *i*-Laute im SDS für den Ortspunkt Engelberg denn auch z. T. als basisdialektale Laute ausgewiesen. Die Einteilung wurde vorliegend trotzdem so vorgenommen mit der Begründung, dass es als Bearbeiterin manchmal nur schwer möglich war, betonte von unbetonten Lauten zu unterscheiden; dadurch, dass mehrere Personen an der Transkription der Daten beteiligt waren, wurde dieser Umstand noch erschwert. Die nächste Beispielvariable mhd. *û* ist in Bezug auf Lungern mit der basisdialektalen Form *ui* ausgewiesen, *uu* entspricht demgegenüber der Normalform des Schweizer Grossraums. *Oi/öi* ist als Engelberger Form belegt, *üü* als Urner Variante, weshalb diese beiden Formen als kleinräumige Formen eingetragen wurden. In Bezug auf den Ortspunkt Engelberg sieht es etwas anders aus: Hier ist *oi/öi* als basisdialektale Variante belegt, *ui* und *üü* wurden als kleinräumige Varianten eingestuft, weil sie im übrigen Unterwalden und im angrenzenden Uri verbreitet sind. *Uu* kann auch in Bezug auf Engelberg als grossräumige Form eingestuft werden. Was schliesslich die Variable mhd. *uo* anbetrifft, so gilt deren Reflex *ue* sowohl für Lungern als auch für Engelberg als grossräumige Variante; *io* ist die basisdialektale Variante für Lungern (und eine kleinräumige für Engelberg), *üe* ist die basisdialektale Variante für Engelberg (und eine kleinräumige für Lungern).

Es liegt auf der Hand, dass die Recodierung der Basiskategorien in die Metakategorien *basisdialektal*, *kleinräumig*, *grossräumig* im Einzelfall nicht einfach und eindeutig war: Am kritischsten dabei war, dass die Varianten, die der SDS als basisdialektale Varianten von Ortspunkten ausweist, einer gewissen Variation unterliegen. So werden etwa in Bezug auf mhd. *î* – zumindest, wenn man die Kommentare zu den Karten genau liest – für gewisse Ortspunkte z. T. auch nicht diphthongierte Formen als basisdialektale Formen ausgegeben. Solche Angaben – die bei der Recodierung der Daten die grösste Herausforderung darstellten – wurden im Prozess des Aufbereitens möglichst genau studiert und versucht in der Recodierung angemessen zu berücksichtigen, was dann z. B. zur Folge haben konnte, dass an gewissen Orten mehrere Varianten als basisdialektale Varianten ausgewiesen wurden.

Der Mehrwert dieser Recodierung besteht nun darin, dass man alle interessierenden dialektalen Variablen in der Hinsicht vergleichbar macht, als die jeweiligen Antwortkategorien – die in der Basiskategorisierung voneinander abweichen – miteinander vereinbar sind. Es ist also möglich, eine Aussage darüber zu treffen, inwiefern die vorliegend interessierenden Variablen sich hinsichtlich der Häufigkeit, mit der sie von den Probandinnen und Probanden basisdialektal, grossräumig und kleinräumig realisiert werden, ähneln oder eben unterscheiden. Die Homogenisierung ermöglicht fernerhin, dass der Gebrauch der Variablen nicht nur hinsichtlich der Unterschiede zwischen den Variablen, sondern auch im Hinblick auf situative Unterschiede (Fragebuchdaten vs. Spontandaten, vgl. Kap. 8.4.2) und aussersprachlicher Einflussgrössen (Bildung, Ort und Ortsloyalität, vgl. Kap. 8.2 und 8.4.6) untersucht werden kann.⁷³

9.3 Draw-a-map-tasks

Die zwei verschiedenen *draw-a-map-tasks*, die in vorliegender Studie verwendet wurden, und die Rückschlüsse erlauben über die *mental maps* der Probandinnen und Probanden, förderten zwei Datentypen zu Tage: handgezeichnete Karten und Kommentare zu diesen handgezeichneten Karten. Diese Datentypen wurden je unterschiedlich aufbereitet.

⁷³ Für die konkreten statistischen Berechnungen (vgl. Kap. 13) wurde die Codierung *basisdialektal*, *grossräumig*, *kleinräumig* weiter in die binäre Codierung *basisdialektal* und *grossräumig* überführt, was den quantitativen Umgang mit den Daten erleichterte. Alle Varianten, die in vorliegender Codierung als *kleinräumig* eingestuft wurden, wurden der Gruppe *basisdialektal* zugeteilt.

9.3.1 Handgezeichnete Karten

Mittlerweile hat es sich eingebürgert, für die Aufbereitung von handgezeichneten Karten (vgl. für ein Beispiel Abb. 10) mit geografischen Informationssystemen (GIS) zu arbeiten (vgl. für ältere Aufbereitungsmethoden Stoeckle 2014, S. 110–114). Ein geografisches Informationssystem kann dabei als «rechnergestütztes System» definiert werden, mit dem «raumbezogenen Daten/Informationen [...] digital erfasst und redigiert, verwaltet und reorganisiert, analysiert sowie alphanumerisch und grafisch präsentiert werden» können (Bill 2010, S. 8). Der Vorteil der Bearbeitung raumbezogener Daten auf Basis eines GIS liegt darin, dass die Daten georeferenziert (d. h. mit Koordinaten versehen und so mit der erdräumlichen Oberfläche in Beziehung gesetzt) sind und dadurch mit beliebig vielen weiteren Informationen verknüpft werden können. Überdies erlaubt das System die digitale Weiterverarbeitung und Berechnung der Daten (vgl. dazu auch Stoeckle 2014, S. 115). Vorliegend wurde mit dem Programm ArcGIS Desktop 10.5 (Copyright 1999–2016 Esri Inc.) des Softwareherstellers ESRI gearbeitet.⁷⁴

Zur digitalen Aufbereitung (vgl. für methodische Details der digitalen Kartenaufbereitung Stoeckle 2014, S. 117–123) wurden die handgezeichneten Karten⁷⁵ in einem ersten Schritt eingescannt, ins Programm ArcGIS integriert und dort georeferenziert. Der Prozess des Georeferenzierens wurde händisch getätigt: Drei bekannte Punkte der eingescannten Karten – die Ortspunkte Sarnen, Stans und Engelberg – wurden von Hand angewählt und mit bereits georeferenzierten Daten assoziiert. Anschliessend wurden die von den Probandinnen und Probanden markierten Gebiete abgezeichnet und als Vektordaten gespeichert: Jedes Dialektgebiet wurde so in ein sogenanntes Polygon überführt (vgl. für Informationen zu unterschiedlichen raumbezogenen Datentypen Stoeckle 2014, S. 114–117). Den Polygonen wurden danach eine Reihe von Attributen zugeordnet, die vorliegend von Interesse sind: die von den Probanden geäusserten Gebietsbezeichnungen, die damit verbundenen sprachlichen wie auch nicht sprachlichen Assoziationen. Nach diesem ersten Schritt der Aufbereitung lagen alle Daten, die mittels *draw-a-map-task* gesammelt wurden, in digitalisierter Form vor, inhaltlich aber nach wie vor in ihrer Rohform.

Der nächste Schritt der Aufbereitung bestand darin, aus den digitalisierten Karten *heatmaps* zu erstellen. Eine *heatmap* wird generiert aus der Überlagerung

⁷⁴ Ebenfalls in Betracht gezogen wurde die Open-Source-Applikation QGIS (<http://www.qgis.org/de/site/> (letzter Zugriff 10. 06. 2019)).

⁷⁵ Es sei hier angemerkt, dass diese Art der Aufbereitung vorliegend einzig für den *draw-a-map-task* zum Nahraum vorgenommen wurde. Der *draw-a-map-task* zum Grossraum, der in dieser Arbeit nur am Rande Beachtung findet, wurde anders aufbereitet.



Abb. 10: Handgezeichnete Karte der Probandin PB27 aus Lungern (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

der ermittelten Polygone und lässt so zu Tage treten, welche Polygone sich mehr, welche sich weniger stark decken. Solchen verschiedenen «Grade[n] an Überlagerung» (Stoeckle 2014, S. 119) lässt sich entnehmen, welche Sprachraumkonzepte stärker, welche weniger stark interindividuell repräsentiert sind. Sind die Berechnungen zur Überlagerung gemacht (vgl. hierzu Stoeckle 2014, S. 119–122), lassen sich den Häufigkeitswerten, mit denen sich die Polygone überlagern, unterschiedliche Farbwerte zuordnen, womit eine übersichtliche Darstellung der Form und Häufigkeit der sich überschneidenden Polygone gelingt.

Erstellt wurden die *heatmaps* mit ArcGIS Desktop 10.5 (Copyright 1999–2016 Esri Inc.). Die Geobasisdaten stammten vom Bundesamt für Landestopografie (swisstopo), als Koordinatensystem wurden die Schweizer Landeskoordinaten (CH1903_LV03) genutzt. Für die Klassifizierung der Daten der *heatmaps* wurde auf den automatischen Klassifizierungsalgorithmus nach Jenks/Caspall zurückgegriffen. Dieser Algorithmus sucht nach «natürlichen Unterbrechungen» in den Daten, anhand derer sich Klassengrenzen festlegen lassen:

Klassen vom Typ «Natürliche Unterbrechungen» basieren auf natürlichen Gruppierungen innerhalb der Daten. Es werden Klassengrenzen identifiziert, die ähnliche Werte möglichst gut gruppieren und die Unterschiede zwischen den Klassen maximieren. Es werden Grenzen an den Stellen gesetzt, wo die Daten relativ große Unterschiede aufweisen. (ArcGIS Pro, 2017)

Bei bis zu fünf Überschneidungen der Polygone wurde mit der jeweiligen Anzahl Klassen gearbeitet (2 Überschneidungen = 2 Klassen), ab 5 bis und mit 19 Überschneidungen wurden 5 Klassen erstellt. Ab 20 Überschneidungen wurden zur besseren Lesbarkeit 6 Klassen erstellt. Für die Präsentation wurde die Color Ramp Bright Red gewählt, die die Polygone umso stärker rot einfärbt, je mehr sie sich überschneiden, und umso schwächer, je weniger sie sich überschneiden (Transparenz: 30 %). Zudem wurde immer der gleiche Kartenmassstab gewählt, um auch diesbezüglich eine optische Vergleichbarkeit zu gewährleisten.

Mit diesen Aufbereitungsschritten wurde eine optimale Grundlage geschaffen, um Abfragen zu machen in Hinblick auf mental repräsentierte Sprachraumkonzepte bei einzelnen wie auch bei mehreren Sprechern, sowohl, was die räumliche Dimension (Flächen), als auch, was die inhaltliche Dimension (weitere Attribute) angeht. Insgesamt ist die Aufbereitung der handgezeichneten Karten zu *heatmaps* natürlich nicht unproblematisch, v. a., weil man als Aufbereitende/r das visuelle Bild, das sich aus den Karten ergibt, massgeblich beeinflussen kann. Vorliegend wurden diese visuellen Aufbereitungsschritte darum möglichst transparent gemacht. Nicht unproblematisch ist indes auch der Gesamtanspruch, den man mit solchen Aufbereitungsverfahren und anschliessenden Interpretationen verfolgt: nämlich, dass man aus *heatmaps* sprachraumstrukturierende Praktiken

der Probandinnen und Probanden ableiten kann. Diesbezüglich soll Folgendes noch einmal deutlich gemacht werden: Insgesamt muss davon ausgegangen werden, dass die wahrgenommenen Grenzen durch das jeweilige Raumverständnis der Probandinnen und Probanden erheblich geprägt sind, was deren Vergleichbarkeit einschränkt (vgl. dazu etwa Anders 2010b, S. 184). Zudem sind die handgezeichneten Karten der Probandinnen und Probanden an die Zeit gebunden, in welcher sie angefertigt wurden: Wahrscheinlich würden die Zeichnungen der Probandinnen und Probanden anders aussehen, hätte man sie zu einem anderen Zeitpunkt anfertigen lassen. Lameli et al. (2008, S. 64) schlagen aus diesem Grund vor, bei den Entitäten, die aus den handgezeichneten Karten abgeleitet werden können, eher von «Projektionen» als von «Repräsentationen» zu sprechen. Dennoch wurde auch in vorliegender Arbeit von der Methodik Gebrauch gemacht, handgezeichnete Karten zu *heatmaps* aufzubereiten, um daraus – mit der entsprechenden Vorsicht – interindividuelle räumliche Kategorien der Probandinnen und Probanden abzuleiten (vgl. dazu im Detail Kap. 10). Den eben thematisierten kritischen Argumenten gegen ein solches Vorgehen kann damit begegnet werden, dass individuelle Unterschiede in der räumlichen Wahrnehmung gerade durch den interindividuellen Fokus, d. h. durch die Anzahl verarbeiteter Karten, gemildert werden kann. Gegen den Punkt der Veränderbarkeit des projizierten räumlichen Wissens auf der Karte ist einzuwenden, dass grosse Teile gerade interindividuell geteilten Wissens über die Zeit stabil bleibt, weshalb die handgezeichneten Karten diesbezüglich auch eine gewisse Konstanz aufweisen.

9.3.2 Kartenkommentare

Nebst den handgezeichneten Karten förderten die *draw-a-map-tasks* als zweiten Datentyp Gespräche zu den handgezeichneten Karten zu Tage. Diese Gespräche – die für das Verständnis der räumlichen Alltagskategorien der Probandinnen und Probanden zentral sind (vgl. dazu im Detail Kap. 11) – wurden auf Grundlage der Audioaufnahmen inhaltlich transkribiert (vgl. für einen Einblick in die Daten die Transkripte zum *draw-a-map-task* zum Nahraum im digitalen Anhang unter 8).

Anschliessend wurden die Transkripte auf folgende Aspekte hin durchgesehen: Wie bezeichnen die Probandinnen und Probanden die von ihnen gezeichneten Gebiete? Welche sprachlichen Merkmale verbinden sie damit? Welche weiteren Wissensinhalte verbinden sie damit? Informationen zu diesen Fragen wurden tabellarisch aufgenommen und in ArcGIS übertragen: Dort konnten die Informationen mit den eingezeichneten Gebieten digital verknüpft werden. Überdies finden sich diese tabellarischen Auflistungen auch in der Datenbank.

9.4 Ortsloyalitätstest

Der Ortsloyalitätstest, der misst, wie stark sich die Probanden mit ihrer *in-group* identifizieren, wurde auf zwei Arten aufbereitet. Einerseits wurde über den Mittelwert⁷⁶ eruiert, wie die Ortsloyalität pro Proband im Durchschnitt beschaffen ist. Dieser Mittelwert pro Proband floss dann etwa in der quantitativen Auswertung der objektsprachlichen Daten in das Regressionsmodell ein (vgl. dazu im Detail Kap. 13.1.3.2).

Des Weiteren wurde mit den Daten eine Clusteranalyse durchgeführt, da interessierte, welche sinnvollen Gruppen von Probanden sich *data-driven* auf der Grundlage des Ortsloyalitätstests bilden lassen. Die Clusteranalyse gruppiert Untersuchungsobjekte dabei in natürliche Gruppen, sogenannte Cluster. Dabei soll jedes Cluster in sich möglichst homogen sein, während sich die Cluster untereinander möglichst stark voneinander unterscheiden sollen. Clusteranalytische Verfahren haben explorativen Charakter, da man keine inferenzstatistischen Rückschlüsse auf die Grundgesamtheit macht, sondern datengetrieben eine Struktur zu entdecken versucht. Die Forschenden spielen hierbei eine wichtige Rolle, da das Ergebnis unter anderem von der Wahl des Proximitätsmasses und des Clustering-Algorithmus beeinflusst wird (vgl. für detailliertere Informationen Brosius 2013, S. 711–744). Zur Gruppierung der Daten wurde das Proximitätsmass der *quadrierten euklidischen Distanz* und der Algorithmus *average linkage* verwendet. Auf dieser Basis konnten drei Ortsloyalitätsgruppen eruiert werden, die statistisch signifikant voneinander verschieden sind ($F(2,57) = 217.3$, $p = .000$, $n = 60$): eine wenig (3.1 Punkte), eine eher (5.2 Punkte) und eine sehr ortsloyale Probandengruppe (6.4 Punkte von min. 1 und max. 7 Punkten). Von diesen Ortsloyalitätsgruppen wurde im deskriptiven Teil der quantitativen Untersuchung Gebrauch gemacht: Die Boxplots zur Variation im Gebrauch der vorliegend interessierenden Sprachdaten wurden u. a. über diese Ortsloyalitätsgruppen erstellt (vgl. z. B. Kap. 13.1.3.1).

9.5 Zusammenfassung

Nebst der Erhebung der Daten bildet die Aufbereitung der Daten einen wichtigen Aspekt der empirischen Untersuchung. Vorliegend sind folgende Datentypen relevant und verlangten je unterschiedliche Aufbereitungsmethoden: die Sozial-

⁷⁶ Den Mittelwert (auch arithmetisches Mittel) erhält man, indem man alle Beobachtungswerte addiert und die Summe durch die Anzahl der Beobachtungen dividiert.

daten, die objektsprachlichen Realisierungen, die handgezeichneten Karten und dazugehörigen Kommentare und die Ergebnisse des Ortsloyalitätstests. Die Sozialdaten zu den 60 Probandinnen und Probanden wurden z. T. in Rohform, z. T. in numerischen Kategorien in Tabellen zusammengetragen. Die objektsprachlichen Realisierungen der Probandinnen und Probanden zu den 38 Dialektvariablen wurden ausgehend von den aufgezeichneten gesprochensprachlichen Äusserungen transkribiert und mittels eines an den Belegen des SDS orientierten und induktiv erweiterten Kategoriensystems geordnet: Somit konnte für jeden Probanden/für jede Probandin verzeichnet werden, welche dialektalen Varianten die Probandinnen und Probanden zu welchen Anteilen realisieren, was eine vollumfängliche qualitative Auswertung der Daten ermöglicht. Um die objektsprachlichen Realisierungen der Probandinnen und Probanden auch quantitativ auswerten zu können, wurden die Sprachdaten zusätzlich recodiert: Und zwar wurde für jede dialektale Variante bestimmt, inwiefern sie – für die acht sich in sprachlicher Hinsicht unterscheidenden Orte – pro Ort als basisdialektale, grossräumige oder kleinräumige Variante eingeschätzt werden kann. Die Referenzgrösse bildete hierbei stets der SDS. *Basisdialektal* meint, dass die Variante für den jeweiligen Ortspunkt als lokal gültige Variante ausgewiesen ist, *grossräumig* bedeutet, dass die Variante nicht in Bezug auf den fraglichen Ortspunkt, dafür aber für den Grossteil der Schweiz als Normvariante ausgewiesen wird, *kleinräumig* meint, dass die Variante nicht für den fraglichen, wohl aber für andere Orte im Untersuchungsgebiet belegt ist. Diese Recodierung der Daten ermöglichte, die Realisierungsvarianten der einzelnen Variablen zu homogenisieren und dadurch vergleichbar zu machen. Auf dieser Grundlage werden statistische Auswertungen möglich, die sonst nicht machbar gewesen wären. Die sprachkonzeptionellen Daten, die vorliegend interessieren, entstammen allesamt den *draw-a-map-tasks*. Die 60 handgezeichneten Karten, die im Rahmen des *draw-a-map-tasks* zum Nahraum entstanden, wurden anhand des Programms ArcGIS digital aufbereitet und in *heatmaps* überführt: Solche *heatmaps*, die mittels Farbgebung visualisieren, wo und wie stark sich die handgezeichneten Gebiete der Probandinnen und Probanden überschneiden, ermöglichen zu eruieren, wie die *mental maps* der Probandinnen und Probanden ausgestaltet sind. Nebst den handgezeichneten Karten förderten die *draw-a-map-tasks* als zusätzlichen Datentyp Gespräche zu diesen handgezeichneten Karten zu Tage. Diese 120 Gespräche wurden alle inhaltlich transkribiert, die relevanten Informationen wurden für einen besseren Überblick zusätzlich tabellarisch ausgezogen. Die Daten zum Ortsloyalitätstest schliesslich wurden so aufbereitet, dass für jeden Probanden ein Ortsloyalitätsindex angegeben werden konnte. Zudem wurden die Probandinnen und Probanden über eine Clusteranalyse in drei Ortsloyalitätsgruppen aufgeteilt. Die aufbereiteten Daten zum Ortsloyalitätstest flossen v. a. in den statistischen Teil der

Arbeit ein. Viele der aufbereiteten Daten sind – mit einem entsprechenden Passwortzugang – über eine sql-basierte Datenbank greifbar: Man kann dort etwa Einblick nehmen in die aktuellen objektsprachlichen Verhältnisse im Untersuchungsgebiet, die pro Ort und unter Angabe der zugrundeliegenden Daten in Kuchendiagrammen ausgegeben werden. Auch die handgezeichneten Karten und dazugehörigen Kommentare sind einsehbar; in ihrer Rohform wie auch in aufbereiteter Form.

Ergebnisse

10 Mentale Strukturierung des Sprachraums

Wissen Sie, es ist ja eigentlich schon verrückt, in der Schweiz wird in jedem Kanton anders gesprochen, und die Talschaften kommen noch dazu.

Draw-a-map-task Grossraum, Proband PB18

Die mentale Strukturierung des deutschen Sprachraums durch Sprecherinnen und Sprecher wurde verschiedentlich untersucht. Die Untersuchungen nahmen dabei jeweils unterschiedliche räumliche Ausdehnungen in den Blick, die gemäss Stoeckle (2014, S. 508) als «großregional» (Lameli 2009; Lameli et al. 2008; Palliwoda 2011), «kleinregional» (Anders 2010b; Purschke 2011) und «lokal» (Stoeckle 2014) bezeichnet werden können. Alle Untersuchungen konnten «übereinstimmende mentale Repräsentationen von Dialektgebieten» (Stoeckle 2014, S. 508) herausarbeiten, die z. T. durch ähnliche, z. T. durch unterschiedliche Faktoren determiniert sind. Da die vorliegende Untersuchung einen dezidiert lokalen Fokus hat, orientiert sie sich im Vergleich der Ergebnisse hauptsächlich an Stoeckle (2014).

Die Frage, wie der Untersuchungsraum von den Probandinnen und Probanden mental strukturiert wird, wird aus zweifacher Perspektive angegangen:⁷⁷ Ein erster Zugriff (Kap. 10.1) geht von den handgezeichneten Karten der Probandinnen und Probanden aus, die, mittels *heatmap*-Verfahren aufbereitet (s. u.), einen Überblick darüber bieten, welche Dialekträume bei den Probandinnen und Probanden interindividuell repräsentiert sind. Der zweite Zugriff (Kap. 10.2) geht von den Bezeichnungen aus, mit denen die Probandinnen und Probanden ihre handgezeichneten Gebiete versehen: Diskutiert werden die frequentesten Gebietsbezeichnungen, mit Rückgriff auf die mit den Bezeichnungen korrespondierenden handgezeichneten Gebiete und weitere Inhalte, die mit den Gebieten

⁷⁷ Vgl. hierzu die Konzeption von Anders 2010a, 2010b, die in Bezug auf das laienlinguistische Wissen zwischen einer «strukturbezogenen Dimension» (Wie wird der Untersuchungsraum mental strukturiert?), einer «inhaltsbezogenen Dimension» (Mit welchen Inhalten werden diese Strukturen versehen?) und einer «Bedeutungsdimension» (Mit welchen Bedeutungen sind sie aufgeladen?) unterscheidet. Vorliegend wird einzig zwischen einer strukturbezogenen und einer inhaltsbezogenen Perspektive, die die Bedeutungsdimension einschliesst, unterschieden; dies drängt sich auf, da dezidiert davon ausgegangen wird, dass die (sprachlichen und nicht sprachlichen) Inhalte, die die Probandinnen und Probanden mit den mentalen Strukturen in Verbindung bringen, alle mit Bedeutung aufgeladen sind. Auch empirisch hat eine solche Einteilung ihre Vorteile: Die strukturbezogene Dimension zieht ihre Datenbasis demnach aus den handgezeichneten Karten, die inhalts- (plus bedeutungs-)bezogene Dimension zieht sie aus den Gesprächen über die handgezeichneten Karten.

in Verbindung gebracht werden. Dies erlaubt, zu eruieren, welche Dialektkonzepte prominent interindividuell repräsentiert sind und welche räumlichen Ausdehnungen ihnen zugeschrieben werden. Während in Kap. 10.1 also der Zugriff über die räumliche Strukturierung gewählt wird, wird in Kap. 10.2 der Zugriff über die Dialektbezeichnungen gewählt. Diese Zugriffe erlauben je eigene Zugänge zur Frage, wie die Probandinnen und Probanden ihre sprachliche Umgebung mental organisieren. Die Datengrundlage beider Forschungsfragen bilden die handgezeichneten Karten und die dazu geäußerten Kommentare, die im Rahmen des *draw-a-map-tasks* zum Nahraum erstellt wurden (vgl. Kap. 8.4.5).

10.1 Interindividuell repräsentierte Dialekträume

Bei Abb. 11 handelt es sich um eine *heatmap*, die aus den handgezeichneten⁷⁸ Karten aller⁷⁹ Probandinnen und Probanden generiert wurde. Solche Karten lassen Rückschlüsse darüber zu, wie Probanden den sie umgebenden Raum als Sprachraum strukturieren resp. welche Strategien sie bei der Einteilung von Dialekten verfolgen (vgl. dazu Kap. 8.4.4). Die *heatmap* stellt nun dar, welche Gebiete die Probandinnen und Probanden als zusammengehörige Dialektgebiete empfinden. Je dunkler die Bereiche eingefärbt sind, desto grösser sind die

⁷⁸ Was die Karten- resp. die Kartierungstypen angeht, finden sich innerhalb der handgezeichneten Karten mehrheitlich solche des Kartentyps «Knotenpunktwissen», in welchen voneinander separierte Struktureinheiten auszumachen sind, und solche des Kartierungstyps «selektiver Kartierungstyp», in denen Karten nicht holistisch, sondern selektiv bearbeitet werden (Anders 2010b, S. 185–205) (vgl. dazu auch Fussnote 88).

⁷⁹ Stoeckle 2014 unterscheidet bei der Aufbereitung der handgezeichneten Karten seiner Probandinnen und Probanden zwischen «eigenen» und «fremden» Gebieten, da er davon ausgeht, dass «der Einbezug der jeweiligen Ortsdialekte das Ergebnis stark verzerrt» (Stoeckle 2014, S. 380). Ich verzichte auf eine solche Unterscheidung mit dem Grund, dass mich interessiert, welche Sprachräume interindividuell repräsentiert sind, und da gehört der Sprachraum des eigenen Dialekts zweifelsohne dazu. Gerade bei Sprecherinnen und Sprechern, die an einem Ort wohnen, dessen Dialekt eine sehr grosse interindividuelle Prominenz genießt (der Engberger und der Lungerer Dialekt bspw., s. u.), ist es sehr wahrscheinlich, dass die Vorstellung des eigenen Dialekts auch davon geprägt ist, wie die Leute diesen Dialekt als fremden Dialekt sehen. Verfolgt man einen diskursiven Zugang, der auf die Rekodierung der interindividuellen Repräsentation von Dialekten abzielt, wie er hier verfolgt wird, ist die Aufteilung der gezeichneten Gebiete in eigene Gebiete und fremde Gebiete also unnötig resp. sogar unpassend. Darüber hinaus kann bei der vorliegenden stark lokalen Perspektive gemutmasst werden, dass alle Probandinnen und Probanden vergleichbare Erfahrungen haben mit den Dialekten im Untersuchungsgebiet, weshalb kein allzu grosser Unterschied zwischen der Wahrnehmung eigener und fremder Gebiete bestehen sollte; zumindest nicht, was dessen Bekanntheit angeht (die Bewertung wird wohl schon unterschiedlich sein).

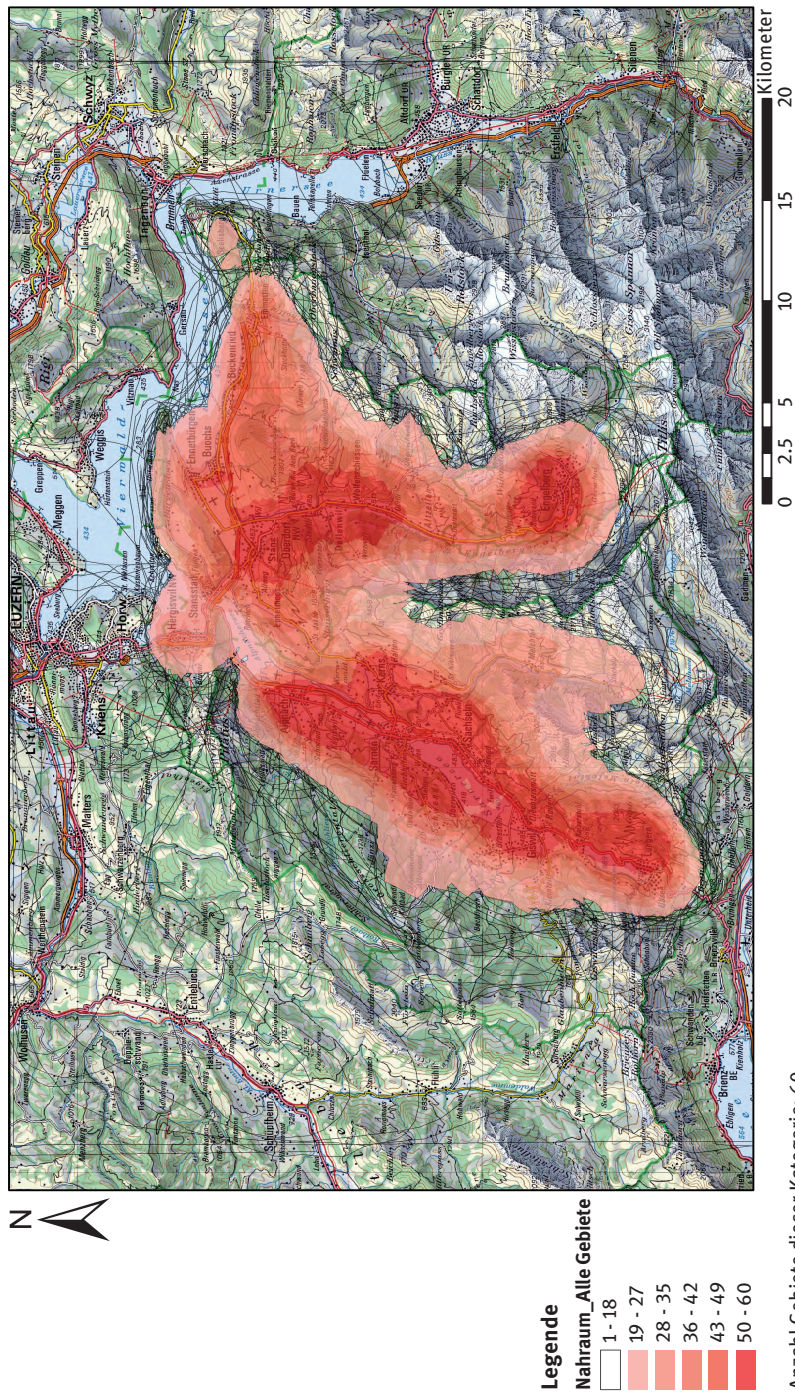


Abb. 11: *Heatmap* der handgezeichneten Gebiete aller Probandinnen und Probanden auf der Nahraumkarte (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

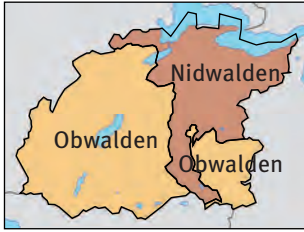


Abb. 12: Politische Grenzen zwischen Ob- und Nidwalden (Generalisierte Gemeindegrenzen 2019, Bundesamt für Statistik, GEOSTAT)

Überschneidungen der eingezeichneten Gebiete (vgl. zur Aggregation der Karte Kap. 9.3).

Die *heatmap* lässt in erster Linie jene Interpretation zu, dass sich die Probandinnen und Probanden bei der Aufgabe, Dialektgebiete einzuzeichnen, an kulturell bedeutsamen Räumen⁸⁰ orientieren. Frappant ist in dieser Hinsicht die Übereinstimmung der eingezeichneten Gebiete mit politisch bedeutsamen Räumen: Die Gebiete kommen ziemlich exakt innerhalb der Kantonsgrenzen von Ob- und Nidwalden zu liegen (vgl. Abb. 12).⁸¹ Die Relevanz der Grösse *Kanton* für die mentale Strukturierung des Schweizer Sprachraums wurde von Christen (2010) und Stoeckle (2014, S. 349–363) herausgestrichen: Der Kanton stellt im Alltag von Schweizerinnen und Schweizern eine so prominente Grösse dar, dass er, wenn es um die Kategorisierung von Dialekten geht, als *basic-level*-Kategorie eingeordnet werden kann. Vor allem das Datenmaterial, das mittels *draw-a-map-task* zum Grossraum erhoben wurde (vgl. Kap. 8.4.4), bestätigt diese These: Probandinnen und Probanden orientieren sich bei der Kategorisierung von Dialekten zu grossen Teilen an kantonalen Grenzen. Aber auch das Datenmaterial, das mittels *draw-a-map-task* zum Nahraum erhoben wurde, und in der *heatmap* in Abb. 11 aufbereitet vorliegt, belegt diese Strategie: Nur wenige Probandinnen und Probanden zeichnen Gebiete auf den Territorien der die Kantone Ob- und Nidwalden umgrenzenden Kantone Uri, Luzern und Bern ein (diese Territorien befinden sich an den Rändern der Karte, vgl. Kap. 8.4.5): Die Abgrenzung der Kantone Ob- und Nidwalden gegen aussen wird hier sehr deutlich. Aber nicht nur sie lässt sich an

⁸⁰ Die Frage stellt sich hierbei natürlich, ob sich die Probandinnen und Probanden tatsächlich an kulturell bedeutsamen Räumen oder nicht vielmehr an kulturell bedeutsamen Grenzen orientieren. Auffallend ist, dass sie sich beim Einzeichnen von Gebieten gerne explizit auf Grenzen (Kantonsgrenzen, natürliche Grenzen usw.) beziehen. Da ein Gebiet per Definition aber immer auch mit einer dieses Gebiet umgebenden Grenze einhergeht, das eine Konzept das andere sozusagen bedingt, und man somit entweder das eine oder das andere thematisieren kann, wird nicht weiter auf diesen Unterschied eingegangen. Vorliegend wird die Korrespondenz mit kulturell bedeutsamen Räumen beschrieben, weil es bei den von den Probandinnen und Probanden gezeichneten Gebilden in erster Linie um Gebiete, nicht um Grenzen geht.

⁸¹ Die Kantonsgrenzen sind auf der Karte grün eingezeichnet.

der *heatmap* ablesen, auch Grenzen innerhalb scheinen auf: So findet sich ein Gebiet, das, zwischen Ob- und Nidwalden von Norden nach Süden verlaufend, eine hellere Einfärbung aufweist und somit eine Grenze erkennen lässt, die wohl in Orientierung an der innerkantonalen Grenze entstanden ist. Zudem ist ein Gebiet zwischen Engelberg und Nidwalden erkennbar, das etwas heller rot eingefärbt ist, und eine Grenze aufscheinen lässt, die sich wohl die kantonale Grenze zwischen diesen beiden Räumen zum Vorbild nimmt. Aus der *heatmap* kann also auch die Orientierung an kantonalen Grenzen herausgelesen werden, die zwischen den Kantonen Ob- und Nidwalden verlaufen; zwischen den ob- und nidwaldnerischen Stammlanden einerseits und zwischen diesen und der obwaldnerischen Enklave Engelberg andererseits.

Nun könnte man noch einen Schritt weitergehen und danach fragen, ob sich die unterschiedlich hellen und dunklen Gebiete innerhalb der Grenzen Ob- und Nidwaldens in Verbindung bringen lassen mit hierarchieniedrigeren politischen Räumen wie etwa Gemeinden. Der Vergleich mit Gemeindegebieten scheint in diesem Zusammenhang allerdings weniger fruchtbar als der Vergleich mit Dörfern oder Städten, d. h. mit sozial bedeutsamen Räumen, und mit naturbezogenen Räumen wie etwa Anhöhen, die der Morphologie der Landschaft geschuldet sind. Sieht man sich die Gebietseinteilungen innerhalb der Kantonsgrenzen von Ob- und Nidwalden auf diese Vergleichsgrössen hin an, wird deutlich, dass die Probandinnen und Probanden in erster Linie dort Gebiete eingezeichnet haben, wo auch Menschen wohnen: Überall dort, wo die Bereiche dunkel eingefärbt sind – ganz deutlich ersichtlich ist dies im Sarneraatal, im Raum Stans und in Engelberg – finden sich kleinere und grössere Dörfer und Städte; d. h. Räume, in denen Menschen wohnen. Zudem finden sich Übereinstimmungen mit topografischen Begebenheiten: Hindernisse, die sich in der Natur vorfinden, wie Berggrate (hellrot eingefärbt), oder topografische Nivellierungen, wie die erhöhte Lage der Dörfer Lungern oder Engelberg (dunkelrot eingefärbt), finden in den Zeichnungen der Probandinnen und Probanden ebenfalls ihren Niederschlag. Und nicht nur Hindernisse, auch Durchgänge, die die Natur geformt hat, scheinen in den Zeichnungen der Probandinnen und Probanden auf: Die dunkelrot eingefärbten Gebiete erstrecken sich nämlich in erster Linie durch die Haupttäler der Kantone Ob- und Nidwalden, das Sarneraatal und das Engelbergertal.

Diese Ergebnisse sind vergleichbar mit jenen Stoeckles (2014, S. 365–373), der in seinen Daten ebenfalls kultur- (Staatsgrenze, Konfessionsgrenzen, Landkreisgrenzen, Städte) und naturräumliche (Berge, Täler, Landschaften) Orientierungsgrössen bei der laienlinguistischen Konstruktion von Dialektgebieten eruiert.⁸²

⁸² Stoeckle 2014 arbeitet mit dem Konzept der Grenze, nicht mit jenem des Gebiets, vgl. Fussnote 80.

Der Grund für diese Vergleichbarkeit ist mit Hansen-Morath und Stoeckle (2014, S. 181) in einer interindividuell gültigen Strategie der Probandinnen und Probanden zu suchen, mit der sie «meist Gebiete einzeichneten, deren äußere Struktur kognitiv leicht zugänglich ist, d. h. die geografisch gut zu identifizieren sind». Hierbei fragt sich natürlich, weshalb gewisse räumliche Strukturen kognitiv leichter zugänglich sind als andere. Geografische Aspekte spielen dabei sicher eine Rolle, überdies wohl aber auch die Tatsache, dass Räume mit unterschiedlicher sozialer Bedeutung aufgeladen sind. Die eingezeichneten Gebiete, die sich vorliegend interindividuell decken, fallen jedenfalls mit qualitativ unterschiedlichen kulturell bedeutsamen Räumen zusammen, die sich auf diesen Gebieten ebenso decken: Im Falle des dunklen roten Flecks um den Ort Engelberg etwa kann damit argumentiert werden, dass sich die Probandinnen und Probanden beim Einzeichnen dieses Dialektgebiets sowohl an politischen (kantonale Enklave), sozialen (Dorfgemeinschaft) wie auch an naturbezogenen (der Ort Engelberg befindet sich auf einer Anhöhe, umgeben von Bergen) Einheiten orientiert haben. Ähnliches gilt für den Ort Lungern: Auch der befindet sich auf einer Anhöhe (naturräumliches Argument) und auch an dieser Stelle findet sich ein Dorf (sozialräumliches Argument). Als weiteres Beispiel mag das Sarneraatal dienen, das sich, im Kanton Obwalden, ungefähr von Giswil bis nach Alpnach erstreckt: Hier werden wiederum natur- wie auch sozialräumlich orientierte Strategien sichtbar (dunkler eingefärbt ist der Bereich des Talbodens, der gleichzeitig auch am dichtesten bewohnt ist). Werden die Probandinnen und Probanden – wie im vorliegenden Fall – darum gebeten, Dialektgebiete nach ihrer sprachlichen Ähnlichkeit einzuzeichnen,⁸³ orientieren sie sich offenbar an Gebieten, die auch in Bezug auf andere (politische, soziale, naturräumliche) Aspekte hin ähnlich sind; und die für sie im Alltag entsprechend grosse Bedeutung haben.

Während dieser von den handgezeichneten Karten ausgehende Zugang Aufschluss darüber gibt, welche Strategien bei der Einteilung von Dialektgebieten allgemein verfolgt werden, soll der zweite Zugang über die prominent metakommunizierten Dialektbezeichnungen und die ihnen zugeschriebenen räumlichen Ausdehnungen nun detailliertere Aussagen über interindividuell repräsentierte Dialektkonzepte ermöglichen – und somit die unterschiedlichen Gebiete, die auf der eben diskutierten *heatmap* bereits kollektiv in Erscheinung getreten sind, aus individueller Warte sichtbar werden lassen.

⁸³ Die Frage, die den Probandinnen und Probanden gestellt wurde, lautete (vgl. Kap. 8.4.5): «Bitte zeichnen Sie Gebiete ein, von denen Sie finden, dass dort, innerhalb, ähnlich gesprochen wird.»

10.2 Interindividuell repräsentierte Dialektkonzepte

Um zu eruieren, welche Dialektbezeichnungen am prominentesten interindividuell repräsentiert sind, wurde mit folgendem induktiv gewonnenen Kategorisierungsraster gearbeitet (vgl. Tab. 6):

Tab. 6: Raster zur Kategorisierung der metakommunizierten Dialektbezeichnungen

Kategorie	Nennungen
Ort bzw. Gemeinde	171
mehrere Orte bzw. Gemeinden	41
Region	5
Kanton	62
andere	29
gesamt	308

Am meisten Nennungen⁸⁴ erhielten die Kategorie *Ort bzw. Gemeinde* ($n = 171$) mit Nennungen wie *Sarner* und *Seelisberger Dialekt* und die Kategorie *Kanton* ($n = 62$) mit Nennungen wie *Obwaldner* und *Nidwaldner Dialekt*. Diese beiden Kategorien stehen in der nachfolgenden Analyse im Zentrum: In Kap. 10.2.1 werden die frequentesten Nennungen der Kategorie *Ort bzw. Gemeinde* diskutiert, in Kap. 10.2.2 die frequentesten Nennungen der Kategorie *Kanton*. Ergänzt wird die Diskussion in diesen Kapiteln mit Nennungen aus den Kategorien *mehrere Orte bzw. Gemeinden* ($n = 41$) und *andere* ($n = 29$), deren Unterkategorien weit weniger häufig sind als jene der beiden erstgenannten (vgl. dazu Tab. 6). Die Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden* ($n = 41$) umfasst Nennungen wie *Sarnen-Alpnach* oder *Lungern-Giswil-Schwanden*, Bezeichnungen also, die sich nicht auf die Angabe eines Ortes beschränken, sondern mindestens zwei Orte umfassen. Sortiert man die Nennungen dieser Kategorie – rein pragmatisch, um einen Überblick zu erhalten – jeweils nach dem erstgenannten Begriff, erhält man Dialektbezeichnungen, die von Orten wie *Dallenwil* ($n = 6$), *Sarnen* ($n = 6$), *Lungern* ($n = 5$), *Giswil* ($n = 4$), *Beckenried* ($n = 3$), *Ennetbürgen* ($n = 3$), *Kerns* ($n = 3$) usw. angeführt werden. Ebenfalls berücksichtigt werden Dialektbezeichnungen der Kategorie *andere* ($n = 29$): In diese Kategorie fallen eine Reihe topografischer Begrifflichkeiten ($n = 12$) wie etwa *See*, *Tal*, *Berg*, die Nennungen *eigener Dialekt* ($n = 8$) und *Gemisch* ($n = 5$), Richtungsangaben wie *Richtung Luzern*

⁸⁴ Nennungen, die von den Exploratorinnen suggeriert wurden, werden in der Tabelle nicht aufgeführt ($n = 30$), ebenso wenig fehlende Nennungen ($n = 8$).

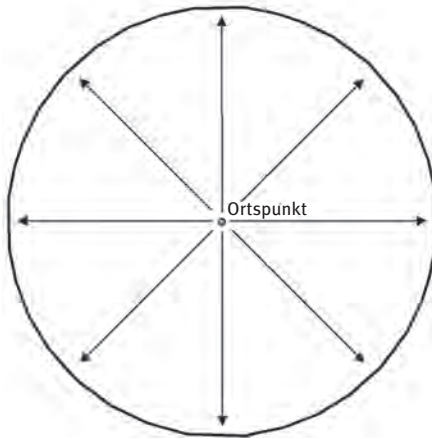


Abb. 13: Unmarkierter Fall eines imaginierten Dialektgebiets nach Stoeckle (2014, S. 133)

($n = 2$) und die Begriffe *Länder* und *Tschifeler* ($n = 2$). Nicht weiter thematisiert werden die Nennungen der Kategorien *Region* (drei Nennungen zu *Entlebuch*, eine zu *Berner Oberland* und eine zu *Innerschweiz*). Lediglich eine Einzelnennung gab es in der Kategorie *mehrere Kantone* (eine Nennung zu *Uri-Schwyz*), weshalb diese Kategorie in der Tabelle nicht aufgeführt wird (vgl. für eine Übersicht über die Daten die Tabelle im digitalen Anhang unter 9).

Nachfolgend werden also die frequentesten Nennungen der Kategorien *Ort* bzw. *Gemeinde* und *Kanton* diskutiert, immer mit Rückgriff sowohl auf Nennungen anderer Kategorien, die für die beiden erstgenannten interessant sind, als auch auf die handgezeichneten Gebiete, denen die Probandinnen und Probanden diese Nennungen überhaupt zugewiesen haben. Dies gibt Aufschluss darüber, welche räumliche Ausdehnung mit den Dialektbezeichnungen in den Augen der Probandinnen und Probanden korrespondiert. Die handgezeichneten Gebiete zu den jeweiligen Nennungen wurden, um von einer optimalen Interpretationsgrundlage ausgehen zu können, aggregiert und in *heatmaps* überführt (vgl. zu den Details Kap. 9.3.1). Die Interpretationen werden zudem mit Kommentaren angereichert, die die Probandinnen und Probanden mit Bezug auf die von ihnen gebrauchten Dialektbezeichnungen und damit verbundenen Gebiete äussern; mit inhaltlichen Aspekten also, die den Gebrauch eines Begriffes sowie auch die Ausdehnung eines Gebietes zusätzlich zu deuten vermögen.

Hilfreich bei der Diskussion dieser Nennungen ist ein Konzept, das Stoeckle (2014, S. 132–134) in diesem Zusammenhang vorgeschlagen hat. Er entwirft für die Durchführung seiner Gebietsanalysen zum alemannischen Dreiländereck als eine Art «Nullhypothese» einen «unmarkierten Fall» der Ausdehnung eines Dialektgebiets (Abb. 13).

Stoeckle geht davon aus, dass Probandinnen und Probanden von ihrem eigenen Wohnort als Origo ausgehen, wenn sie ihren eigenen Dialekt einzeichnen müssen. Der unmarkierte Fall eines eingezeichneten Gebietes hat nach Stoeckle eine gleichmässige Kreisform. Dass solche Gebiete kaum zu erwarten sind – wovon Stoeckle ausgeht, sonst würde er diesen unmarkierten Fall nicht als Nullhypothese bezeichnen – bestätigt sich in seiner Studie und auch in der vorliegenden, wie bereits die Ausführungen zur Übersichts-*heatmap* (Abb. 11) gezeigt haben. Wichtig scheint mir aber, zu betonen, dass Stoeckles Idee des unmarkierten Dialektgebiets nicht nur für den eigenen Dialekt Geltung hat, sondern immer, wenn Probandinnen und Probanden von einem Ortsdialekt ausgehen. In den nachfolgenden Ausführungen ist prominent von Ortsdialekten die Rede; deren auf der jeweiligen *heatmap* dargestelltes räumliches Korrelat wird auch immer vor dem Hintergrund des unmarkierten Falles einer kreisförmigen Ausdehnung betrachtet.

10.2.1 Dialektkonzepte, die sich auf Orte beziehen

Tab. 7 verzeichnet die frequentesten Dialektbezeichnungen ($n > 5$), die der Kategorie *Ort* bzw. *Gemeinde* zugeordnet werden können.

Nebst diesen Nennungen finden sich die Nennungen *Kerns* ($n = 5$), *Schwan-den* ($n = 5$), *Sachseln* ($n = 4$), *Alpnach* ($n = 3$), *Dallenwil* ($n = 2$), *Melchtal* ($n = 2$) und *Wolfenschiessen* ($n = 2$). Diese Nennungen werden in Kap. 10.2.1.10 unter einem gemeinsamen Blickpunkt betrachtet. Ausserdem gibt es einige Einzelnennungen (*Ennetmoos*, *Stadt Luzern*, *Stalden*, *Stansstad*), die allerdings nicht weiter thematisiert werden.

Tab. 7: Nennungen zur Kategorie *Ort* bzw. *Gemeinde*, sortiert nach Häufigkeit ($n > 5$)

Kategorienbezeichnung	Nennungen
Engelberg	47
Lungern	31
Stans	16
Giswil	12
Sarnen	10
Beckenried	8
Hergiswil	8
Emmetten	6
Seelisberg	6

10.2.1.1 Engelberg

Über alle Daten hinweg erzielt *Engelberg* ($n = 47$) die meisten Nennungen überhaupt im *draw-a-map-task* zum Nahraum: Gut drei Viertel der 60 Probandinnen und Probanden nehmen explizit darauf Bezug, um eines der von ihnen gezeichneten Gebiete zu bezeichnen. Interessant ist fernerhin, dass die Nennung *Engelberg* in keiner anderen Kategorie auftritt. *Engelberg* fehlt z. B. in der Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden*: Nicht einmal wird *Engelberg* zusammen mit anderen Orten genannt (bspw. hypothetisch *Engelberg-Dallenwil*), und das ist bezeichnend – für fast alle anderen Ortsnennungen trifft dieser Fall nämlich zu (eine weitere Ausnahme bildet einzig *Seelisberg*, siehe dazu weiter unten). Dieser Umstand lässt sich allein so interpretieren, dass *Engelberg* bzw. der Engelberger Dialekt als etwas Eigenständiges und Einzigartiges konzeptualisiert wird, was sich auch in den inhaltlichen Kommentaren zu *Engelberg* zeigt (vgl. Kap. 11).

Wirft man einen Blick auf die räumliche Ausdehnung des Dialektes, wie sie die Probandinnen und Probanden beim *draw-a-map-task* zum Nahraum auf Papier gebracht haben, unterstützt diese die Interpretation von *Engelberg* als Dialekt mit singulärem Status (vgl. Abb. 14).

Der grösstmögliche Schnittbereich der Ausdehnung der Dialektkategorie *Engelberg* (Kat. 38–47) erstreckt sich ganz eng um das Dorf Engelberg, und auch der Rest der Schnittbereiche (Kat. 31–37, 24–30, 17–23, 10–16) kommt nicht weit vom Kern des Dorfes entfernt zu liegen. Einzig acht Probanden (Kat. 1–9) zeichnen grössere Gebiete, die auf der Karte im Westen z. T. bis nach Melchtal, im Südosten bis über den Titlis und den Gross Spannort und im Norden bis nach Altzellen reichen; eine Ausdehnung, die mit den kantonalen Grenzen zwischen Obwalden, Nidwalden, Bern und Uri korrespondiert. Insgesamt scheint die Übereinstimmung gross, dass es sich bei *Engelberg* bzw. beim Engelberger Dialekt um etwas Eigenes handelt; eine Bewertung, die in den Schnittbereichen der handgezeichneten Gebiete ihr Korrelat findet. Gestützt wird diese Interpretation auch dadurch, dass auf das in der *heatmap* dargestellte Gebiet zweimal mit der Bezeichnung *Engelberger Dialekt* referiert wird. Dies ist darum bemerkenswert, weil Bezeichnungen des Typus Ort + *Dialekt* nur selten vorkommen (vgl. dazu v. a. das nächste Kapitel): Sie scheinen sich für solche Dialekte eingebürgert zu haben, die von den Probanden als «echte», «urtümliche» und «spezielle» Dialekte wahrgenommen werden; und die aufgrund dieser Qualitätsmerkmale als *Dialekte* eingestuft werden (vgl. dazu Kap. 11).

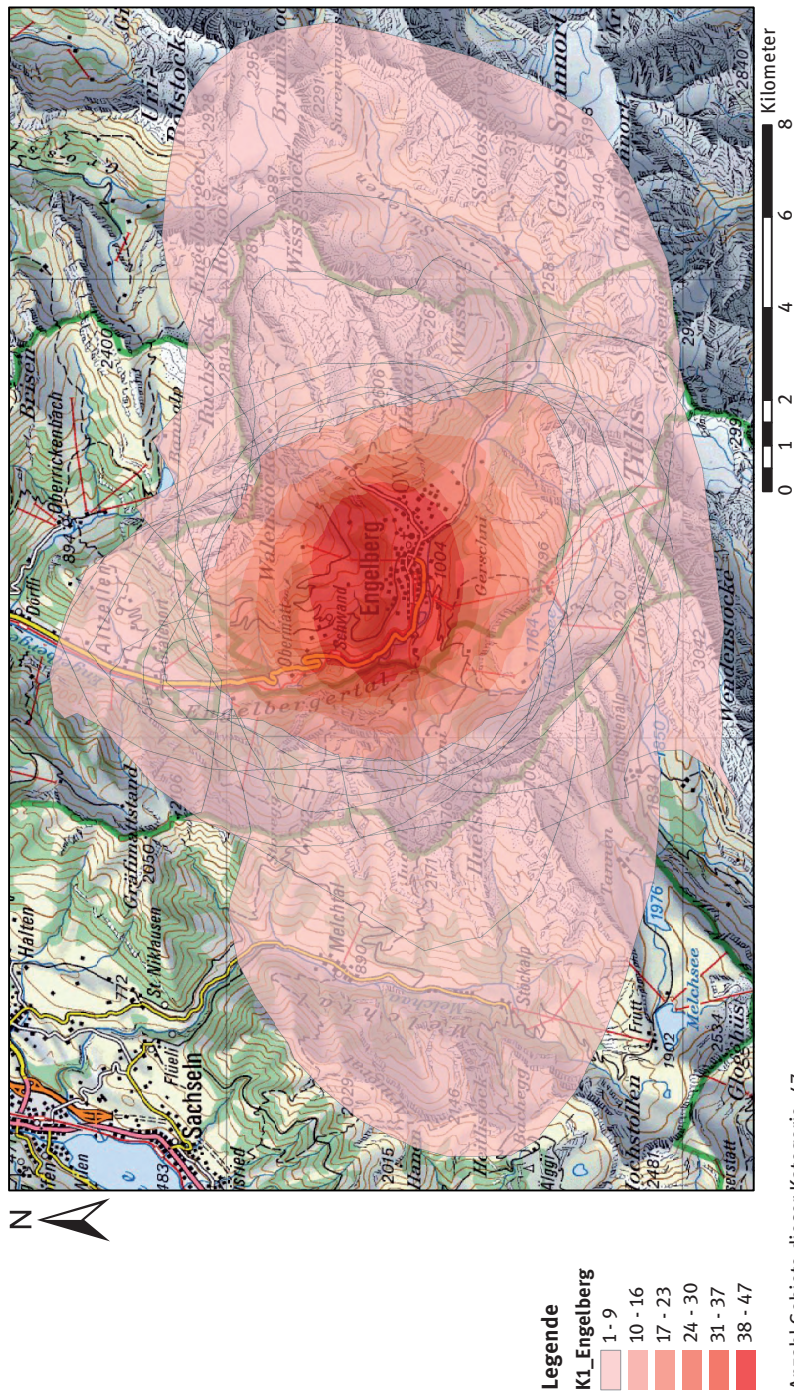
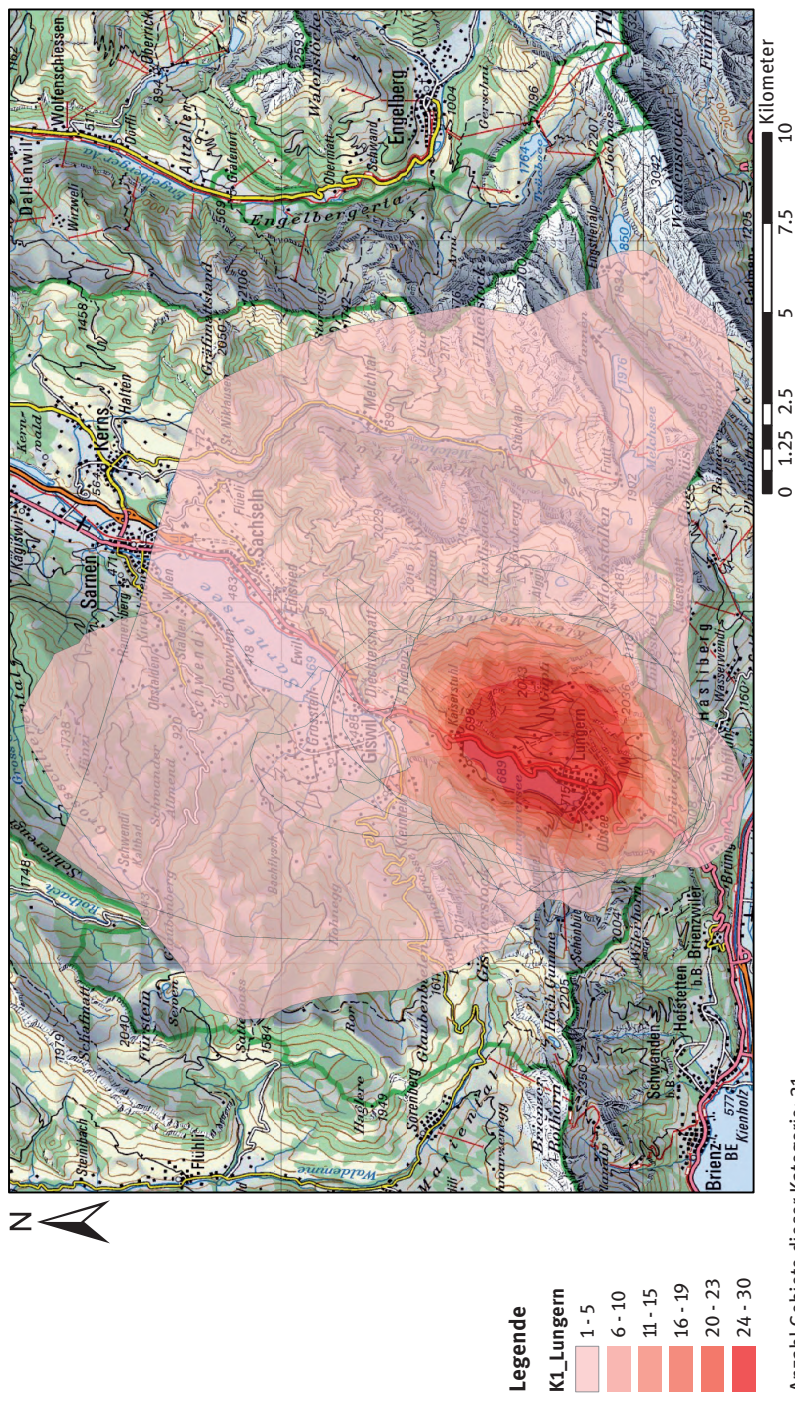


Abb. 14: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Engelberg* (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

10.2.1.2 Lungern

Die Bezeichnung, die die zweitmeisten Nennungen auf sich vereint, ist *Lungern* ($n = 31$). *Lungern* verhält sich in vielen Teilen ähnlich zu *Engelberg*. Auch auf *Lungern* wird bspw. mehrfach mit dem Typ Ortsbezeichnung + *Dialekt* verwiesen: Fünfmal findet sich für ein Gebiet, das den Ortspunkt Lungern miteinschliesst, die Nennung *Lungerer Dialekt* ($n = 5$). Zusammen mit dem *Engelberger Dialekt* ist der *Lungerer Dialekt* der einzige, auf den mehrfach mit diesem Bezeichnungstyp referiert wird; daneben existieren nur Mehrfachnennungen des Typs Kanton + *Dialekt* (siehe *Nidwaldner Dialekt* und *Obwaldner Dialekt* weiter unten). Dieser Umstand lässt – wie bereits angetönt – darauf schliessen, dass die beiden Ortspunkte Lungern und Engelberg bezüglich ihres Dialekts für die Probandinnen und Probanden einen speziellen Stellenwert haben: Dass explizit mit der Bezeichnung *Dialekt* auf die damit korrespondierenden Räume verwiesen wird, lässt vermuten, dass die Ortspunkte Engelberg und Lungern derart bekannt sind für ihren Dialekt, dass sich diese Bezeichnung für die Dialekträume eingebürgert hat. Unterstützung für diese Lesart findet sich in den inhaltlichen Kommentaren zu den Dialektgebieten (vgl. Kap. 11), wo sowohl auf den Engelberger wie auch auf den Lungerer Dialekt referiert wird als «eigenständiger», «urtümlicher» und «spezieller» Dialekt. Diese Bewertungen können dafür verantwortlich gemacht werden, dass die Sprechweisen der Bewohnerinnen und Bewohner zusammenfassend als *Dialekt* bezeichnet werden – was bei Weitem nicht für alle Dialekte der Fall ist. Sehr verbreitet ist diese Bezeichnungsstrategie hingegen beim Typus Kanton + *Dialekt* (vgl. zur Relevanz der Grösse *Kanton* bei der Bezeichnung von Schweizer Dialekten Kap. 10.2.2).

Vergleichbar mit *Engelberg* ist *Lungern* auch bezüglich der räumlichen Ausdehnung, die dieser Bezeichnung zugewiesen wird (vgl. Abb. 15). Die Fläche, auf der sich alle eingezeichneten Gebiete überschneiden (Kat. 24–30), kommt dicht um den Ort Lungern zu liegen, mit Berücksichtigung des Sees. Ähnlich eng – bis hin zum Brünigpass und dem kleinen Melchtal entlang bis nach Kaiserstuhl – erstreckt sich zudem die Mehrzahl der eingezeichneten Gebiete (Kat. 20–23, Kat. 16–19, Kat. 11–15, Kat. 6–10): Der Brünigpass markiert die Grenze zum Kanton Bern, das kleine Melchtal ebenso, und Kaiserstuhl ist der letzte Ort, der sich topografisch auf der gleichen Anhöhe befindet wie Lungern selbst; anschliessend geht es hinunter ins Tal nach Giswil. Die Gebietsüberschneidungen scheinen also auch hier nicht zufällig zu Stande gekommen zu sein, sondern sich an politischen und naturräumlichen Grenzen zu orientieren. Einzig vier Probanden zeichnen ein grösseres Gebiet rund um *Lungern*, das in seiner maximalen Ausdehnung vom Glaubenberg über das Melchtal bis zum Hasliberg reicht. Insgesamt lässt sich also auch für *Lungern* feststellen, dass das damit korrespondierende Gebiet, das deutlich mit dem Dorf Lungern resp. der Anhöhe zusammenfällt, auf der sich



Anzahl Gebiete dieser Kategorie: 31

Abb. 15: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Lungern* (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

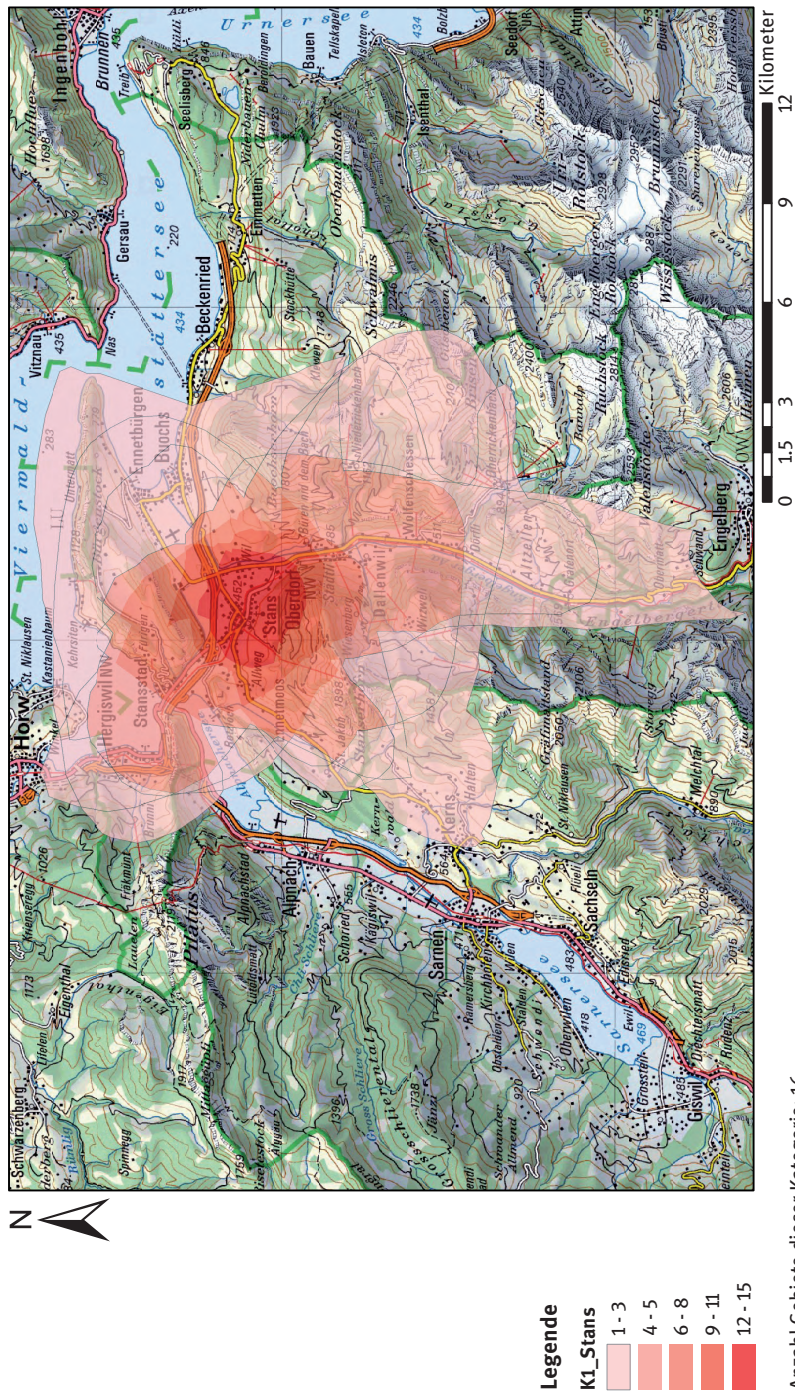
das Dorf Lungern befindet, als Indiz dafür gelten kann, dass *Lungern* als spezifischer und eigenständiger Ortsdialekt konzeptualisiert wird (vgl. auch hier die inhaltlichen Ergänzungen in Kap. 11).

Anders aber als *Engelberg* findet sich *Lungern* auch in der Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden* ($n = 6$), und zwar meist im Konglomerat mit Giswil: *Lungern-Giswil* ($n = 3$), *Lungern-Giswil-Schwanden* ($n = 1$), *Lungerer und Sachsler* ($n = 1$), *Schwendi-Stalden-Giswil-Lungern* ($n = 1$). Probanden, die ihre Einteilung des Dialektgebietes so vorgenommen haben, erklären dies meist damit, dass der «obere Kantonsteil» von Sarnen (d. h. die Orte Giswil und Lungern) sich sprachlich erheblich vom «unteren Kantonsteil» unterscheide (Sarnen und umliegende Gebiete): Während oben noch ein «urtümlicher» Dialekt gesprochen würde, sei der Dialekt unten im Tal abgeflacht. In zwei Fällen wird mit entsprechenden Gebietsbezeichnungen sogar explizit auf diesen Umstand verwiesen, vgl. dazu die Bezeichnungen *oberer Kantonsteil* ($n = 1$) und *unteres Gebiet* ($n = 1$). Während also in Bezug auf die Region rund um Lungern auch mit begrifflichen Konglomeraten referiert wird, wie sie eben diskutiert wurden, scheint doch die Praxis zu überwiegen, *Lungern* als eigenständigen Ort bzw. eigenständigen Dialektraum zu qualifizieren.

10.2.1.3 Stans

Bezüglich der Bezeichnung *Stans* ($n = 16$) zeigt ein Blick auf die *heatmap*, dass hier weniger Einigkeit herrscht in Bezug auf die räumliche Gültigkeit des Dialektes (vgl. Abb. 16). Zwar entspricht das Gebiet mit der grösstmöglichen Übereinstimmung (Kat. 12–15) auch etwa dem Dorfkern von Stans, bereits die drei nächsten Überschneidungsgebiete (Kat. 9–11, Kat. 6–8, Kat. 4–5) weichen allerdings erheblich davon ab, v. a., was die Form der Gebiete angeht: Hier finden sich Ausdehnungen sowohl in Richtung Dallenwil als auch in Richtung Stansstad. Sehr grossflächig gezeichnete Gebiete finden sich schliesslich in der letzten Kategorie (Kat. 1–3), deren Ausdehnung im Norden bis nach Hergiswil und im Süden fast bis nach Engelberg reicht – Grenzen, die mit den kantonalen Grenzen Nidwaldens korrespondieren.

Während die Gebiete, die auf der Karte zu sehen sind, allesamt mit dem Begriff *Stans* bezeichnet wurden, findet sich der Begriff *Stans* in der Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden* ($n = 4$) ausserdem als Teilbegriff mehrgliedriger Konglomerate wie *Stans-Ennetbürgen* ($n = 1$), *Beckenried-Stans* ($n = 1$), *Emmetten-Stans-Dallenwil-Wolfenschiessen* ($n = 1$) und *Sarnen-Stans* ($n = 1$). Diese Konglomerate, die nebst dem Ortsnamen Stans weitere Ortsnamen beinhalten wie Ennetbürgen, Beckenried, Emmetten, Dallenwil, Wolfenschiessen und (sogar) Sarnen, mögen erklären, weshalb die Ausdehnung des Gebietes, das mit *Stans* bezeichnet wird, so heterogen ist: Bei *Stans* haben wir es – im Vergleich zu



Anzahl Gebiete dieser Kategorie: 16

Abb. 16: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Stans* (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

Engelberg und *Lungern* – offenbar mit einer Bezeichnung für einen Dialektraum zu tun, der räumlich weniger eng und präzise gefasst wird. Die erwähnten begrifflichen Konglomerate illustrieren, dass das Dialektkonzept *Stans* nicht nur mit dem Ort *Stans*, sondern auch mit umliegenden Orten in Verbindung gebracht wird.

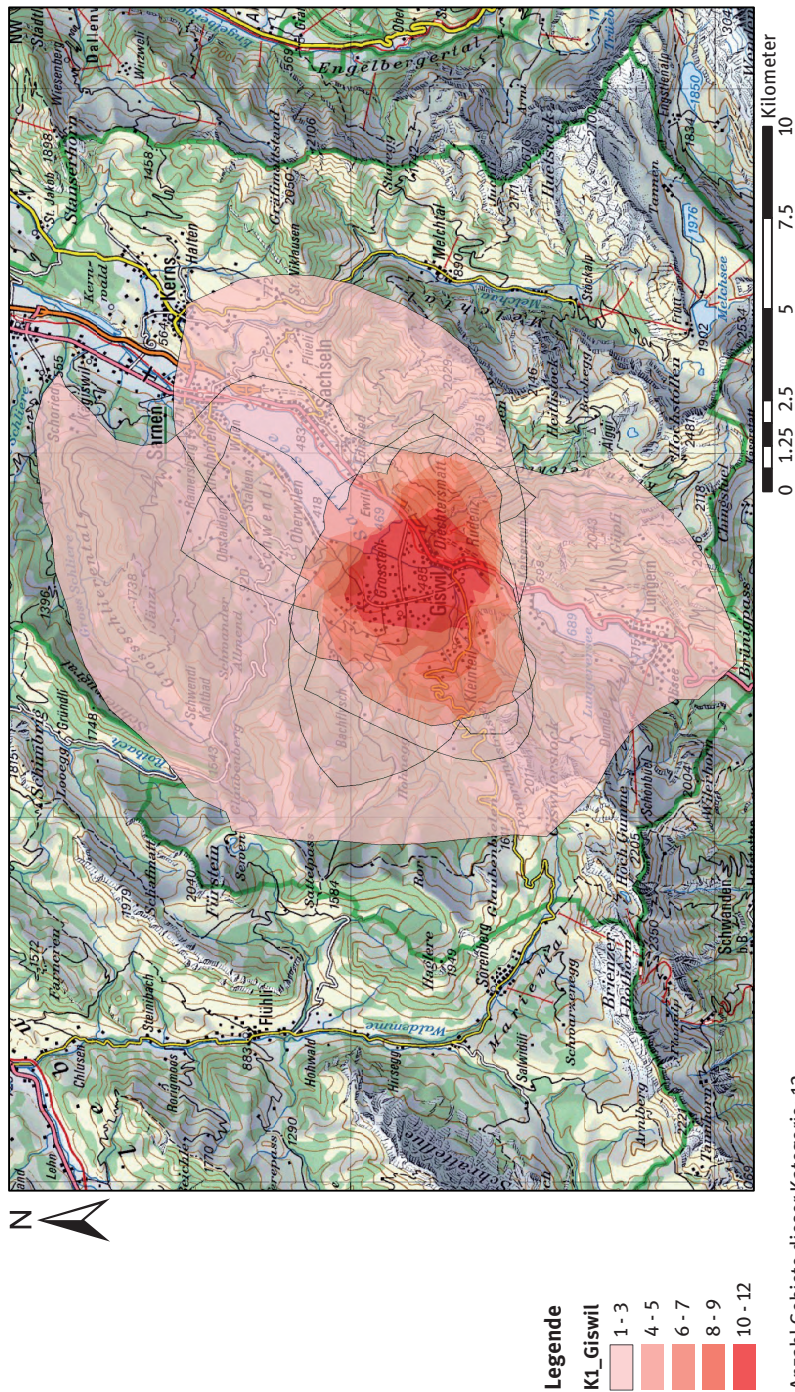
10.2.1.4 Giswil

Giswil ist eine Bezeichnung, die von den Probandinnen und Probanden gebraucht wird, um folgendes Dialektgebiet zu benennen (vgl. Abb. 17).

Bei *Giswil* ($n = 12$) haben wir es mit einem Dialekt zu tun, der hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung im Vergleich zu *Stans* wieder eher homogen beurteilt wird: Die handgezeichneten Gebiete mit der zweit-, dritt- und viertgrössten Überschneidung (Kat. 8–9, 6–7, 4–5) weichen nur unwesentlich vom Gebiet mit der grössten Überschneidung (Kat. 10–12) ab, die Formen der Gebiete sind zueinander ähnlich und von der Ausdehnung her nehmen sie nur wenig zu (ausgehend vom Ort *Giswil* bis hin zu Kleinteil, Rudenz und Diechtersmatt). Nur drei Probanden zeichnen ein grosses Gebiet, das bis nach *Lungern* reicht und auch die Orte *Sachseln*, *Schwendi* und *Stalden* umfasst (Kat. 1–3): Dieses grosse Gebiet korrespondiert bezüglich seiner Grenzen mit den kantonalen Grenzen zu *Bern* und in gewisser Weise auch mit der mentalen Grenze zwischen den «oberen», «urigeren» Dialektgebieten (um *Giswil* und *Lungern*) und den «unteren», weniger «urigen» Dialektgebieten (um *Sarnen*).

Die Strategie, die jene Probanden anwenden, die das Gebiet um *Giswil* sehr weit ziehen, spiegelt sich in jenen Gebietsbezeichnungen, in denen *Giswil* nicht für sich alleine, sondern in Zusammenhang mit anderen Orten genannt wird ($n = 11$). In der Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden* finden sich Bezeichnungen wie *Giswil-Schwander*⁸⁵ ($n = 1$), *Giswil-Stalden* ($n = 1$), *Giswil-Sachseln* ($n = 2$), *Lungern-Giswil* ($n = 3$), oder noch mehrgliedrigere Bezeichnungen wie *Lungern-Giswil-Schwanden* ($n = 1$) oder *Schwendi-Stalden-Giswil-Lungern* ($n = 1$): Sie alle korrespondieren mit den Flächen der Kat. 1–3 auf der *heatmap* (s. o.). Daneben finden sich zwei weitere Bezeichnungen, die den Ort *Giswil* mit Orten rund um den Kantonshauptort zusammenfassen, bspw. mit *Sarnen* selbst wie in: *Sarnen-Giswil* ($n = 1$) oder mit *Alpnach-Sarnen-Giswil-Sachseln* ($n = 1$). Diese Probanden

⁸⁵ Die Bezeichnungen der Probandinnen und Probanden wurden nicht unterschieden hinsichtlich ihrer Referenz auf Orte bzw. auf Personen: Es wurde also kein Unterschied gemacht zwischen Nennungen wie *Giswil-Schwanden* (eine Ortsbezeichnung) und *Giswil-Schwander* (eine Personenbezeichnung); als wichtig erachtet wurde vorliegend einzig die areale Referenzgrösse (hier die Orte *Giswil* und *Schwanden*). Insgesamt sind Nennungen des Typs 1 (Ortsbezeichnungen) viel häufiger als Nennungen des Typs 2 (Personenbezeichnungen).



Anzahl Gebiete dieser Kategorie: 12

Abb. 17: *Heatmap* aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Giswil* (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

setzen im Vergleich ein sehr weitläufiges Gebiet an und sind damit in der Unterzahl.

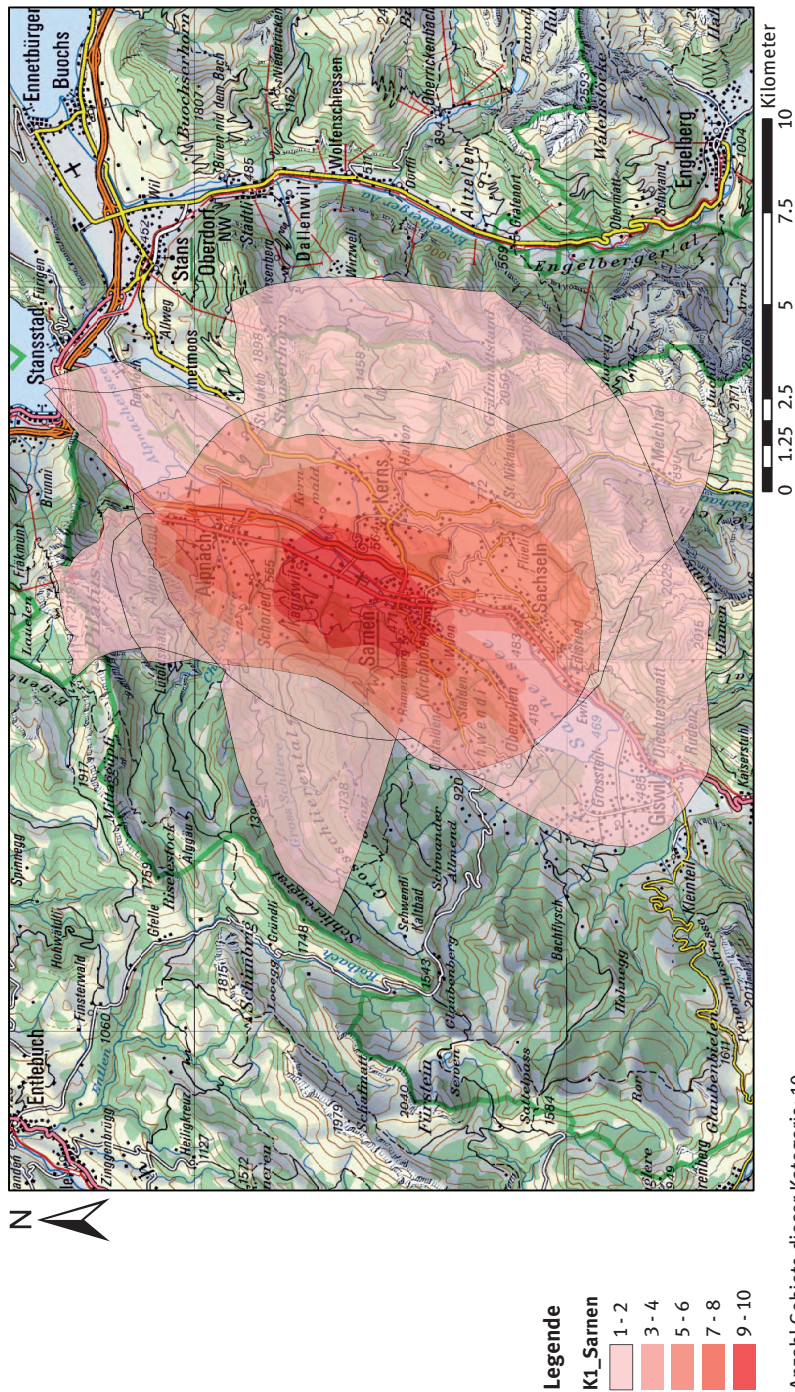
Insgesamt lassen sich in Bezug auf den Ortspunkt Giswil zwei Strategien erkennen: Es gibt Bezeichnungen ($n = 12$), die auf Giswil als eigenen Dialekt fokussieren, wobei die räumliche Ausdehnung dieses Dialekts unterschiedlich weit reicht. Daneben – und dies wurde v. a. in den Bezeichnungen der Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden* deutlich ($n = 11$) – existieren offenbar auch Konzeptionen, in denen der Giswiler Dialekt nicht für sich alleine steht, sondern zu einem grösseren Dialektgebiet gezählt wird, das häufig zusätzlich den Ort Lungern umfasst.

10.2.1.5 Sarnen

Sarnen ist Ortsname für den Hauptort des Kantons Obwalden, der ebenfalls als Bezeichnung für solche handgezeichneten Gebiete gebraucht wird, die rund um den Ortspunkt Sarnen zu liegen kommen (vgl. Abb. 18). Wirft man einen Blick auf die *heatmap*, wird deutlich, dass *Sarnen* ($n = 10$) – wie bereits schon *Stans*, die Bezeichnung für ein Dialektgebiet rund um den Nidwaldner Kantonshauptort Stans – nicht in erster Linie auf die räumliche Ausdehnung des Ortes Sarnen begrenzt ist, wie das bei *Engelberg*, *Lungern* und z. T. bei *Giswil* zu beobachten war, sondern einen grösseren räumlichen Geltungsbereich hat. Eng um den Ort Sarnen (mit Kägiswil) verläuft einzig das Gebiet, das sich am häufigsten überschneidet (Kat. 9–10). Bereits das Gebiet mit der zweitgrössten Überschneidung (Kat. 7–8) beinhaltet auch den Ort Alpnach, die Gebiete mit der dritt- und viertgrössten Überschneidung (Kat. 5–6 und 3–4) beinhalten zudem die Orte Kerns und Sachseln. In das Gebiet mit den geringsten Überschneidungen fallen dann sogar Orte wie Giswil und Melchtal und knapp auch noch Stansstad.

Blickt man auf die Bezeichnungen der Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden*, fällt auf, dass Sarnen ebenso häufig in Kombinationen mit anderen Orten genannt wird ($n = 10$), wie es auch für sich alleine steht ($n = 10$).⁸⁶ Es finden sich dort Bezeichnungen wie *Sarnen*, *Alpnach* und *Sachseln* ($n = 1$), *Sarnen-Alpnach* ($n = 1$), *Sarnen-Giswil* ($n = 1$), *Sarnen-Kerns* ($n = 1$), *Sarnen-Stans* ($n = 1$), *Sarner-Alpnacher-Kernser* ($n = 1$), *Kerns und Sarnen* ($n = 1$), *Kerns Sarnen* ($n = 1$), *Alpnach-Sarnen* ($n = 1$) und *Alpnach-Sarnen-Giswil-Sachseln* ($n = 1$). Aus diesen Nennungen wird deutlich, dass – wie bei Giswil – auch bezüglich des Ortspunk-

⁸⁶ Dabei ist es nicht etwa so, dass die Sarnerinnen und Sarnen «ihren» Ort Sarnen jeweils für sich alleine nehmen würden, während die Nicht-Sarnerinnen und Sarnen ihn mit anderen Orten zusammenfassten: Es finden sich sowohl in der Gruppe jener, die Sarnen als exklusives Gebiet kategorisierten, wie auch in der Gruppe jener, die Sarnen zu einer anderen resp. grösseren Kategorie zählten, ähnlich viele Sarnerinnen und Sarner.



Anzahl Gebiete dieser Kategorie: 10

Abb. 18: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung Sarnen (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

tes Sarnen zwei Dialektkonzepte kursieren: Ein Konzept, das den Dialekt als Dialekt des Ortes fasst, und ein zweites, das ihn in Zusammenhang bringt mit einem grösseren Dialektgebilde, das auch Dörfer subsumiert wie Alpnach, Kerns oder gar Giswil oder Stans. Dieses zweite Konzept wird von der Wahrnehmung oder der Ideologie geprägt, dass zwischen Ortsdialekten keine Unterschiede (mehr) bestehen, was häufig mit Migration und Mobilität erklärt wird: Die Dialekte seien nicht mehr Dialekte von Orten, wie sie einmal waren, sondern sie seien heute «verwaschen» oder «vermischt». Diese thematisierte «Mischung» von Dialekten zeigt sich in Bezug auf Sarnen denn auch konkret in zwei besonderen Gebietsbezeichnungen (Kategorie *andere*): Zwei Mal wird ein Gebiet, das sich um den Ortspunkt Sarnen erstreckt, mit dem Adjektiv *durchmischt* ($n = 2$) bezeichnet. Begründet wird die wahrgenommene bzw. ideologisch tradierte sprachliche Heterogenität damit, dass der Ortspunkt Sarnen, der Hauptort des Kantons Obwalden, ein grosses Einzugsgebiet und entsprechend viele Zuzüger habe. Dieser Grossraum um Sarnen wird denn auch mit *unteres Gebiet* ($n = 1$) oder mit *mittleres/unteres Sarneraatal* ($n = 1$) bezeichnet.

10.2.1.6 Beckenried

Während die bisher referierten Dialektbezeichnungen je mindestens von einem Sechstel der Probandinnen und Probanden genannt wurden, haben wir es fortan mit Bezeichnungen zu tun, die weniger stark interindividuell repräsentiert sind ($n \leq 8$). *Beckenried* ($n = 8$) macht den Anfang einer Reihe solcher Bezeichnungen. Ihm wird von den Probandinnen und Probanden folgendes Gebiet zuerkannt (vgl. Abb. 19).

Beckenried wird vom Grossteil der Probandinnen und Probanden, die die Bezeichnung so brauchen, mit einem Gebiet in Verbindung gebracht, das dem Dorfkern Beckenrieds entspricht (Kat. 8 und 7). Die Gebiete, die sich weniger stark überschneiden (Kat. 5–6 und 3–4), umfassen zusätzlich den Ort Emmetten. Ansonsten (Kat. 1–2) finden sich in den Gebieten keine weiteren Dörfer; die Grenzen der Gebiete korrespondieren aber im Süden und Osten mit der Kantonsgrenze zu Uri und im Norden mit der Kantonsgrenze zu Schwyz.

Beckenried fungiert aber nicht ausschliesslich als singulärer Träger einer Bezeichnung: Fast ebenso häufig wird es zusammen mit anderen Orten in begrifflichen Konglomeraten zusammengefasst ($n = 6$). Hierbei finden sich die Bezeichnungen *Beckenried-Emmetten* ($n = 2$), *Beckenried-Stans* ($n = 1$), *Buochs und Beckenried* ($n = 1$), *Dallenwil-Wolfenschiessen und Beckenried* ($n = 1$), *Ennetbürgen-Buochs-Beckenried* ($n = 1$). Anhand dieser Nennungen lassen sich die Gebiete, die etwas weiter um den Ort Beckenried gezogen sind, besser deuten: Offenbar wird *Beckenried* nicht nur als originaler Ortsdialekt konzeptualisiert, sondern fast ebenso häufig als Teil grossräumigerer Dialektkonzepte, die dann Orte wie

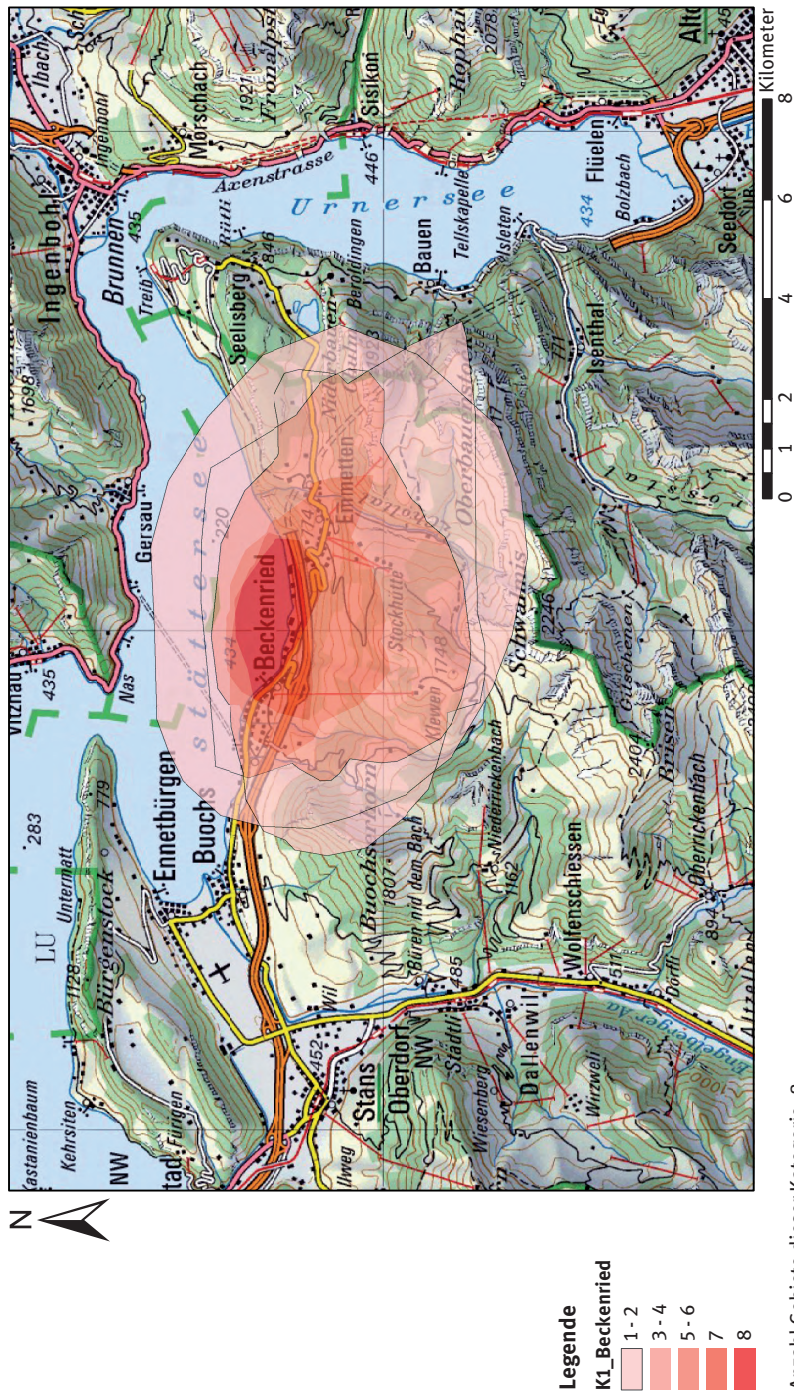


Abb. 19: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung Beckenried (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

Emmetten, Ennetbürgen, Buochs und z. T. sogar Dallenwil und Wolfenschiessen umfassen. Für die Konzepte, in denen Beckenried mit Buochs und Ennetbürgen zusammengefasst wird, kursieren auch Bezeichnungen wie *See* ($n = 1$), *Seegemeinden* ($n = 2$) und *die vo ändedure* (Seegemeinden) ($n = 1$) (Kategorie: *andere*): Hier ist offenbar der Seeanstoss der Orte ausschlaggebend dafür, dass sie zusammen kategorisiert werden. Wird Beckenried mit Emmetten oder gar mit Dallenwil und Wolfenschiessen zusammengenommen, steckt dahinter wohl jene Strategie, die gemeinhin «urigeren» Nidwaldner Dialekte – zu denen laut Kommentaren der Sprecherinnen und Sprecher der Dialekt von Emmetten und auch jene von Dallenwil und Wolfenschiessen gehören – zusammenzufassen; und dementsprechend auch Beckenried dazuzuzählen.

10.2.1.7 Hergiswil

Mit der Bezeichnung *Hergiswil* ($n = 8$) wird ein Gebiet benannt, das sich um den Ort Hergiswil erstreckt (vgl. Abb. 20). Der maximale Überschneidungsbereich auf der Karte entspricht in etwa den Dorfgrenzen (Kat. 7–8), etwas grösser, in ihrer Ausdehnung allerdings relativ ähnlich, sind die folgenden drei Überschneidungsgebiete (Kat. 5–6, 4, 3), die nebst dem Ort Hergiswil auch noch den Ort Stansstad subsumieren. Das grösste Gebiet, das um den Ort Hergiswil gezogen wird, aber immer noch als *Hergiswil* bezeichnet wird, stammt von zwei Probanden (Kat. 1–2): Sie beziehen in ihren Zeichnungen auch Orte wie Ennetbürgen, Buochs oder Stans mit ein. Spannend ist hierbei, dass alle eingezeichneten Gebiete in Richtung Luzern, d. h. in Richtung Kantonsgrenze, ziemlich ähnliche Überlappungen haben, die auf der Höhe von Winkel zu liegen kommen; in die andere Richtung allerdings, in Richtung Nidwalden, scheinen die Grenzen interindividuell weniger homogen repräsentiert zu sein.

Der Ortsname *Hergiswil* steht nicht nur für sich allein als Spender für die Gebietsbezeichnungen, in zwei Fällen wird er mit weiteren Ortsnamen zusammengenommen (Kategorie: *mehrere Orte bzw. Gemeinden*) ($n = 2$): Mit Bezeichnungen wie *Hergiswil-Stansstad* ($n = 1$) und *Stansstad-Hergiswil-Kehrsiten* ($n = 1$) wird ein Gebiet bezeichnet, das in seiner räumlichen Ausdehnung stark mit den Gebieten der Kat. 1–2 auf der *heatmap* korrespondiert. Die Vorstellung, dass der Dialekt von Hergiswil nicht unbedingt einzigartig ist, sondern zu einem grösseren Konstrukt gehört, scheint demnach auch vertreten zu sein.

Oft wird auf den Ort Hergiswil und den ihm zugeschriebenen Dialekt auch mit Bezeichnungen referiert, die der Kategorie *andere* angehören. So wird Hergiswil in zwei Fällen begrifflich die Orientierung nach Luzern zugeschrieben: Mit den Bezeichnungen *Richtung Luzern* ($n = 2$) korrespondiert ein Gebiet, das zwar nicht die Stadt Luzern, wohl aber die Orte Horw und Kriens umfasst, die zwischen Hergiswil und der Stadt Luzern liegen. Diese Bezeichnung und das

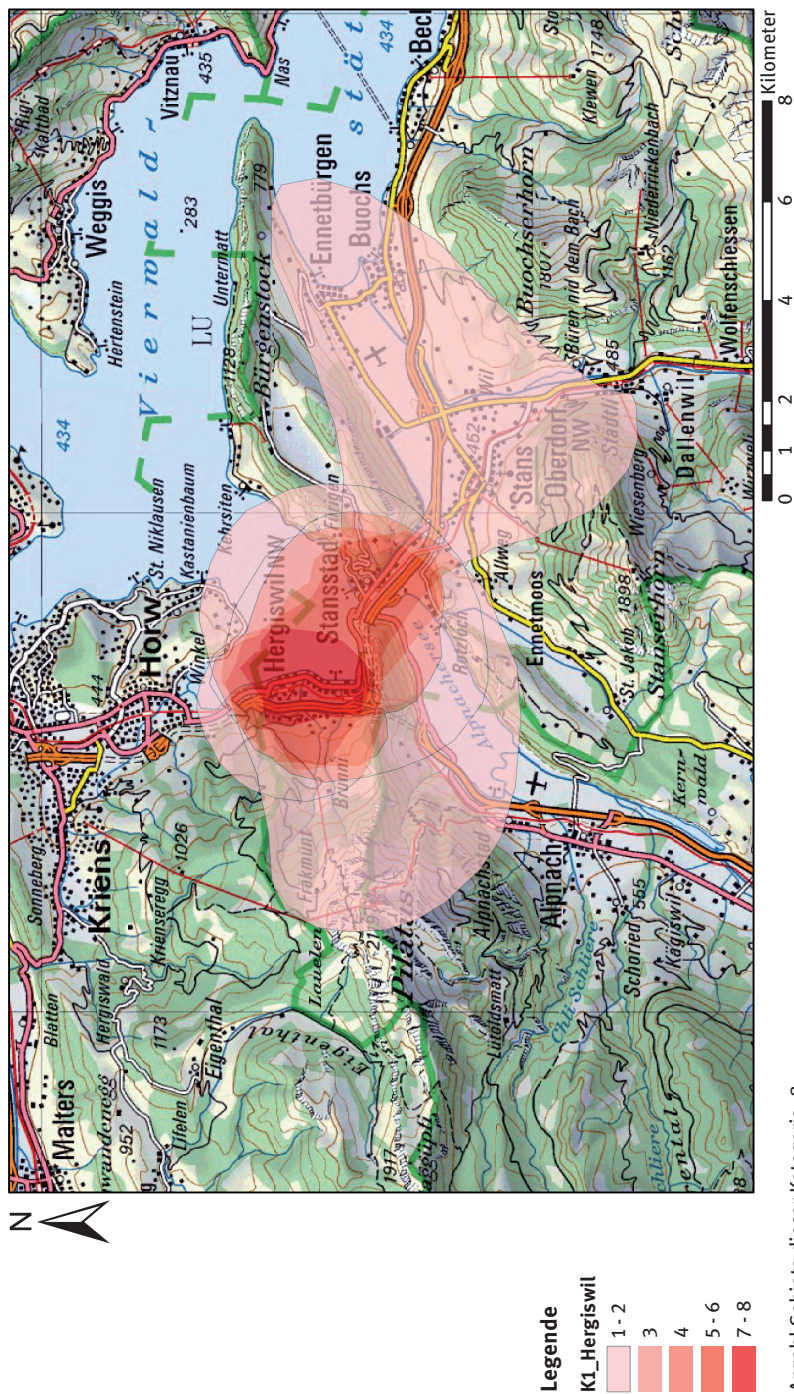


Abb. 20: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung Engelberg (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

dazugehörige Gebiet verleihen einem Konzept Ausdruck, das *Hergiswil* nicht als eigenständigen Dialekt konzipiert, sondern als einen, der seine Eigenheit aus seiner Orientierung nach aussen, nach dem städtischen Luzern schöpft. Ganz in diesem Sinne sind auch die Bezeichnungen *Gemisch* ($n = 2$) zu verstehen, die den Hergiswiler Dialekt nicht als «ursprünglichen» Dialekt, sondern als «unreinen», «vermischten» Dialekt konzeptualisieren. Im Falle von PB25, einem der beiden Probanden, der dem Ort Hergiswil die Dialektbezeichnung *Gemisch* zuweist, dehnt sich das Gebiet, das PB25 dazu zeichnet, von Hergiswil denn auch weit über Luzern hinaus aus, was den Misch-Charakter wohl zusätzlich bildlich illustrieren soll.

Mit dem Ortspunkt Hergiswil werden demnach mehrere Dialektkonzepte verbunden. Einmal existiert das Konzept von *Hergiswil* als Dialekt, der auf den Ort Hergiswil beschränkt ist; dann existieren Konzepte, die – z. T. mit der gleichen Bezeichnung – auf grössere Gebiete referieren, was illustriert, dass der räumliche Geltungsbereich dieser Sprachform weitreichender sein muss. Nicht zuletzt, und das ist wichtig, scheint das Konzept des Gemischs für die Einschätzung dieses Dialekts von Bedeutung zu sein, das einerseits in Bezeichnungen zur Orientierung (*Richtung Luzern*) und andererseits in der Bezeichnung *Gemisch* selbst zum Ausdruck gebracht wird. Wirft man einen Blick auf die inhaltlichen Präzisierungen, die in Zusammenhang mit der Bezeichnung *Hergiswil* fallen, wird deutlich, dass damit nicht im Geringsten – wie etwa im Falle von Engelberg oder Lungern – ein Dialekt bezeichnet werden soll, der sich durch seine Ortsspezifität auszeichnet: Vielmehr wird, auch wenn das Gebiet eng um Hergiswil gezogen wird, dieser Dialekt ebenfalls als «gemischt» und «nach Luzern orientiert» beschrieben. Schlüsse über die Konzeptualisierung von Dialekten einzig aus den handgezeichneten Gebieten der Probandinnen und Probanden abzuleiten, scheint also problematisch: Während in den prominenten Fällen von *Engelberg* und *Lungern* aus den eng gezogenen Gebieten um die Dörfer Engelberg und Lungern – unter Beiziehen von Kartenkommentaren – durchaus geschlossen werden kann, dass der Dialekt dort als einzigartiger Ortsdialekt konzeptualisiert wird, wird der Dialekt Hergiswil entschieden als *Gemisch* und nach *Luzern orientiert* beschrieben. Dass das Gebiet gleichwohl eng um den Ort Hergiswil gezogen wird, kann mehrere Gründe haben: Der Charakter des Gemischs und der Orientierung nach Luzern wird mit dem Ort Hergiswil in Verbindung gebracht, ohne, dass diesem Charakter bildlich Ausdruck gegeben wird, bspw. damit, dass das Gebiet bis nach Luzern gezeichnet wird. Oder aber mit der engen Umgrenzung wird der Sonderstellung Hergiswils Ausdruck verliehen, die oft thematisiert wird (vgl. Kap. 11): Hergiswil ist auf der einen Seite von seinem Heimatkanton Nidwalden naturräumlich abgeschnitten, auf der anderen Seite durch die kantonale Grenze zu Luzern quasi politisch eingegrenzt. Es

kann gut sein, dass dieser Sonder- bzw. Einzelstellung mit der Zeichnung des Gebietes eng um Hergiswil Ausdruck verliehen wird. So oder so zeigt sich hier, dass es verschiedene Strategien gibt, Konzepte von Dialekten zu Papier zu bringen (gewisse Probanden bezeichnen ein Gebiet, das Hergiswil und Stansstad umfasst, als *Hergiswil*, andere als *Hergiswil-Stansstad*). Bei der Interpretation solcher Daten ist also Vorsicht geboten.

10.2.1.8 Emmetten

Mit *Emmetten* ($n = 6$) wird ein Gebiet bezeichnet, das insgesamt ziemlich genau innerhalb der Ortsgrenzen von Emmetten eingezeichnet wird (vgl. Abb. 21). Sechsmal findet sich dieser Begriff für ein Gebiet, in welchem, in allen Überlagerungskategorien (Kat. 6, 5, 4, 3, 1–2), allein das Dorf Emmetten zu liegen kommt. Den inhaltlichen Kommentaren zum Gebiet *Emmetten* lässt sich entnehmen, dass dieser Dialekt als typischer Ortsdialekt konzeptualisiert wird: Der Dialekt von Emmetten wird gerne als «eigen» bezeichnet und mit sprachlichen Spezifika versehen. Diese Konzeptualisierung findet im homogenen Gebiet, das auf der *heatmap* zu sehen ist, räumlich offenbar seinen Niederschlag.

Nebst der Bezeichnung *Emmetten* fungiert der Ortsname Emmetten weiter im begrifflichen Konglomerat *Beckenried-Emmetten* ($n = 2$), das seine räumliche Entsprechung in den handgezeichneten Gebieten von PB38 und PB56 findet, die darin sowohl den Ort Beckenried als auch den Ort Emmetten berücksichtigen. Einmal noch wird Emmetten mit einem anderen Ort zusammengefasst, allerdings nicht explizit in einer Gebietsbezeichnung: PB20 zeichnet ein Gebiet um Emmetten und Seelisberg und gibt ihm den Namen *Seelisberg*. Im Kommentar erläutert er: «Der Seelisberger – warum sollte der anders sprechen als der Emmetter? Den nehmen wir mit Emmetten zusammen.» Emmetten und Seelisberg in einem Dialektgebiet zu vereinen, kommt eher der Ausnahme als der Regel gleich: Die Probandinnen und Probanden thematisieren gerne die kantonale Grenze, die zwischen Emmetten und Seelisberg verläuft, und betonen häufig, dass der Dialekt – obwohl man sich kennt und mag und zusammenarbeitet – doch sehr verschieden sei: «Seelisberger und Emmetter sind Welten.» (PB55)

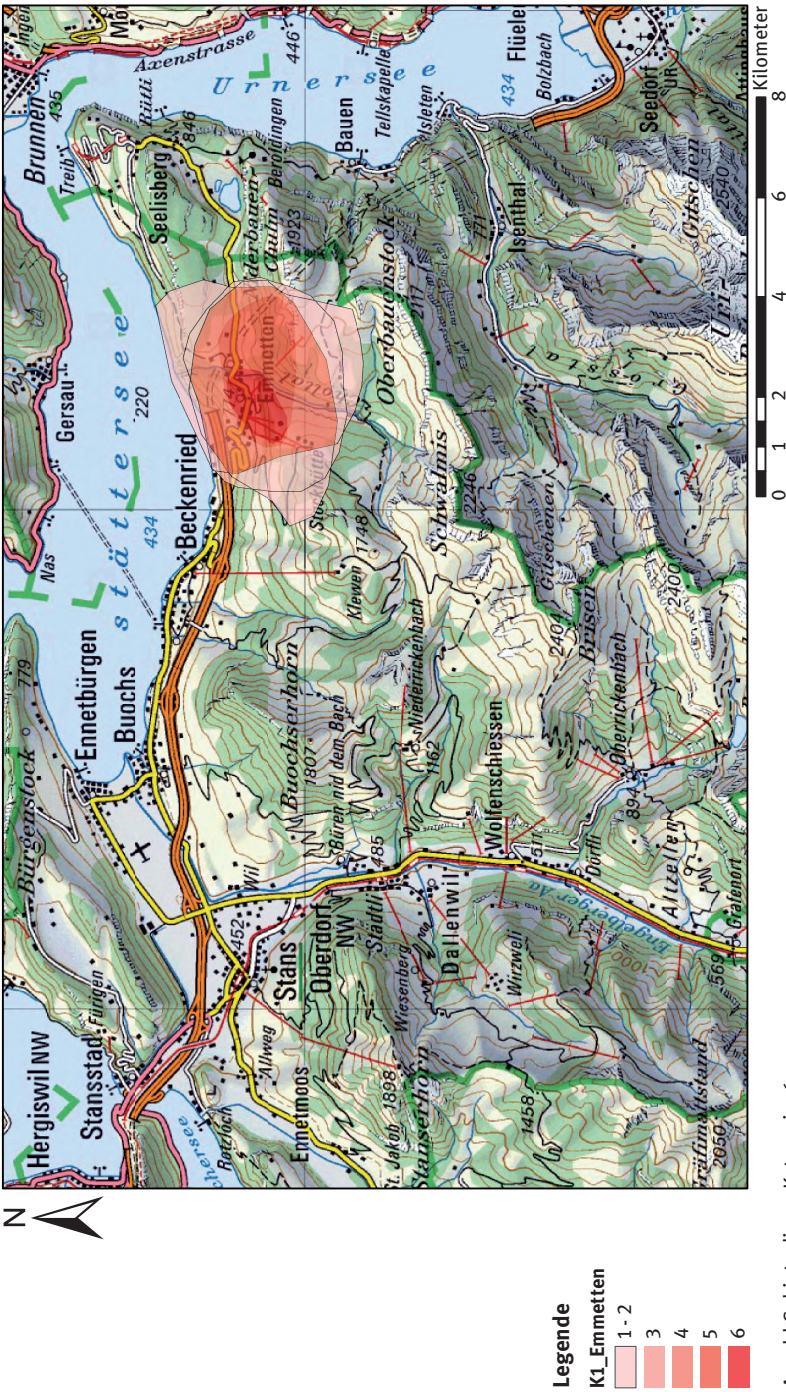
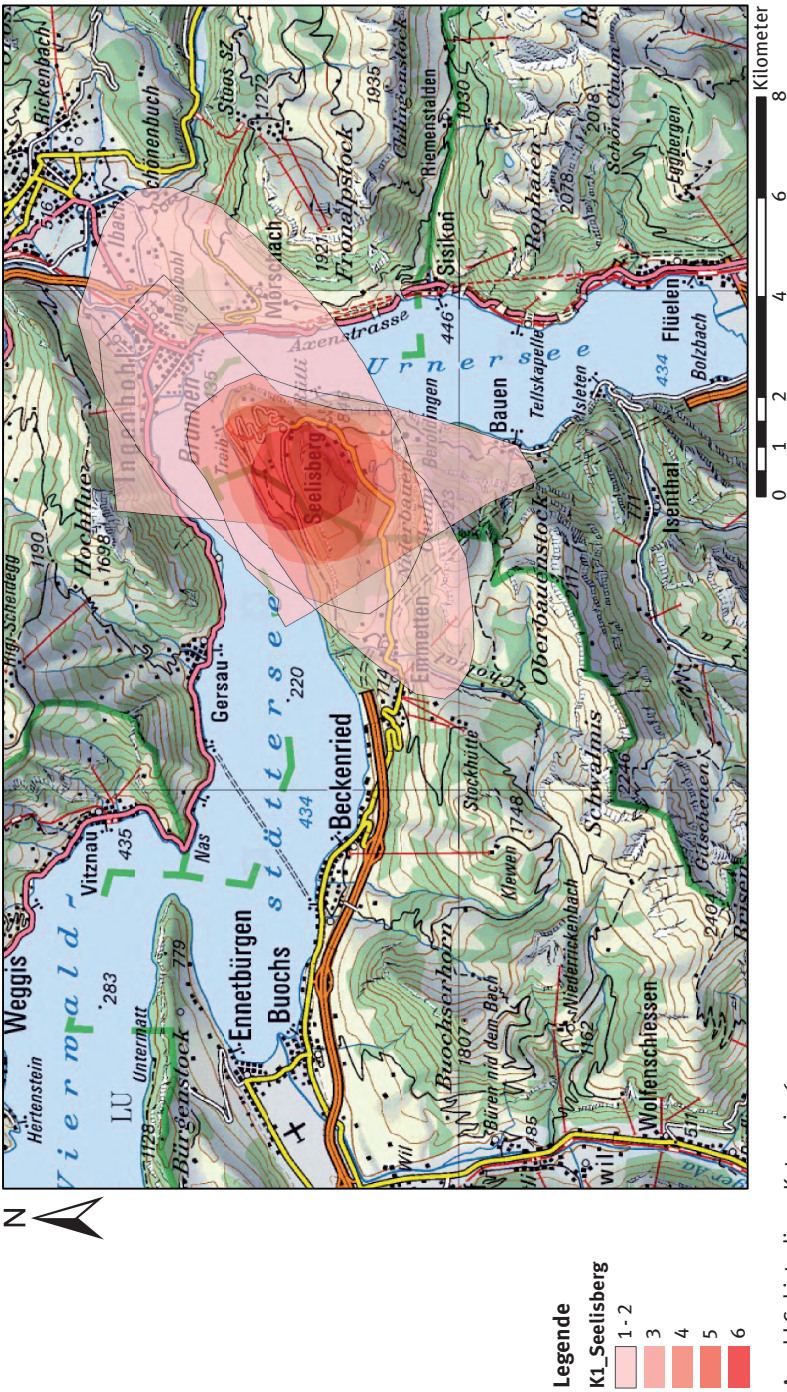


Abb. 21: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung Emmetten (reproduziert von swisstopo (BA19016))

10.2.1.9 Seelisberg

Die Bezeichnung *Seelisberg* ($n = 6$) hat mit der Bezeichnung *Engelberg* gemein, dass sie in keiner anderen Kategorie aufscheint als in der Kategorie *Ort bzw. Gemeinde*. Den Orten, die diesen Bezeichnungen zugrunde liegen, ist eigen, dass sie sich – im Vergleich zu den übrigen Ortspunkten im Untersuchungsgebiet – in räumlich ähnlichen Konstellationen befinden: Der Ort Seelisberg gehört eigentlich zum Kanton Uri, ist verkehrstechnisch aber nur schlecht an den Kanton angebunden, weshalb er diesbezüglich einen Sonderstatus einnimmt, der auch häufig thematisiert wird. Der Ort Engelberg – eine Obwaldner Exklave – ist von den Verkehrswegen und auch naturräumlich von seinem Mutterkanton getrennt. Diese administrativ-räumlichen Umstände mögen mit ein Grund sein dafür, dass sowohl *Seelisberg* als auch *Lungern* als eigenständig wahrgenommen werden.

Betrachtet man die *heatmap* zu *Seelisberg* (vgl. Abb. 22), unterstützen die sich am stärksten überlagernden Gebiete (Kat. 6, 5, 4) diese These: Ihre Grenzen verlaufen dicht um den Ort Seelisberg herum. Die Gebiete der Kategorie 3 und 1–2 hingegen erstrecken sich im Südwesten z. T. bis nach Emmetten, im Nordosten über den Vierwaldstättersee bis in den Kanton Schwyz (Ingebohl, Brunnen, Morschach). PB20, der Seelisberg mit Emmetten zusammennimmt, kommentiert dies, wie bereits erwähnt, damit, dass Leute aus Seelisberg nicht anders sprechen würden als Leute aus Emmetten. Ganz anders schätzt PB16 die Dialekte der Orte Seelisberg und Emmetten ein: Er ist es, der auf der Karte zwischen den Orten Emmetten und Seelisberg eine gerade Linie zieht (im Norden reicht sie bis in den Vierwaldstättersee, im Süden bis nach Bauen), mit dem Kommentar: «Die Seelisberger sprechen dann wieder ganz anders, die sind dann schon Uri-angehaucht.» Der Kommentar, dass der Seelisberger Dialekt vom Urner Dialekt beeinflusst ist, findet sich sehr oft: Der Grund dafür mag einerseits in der alltäglichen Erfahrung der Sprecherinnen und Sprecher liegen, die den Seelisberger Dialekt auch tatsächlich als anders klingend wahrnehmen als den Emmetter Dialekt. Andererseits – und das wird in den Kommentaren der Probandinnen und Probanden sehr deutlich – liegt der Grund wohl auch darin, dass Seelisberg als zum Kanton Uri zugehörig konzeptualisiert wird und dem Dialekt dieses Ortes dementsprechend auch eine Urner Färbung zugeschrieben wird (PB16). Ebenfalls verbreitet ist die Einschätzung, dass der Seelisberger Dialekt «nach Schwyz» (PB36) ausgerichtet sei wie auch, und noch spezifischer, «Richtung Brunnen» (PB59), was sich auf der *heatmap* so bemerkbar macht, dass es Gebiete gibt, die über den Vierwaldstättersee hinausragen. Diese Einschätzung korrespondiert mit dem von einzelnen Probandinnen und Probandinnen thematisierten Umstand, dass die Seelisbergerinnen und Seelisberger früher in Brunnen zur Schule gingen.



Anzahl Gebiete dieser Kategorie: 6

Abb. 22: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung Seelisberg (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

Insgesamt wird der Dialekt des Ortes Seelisberg ähnlich konzeptualisiert wie jener des Ortes Hergiswil: Es besteht eine gewisse Übereinkunft darüber, dass sich der Dialekt auf den Ort Seelisberg beschränkt, dies wird aber weniger mit eigenen Spezifika begründet als mit dem Kommentar, dass der Dialekt nach Uri und auch nach Schwyz ausgerichtet sei. Gewisse Probandinnen und Probanden machen diese Ausrichtung bildlich sichtbar, andere nicht; dass dies so unterschiedlich gehandhabt wird, mag wiederum an der speziellen Lage des Ortes Seelisberg liegen, der, administrativ eigentlich zum Kanton Uri gehörig, in einer Enklave oberhalb des Sees und benachbart von Nidwalden zu liegen kommt. Es mag aber auch einfach nur daran liegen, dass gewisse Probandinnen und Probanden Ähnlichkeiten resp. Orientierungen von Dialekten räumlich visualisieren, andere nicht.

10.2.1.10 Übrige

In diesem Kapitel sollen jene Dialektbezeichnungen thematisiert werden, die von weniger als einem Zehntel der Probandinnen und Probanden genannt wurden, die allerdings – da sie alle mindestens ein Merkmal verbindet – durchaus von einigem Interesse sind bezüglich der Frage, wie Laien die sie umgebenden Räume als Sprachräume konzeptualisieren. Es handelt sich dabei um die Nennungen *Kerns* ($n = 5$), *Schwanden* ($n = 5$), *Sachsels* ($n = 4$), *Alpnach* ($n = 3$), *Dallenwil* ($n = 2$), *Melchtal* ($n = 2$) und *Wolfenschiessen* ($n = 2$). Aussagen zu diesen Bezeichnungen werden ohne bildlichen Verweis auf die dazugehörigen *heatmaps* gemacht, da die Datengrundlage dafür zu schmal ist. Auf handgezeichnete Gebiete wird nur mündlich Bezug genommen.

All diesen Gebietsbezeichnungen gemein ist, dass die Orte, die als Träger der Bezeichnung fungieren (z. B. *Kerns*), mindestens ebenso häufig für sich alleine in einer Gebietsbezeichnung verwendet werden (z. B. *Kerns*), wie sie auch in Bezeichnungskonglomeraten vorkommen (z. B. *Kerns-Melchtal*) (die einzige Ausnahme hiervon bildet *Schwanden*). Bei vielen ist der Befund sogar jener, dass die Ortsnamen weniger häufiger für sich alleinstehen, als dass sie in mehrgliedrigen Bezeichnungen vorkommen.

Beginnen wir mit der Nennung *Kerns*. Diese Bezeichnung findet sich fünfmal in der Kategorie *Ort bzw. Gemeinde* ($n = 5$). Ein Blick auf die dazugehörige *heatmap* macht deutlich, dass das zu *Kerns* zugehörige Gebiet nur in zwei von fünf Fällen entlang der Ortsgrenze eingezeichnet wurde; öfter wurde der Ort *Kerns* – bei der Bezeichnung *Kerns* – mit den Orten *Melchtal*, *Sarnen* oder *Sachsels* zusammengefasst. Zwei der Probanden kommentieren das Gebiet, in welchem sie den Ort *Kerns* untergebracht haben, denn auch mit folgenden Aussagen: «Der Kernser, das ist unser Dialekt. In *Melchtal* und in *Kerns* spricht man

fast gleich.» (PB32), «Sonst vom Tonfall her ist es ähnlich, auch zu Sarnen.» (PB28) Ebenso häufig, wie *Kerns* als Bezeichnung alleine vorkommt, wird es zusammen mit anderen Ortsnamen genannt ($n = 5$). Die Bezeichnungen, die so gebraucht werden, sind: *Kerns und Sarnen* ($n = 1$), *Kerns-Melchtal* ($n = 1$), *Kerns-Sarnen* ($n = 1$), *Sarnen-Kerns* ($n = 1$) und *Sarner-Alpnacher-Kernser* ($n = 1$). Diese Bezeichnungen – in denen wieder die bereits genannten Orte Melchtal und Sarnen auftreten – unterstützen die Lesart, dass der Dialekt, der dem Ortspunkt Kerns zugewiesen wird, nicht als traditioneller Ortsdialekt angesehen wird, sondern vielmehr als einem grösseren Dialektgebiet zugehörig, das die genannten Orte mitumfasst.

Die Bezeichnung *Schwanden* bildet in diesem Kapitel dahingehend eine Ausnahme, als *Schwanden* in der Kategorie *Ort bzw. Gemeinde* ($n = 5$) mehr Einträge hat als in der Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden* ($n = 2$). *Schwanden* scheint sprachlich also durchaus (auch) als eigenständig wahrgenommen und tradiert zu werden, was man von den übrigen Gebietsbezeichnungen innerhalb dieser Kategorie nicht sagen kann. Dies lässt auch ein Blick auf die *heatmap* gewahr werden, wo *Schwanden* ($n = 5$) von der Grösse und Form her recht einheitlich bewertet wird. Das Gebiet, das dieser Bezeichnung zugewiesen wird, bedeckt jene Seite des Sarnersees, die Sachseln gegenüberliegt, und beinhaltet einzig den Ort Schwanden und keine weiteren grösseren Dörfer. Die Idee, die damit zu Papier kommt, scheint jene zu sein, dass es sich beim Schwander Dialekt um einen eigenständigen Dialekt handelt: Der Dialekt wird von den Probandinnen und Probanden denn auch als «urchig» (PB45) und «speziell» (PB40) beschrieben. Nicht zuletzt kursiert für den Ort Schwanden das Diktum: «*D Schwander si nid wi ander.*» (PB37) Wird der Dialekt von Schwanden nicht als «eigenständige» Varietät konzeptualisiert ($n = 2$), so wird er mit den Dialekten der Orte Lungern und Giswil zusammengefasst: PB12 etwa referiert auf ein Gebiet rund um Schwanden mit der Bezeichnung *Giswil-Schwander* und PB37 mit *Lungern-Giswil-Schwanden*. PB27 bezeichnet ein Gebiet, das Schwanden miteinschliesst, sogar explizit als *Gemisch zwischen Sarnen und Giswil*. Insgesamt überwiegt aber doch die Lesart von *Schwanden* als eigenständige sprachliche Varietät; in der Konzeption in Kombination mit *Lungern* oder *Giswil* wird wiederum das «urige» Element des Dialektes herausgestrichen.

Mit der Bezeichnung *Sachseln* ($n = 4$) wird ein Gebiet bezeichnet, das sich um den Ort Sachseln zieht. Spezifikationen dazu finden sich in den Kommentaren wenige, ausser, dass PB42 findet, der Sachsler Dialekt sei nahe beim Sarner Dialekt, und PB28, der Sachsler Dialekt passe zu Kerns. Viel häufiger als in der Einzelnennung *Sachseln* findet sich der Ortsname *Sachseln* in Begriffskonglomeraten ($n = 7$) wie *Sachseln-Giswil* ($n = 1$), *Alpnach-Sarnen-Giswil-Sachseln* ($n = 1$), *Giswil-Sachseln* ($n = 2$), *Melchtal-Sachseln* ($n = 2$), *Sarnen, Alpnach und Sachseln* ($n = 1$),

was dafürspricht, dass der Dialekt des Ortes Sachseln nicht unbedingt als Ortsdialekt konzeptualisiert wird, sondern als Teil grösserer Dialektverbünde.

Bei *Alpnach* ($n = 3$) finden sich drei Bezeichnungen, mit denen ein Gebiet korrespondiert, das rund um den Ort Alpnach eingezeichnet wird. Inhaltlich wird dieses eng gefasste Gebiet allerdings nicht als spezifischer Ortsdialekt, sondern als «ähnlich wie Sarnen» (PB27) oder «gegen das Luzernische» (PB43) konzeptualisiert (vgl. dazu die Ausführungen zu *Hergiswil* und zu *Seelisberg*). Dass der Dialekt, der in Alpnach gesprochen wird, einer ist, der sich nicht auf den Ort Alpnach beschränkt, sondern auch für weitere Gebiete Gültigkeit hat, zeigen die häufig vorkommenden Begriffskonglomerate, in denen *Alpnach* als Teilbegriff fungiert ($n = 5$): *Alpnach-Sarnen* ($n = 1$), *Alpnach-Sarnen-Giswil-Sachseln* ($n = 1$), *Sarnen, Alpnach und Sachseln* ($n = 1$), *Sarnen-Alpnach* ($n = 1$), *Sarner-Alpnacher-Kernser* ($n = 1$). Auch mit Bezeichnungen wie *mittleres/unteres Sarneraatal* ($n = 1$), *Sarneraatal* ($n = 1$) und *unteres Gebiet* ($n = 1$) wird u. a. auf den Ort Alpnach referiert – der Dialekt von Alpnach tritt demnach weniger als Dialekt eines Ortes in Erscheinung, sondern als Teil des Dialektes des Sarneraatales, das von den Probanden übereinstimmend als dialektale Misch-Region konzeptualisiert wird (vgl. Kap. 11.5.1).

Dasselbe gilt für *Dallenwil* ($n = 2$), das allein von PB42 und von PB65 so bezeichnet wird. PB42 und PB65 bringen damit einen räumlichen Geltungsbereich in Verbindung, der nicht nur den Ort Dallenwil, sondern auch die Orte Wolfenschiessen und in einem Fall den Ort Altzellen beherbergt. Auch die übrigen Bezeichnungen (Kat. *mehrere Orte bzw. Gemeinden*) weisen darauf hin, dass *Dallenwil* weniger als eigenständig, sondern vielmehr als Teil eines grösseren Ganzen konzeptualisiert wird ($n = 6$): *Dallenwil-Wolfenschiessen* ($n = 4$), *Dallenwil-Wolfenschiessen und Beckenried* ($n = 1$), *Dallenwil-Wolfenschiessen-Altzellen-Oberriickenbach* ($n = 1$). Die letztgenannte Bezeichnung – die fast alle grösseren Dörfer des Engelbergertals umfasst – illustriert schön, dass der Dialekt von Dallenwil als Teil des Dialektes des *Tals* ($n = 2$) bzw. als Teil derer *vo hinnefüre* ($n = 1$) konzeptualisiert wird.

Zuletzt noch zu *Melchtal* ($n = 2$): Mit dieser Bezeichnung korrespondiert ein Gebiet, das vom Ort Melchtal über die Stöckalp bis zur Frutt reicht. Dieser Dialekt ist interindividuell am schwächsten repräsentiert, finden sich neben der Bezeichnung *Melchtal* nur gerade drei weitere ($n = 3$), nämlich *Kerns-Melchtal* ($n = 1$) und *Melchtal-Sachseln* ($n = 2$) (Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden*). Dieser Umstand ist auch auf der Übersichtskarte (Abb. 11) ersichtlich, wo das Gebiet um Melchtal nur schwach rot eingefärbt ist.

10.2.2 Dialektkonzepte, die sich auf Kantone beziehen

Tab. 8 verzeichnet die frequentesten Kategorienbezeichnungen ($n > 5$) der Ebene *Kanton*.

Tab. 8: Nennungen zur Kategorie *Kanton*, sortiert nach Häufigkeit ($n > 5$)

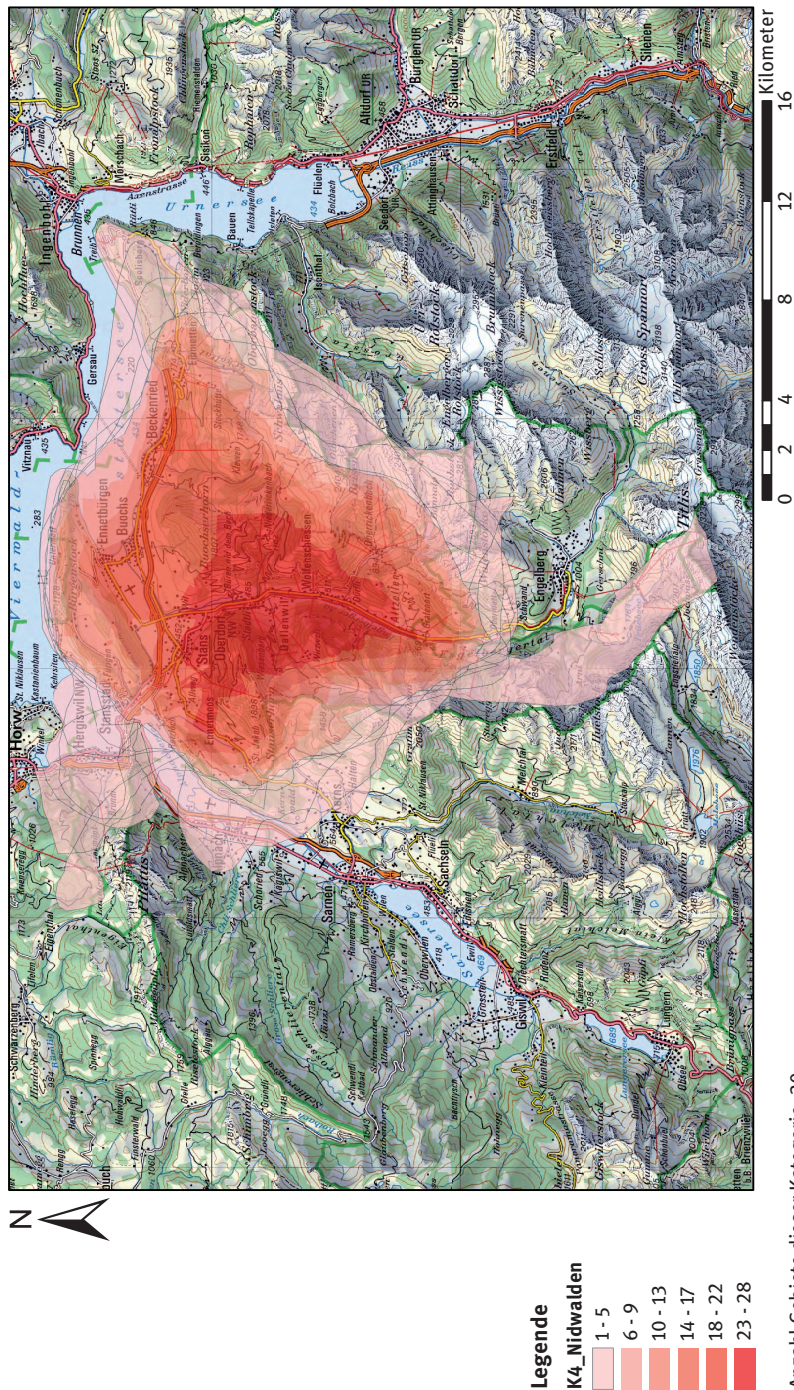
Kategorie	Nennungen
Nidwalden	30
Obwalden	19

Beziehen sich die Probandinnen und Probanden im *draw-a-map-task* zum Nahraum auf die Grösse *Kanton*, geschieht dies in erster Linie mit Referenz auf die beiden eigenen Kantone *Nidwalden* ($n = 30$) und *Obwalden* ($n = 19$). Daneben wurden, mit viel weniger hohen Nennungen, *Luzern* ($n = 5$), *Uri* ($n = 4$), *Schwyz* ($n = 3$) und *Bern* ($n = 1$) genannt, was wohl in erster Linie darauf zurückzuführen ist, dass an den Rändern der zu bearbeitenden Karte diese vier Kantone – die an die Kantone Ob- und Nidwalden angrenzen – unterschiedlich deutlich erkennbar waren. Aufgrund der geringen Anzahl Nennungen ($n < 5$) – die Probandinnen und Probanden waren offenbar auf ihre Heimkantone fokussiert – werden diese Nennungen nicht weiter berücksichtigt.

10.2.2.1 Nidwalden

Mit *Nidwalden* ($n = 30$) wird ein Gebiet bezeichnet, dessen räumliche Ausdehnung auf der untenstehenden *heatmap* visualisiert ist (vgl. Abb. 23). Während die grösste Übereinstimmung der Gebiete (Kat. 23–28) die grössten Orte im Raum Stans und im Engelbergertal integrieren, subsumieren die Kategorien 6–9 bis und mit 18–22 zusätzlich die sogenannten Seegemeinden und Emmetten. Nur gerade vier Probanden zählen auch Hergiswil und Seelisberg und gar Kerns zu *Nidwalden*, was bemerkenswert ist: Während Seelisberg und Kerns nämlich zu je anderen Kantonen gehören, zu Uri und Obwalden, wäre Hergiswil sehr wohl Teil des Kantons Nidwalden, wird sprachlich aber dezidiert nicht dazugezählt.

Nebst der Bezeichnung *Nidwalden* finden sich weitere Bezeichnungen, die die Prominenz des Konzepts – man bedenke, dass es sich hier um eine Nahraumkarte handelt – unterstreichen: *breiter Nidwaldner Dialekt* ($n = 1$), *eigentlicher Nidwaldner Dialekt* ($n = 1$), *Nidwaldner Dialekt* ($n = 2$).



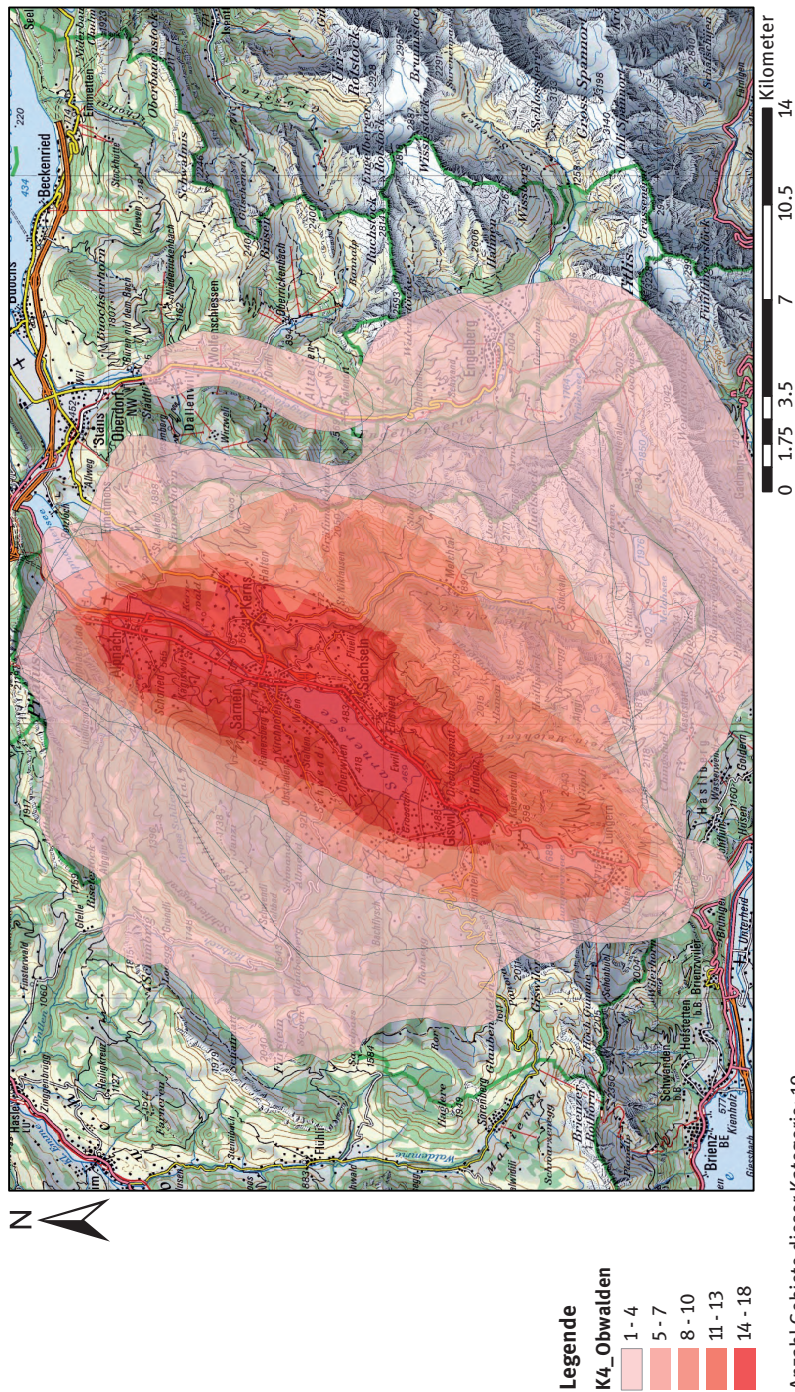
Anzahl Gebiete dieser Kategorie: 30

Abb. 23: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Nidwalden* (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

10.2.2.2 Obwalden

Die *heatmap* zu *Obwalden* ($n = 19$) ist ähnlich gestaltet wie jene zu *Nidwalden* (vgl. Abb. 24). Das Gebiet mit der grössten Überlappung (Kat. 14–18) umfasst den Kern des Sarneraataals mit dem Hauptort Sarnen und den Dörfern Kerns, Sachseln und Giswil. In den nächsten drei Überlappungsgebieten (Kat. 11–13, 8–10, 5–7) finden sich überdies die Orte Alpnach und Lungern – beides Orte, die je nach Konzeption als etwas Eigenes aufgefasst werden: Lungern aufgrund des «urtümlichen» Dialekts, Alpnach aufgrund seiner Nähe zu Luzern. Die restlichen drei Probanden (Kat. 1–4) berücksichtigen beim Einzeichnen ihres Gebietes die Kantonsgrenze, zwei sogar den Ort Engelberg.

Dass auch der Obwaldner Dialekt einen prominenten Status hat, davon zeugen drei Nennungen der Form *Obwaldner Dialekt* ($n = 3$).



Anzahl Gebiete dieser Kategorie: 19

Abb. 24: Heatmap aller handgezeichneten Gebiete mit der Bezeichnung *Obwalden* (reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA19016))

10.3 Zusammenfassung

Im ersten Ergebniskapitel wurde diskutiert, wie die Probandinnen und Probanden den sie umgebenden Raum als Sprachraum mental strukturieren. Insgesamt kann bestätigt werden, was auch Stoeckle (2014, 380–384) aus seiner Studie berichtet: Die Probandinnen und Probanden teilen diesen Raum nicht radial auf, was dessen sprachliche Konfiguration betrifft, sondern wählen bestimmte Gebiete aus und erklären sie zu Dialekträumen, während andere mögliche Gebiete nicht berücksichtigt werden. Diese Selektion macht Analysen wie die eben präsentierten möglich, die Aufschluss darüber geben, welche Strategien die Probandinnen und Probanden bei solchen Aufgaben verfolgen.

Der erste Zugang versuchte methodisch über den Vergleich zwischen den handgezeichneten Gebieten (resp. der Aggregation dieser Gebiete zu einer *heatmap*) und den für die Probandinnen und Probanden kulturell bedeutsamen Räumen Aussagen zu machen über die Strategien der Probandinnen und Probanden, anhand derer sie Dialektkonzepten eine räumliche Dimension zuweisen. Dabei wurde deutlich, dass sich die Probandinnen und Probanden an politischen, sozialen wie auch naturgebundenen Räumen orientieren. Solche Ergebnisse finden sich auch bei Stoeckle, der in seiner Untersuchung ebenfalls politische Orientierungsgrößen wie die Staatsgrenze (Stoeckle 2014, S. 366) oder Landkreisgrenzen (Stoeckle 2014, S. 367) ausmacht sowie Orientierungsgrößen naturräumlicher Art (Stoeckle 2014, S. 369).⁸⁷ Stoeckle stellt in seiner Arbeit bezüglich solcher Orientierungsgrößen eine Hierarchie auf: Die Staatsgrenze, so ist er mit Rückgriff auf die sich an dieser Stelle überdurchschnittlich bündelnden Gebietsgrenzen überzeugt, sei innerhalb seiner Untersuchungsanlage – die sich um die Konzeptualisierung des Dreiländerecks dreht – die wichtigste Orientierungsgrösse. Das Verhältnis der weiteren Orientierungsgrößen zueinander erachtet er demgegenüber als schwieriger zu klären (Stoeckle 2014, S. 387). Mit Blick auf meine Ergebnisse

⁸⁷ Als weitere Orientierungsgrösse stellt sich bei Stoeckle die Konfessionsgrenze heraus (Stoeckle 2014, S. 366), die in den vorliegenden Daten allerdings kaum thematisiert wurde. Dies mag daran liegen, dass das Gebiet, auf das sich die Probandinnen und Probanden bei der *draw-a-map*-Aufgabe konzentrierten, dem Territorium der Kantone Ob- und Nidwalden entsprach (vgl. dazu das Ergebnis, dass fast nur Dialektkonzepte thematisiert wurden, die innerhalb der Kantonsgrenzen lagen; Dialekte ausserhalb wurden kaum erwähnt). Die Kantone Ob- und Nidwalden sind beide durchwegs katholisch geprägte Kantone, weshalb die Konfession innerhalb dieser beiden Kantone nicht zur Legitimation von Kategorisierungen herangezogen werden kann. Der Kanton Bern, der ennet dem Brünig zu liegen kommt, hingegen ist durchwegs protestantisch: Dass die eingezeichneten Gebiete auch an der Grenze zum Kanton Bern haltmachten, mag u. a. darauf zurückzuführen sein, dass dort nicht nur die politische, sondern auch die konfessionelle Grenze eine Rolle spielte. Explizit thematisiert wurde dieser Umstand aber kaum.

würde ich stark dafür votieren, dass die Frage danach, welche einzelnen Einflussfaktoren nun bestimmend sind bezüglich der Konzeptualisierung von Sprachräumen, auch nicht zielführend ist im Hinblick auf die Identifikation relevanter Steuerungsgrößen. Wahrscheinlicher nämlich, als dass sich Menschen bei der mentalen Strukturierung ihrer sprachlichen Umgebung an einzelnen Grössen orientieren, ist, dass sie sich an einem Konvolut derselben orientieren (vgl. dazu den theoretischen Hinweis auf die *erlebten Räume*): Wichtig bei der Orientierung ist dabei einzig, welchen Grössen die Probandinnen und Probanden eine gewisse Bedeutung beimessen. Werden sie nach sprachlich ähnlichen Gebieten gefragt, transponieren sie diese Frage nämlich offenbar unbewusst auf andere Bereiche wie die politische, soziale oder naturräumliche Ebene. Gebiete, die interindividuell prominent als sprachlich ähnlich repräsentiert sind, sind auch solche Gebiete, die in politischer, sozialer und naturräumlicher Hinsicht für die Probandinnen und Probanden eine gewisse Bedeutung haben. Nicht selten überlagern sich solche bedeutungsvollen Räume auch (vgl. die Ausführungen zu Engelberg, Lungern und dem Sarneraatal).

Der zweite Zugang versuchte über Gebietsbezeichnungen, damit korrespondierende Gebiete und mit diesen Gebieten in Verbindung gebrachte weitere Wissensinhalte bspw. über den Dialekt oder die Bewohner zu eruieren, welche Dialektkonzepte bei den Probandinnen und Probanden prominent interindividuell repräsentiert sind. Gezeigt hat sich dabei, dass das Konzept des Ortsdialekts am frequentesten vertreten ist, gefolgt vom Konzept des Kantonsdialekts. Das Konzept, auf das am dritthäufigsten zurückgegriffen worden ist, ist jenes des Mehr-Ort-Dialekts – wobei man sich hier natürlich fragen kann, ob dieses Konzept nicht einfach eine Unterkategorie des erstgenannten Ortsdialekts darstellt.⁸⁸ Wichtig weniger aufgrund ihrer Frequenz als vielmehr aufgrund ihrer

88 Eingangs dieses Kapitels wurde darauf hingewiesen, dass die handgezeichneten Karten der Probandinnen und Probanden in den meisten Fällen dem Kartentyp «Knotenpunktwissen» und dem Kartierungstyps «selektiver Kartierungstyp» entsprechen (vgl. Fussnote 78). Dabei stellt sich die Frage, warum genau diese Karten- resp. Kartierungstypen vorherrschend sind und nicht etwa «streckenwissenbezogene» (Anders 2010b, S. 192) Karten- oder «autozentrische» (Anders 2010b, S. 198) resp. «exhaustive» (Anders 2010b, S. 196) Kartierungstypen, die in anderen wahrnehmungsdialektologischen Studien durchaus vorkommen. Vor dem Hintergrund der präsentierten Ergebnisse lässt sich nun vermuten, dass die Probandinnen und Probanden den Kartentyp «Knotenwissen» dem Kartentyp «Streckenwissen» in der Regel vorziehen, da sie mit einer Nahraumkarte konfrontiert sind, die bei ihnen v.a. die Kategorie «Ortsdialekt» aktiviert. Aus diesem Grund suchen die Probanden Orte, denen sie dann Dialekte zuteilen – und generieren somit in erster Linie Karten der Kategorie «Knotenpunktwissen». Natürlich gibt es auch Probanden, die sich an Grenzverläufen orientieren (Typ «Streckenwissen»), aber die sind in der Unterzahl. Die Frage, warum bei den Kartierungstypen eher selektive und nicht exhaustive Strategien auszumachen sind, hängt m. E. mit dem ersten Punkt zu-

besonderen Qualität zeigten sich Bezeichnungen, die auf inhaltliche Aspekte von Dialektgebieten Bezug nehmen, so wie wenn etwa der Dialektraum um Sarnen als *Gemisch* bezeichnet wird oder der Dialektraum um Hergiswil als nach Luzern orientiert.

Bezüglich der Kategorie Ortsdialekt ($n = 171$) ist nun Folgendes relevant: Es gibt im Untersuchungsgebiet offenbar Ortsdialekte, die prominenter interindividuell repräsentiert sind als andere (vgl. dazu die Ausführungen von Stoeckle 2014, S. 366–367, zu «stereotypisierten Gebieten»). An erster Stelle ist dies der Engelberger Dialekt, gefolgt vom Lungerer Dialekt. Diese beiden Dialekte haben gemein, dass auf sie nicht nur mit den Ortsnamen *Engelberg* und *Lungern*, sondern explizit mit der Formulierung *Engelberger* bzw. *Lungerer Dialekt* referiert wird. Dies widerspiegelt, dass diese Dialekte gemeinhin als «typische», «echte», «urige» Dialekte gelten, was in den Kartenkommentaren auch zur Geltung kommt.

Ortsnamen, die – wie Engelberg und Lungern – ebenfalls häufiger singular zur Bezeichnung eines Dialektgebiets gebraucht werden, als dass sie in Kombination vorkommen, gibt es einige weitere: Darunter finden sich die Bezeichnungen *Stans*, *Beckenried*, *Hergiswil*, *Emmetten*, *Seelisberg* und *Schwanden*. Diesbezüglich zeigte sich, dass die singuläre Nennung eines Ortsnamens nicht – wie man vielleicht annehmen könnte – automatisch bedeutet, dass der betreffende Dialekt auch als ortsspezifisch oder typisch beurteilt wird. Wohl ist dies bei *Stans*, *Beckenried*, *Emmetten* und *Schwanden* der Fall, diese Dialekte werden eher für «speziell» gehalten, nicht aber bei *Hergiswil* oder *Seelisberg*. Bei *Hergiswil* wird viel eher thematisiert, dass dieser Dialekt nach Luzern orientiert sei; bei *Seelisberg*, dass er zum Kanton Uri gehöre.

Ortsnamen, die häufiger (oder gleich häufig) in Kombination mit anderen Ortsnamen gebraucht werden, sind *Giswil*, *Sarnen*, *Kerns*, *Sachseln*, *Alpnach*, *Dallenwil* und *Melchtal*. Auch hier sind die Gründe dafür, weshalb Ortsnamen zusammengefasst werden, um Dialektverbünde zu repräsentieren, unterschiedlich: Im Falle von *Giswil* etwa erscheint der Ortsname *Giswil* fast ebenso häufig auch in Zusammenhang mit Ortsnamen wie *Lungern* oder *Schwanden*, womit

sammen: Die Probanden gehen von Ortsdialekten aus und zeichnen ausgehend vom Ort die Ausdehnung des Dialekts ein. Sie verfolgen nicht das Ziel, die Karte möglichst gleichmässig aufzuteilen, sondern sind darauf aus, die einzelnen Ortsdialekte möglichst sichtbar zu machen – was beim selektiven Kartieren besser gelingt als beim exhaustiven. Dass nicht autozentrisch vorgegangen wird, liegt an der Kleinräumigkeit der vorgelegten Grundlagekarte: Die Probandinnen und Probanden kennen sich im Gebiet, das sie auf der Karte abgebildet einteilen sollen, aufgrund ihrer Alltagserfahrung gut aus. Das heisst, sie haben nicht nur Kenntnis vom eigenen Dialekt und dessen Ausdehnung, sondern auch eine ziemlich genaue Vorstellung von den übrigen Dialekten und Dialektgebieten, die sie in den Zeichnungen ebenso würdigen.

ein Konzept thematisiert wird, das den «oberen Teil» des Sarneraats als dialektal «urtümlich» beschreibt. Bei *Sarnen* hingegen zeigte sich, dass dieser Ortsname mit Namen von Orten zusammengefasst wird, die allesamt im unteren Sarneraatal zu liegen kommen; wohl um auch explizit an der Bezeichnung festzumachen, dass im Sarneraatal – das von den jeweils genannten Ortsnamen quasi begrifflich vertreten wird – der Dialekt nicht mehr so gesprochen werde, wie früher, sondern sich alles «vermische». Die Bezeichnungen *Kerns*, *Sachseln*, *Alpnach*, *Dallenwil* und *Melchtal* schliesslich lassen sich inhaltlich zusammenfassen: Es handelt sich dabei um Bezeichnungen von Dialekten resp. um Dialektkonzepte, die die besagten Dialekte nicht als spezifisch Ortsdialekte, sondern einem grösseren Dialektverbund zugehörig erfassen, wohl aus dem Grund – so kann man den Kommentaren entnehmen – dass ihnen keine Eigenheit zugeschrieben werden kann.

Inhaltlich weisen die Ergebnisse zu den Kategorien *Ort bzw. Gemeinde* resp. *mehrere Orte bzw. Gemeinden* insgesamt darauf hin, dass – bei vorliegender methodischer Anlage, d. h. bei dem vorgelegten lokalen Kartenausschnitt – die Kategorie Ortsdialekt als *basic-level*-Kategorie eingestuft werden kann. Dies entspricht bei einem eher regionalen oder überregionalen Kartenausschnitt der Kategorie Kantonsdialekt (vgl. dazu Christen 2010; die Kategorie *Kanton* ist im vorliegenden Setting rein quantitativ auch deutlich weniger frequent). Die Kategorie des Ortsdialekts wird dabei inhaltlich unterschiedlich gefüllt: Einmal bezeichnet ein Ortsdialekt einen Dialekt, der typisch und spezifisch ist für den Ort, ein andermal bezeichnet er einen Dialekt, der an den Ortsgrenzen festgemacht wird, aber inhaltlich mit Informationen wie «nach X orientiert», «vermischt» gefüllt wird. Die Kategorie des Ortsdialekts ist demnach inhaltlich dehnbar – allerdings nicht unbegrenzt: Während etwa der Sarner Dialekt durchaus als Ortsdialekt konzeptualisiert wird (er tritt in der Kategorie *Ort bzw. Gemeinde* gleich häufig auf wie in der Kategorie *mehrere Orte bzw. Gemeinden*), trifft dies für den Dialekt der Orte Kerns, Sachseln und Alpnach nicht mehr zu: Sie werden häufiger in Kombination mit anderen Ortsnamen genannt und, so lässt sich schliessen, auch nicht als Ortsdialekte konzeptualisiert, sondern als Mehr-Orts-Dialekte. Es scheint also Qualitäten zu geben, die einen Ortsdialekt als solchen auszeichnen, während diese den Mehr-Orts-Dialekten fehlen. Die Qualität der irgendwie gearteten Spezifik scheint ein solches Merkmal zu sein.

Wenn man sich anschaut, welche Dialekte als Ortsdialekte konzeptualisiert werden, so handelt es sich dabei mehrheitlich um Dialekte, die Orten zugeschrieben werden, welche – vgl. auch die Ausführungen in Kap. 11 – für die Probandinnen und Probanden auf unterschiedlichen Ebenen von Bedeutung sind: Engelberg und Seelisberg etwa werden thematisiert, weil sie von den Anfahrtswegen her von ihren Mutterkantonen abgeschnitten sind, Engelberg zudem aufgrund

seines Status als bekannte Tourismusdestination; Lungern und Hergiswil werden aufgrund von naturräumlichen Begebenheiten gesellschaftlich diskutiert (Lungern, das topografisch höher zu liegen kommt als die restlichen Orte im Kanton; Hergiswil, das lange Zeit aufgrund des Loppers von Nidwalden getrennt war); Lungern wird zudem als Grenzort zu Bern thematisiert und Hergiswil als Grenzort zu Luzern. Alle eben genannten Orte werden zudem für periphere Orte gehalten, Sarnen und Stans hingegen eher für zentrale Orte, u. a. darum, weil sie die Hauptorte der Kantone Ob- und Nidwalden darstellen; Beckenried und Emmetten sind Dörfer, denen ein gewisses Eigenleben zugeschrieben wird usw. Die Beobachtung, dass sich Probandinnen und Probanden bei der Konzeptualisierung von Dialekten an Räumen orientieren, die für sie eine gewisse Bewandtnis haben, scheint also auch hier wieder aufzuscheinen.

Hierbei drängt sich natürlich die Frage auf, welche Aspekte denn nun für die Bedeutsamkeit von Orten verantwortlich gemacht werden können: Sind es eher die aussersprachlichen Aspekte, deren Qualität automatisch auf die sprachlichen Aspekte übertragen wird? Oder sind es sprachliche Aspekte, die einen Ort als bedeutsam in Erscheinung treten lassen, und die auch auf andere lebensweltliche Aspekte einwirken? Stoeckle (2014, S. 491–492) folgert in seiner Studie, dass hauptsächlich aussersprachliche Grössen massgebend seien für die Konzeptualisierung von Dialekträumen und sprachliche Grössen eine sekundäre Rolle spielten. Dies schliesst er v. a. daraus, dass die sprachlichen Merkmale, die in Zusammenhang mit den Gebieten thematisiert werden, eine andere sprachgeografische Gliederung ergeben als jene Merkmalskonstellationen, die die Dialektologie mit den Gebieten in Verbindung bringen. Dementsprechend sei «eher davon auszugehen, dass Dialektgebiete zunächst aufgrund außersprachlicher Kriterien wie Geographie, politischer/kultureller Zugehörigkeit oder Urbanität/Ländlichkeit konstruiert werden und im zweiten Schritt sprachliche Merkmale darauf projiziert werden» (Stoeckle 2014, S. 491). Stoeckle wertet also korrekte Merkmalsnennungen als Argument dafür, dass sich die Probandinnen und Probanden in diesem Falle bei der Konstruktion von Dialektkonzepten eher an sprachlichen Phänomenen orientieren (vgl. dazu auch Stoeckle 2014, S. 432). Meines Erachtens ist vielmehr davon auszugehen, dass diese Prozesse nicht so strikte voneinander zu trennen sind. Bei der Konstruktion von Räumen zu besonderen Räumen resp. von Orten zu besonderen Orten spielen sowohl sprachliche als auch nicht sprachliche Elemente eine Rolle: Sie alle machen Räume für die Probandinnen und Probanden zu bedeutungsvollen Räumen. Die Korrektheit bzw. Inkorrektheit laienlinguistischer Äusserungen als Argument für eine mehr oder weniger sprachlich orientierte Konstruktion von Räumen anzuführen, ist m. E. zudem völlig verfehlt: Bei den laienlinguistischen Modellierungen von Sprache und Raum handelt es sich ein-

fach um andersartige Modellierungen als sie in der Wissenschaft und konkret in der traditionellen Dialektologie vertreten werden. Laien verbinden offenbar diese sprachlichen Elemente mit den von ihnen konstruierten Räumen, die ihnen in diesem Zusammenhang wichtig sind (vgl. dazu das Konzept des *enregisterment*, Kap. 5.2.2).

11 Diskursive Konstituierung des Sprachraums

Und innerhalb von Nidwalden gibt es schon Unterschiede. Wenn man ins Tal hineingeht, wird alles karger, auch die Sprache. Es ist urchiger, bodenständiger, auch ein bisschen traditioneller, auch nicht mehr so kulturbeflissen im Sinne von Interesse für die Welt. Aber nichts gegen diese Leute, es ist einfach anders.

Draw-a-map-task Nahraum, Probandin PB53

Während im vorangehenden Kapitel der Fokus auf der mentalen Strukturierung der sprachräumlichen Umgebung der Probandinnen und Probanden lag, soll in diesem Kapitel die diskursive Konstituierung des Sprachraums im Zentrum stehen. Dabei muss betont werden, dass diese beiden Entitäten realiter nicht unabhängig voneinander existieren: So trägt die diskursive Verhandlung sprachräumlichen Wissens entschieden zur Ausbildung mentaler Strukturen bei (vgl. dazu die Ausführungen zur Metasprache, Kap. 4), die mentalen Strukturen wiederum prägen unsere Wahrnehmung der Welt (vgl. dazu das Wahrnehmungsmodell von Anders 2010a, Kap. 2.2.1), die sich, konkret sprachlich thematisiert, wiederum im Diskurs niederschlagen. Der Entscheid, diese beiden Entitäten losgelöst voneinander zu betrachten, rührt in erster Linie daher, dass sie auf der Grundlage einer je unterschiedlichen Datenbasis diskutiert werden: Während den Überlegungen zur mentalen Strukturierung der sprachräumlichen Umgebung in erster Linie die handgezeichneten Karten der Probandinnen und Probanden zugrunde lagen, fungieren in diesem Kapitel die Kartenkommentare der Probandinnen und Probanden als Datenbasis (vgl. für das methodische Vorgehen Kap. 8.4.5).

Die Analyse der Kartenkommentare hat nun zum Ziel, zu eruieren, welche Wissensinhalte zum untersuchten Sprachraum diskursiv kursieren: Die Kartenkommentare werden dabei als Gefäß betrachtet, in welchem sich der raumbezogene Alltagsdiskurs niederschlägt. Ausgeschlossen werden vorerst die konkreten dialektalen Merkmalsnennungen der Probandinnen und Probanden: Sie werden in Kap. 12 gesondert betrachtet.⁸⁹ Der Grund dafür ist hauptsächlich, dass die dialektalen Merkmalsnennungen für vorliegende Arbeit einen derart grossen Stellenwert einnehmen, dass für deren Diskussion ein eigenes Kapitel nötig ist. Ungeachtet dessen werden sie natürlich auch als inhaltliche Konstitu-

⁸⁹ Mit dieser gesonderten Betrachtung der laienlinguistischen Thematisierung dialektaler Merkmale einerseits und weiterer Assoziationen zum Sprachraum andererseits wird vorliegend anders vorgegangen als etwa bei Anders 2010b oder Stoeckle 2014 (vgl. dazu näher Kap. 12.1).

Tab. 9: Kategorisierungsebenen nach Weichhart (2008) zur Einteilung der sprachraumbezogenen Metakommunikate

Kategorie
Elemente der Natur
Elemente der materiellen Kultur
Sitten und Gebräuche
Gefüge sozialer Interaktionen
Sprache

enten des raumbezogenen Alltagsdiskurses der Probandinnen und Probanden aufgefasst.

Die Wissensinhalte, die die Probandinnen und Probanden mit dem erfragten Dialektraum in Verbindung bringen, sind mannigfach. Um einen Überblick über diese Vielfalt zu gewinnen, wird auf den in Kap. 3.1.3 eingeführten Begriff des *erlebten Raumes* zurückgegriffen. Dieser Begriff bezeichnet den Umstand, dass Menschen den sie umgebenden Raum als Realität konzipieren, in der die einzelnen räumlichen Bestandteile wahrgenommen werden als

ganzheitliches Amalgam, in dem Elemente der Natur und der materiellen Kultur, Berge, Seen, Wälder, Menschen, Baulichkeiten, Siedlungen, Sprache, Sitten und Gebräuche sowie das Gefüge sozialer Interaktionen zu einer räumlich strukturierten Erlebnisgesamtheit zu einem kognitiven Gestaltkomplex verschmolzen sind (Weichhart 2008, S. 82–83).

Diese Beschreibung von Weichhart dient nun – obwohl sie nicht als exhaustiv und abschliessend eingeschätzt werden darf, wohl aber einen nützlichen ersten Bezugsrahmen bietet – der Bildung einer Kategorisierung, anhand derer die sprachraumbezogenen Metakommunikate der Probandinnen und Probanden geordnet werden. Die Kategorisierungsebenen, die aus der Beschreibung abgeleitet werden, sind: *Elemente der Natur*, *Elemente der materiellen Kultur*, *Sitten und Gebräuche*, *Gefüge sozialer Interaktionen* und *Sprache*. Dabei werden nicht alle im Zitat genannten Begriffe sichtbar in die Kategorisierung aufgenommen: Die Begriffe «Berge», «Seen» und «Wälder» etwa werden als Unterkategorien zur Kategorie *Elemente der Natur* aufgefasst, weshalb sie nicht als eigenständige Kategorisierungsebenen aufscheinen; die Begriffe «Baulichkeiten» und «Siedlungen» werden als Unterkategorien zur Kategorie *Elemente der materiellen Kultur* eingestuft, weswegen auch sie unsichtbar bleiben; der Begriff «Menschen» schliesslich wird als Oberbegriff zu den Ebenen *Sprache*, *Sitten und Gebräuche* und *Gefüge sozialer Interaktionen* bestimmt (vgl. Tab. 9).

Diese Kategorienbildung ist natürlich nicht unproblematisch, v. a., weil die Kategorien nicht trennscharf sind. Am augenfälligsten ist die fehlende Trenn-

schärfe beim Kategorienkomplex, der dem Oberbegriff «Mensch» zugeordnet werden kann: Das *Gefüge sozialer Interaktionen* ist beträchtlich von *Sitten und Gebräuchen* bestimmt und die *Sprache* selbst kann zu diesen *Sitten und Gebräuchen* gezählt werden. Insgesamt scheint dieser Komplex verbunden zu sein über einen weiteren Begriff, den Begriff der gesellschaftlichen Norm, was es schwierig macht, die Ebenen auseinanderzuhalten. Ein Argument für das Auseinanderhalten dieser Aspekte gesellschaftlicher Normierung ist, dass es sich dabei um je unterschiedliche Aspekte derselben handelt (bezogen auf die *Sprache*, auf die *Sitten und Gebräuche* usw.). Zu Abgrenzungsproblemen führen auch die beiden Ebenen *Elemente der Natur* und *Elemente der materiellen Kultur*, da die Grenze zwischen Natur und Kultur zuweilen nicht so deutlich gezogen werden kann (man denke an die menschlichen Eingriffe zur Erhaltung und zum Schutz der Natur). Überdies ist der «Mensch» als Oberkategorie auch bei diesen beiden Ebenen nicht irrelevant, v. a. bei der Ebene *Elemente der materiellen Kultur*: So manifestieren sich von Menschen gemachte, gesellschaftliche Strukturen (das *Gefüge sozialer Interaktionen*) häufig auch materiell (vgl. Kap. 11.2): Man denke an bauplanerische Massnahmen, die den gesellschaftlichen Raum in Städten aufwerten wollen und zu erhöhtem sozialem Austausch beitragen wollen.

Der eben erläuterten Problematik durchwegs im Klaren, der Chance einer solchen Kategorisierung aber umso mehr, werden nachfolgend die interindividuell prominent repräsentierten sprachraumbezogenen Metakommunikate der Probandinnen und Probanden nach den fünf Kategorien geordnet präsentiert (vgl. für die konkreten Vorkommenshäufigkeiten der thematisierten diskursiven Strukturen die Tabelle im digitalen Anhang unter 10). Diese Kategorien sind weiter in Unterkategorien geordnet, die sich induktiv aus der Datenanalyse ergeben haben. Insgesamt werden mit dieser Anlage unterschiedliche diskursive Strategien sichtbar, mit denen die Probandinnen und Probanden den sie umgebenden Raum als Sprachraum organisieren: Sei dies auf der Ebene der *Natur*, der *materiellen Kultur*, der *Sitten und Gebräuche*, des *Gefüges sozialer Interaktionen* oder auf der Ebene der *Sprache* selbst.

11.1 Elemente der Natur

Die Metakommunikate der Probandinnen und Probanden, die – im Kontext der diskursiven Konstruktion des Sprachraums – auf die Ebene der *Natur* bzw. des Naturraums bezogen werden können, sind zahlreich. So wird die gängige Aufteilung des Untersuchungsgebietes in Ob- und Nidwalden (vgl. Kap. 10.1) mitunter ästhetisch illustriert, indem die je unterschiedlichen (natur)landschaftlichen Vorzüge des einen oder anderen Naturraums hervorgehoben werden.

Einigkeit scheint hierbei darüber zu bestehen, dass Obwalden «das schönere Land» (PB58) sei als Nidwalden: «Mich dünkt eigentlich das Obwaldner Land schöner, von der Gegend her, es ist flächiger, wir haben mehr Berge», findet etwa PB59 aus Stans. Diese Meinung teilt PB53, ebenfalls aus Stans: «Obwalden ist weiter, sanfter, lieblicher. Nidwalden ist enger, rauer, mit den Krächen.» Aber nicht nur die Einteilung nach Kanton, auch anderweitige Einteilungen des Sprachraums werden naturräumlich begründet: So finden sich prominente (natur)räumliche Metaphern (Kap. 11.1.1), mit denen zwischen einem *Hinten* und einem *Vorne* im Raum unterschieden wird oder zwischen einem *Oben* und einem *Unten*; diesen unterschiedlichen horizontalen und vertikalen Lagen im (Natur)Raum werden alsdann unterschiedliche Attribute zugewiesen. Solche Einteilungen ergänzend, kursieren Konzepte von Räumen, die als *abgeschlossen* oder *dazwischenliegend* konstruiert werden. Prominent diskutiert werden überdies natürliche Grenzen und natürliche Übergänge (Kap. 11.1.2), die die sprachliche Ausgestaltung der Region in der Einschätzung der Probandinnen und Probanden beeinflussen, und auch die Nähe oder Distanz von spezifischen räumlichen Einheiten zueinander (Kap. 11.1.3).

11.1.1 (Natur)räumliche Metaphern

Ein Begriffspaar, das im Zusammenhang mit der Einteilung des Naturraumes oft genannt wird, ist *hinten* und *vorne*: Mit diesen zueinander komplementären Begriffen, die als konzeptuelle Metaphern gelten können, wird der Raum mental so organisiert, dass das Alte, Traditionelle, Bewahrende *hinten* vorzufinden ist, während sich das Neue, Fortschrittliche und Fortschreitende *vorne* befindet.

Dieses Schema wird häufig explizit auf die Sprache bezogen, etwa wenn davon die Rede ist, dass der Dialekt «im Tal hinten schon breiter wird» (PB53): «Das kommt ganz hinten ganz ausgeprägt. Ein Stanser sagt das nicht, der Stanser sagt wieder *d Liit*.» (PB41) Die «breiten» und «ausgeprägten» Dialekte werden also in die hinteren Gefilde der Täler verortet. Von dieser Einteilung zeugt auch das Zitat von PB19, die zu Protokoll gibt, dass man «den Nidwaldner Dialekt» – im Sinne des «echten» und «ursprünglichen» Nidwaldner Dialekts – «erst hier hinten findet». Im Zusammenhang mit einer Frage zum Sprachwandel doppelt PB19 zudem nach, dass sie es nicht so problematisch finde, wenn sich der Dialekt in jenen Orten verändere, in denen dies kaum aufzuhalten sei. «Hinten im Kanton» aber, dort dürfe das nicht passieren, da sich der Dialekt sonst gar nicht mehr rehabilitieren könnte: «Es wäre schade, wenn es hinten, von Stans aufwärts, anders wäre. Es wäre fast nicht möglich, dass sich der Nidwaldner Dialekt wieder etablieren würde.» (PB19) Das «Hinten» im Raum wird also

gewissermassen auch als Jungbrunnen oder gar als Brutstätte von Dialekten gesehen, von wo aus sie sich neu entfalten und verbreiten können.

Die Einschätzung, dass «hinten» im Raum «ausgeprägter», «breiter», ja überhaupt Dialekt gesprochen werde, sehen die Befragten in Gründen, die weiter unten detailliert besprochen werden. Angeführt werden etwa Aspekte der Bevölkerungsstruktur, z. B. dass «hinten» im Raum mehr Einheimische leben, während es «vorne» im Raum mehr Zuzüger gibt: «Das fällt mir auf, wenn ich ins Tal hineingehe: Ich unterrichte auch in Büren, dort hinten nidwaldnern sie tatsächlich noch, weil es auch mehr Einheimische gibt, die dort wohnen.» (PB57) Dass es in den Gebieten weiter «vorne» «mehr Zuzüger [hat] als hinten im Tal» (PB38), bringen die Probandinnen und Probanden mit einem entsprechenden Dialektgebrauch in Verbindung: «Je mehr man nach vorne kommt, Stansstad, Hergiswil, Stans ist natürlich auch schon ganz extrem, Ennetbürgen vermutlich auch, desto mehr nimmt es natürlich ab.» (PB57) Die Dialekte «vorne», die seien dann «weniger urchig, flacher» (PB53). Der Stanser Dialekt, beispielsweise, der «hebt sich ab vom Tal hinten. Er ist eigentlich fast ein städtischer Dialekt, mit Hergiswil-Stansstad sowieso» (PB51).

Der horizontale Standort im Raum wird aber nicht nur als sekundärer Einflussfaktor – z. B. «hinten» im Raum wohnen mehr Einheimische als «vorne» ergo wird ein spezifischer Dialekt gesprochen – für die Konfiguration von Dialekten gewertet, sondern es wird auch ein direkter Einfluss des Naturraumes auf die Ausgestaltung von Sprache und Menschen angenommen. PB30 etwa vermutet: «Ich habe das Gefühl, die sind auch noch urchiger als die vorne. Einfach, weil hinten das Tal ist, abgeschlossener.» Und PB53 erklärt: «Wenn man ins Tal hineingeht, wird alles karger, auch die Sprache. Es ist urchiger, bodenständiger, auch ein bisschen traditioneller, auch nicht mehr so kulturbeflissen im Sinne von Interesse für die Welt. Aber nichts gegen diese Leute, es ist einfach anders.» Während PB30 die Enge und Abgeschlossenheit des Tales anführt, ist es bei PB53 die Kargheit der Gegend, die als Ursache für die Art der Sprache und der Menschen, die sie sprechen, gewertet wird. So deutlich wird dieser Bezug indes nicht immer expliziert; oft finden sich auch Äusserungen wie jene von PB25, der verkürzt vom Naturraum auf den Charakter der Menschen schliesst: «Was soll ich sagen. Also ich habe nicht die gleichen Ansichten wie ein Altzeller. Das ist einfach so, das sind Knebelgrinde dort hinten.»

Während aus der Nahraumperspektive, d. h. mit Fokus auf die Kantone Ob- und Nidwalden, der «reine Dialekt» (PB42) «hinten» im Tal und der «weniger urchige, flachere Dialekt» (PB53) «vorne» im offenen Gefilde gesprochen wird, kann das Begriffspaar offenbar auch auf die Makroperspektive angewendet werden, wo folglich Ob- und Nidwalden «hinten» auf der sprachlichen Landkarte verortet wird, wie das Zitat von PB37 illustriert: «Ja, das habe ich auch schon als

Rückmeldung gekriegt, eben, ich würde *länderen*. Das ist dann einfach so der Dialekt der Innerschweiz, also schon eigentlich von uns hinten, Ob-/Nidwalden.»

Die horizontale Gliederung des Raumes wird indes nicht nur statisch, mit Begriffen wie «hinten» und «vorne», konzeptualisiert, sondern auch dynamisch, mit Begriffen wie *hineingehen* und *hinausgehen*. Dabei ist es das *Hineingehen*, mit dem eine Zunahme an Dialektalität und Ursprünglichkeit assoziiert wird, während das *Hinausgehen* gegenteilige Assoziationen auf sich vereint. PB23 antwortet auf die Frage, ob man sich in Hergiswil dem Dialekt der Stadt Luzern annähere: «Ja, würde ich sagen. Denn wenn Sie nach Stans gehen, in die *Länder* hineingehen – Hergiswil gehört einfach nicht dazu.» Die Sprache, so die Übereinkunft, wird umso urchiger, je mehr man «ins Tal hineingeht»: «Das sind richtige Nidwaldner, v. a., umso weiter nach hinten es geht», findet PB25, selbst ein Nidwaldner aus Hergiswil, mit Bezug auf die «echten Nidwaldner». Einschätzungen dieser Art finden sich viele weitere. PB30 etwa meint: «Wohingegen hier, hier gegens Tal hinein, hier wird es urchiger.»

Die komplementäre Metapher zum *Hineingehen* ist das *Hinausgehen*, mit dem eine Abnahme an Dialektalität und Ursprünglichkeit assoziiert wird. Besonders schön illustriert wird dieser Umstand mit einem Zitat von PB23, die – mit Wohnsitz in Hergiswil und ihrem Beruf als Trachtenschneiderin – immer wieder Kundschaft bei sich zu Hause empfängt:

Es ist auch herzig, wenn ich mit Kundschaft zu tun habe, im Zusammenhang mit den Trachten, die sind ja dann meistens aus Stans oder Wolfenschiessen. Ich sage dann jeweils: Ich komme schon nach Stans, das ist kein Problem. Und dann sagen sie: Nein, nein, wir kommen gerne raus um zu schauen, wies bei euch aussieht. Als ob sie jahrelang nicht mehr draussen gewesen wären.

Der Metaphernkomplex *hineingehen* – *hinausgehen* beschränkt sich indes nicht auf die Sprache, sondern entspricht einem konzeptuellen Schema, das in globo auf die sozialräumliche Welt angewendet wird. Hergiswil ist ein Ort im Kanton Nidwalden, der, wenn es um Zugehörigkeiten geht, stark thematisiert wird (vgl. auch die Ausführungen weiter unten): Naturräumlich vom Rest des Kantons abgeschnitten durch den Hügelizege Lopper und sozialräumlich mit einer anderen Bevölkerungsstruktur ausgestattet, als sie in Nidwalden üblich ist, wird die Zugehörigkeit von Hergiswil zu Nidwalden oft in Frage gestellt. Das *Hinausgehen* hat also bestimmt diese zweifache Bedeutung und gilt auch für die Sprache, die, wie auch PB23 sagt, eher als in Richtung Luzern orientiert konzeptualisiert wird.

Ein zweiter prominent repräsentierter konzeptueller Metaphernkomplex ist *oben* – *unten*. Inhaltlich funktioniert er gleich wie *hinten* – *vorne*: *Oben* findet sich das Alte, Traditionelle, Bewahrende, während *unten* das Neue, Fortschrittliche und Fortschreitende zu suchen ist. So erklärt zum Beispiel PB44, dass «das,

was man da oben sieht, Schwendi-Stalden, alles, was erhöht ist, das spricht ganz anders.» Und ebenso PB21: «Den Durchschnitts-Hergiswiler, -Krienser, -Horwer oder -Luzerner kann man nicht unterscheiden. Am Berg oben ist es anders.»

Oft wird das Lokaladverb *oben* ergänzt durch Präpositionalattribute wie «am Berg» oder «in den Bergen». Häufig wird *oben* auch gar nicht explizit gemacht, sondern nur der Bezug zu den Bergen geschaffen: «Dort ist es urchiger, die gehen mehr in die Berge rein», meint etwa PB26 und PB51 findet: «Dies hier dünkt mich gebirgiger. Ein Wolfenschiesser, ein Beckenrieder, ein Emmetter und Ennetbürgen-Buochs, da merkt man einen Unterschied, von der Betonung her.» In ähnlicher Weise äussert sich auch PB42: «Komischerweise sagen die Schwander, die auf der anderen Seite des Sees wohnen, das auch wieder. Die beiden Bergvölker, die etwas oberhalb leben, haben einen kernigeren Dialekt als die im Tal.» Bei PB42 klingt an, dass mit den «kernigeren Dialekten» am Berg auch wieder Menschengruppen in Verbindung gebracht werden, er spricht von «Bergvölkern». Auch bei PB44 wird deutlich, dass nicht nur die Sprache, sondern auch die Menschen «oben» anders konzeptualisiert werden: «Ja. Lungern ist natürlich schon noch ein Bergdorf, vom Anfahrtsweg her wohnt dort auch nicht jeder.» Und auch hier scheinen wiederum die beiden Strategien auf, den Naturraum einerseits als direkte Ursache (Aussage zu den «Bergvölkern» von PB42) und andererseits als indirekte Ursache (Aussage zum Anfahrtsweg und dass deshalb in Lungern nicht jeder wohnt, von PB44) auf den Charakter von Menschen und Sprache begriffen wird. Ähnliche Ergebnisse weist Stoeckle (2014, S. 391) nach, dessen Probanden im Untersuchungsgebiet Dreiländereck v. a. die Regionen um den Kaiserstuhl und den Hotzenwald als stark dialektal bezeichnen. Ein Element, das zu dieser Charakterisierung beiträgt, ist wohl, dass es sich bei diesen Gebieten tatsächlich um topografische Erhebungen handelt (vgl. die Attribute «am Berg», «in den Bergen», die eben diskutiert wurden). Zwar gibt es in Stoeckles Anordnung noch weitere Gebiete, die in erhöhten Lagen liegen, das Gebiet um den Kaiserstuhl wird wohl aber deshalb so prominent genannt, weil es in einer Fläche zu liegen kommt und sich dementsprechend stark von seiner Umgebung abhebt. Weiter ist natürlich nicht zu unterschätzen, welche Bekanntheit die Regionen Kaiserstuhl und Hotzenwald bspw. in touristischer Hinsicht haben, weshalb diese beiden Gebiete zu sogenannten «stereotypisierten Gebieten» (Stoeckle 2014, S. 366–367) gezählt werden können, die diskursiv stark verhandelt werden.

Komplementär zur konzeptuellen Metapher des *Oben* wird jene des *Unten* angesetzt. *Unten* wird nun eine Sprache und damit auch eine Sprechergruppe angesiedelt, die ganz anders ausgestaffiert wird als jene *oben*. So herrscht etwa Einigkeit darüber, dass die Menschen «unten» «im Talboden [...] eher städtisch geprägt» sind (PB45), was wiederum Auswirkungen auf den Dialekt hat: «Ich

habe das Gefühl, die unten, die sind schon ziemlich verwaschen», meint etwa PB30 und PB42 pflichtet bei, dass das, was «starke Dialekte» ausmache, «in den unteren Gebieten aufgeweicht» sei (PB42). Zum Teil wird gar moniert, dass «[i]n diesen Gebieten hier unten [...] die Jungen natürlich zum Teil schon gar keinen Dialekt mehr» sprächen (PB26). Wie stark das Konzept, der vertikale Standort im Raum habe einen direkten Einfluss auf den Dialekt, internalisiert ist, zeigt das Zitat von PB29, der meint: «Also ich bin jetzt auch einer, der den Dialekt behalten will, ich spreche auch unten so.» Man erhält hier den Eindruck, dass beim Hinuntersteigen in der Landschaft ein Rückgang des Dialektes zu befürchten sei. Diese dynamische, verlaufsartige Komponente – d. h., dass nicht von einem dichotomen «oben» und «unten» ausgegangen wird, sondern von einem fließenden Übergang zwischen zwei Polen – unterstreichen auch folgende zwei Zitate: «Ich würde sagen, er ist auch wieder wie der Lungerer, urchig, sehr urchig. Und er nimmt gegen unten ab.» (PB34), «Wenn ich nach Engelberg fahre, ist klar, Wolfenschiessen kommt auch noch in das rein, Grafenort auch noch eher. Und dann geht es den Pass rauf und wir haben mit Engelberg eine ganz andere Art.» (PB44) So gibt es also auch bezüglich der vertikalen Dimension des Raumes eine dynamische Konzeption, diejenige des *Hinauf* und *Hinunter* nämlich, der auf vertikaler Ebene das *Hineingehen* und *Hinausgehen* entspricht.

Eine weitere konzeptuelle Metapher, die prominent interindividuell repräsentiert ist, ist jene der Abgeschlossenheit. Darauf wird mit Begriffen wie *abgeschlossen*, *abgelegen* und *abgeschnitten* referiert. Anders als bei den bis anhin thematisierten Metakommunikaten finden Aussagen über das Abgeschlossensein hier kein komplementäres Pendant im Sinne von Offenheit oder Weite. Dies bedeutet allerdings nicht, dass Dialektkonzepte, die dem Konzept des «abgeschlossenen» Dialekts inhaltlich gegenüberstehen, nicht existieren: Solche Dialektkonzepte werden vielmehr nicht mit räumlichen, sondern mit anderen Begrifflichkeiten versehen (vgl. bspw. das Metakommunikat des «verwaschenen Dialekts» unter Kap. 11.5.1).

Räumliche «Abgeschlossenheit» wird vorliegend vorrangig mit zwei Orten in Verbindung gebracht: mit Engelberg und Lungern. PB27 etwa sagt über Engelberg: «Die sind etwas für sich. Sie sind ja auch geografisch abgeschlossen.» PB42 meint zu Lungern: «Ja, *liogis* ... *D Herre wäind* ... Charakterlich ist dies der stärkste Dialekt, hat natürlich auch mit der Geographie zu tun, lange war das natürlich etwas abgelegen. Sie sind etwas für sich und das hört man.» Damit sich diese «urtümliche Sprache» überhaupt entwickeln kann, braucht es in den Augen der Probandinnen und Probanden nicht nur einen abgeschlossenen Raum, sondern auch entsprechend Zeit, was im Zitat im Adjektiv *lange* anklingt. Auch im nachfolgenden Zitat wird die zeitliche Dimension erwähnt. Weshalb

die Engelberger eine eigene Sprache haben, erklärt PB30 so: «Ja, weil sie weiter oben sind, weil sie auch länger abgeschlossen gewesen sind.» Diese Konfiguration, die Abgeschlossenheit über längere Zeit, wird gar als Schutzatmosphäre konzeptualisiert, in welcher sich Dialekte besonders gut entfalten können: «Die Lungerner haben auch einen anderen Slang. Für mich hat Sprache eben auch mit Geographie zu tun, die in Lungern waren so lange geschützt.» (PB58) Es erstaunt daher nicht, dass die Orte Engelberg und Lungern auch oft als Enklaven bezeichnet werden (PB57 zu Engelberg: «Enklave Engelberg, *druì, fuif, nuin.*», PB53 zu Lungern: «Es ist wie eine Enklave.»). Dem Begriff der Enklave ist sowohl die Bedeutungskomponente der Abgeschlossenheit wie auch jene einer überdauernden Zeitlichkeit prominent inhärent.

Während auf die Orte Engelberg und Lungern mit Begriffen wie *abgeschlossen*, *abgelegen* und *abgeschnitten* referiert wird, wird auf den Ort Hergiswil (und z. T. auch auf Seelisberg) fast ausschliesslich mit dem Begriff *abgeschnitten* Bezug genommen. *Abgeschnitten* wird im Falle von Hergiswil auch anders konzeptualisiert als im Falle von Engelberg und Lungern: Während bei den letzten beiden damit eine geschlossene, traditionsreiche Einheit im Raum begriffen wird, wird Hergiswil wohl als vom Kanton «abgeschnitten», aber nach Luzern hin (und damit auch Neuerungen gegenüber) «offen» konzipiert: «Wir gehören ja zum Kanton Nidwalden und sind ja gerne Nidwaldner. Aber schon in alten Zeiten waren wir abgeschnitten, darum haben wir schon früher zu Luzern gehört.» (PB19) Sprachlich zeichnet sich Hergiswil nicht durch Eigenheiten aus, sondern dadurch, dass diese Eigenheiten «gar nicht bis zu uns nach vorne gekommen» sind, «das *Länderen*», «weil wir abgeschnitten sind von den anderen», wie PB17 erklärt.

Es soll noch eine letzte konzeptuelle Metapher erwähnt werden, auf die von den Probandinnen und Probanden häufig zurückgegriffen wird, und die z. T. auch naturräumlich motiviert ist: diejenige des *Dazwischen*. Wenn versprachlicht wird, dass ein Dialekt «zwischen» anderen Dialekten liegt, kann das naturräumlich gemeint wie auch motiviert sein. PB55 etwa erklärt mit Bezug auf Kerns: «Also den Kernser würde ich eher zu den Nidwaldnern nehmen als zu den *Tschifeler*n, ich habe das Gefühl, das ist eher eine Übergangszone.» Kerns, das naturräumlich zwischen Sarnen und Stans zu liegen kommt, wird auch sprachlich als «Übergangszone» beschrieben. Ähnlich argumentiert PB57 mit Bezug auf Giswil-Sachselsn: «Giswil-Sachselsn, dünkt es mich, ist so wie der Übergangsteil zwischen Lungern und Sarnen.» Giswil-Sachselsn kommt, nimmt man die Luftlinie, ziemlich exakt zwischen Lungern und Sarnen zu liegen; diese Lage wird ebenfalls direkt auf den Dialekt übertragen. Daneben gibt es Konzeptualisierungen von «dazwischen», die nicht in erster Linie auf ein räumliches, sondern möglicherweise auch auf ein übertragenes «Dazwischen» abheben. So

beschreibt PB40 den Dialekt von Melchtal: «Die Extremen sind Lungern und Engelberg. Dann gibt es Gebiete, die dazwischenliegen, so wie Melchtal-St. Niklaus. Das ist auch so ein Exot.» Die Orte Engelberg und Lungern können zwar tatsächlich naturräumlich als «extrem» beschrieben werden, unklar bleibt allerdings, ob mit «extrem» nicht auch «sprachlich extrem» gemeint ist, womit dann auf anderer Ebene argumentiert würde als auf der naturräumlichen. Insgesamt, so scheint es, sind die Lagen von Orten im Raum nicht unerheblich dafür, wie deren Dialekt konzipiert wird. Den Abschluss soll der Kommentar von PB50 bilden, der, auf die Frage, warum er das Gebiet um seinen Wohnort Seelisberg so eng gezogen hat, entgegnet: «Weil wir von überall etwas haben, weil wir in der Mitte stehen. Ich kann mich weder zu Uri noch zu Nidwalden zählen. Es gibt auch Dinge, die ich mit den Schwyzern gemeinsam habe, auch solche, die ich mit Obwalden gemeinsam habe.»

11.1.2 Grenzen – Übergänge

Nebst den eben thematisierten Bezügen auf ein *Hinten*, *Vorne*, *Oben* und *Unten* im Raum, finden sich ebenfalls viele Bezüge auf konkrete naturräumliche Grenzen und Übergänge, die die Probandinnen und Probanden mit der Konfiguration des Sprachraums in Verbindung bringen.

Was die Grenzen angeht, werden besonders zwei Hindernisse im Gelände thematisiert, die von den Probandinnen und Probanden als natürliche Grenzen angeführt werden: Der Hügelzug Lopper, der das Dorf Hergiswil vom Rest des Kantons Nidwalden trennt, und der Kernwald, der zwischen den Kantonen Ob- und Nidwalden liegt und eine historische Grenze⁹⁰ markiert. Auf die Frage hin, wie er Hergiswil räumlich verorte, antwortet PB26, er glaube, das gehöre zu Luzern, «rein regional, durch den Lopper». Ähnlich klingt es bei PB2, einer Probandin aus Emmetten: «Ich glaube, der Lopper bildet die Grenze, kantonsmässig gehören sie zwar zu uns, aber sonst orientieren sie sich nach Luzern.» PB2 weiss überdies auch zum Kernwald eine Anekdote zu berichten: «Weisst du, wann du in Obwalden bist? Immer dann, wenn die Kühe schöner sind als die Frauen. Solche Sprüche gibt es natürlich auf beiden Seiten. Der Kernwald bildet die Grenze.»

Was natürliche Übergänge betrifft, werden Pässe, ebenso häufig aber auch Seen genannt. In Bezug auf den Ort Lungern ist es der Brünigpass, der themati-

⁹⁰ Wyl 2013 beschreibt den Kernwald als «etwa 420 ha umfassender Buchenwald nördlich von Kerns und östlich des Wichelsees». Er bildet «seit dem MA die Grenze zwischen Ob- und Nidwalden, deren Namen sich auf ihn beziehen».

siert wird, weil er den Übergang zum Kanton Bern bildet, was mit einem entsprechenden Einfluss auf Ort und Sprache gleichgesetzt wird. In Bezug auf Engelberg wird der Surenenpass thematisiert, so bspw. bei PB6: «Aber von der Geographie her, da haben wir Einflüsse aus Uri, über den Surenenpass. Den Link nach Obwalden haben wir über die Melchseefrutt. Aber es sind eher die Nidwaldner und die Urner, die nach Engelberg eingewandert sind.» Was die Seen angeht, ist man sich der Einflüsse dieser Übergänge nicht ganz so sicher wie bei den Alpenpässen. PB17 meint mit Bezug auf das Konglomerat Buochs-Beckenried-Emmetten: «Vielleicht sind sie von über dem See beeinflusst.» PB36 mutmasst mit Bezug auf die gleiche Region: «Ich glaube, die Seegemeinden sprechen eher wie die vis-à-vis vom See.» Und auch die Einschätzung von PB41, diesmal zum Sarnersee, geht in diese Richtung: «Komischerweise sagen die Schwander, die auf der anderen Seite des Sees wohnen, das auch wieder.»

Interessant in diesem Zusammenhang ist schliesslich noch der Kommentar von PB54, der auf eine «geografische Barriere» im Untersuchungsgebiet verweist: «Geografisch gesehen gibt es eine rechte Barriere zwischen Nid- und Obwalden», befindet er und führt weiter aus: «Viele Nidwaldner sind nicht so oft in Obwalden und umgekehrt. Früher hätte man wohl gesagt, das sei wegen des Franzosenüberfalls und diesen Gehässigkeiten, aber heute ist das geografisch bedingt.» PB54 löst mit dem geografischen Argument – das für ihn unhinterfragt Gültigkeit zu haben scheint – ein in seinen Augen veraltetes ethnografisches Argument ab (den nachbarschaftlichen Zwist zwischen Ob- und Nidwalden). Aussagen solcher Art zeigen deutlich, dass naturräumliche Erklärungsmuster auch auf dieser konkreten Ebene (im Vergleich zur Ebene der konzeptuellen Metaphern, die als abstrakter eingestuft werden können) nach wie vor Verwendung finden, um menschliches Handeln zu beschreiben. Faktisch stünde dem Austausch zwischen Ob- und Nidwalden naturräumlich natürlich nichts im Weg; trotzdem wird dieses Argument für die Legitimation gewisser Verhaltensmuster voller Überzeugung so eingebracht.

11.1.3 Nähe – Distanz

Ein letztes Konzept, auf das sich die Probandinnen und Probanden in vorliegendem Zusammenhang beziehen, ist dasjenige der naturräumlichen Nähe und Distanz. Dabei wird vermutet, dass naturräumliche Nähe zu sprachlicher Homogenität führt, während naturräumliche Distanz für empfundene sprachliche Heterogenität verantwortlich gemacht werden kann. PB36 etwa urteilt mit Bezug auf Hergiswil: «Wenn Sie sich das anschauen – Luzern, Kriens, Horw und Hergiswil, das ist ein Kuchen. Die waren früher auch nie weit auseinander, denn geografisch war hier die Grenze, an der Rengg.»

Prominent thematisiert werden in diesem Zusammenhang wiederum zwei Orte bzw. Ortsdialekte: Lungern und Engelberg. PB6 erklärt mit Bezug auf Lungern: «Das ist auch eine eigene Gemeinde, sie hat Einflüsse von da [unterer Kantonsteil, A. S.], aber man muss dann doch eine Weile Richtung Brünig fahren, bis man dort ist.» Lungern wird also nicht nur als peripher eingeschätzt, da es «oben am Berg» und «hinten im Tal» zu liegen kommt (vgl. die vorangehenden Kapitel), sondern auch, weil man «eine Weile Richtung Brünig fahren» muss, um dorthin zu gelangen. In Bezug auf Engelberg wird häufig die Distanz zum Mutterkanton Obwalden thematisiert. Für PB13 ist sie die Ursache dafür, dass sich Engelberger nicht als Obwaldner fühlen wie auch dass Engelberg als nicht zu Obwalden gehörig empfunden wird: «Ich glaube, es ist schon in erster Linie geografisch bedingt, man hat keine gemeinsame Grenze und man muss ziemlich weit fahren, bis man dort ist.» Auch PB17 argumentiert in der Weise, nur knapper: «Und von den Obwaldnern sind sie [die Engelberger, A. S.] ja weit weg.»

11.2 Elemente der materiellen Kultur

Die Probandinnen und Probanden greifen nicht nur auf *Elemente der Natur* zurück, um den sie umgebenden Sprachraum zu konstruieren resp. ihre sprachräumliche Einteilung im Gespräch zu legitimieren. Oft werden auch Aspekte genannt, die man mit Blick auf Weichharts (2008) Zusammenstellung als *Elemente der materiellen Kultur* betrachten kann: Verweise auf Siedlungen (Kap. 11.2.1), Verkehrswege (Kap. 11.2.2) und gesellschaftliche Institutionen (Kap. 11.2.3).

11.2.1 Siedlungen

Was die Thematisierung von Siedlungen angeht, zeigt sich das Gegensatzpaar *Stadt – Land* als prominente mentale Organisationsgrösse bei der Konstruktion von Sprachräumen, wobei die Begriffe *Stadt* und *städtisch* viel häufiger Gebrauch finden als das gegensätzliche *Land* und *ländlich*.

Stadt und *städtisch* wird v. a. mit Bezug auf die Orte resp. auf die (Dialekt)Gebiete rund um die Orte Sarnen, Stans und Hergiswil angewendet. PB26 etwa meint mit Bezug auf Alpnach, das unweit von Sarnen liegt: «Man merkt schon bei den ganz Jungen, bei den Teenagern, dass sie den Stadt-Slang drin haben.» PB38 pflichtet bei: «Das ist für sich, das ist eher Stadt (Luzern, A. S.) orientiert.» Mit Bezug auf Sarnen sagt PB39: «Wir sind mit unserem Dialekt

städtischer oder näher am Zürcher Dialekt als Giswil und Stalden, die noch das *io* in der Sprache drin haben, wie in *giot*.» Dass der kulturräumliche Gegensatz «Stadt» – «Land» bisweilen auch mit naturräumlichen Elementen kombiniert wird, sieht man am Zitat von PB45, der den bereits diskutierten «Talboden» ins Spiel bringt: «Der Sarner ist schon ein bisschen abgeflacht, der Schwander spricht einen urchigeren Dialekt, der Melchtaler auch, der Lungerer auch. Die im Talboden sind eher städtisch geprägt.» Ähnlich wie der Ortsdialekt Sarnen wird der Ortsdialekt Stans beurteilt: «Genau, das ist eben die gleiche Dynamik wie in Sarnen. Das ist städtisch orientiert und gibt eine Verflachung», meint etwa PB45 und auch PB51 findet: «Der Stanser Dialekt hebt sich ab vom Tal hinten. Er ist eigentlich fast ein städtischer Dialekt, mit Hergiswil-Stansstad sowieso.» In Bezug auf Stans wird der begriffliche Gegensatz «Stadt» – «Land» sogar explizit angeführt: «Wenn wir jetzt Emmetten oder Beckenried nehmen, wo das Nidwaldnerdeutsch eher noch urchig ist, ist es dann in Stans oder Stansstad schon nicht mehr so urchig. Es hat halt doch etwas mit Stadt-Land zu tun.» (PB50) Weniger häufig als *Stadt* und *städtisch* wird *Land* und *ländlich* genannt: «In Stans selbst haben wir eine andere Kultur, Theater, Orchester, das ist eher in Stans. Rundherum ist das Ländliche, in Stans das Städtische.» (PB56 mit Bezug auf Stans), «Ja, hier geht halt etwas, sonst sind die Gebiete relativ ländlich.» (PB41 mit Bezug auf Sarnen)

Auch Stoeckle (2014, S. 370) findet bei seinen Probanden das konzeptuelle Schema der Unterteilung des Raums in Stadt-Land und auch bei ihm wird das Schema mit schwächerer bzw. stärkerer Dialektalität in Zusammenhang gebracht; er bezeichnet es sogar als «wichtigste[n] Parameter für die Verortung von Dialektalität» (Stoeckle 2014, S. 370). Das Gebiet, das in Stoeckles Untersuchung interindividuell als dialektal schwächstes eingestuft wird, ist die Grossstadt Freiburg (Stoeckle 2014, S. 391–392).

Als inhaltliches Pendant zu *Stadt* kann im Zusammenhang *Stadt* – *Land* auch der Ausdruck *Dorf* gesehen werden, der den Ausdruck *Stadt* manchmal ersetzt. Mit *Dorf* ist in diesem Zusammenhang ebenfalls ein urbanes Gebilde gemeint, das sich von der ruralen Umgebung abgrenzt, wie zwei Zitate zum Ort Hergiswil zeigen: «In Hergiswil kann man Berg und Dorf trennen. Natürlich gibt es in Hergiswil noch Leute, die Nidwaldnerdeutsch sprechen. Aber durch die Zuzüger ...» (PB22), «Im Dorfkern ist es einfach ein Gemisch, auch die Jungen sprechen nicht mehr wie wir.» (PB16) Ähnlich klingt es mit Bezug auf Stans: «Das Dorf Stans kann ich schon rausnehmen, gell, weil das Dorf Stans entspricht nicht mehr dem Dialekt. Es ist halt schon, dort oben hat man Kurorte, weisst du, die musst du wegwinken ... Ich spreche jetzt wirklich von der Bevölkerung. Es ist eher so die ländliche Bevölkerung, z. B. Ennetmoos.» (PB55)

Auch der Ausdruck *Hauptort* wird inhaltlich mit ähnlichen Assoziationen verbunden wie der Ausdruck *Stadt*. Die *Hauptorte* Sarnen und Stans werden als

städtische Gefilde gesehen, in denen der Dialekt einen anderen Charakter hat als auf dem Land. PB16 etwa meint: «Das sind die Hauptorte, die sind wieder gemischt.» Und auch PB55 stellt fest: «Alpnach, Kägiswil, Sarnen, das kann man schon zuordnen, die *Tschifeler* haben schon ihren Dialekt. Aber auch hier: In den Hauptorten hat man den Dialekt auch nicht mehr.»

Ein Gewicht haben bei der Beschreibung von Siedlungen zwei weitere komplementäre Begriffspaare, die ebenfalls mit Dialektwandel bzw. mit Dialektstase assoziiert werden: *Zentrum – Peripherie* und *gross – klein*. Auf *Zentren* wird explizit referiert, wenn, wie z. B. im Falle von PB42, von «aufgeweichten» Dialekten gesprochen wird. Auf die Frage, wo denn diese «aufgeweichten Dialekte» zu verorten seien, antwortet der Proband mit Bezug auf Sarnen: «Ich denke, es zieht sich schon rauf – aber Lungern hat immer noch seine Eigenheiten. Nein, ich würde sagen in den Zentren eher, das merkt man auch in Nidwalden.» Unter dem Blickpunkt von «Zentren» kommen wiederum nicht nur Städte, sondern auch Dörfer in Frage, wie der Kommentar von PB14 zeigt, die auf den Ortspunkt Engelberg referiert: «Auf der Schwand wird noch richtiger Engelberger Dialekt gesprochen, mehr als im Dorf, in den Aussenquartieren mehr als im Zentrum.» Als Gegensatz zu den *Zentren* werden die peripheren Gebiete «aussenrum» eingeschätzt, in denen der Dialektgebrauch noch intakt ist: «Ich denke, ein Fremder kann Sarnen und Stans nicht unterscheiden, das verflacht sich ein bisschen, aber die Gebiete aussenrum, da merkt man gleich, woher jemand kommt», erklärt etwa PB10 mit Bezug auf Sarnen und Stans, und auch PB11 argumentiert ähnlich, allerdings nicht konkret in Bezug auf einen Ort, sondern auf das Untersuchungsgebiet allgemein: «Vor allem wird er neben aussen noch gesprochen, bei den Bauern. Es gibt noch ein paar Junge, die das auch sprechen.»

Ein weiteres begriffliches Gegensatzpaar, das auf Siedlungsstrukturen angewendet wird, ist *gross – klein*. Hier findet man den Konsens, dass Dialekte in kleineren Gebieten schwächer, in grösseren Gebieten stärker vom Dialektwandel betroffen sind: «Also ich denke, je kleiner das Gebiet ist, desto besser kann man die Eigenheiten auch behalten», meint etwa PB29 mit Bezug auf das «untere Gebiet» in Obwalden. Grössere Einheiten hingegen förderten einen gegenteiligen Prozess: «Sobald man einen grösseren Ort hat, mit mehr Leuten halt, und sich die vermischen, das ist ein ganz normaler Prozess. So geht der Dialekt verloren», erklärt PB24 und bezieht sich damit nicht auf einen konkreten Ort, womit er deutlich machen will, dass sein Erklärungsmuster allgemeine Gültigkeit hat. Ähnliche Erklärungen führen PB10 und PB30 an, die sich ebenfalls auf «grosse Gebiete» beziehen: «Aber in den grossen Gebieten, da sprechen die Jungen den Dialekt dann auch nicht mehr so», meint PB10 und PB30 befindet: «Ja, das wäre ein grosses Gebiet, eigentlich ... Es ist einfach auch viel mehr durchmischt, es sind viele Leute von aussen reingekommen, es ist einfach mehr durchmischt.»

11.2.2 Verkehrswege

Dass Grenzen und Übergänge in der Natur als Einflussfaktoren für das Leben von Menschen und ihre Sprache konzeptualisiert werden, wurde unter *Elemente der Natur* bereits besprochen. Nun werden in diesem Zusammenhang auch von Menschen gemachte Übergänge und von Menschen überwundene Grenzen thematisiert, und zwar in erster Linie Strassen.

Was Strassen als Einflussfaktoren auf Sprache und Menschen angeht, werden zwei Orte prominent thematisiert: Engelberg und Seelisberg. Seelisberg gehört zum Kanton Uri, ist über die Strasse aber nur auf Umwegen an den Kanton Uri angebunden – was von den Probandinnen und Probanden stark diskutiert wird. PB46, selbst ein Seelisberger, erklärt in diesem Zusammenhang:

Also verbunden fühlen wir uns hier eigentlich schon mehr mit Nidwalden, viele gehen auch dort arbeiten. Nach Uri gehen weniger, die dort arbeiten. Also Verbundenheit: Wenn wir einmal fusionieren müssten, würden wir eher mit Nidwalden fusionieren. Zum Raum Nidwalden gibt es eine grosse Verbundenheit, weil man auch mit dem Verkehr dort durchmuss. Auch einkaufs- und ausgangstechnisch ist man eher dorthin ausgerichtet.

PB46 führt eine ganze Reihe von Gründen an, weshalb sich Seelisberg eher nach dem Kanton Nidwalden als nach dem Kanton Uri ausrichtet. Ein Grund dafür stellen die Verkehrswege dar, die in erster Linie durch den Kanton Nidwalden führen. Eine solche Argumentation bringt auch PB4 aus Emmetten vor: «Und wegen der Strassen sind sie [die Seelisberger, A. S.] auch in Richtung Nidwalden ausgerichtet.» Auch im Zusammenhang mit dem Ort Engelberg – dessen Status als Obwaldner Enklave oft thematisiert wird – klingen solche Argumentationsweisen an: «Man ist schon mit den Eltern als Kind nach Stans, fürs *Lädelen* oder so, der Zufahrtsweg ist besser», meint etwa PB8, und auch der Kommentar von PB13, ebenfalls aus Engelberg, weist in diese Richtung: «Auch kulturell, als ich noch jung war, war das Verhältnis zu Nidwalden immer stärker, wir sind doch nie nach Sarnen gefahren.» Interessant ist in Bezug auf die Thematisierung der von Menschen gemachten Übergänge nun, dass diese weniger explizit mit der Sprache der Menschen in Zusammenhang gebracht werden, als dies etwa bei den naturräumlichen Grenzen und Übergängen der Fall war. Vielmehr wird bezüglich der Strassen eine gesamthafte soziale Orientierung der Menschen (Zugehörigkeit, Arbeit, Ausgang) thematisiert.

11.2.3 Gesellschaftliche Institutionen

Um räumliche Dispositionen zu legitimieren, greifen die Probandinnen und Probanden auch auf Erzählungen zurück, die gesellschaftliche Institutionen thematisieren: Im Fokus stehen dabei Geschichten rund um Spitäler, Wehrtürme

und Schulen. Auch die materiell erst sekundär sichtbare gesellschaftliche Institution Wirtschaftskraft wird in diesem Zusammenhang stark diskutiert.

Die Erzählung, die als prominenteste gelten darf, soll das Scheitern der versuchten Zusammenarbeit zwischen den Kantonen Ob- und Nidwalden illustrieren. Inhaltlich geht es darum, dass die Regierungen der beiden Kantone planten, zusammen ein *Spital* zu bauen, dieses Projekt dann allerdings misslang. Erzählt wird die Geschichte mit jeweils unterschiedlichen Nuancen und Schwerpunkten, auf der Aussageebene wird sie aber von allen Erzählerinnen und Erzählern gebraucht, um für zwei Dinge zu argumentieren: für die Unfähigkeit der Kantone Ob- und Nidwalden, zusammenzuarbeiten, und für den unüberbrückbaren gesellschaftlichen Graben zwischen den beiden Kantonen insgesamt. Beides klingt im Kommentar von PB6 an: «In Sarnen gibt es ein Spital, das macht jedes Jahr ein riesen Defizit. Die Obwaldner verstehen aber nicht, dass wir Engelberger nach Stans ins Spital wollen. Und Stans und Sarnen wollen nicht zusammenarbeiten.» Während PB6 mit den metonymisch gebrauchten «Stans» und «Sarnen» auf die Verwaltungsebene der beiden Kantone anspielt, klingt mit «dass wir Engelberger nach Stans wollen» auch ganz deutlich ein gesellschaftliches Element an; der tradierte Unwillen der Bevölkerungsgruppen nämlich, aufeinander zuzugehen. Im Zentrum steht dieser Aspekt etwa auch im Kommentar von PB40: «Das hat einfach nicht funktioniert, weil es nicht funktioniert hat. Die Bevölkerung hier will einfach ein Spital in Sarnen.» Und auch PB14 wird in dieser Angelegenheit ganz deutlich: «Ich finde, man könnte alle [die Kantone Ob- und Nidwalden, A. S.] zusammennehmen, aber das wollen die Leute nicht. Das hat man ja auch beim Spital gesehen.» Dieser Unwille, innerhalb des Kantons aufeinander zuzugehen, wird sodann mit unterschiedlicher emotionaler Distanz bewertet. PB12 etwa berichtet mit deutlich spürbaren Ressentiments von den tradierten Begebenheiten rund um das gescheiterte Spital: «Es ist nicht so, dass man sich bösartig bekämpft, aber man sucht die Nähe auch nicht. Die Nidwaldner haben sich zum Beispiel hinter dem Rücken mit den Luzernern für ein Spital zusammengeschlossen.» PB58 hingegen, und damit markiert er quasi den konträren Pol auf der Involvierheitsskala, kommentiert die Geschichte mit einer Distanz, die ihm eine sachliche Einschätzung der Lage ermöglicht: Er verweist als Erklärung mit Bedacht auf «Differenzen, die fast nicht aus den Köpfen zu bringen sind».

Nebst dem Spital werden weitere gesellschaftliche Institutionen genannt, die das Zusammengehen bzw. den Alleingang der beiden Kantone illustrieren sollen. Das Zusammengehen betont z. B. PB36: «In Stansstad gab es einen Wehrturm, den Schnitzturm, der hat Obwalden zu zwei Dritteln, Nidwalden zu einem Drittel gehört. Und Obwalden hat den vor Jahren renoviert und den Nidwaldnern geschenkt. Dann gibt es ein gemeinsames Verkehrszentrum, es gibt gemeinsame

Rechenzentren ...» Den Alleingang – in diesem Fall nicht zwischen Ob- und Nidwalden, sondern zwischen Obwalden und Engelberg – streicht hingegen PB44 heraus: «Ja, sie haben eine eigene Schule, einen eigenen Polizeiposten usw. Und die Sarner gehen auch nur für den Tourismus nach Engelberg.»

Insgesamt kursieren viele Geschichten und Kommentare, in denen zur Konstruktion der diskursiv stark präsenten ob- resp. nidwaldnerischen Eigenart beigetragen wird. Ein weiterer Aspekt, der in diesem Zusammenhang oft genannt wird, ist jener der Wirtschaftskraft. Dazu PB57:

Was dann hingegen sehr erstaunlich ist, dass wir steuerlich viel besser dran sind als Sarnen. Dafür – habe ich das Gefühl – ist Obwalden wirtschaftlich gesehen geschickter aufgebaut: Sie haben Maxon, Bio Familia und Leister, die gut sind. Wir haben einfach eine Firma, Pilatus, die gut ist. Da besteht ein Klumpenrisiko. Momentan geht es ihr gut, aber wenn sie mal Schnupfen hat, ist der ganze Kanton erkältet. Hergiswil hat auch grosse Steuerzahler.

Die Differenz Ob- und Nidwaldens tritt hier in der Form wirtschaftlicher Konkurrenz in Erscheinung, die häufig in einer Steuerr Diskussion endet: «Wir waren für Nidwalden nie eine Konkurrenz, doch seit wir die Steuern verbessert haben, haben wir recht aufgeholt. Und jetzt schauen sie uns eher als Konkurrenz an. Heute ist es so, dass Leute und Firmen zu uns kommen», sagt etwa PB38 aus Obwalden, und PB41 erzählt mit Bezug auf den Obwaldner Kantonshauptort Sarnen: «Die Zuzüger kommen in diese Region. Eben: Kerns und Frutt, das sind Feriendestinationen, aber hier geht die Post ab, in Wirtschaft, Industrie und Politik.» Wird Obwalden in Hinblick auf seine Wirtschaftskraft diskutiert, ist auch Engelberg immer Thema: «Für uns ist Engelberg sehr wichtig, schon volkswirtschaftlich, und sie wissen das auch und können uns unter Druck setzen mit dem Wunsch, nach Nidwalden zu gehen.» (PB44) Während Engelberg innerhalb von Obwalden das Etikett des volkswirtschaftlichen Sterns trägt, ist es innerhalb von Nidwalden Hergiswil, das dafür zuweilen auch verachtet wird: «Wenn die Hergiswiler nicht dieses Steuer-Substrat hätten, hätte man sie schon lange aus dem Kanton gekippt. Ich habe es satt, dass wir immer hören müssen, wie gut sie sind. Und weisst du, innerhalb von Hergiswil gibt es einen Bruch: Es gibt arme Hergiswiler, es gibt reiche Hergiswiler, auch in Ennetbürgen und Buochs.» (PB55)

11.3 Sitten und Gebräuche

Im Zuge des Gesprächs über die sie umgebenden Sprachräume verweisen Probandinnen und Probanden nicht selten auch auf *Sitten und Gebräuche*. Vorliegend wird mit Blick auf die je unterschiedlichen Produktionsformen zwischen

zwei Arten von *Sitten und Gebräuchen* unterschieden: zwischen erzählten Traditionen (Kap. 11.3.1) und gelebten Traditionen (Kap. 11.3.2).⁹¹ Während unter erzählten Traditionen mündliche Überlieferungen verstanden werden, die im Untersuchungsgebiet v. a. mittels Erzählung tradiert werden, werden unter gelebten Traditionen Sitten und Bräuche subsumiert, von denen berichtet wird, dass sie im Untersuchungsgebiet auch tatsächlich gelebt werden, wie etwa die Fasnacht. Auch Kommentare zu erzählten und gelebten Traditionen tragen – auf je unterschiedliche Weise – zur Konstruktion von Räumen und bisweilen auch von Sprachräumen bei.⁹²

11.3.1 Erzählte Traditionen

Die prominenteste Überlieferung, die man im Untersuchungsraum zu hören bekommt, handelt vom *Franzosenüberfall*. Erzählt wird, dass im Jahr 1798, im Zuge der Helvetik, die Franzosen in Unterwalden einfielen und brandschatzten. Nidwalden wehrte sich militärisch gegen den neuen helvetischen Staat, der mit der Unterstützung Frankreichs errichtet worden war. Darauf führte die französische Revolutionsarmee eine Strafaktion gegen Nidwalden durch, plünderte und brandschatzte mehrere Dörfer. Die Nidwaldner fühlten sich von den Obwaldnern verraten, weil die französische Armee von Obwalden her eingedrungen war. Bald ging die Rede um, die Obwaldner hätten den Franzosen den Weg gezeigt – ein unverzeihlicher Verrat (vgl. dazu Weber 2011).

Diese Überlieferung wird von den allermeisten Probandinnen und Probanden angeführt, wenn sie danach gefragt werden, wie sie das Verhältnis zwischen Ob- und Nidwalden charakterisieren. Unterschiede in den Erzählungen

91 In diesem Zusammenhang wird auch von «lebendigen Traditionen» gesprochen: Die Liste der «lebendigen Traditionen» in der Schweiz (vgl. <http://lebendige-traditionen.ch/index.html?lang=de> (letzter Zugriff 10. 06. 2019)) umfasst eine Reihe an «lebendigen Traditionen» aus unterschiedlichen Alltagsbereichen. Diese Liste steht in Zusammenhang mit der Ratifikation des UNESCO-Übereinkommens zur Bewahrung des «immateriellen Kulturerbes» (<https://ich.unesco.org/en/what-is-intangible-heritage-00003> (letzter Zugriff 10. 06. 2019)): Die Schweiz hat sich damit verpflichtet, ein Inventar des «immateriellen Kulturerbes» in der Schweiz zu erarbeiten, zu führen und periodisch zu aktualisieren.

92 Vgl. hierzu die Bemerkung von Lameli 2014, der berichtet, wie Georg Wenker von seinen Probanden nicht einzig die von ihm verschickten Fragebogen zurückerhielt, sondern zusätzlich Skizzen von Trachten, Geschichten, Erzählungen, Lieder usw. Auch Lameli interpretiert dieses Verhalten als Beitrag zur gesellschaftlichen Konstruktion von Räumlichkeit resp. hier von einer räumlich gebundenen Gemeinschaft: Er bezeichnet sie als «selektierte Inszenierungsmuster einzelner sozialer Gruppen, die idealisierend im Begriff der Orts- oder Regionalgemeinschaft aufgehen» (Lameli 2014, S. 218–219).

rühren in erster Linie daher, dass sich einige Probanden ironisch von dieser Überlieferung distanzieren, während andere sie so erzählen, als hätten sich die überlieferten Ereignisse tatsächlich zugetragen. Es gibt also Abstufungen in der Bewertung der Überlieferung, was ihren wahren Gehalt betrifft. PB11 etwa schildert die Geschichte, als ob man ihr Glauben schenken könnte: «Vor 200 Jahren war der Franzosenüberfall. Da haben die Obwaldner die Nidwaldner verraten, die haben denen den Weg übers Ächerli gezeigt. Das war natürlich hinterhältig, was sie dort betrieben haben, davon wird heute noch gesprochen.» Auch PB4 scheint vom Wahrheitsgehalt der Geschichte überzeugt zu sein. Auf die Frage, ob man heute noch über den historischen Zwist zwischen Ob- und Nidwalden spräche, antwortet er: «Ja, doch. Es war ja der Franzosenüberfall, wo die Obwaldner den Franzosen den Weg nach Nidwalden gezeigt hatten, das war natürlich nicht der Hit.» Mit der Abtönungspartikel *ja* zeigt PB4 an, dass man seine Aussage zum Franzosenüberfall als eine Art Begründung des Zwists zwischen Ob- und Nidwalden lesen muss. Etwas vager formuliert PB37: «Eben, das sind so die Ressentiments, man sagt, von Napoleons Zeiten, dass die Obwaldner den Truppen Napoleons den Weg übers Ächerli gezeigt hätten. Das haben sie nicht vergessen.» Hier ist es die Formulierung *man sagt*, mit der der Proband die Verantwortung am Wahrheitsgehalt der Äusserung zurückweist und sie einer anonymen Gruppe überträgt, die ihrerseits für die Wahrheit einsteht. Explizit problematisiert wird der Franzosenüberfall von den Probanden PB6 und PB22. PB22 antwortet auf die Frage, woher der Zwist zwischen Ob- und Nidwaldnern komme: «Manche Leute sagen von früher, vom Franzosenüberfall. Ein paar Leute sagen, die Obwaldner hätten den Franzosen den Weg nach Nidwalden gezeigt. Aber ob das einen Ursprung hat ...» Noch deutlicher zweifelt PB6 am Wahrheitsgehalt des Franzosenüberfalls: «Man sagt, es ginge bis in napoleoni-sche Zeit zurück: Die Nidwaldner werfen den Obwaldnern vor, sie hätten einen Pakt gemacht mit Napoleon. Im Kloster Engelberg gibt es Schriften dazu [...]. Wie das genau war, oder inwiefern das stimmt, weiss ich auch nicht.» Und natürlich gibt es auch Probandinnen und Probanden, die die Geschichte vom Franzosenüberfall zwar kennen und auch referieren, sich aber explizit davon distanzieren, wie etwa PB12, der von der «Legende [...] vom Verrat» spricht.

Fragt man nach dem nachbarschaftlichen Einvernehmen zwischen Ob- und Nidwalden, ist es also diese Geschichte, die man zu hören bekommt: Sie soll dazu reichen, die unterschiedliche Charakteristik der Ob- und Nidwaldner quasi historisch zu legitimieren – mit je unterschiedlicher emotionaler Distanz. Was diese unterschiedliche Charakteristik nun genau ausmacht, darauf kommt PB41, ein Obwaldner, am ausführlichsten zu sprechen:

Der Typ Nidwaldner ist konservativer, die SVP hat dort besseren Nährboden, die sind ehrgeiziger, engstirniger. Aber wenn sie etwas im Kopf haben, haben sie Durchhaltewil-

len, das sieht man schon am Franzosenüberfall: Die Obwaldner haben schnell gemerkt, dass das nicht gut kommt, und haben sich ergeben. Die Nidwaldner haben sich nicht ergeben, der Pfarrer hat sie aufgewiegelt ... Dann gibt es die Geschichte, dass die Obwaldner den Franzosen den Weg gezeigt hätten – dabei haben sie sich einfach ergeben. Hier in Obwalden war mehr Vernunft und Sachlichkeit da. Eben, und weil sie das heute noch schlecht einordnen können, schimpfen sie immer noch etwas über die Obwaldner.

Die Einschätzung von PB41, dass die Nidwaldner von eher «ehrgeizigem» und «engstirnigem», die Obwaldner von «vernünftigem» und «sachlichem» Geiste seien, wird diskursiv geteilt, wie die Nacherzählung von PB40 zeigt: «Die Obwaldner seien eher diplomatisch, die Nidwaldner eher aggressiv. Ob man das jetzt einfach nachspricht, wegen dieser geschichtlichen Vergangenheit, das kann so sein ... Aber ich empfinde das nicht mehr so, das kann man nicht so sagen.» Vom *Franzosenüberfall* wird also in erster Linie berichtet, um den Bewohnerinnen und Bewohnern der Kantone Ob- und Nidwalden einen je unterschiedlichen Volkscharakter zuzuschreiben.⁹³ Diese Praxis trägt mitunter dazu bei, die Kantone Ob- und Nidwalden insgesamt als voneinander verschieden darzustellen; eine Konstruktion, die auf vielen anderen Ebenen ebenfalls getätigt wird (vgl. dazu etwa die Ebene der *materiellen Kultur*).

Eng verknüpft mit der Schilderung des Franzosenüberfalls sind die Personenbezeichnungen *Tschifeler* und *Risseckler*,⁹⁴ die als Übernamen für die Ob- resp. für die Nidwaldner fungieren. PB4 etwa erklärt: «Wir sagen den Obwaldnern *Tschifeler*, sie uns *Risseckler*. Von früher her. Es geht darum, sich hochzunehmen und Übernamen zu geben.» Wenn PB4 von «früher» spricht, will er deutlich machen, dass diese Bezeichnungen – wie auch die Legende des Franzosenüberfalls – eine lange Tradition haben. Zur Herkunft der Bezeichnungen

93 Bei der Konstruktion «unterschiedlicher Volksseelen» greifen die Probandinnen und Probanden bisweilen historisch gar noch weiter zurück. PB58 erklärt diesbezüglich: «Ich glaube aber, dass es von den ursprünglichen Wegen, von den Alemannen, Kelten, tatsächlich nicht so ist, man hat uns geographisch zusammengetan, aber wir sind zwei unterschiedliche Völkernschaften.» Vergleichbar ist diese Aussage mit dem Unterfangen eines pensionierten Obwaldner Arztes, der mittels DNA-Proben eruiert haben will, dass Ob- und Nidwaldner genetisch von zwei unterschiedlichen Volksgruppen abstammen: die Obwaldner von den Kelten, die Nidwaldner von den Germanen (vgl. <http://www.srf.ch/news/regional/zentralschweiz/gentest-zeigt-unterschiedliche-herkunft> (letzter Zugriff 10. 06. 2019)).

94 Die Personenbezeichnung *Risseckler* wird von den Probandinnen und Probanden sowohl als *Risseckler* wie auch als *Reisseckler*, also diphthongiert, realisiert: Mit der Diphthongierung – so kann man aus den Kommentaren ableiten – soll quasi doppelt auf die Herkunft der *Risseckler*, den Kanton Nidwalden, aufmerksam gemacht werden. In vorliegendem Lauftext wird immer die Form *Risseckler* verwendet, ungeachtet der Tatsache, wie die Lautqualität von *Ris* genau beschaffen ist, da dies hier nicht primär interessiert. Bei der Analyse der objektsprachlichen Daten kommt es bei mhd. *î* hingegen dann darauf an, wie genau diese Lautqualität aussieht.

Tschifeler und *Risseckler* kursieren denn auch mehrere Volksetymologien (vgl. dazu Weber 2011). Der Begriff, der den *Tschifelern* ihren Namen gab, stamme aus dem Italienischen und bezeichne einen Tragkorb. In solchen Tragkörben, so die Etymologie, hätten die Obwaldner die Habseligkeiten der Nidwaldner nach Hause getragen, nachdem sie deren vom Franzosenüberfall zerstörte Häuser geplündert hätten. Die *Risseckler* hingegen hätten ihren Namen vom «Reissäckli», einer kleinen Tasche meist aus grüner Baumwolle, die traditioneller Bestandteil der Nidwaldner Tracht sei. Früher sei dieses «Reissäckli» als Reiseproviant getragen worden. Eine andere Etymologie besagt, dass der Ursprung der Bezeichnung *Risseckler* in der Reisläuferei zu suchen sei: So sollen Nidwaldner Söldner laut Volksmund schon früh in den Diensten ausländischer Herrscher tätig gewesen sein.⁹⁵

Was den Gebrauch der Bezeichnung *Tschifeler* für die Obwaldner und *Risseckler* für die Nidwaldner angeht, finden sich in den Kommentaren der Probandinnen und Probanden einige Spezifizierungen. So würden beispielsweise nicht alle Obwaldner als *Tschifeler* bezeichnet, wie sich dem Kommentar von PB10 entnehmen lässt: «Die Nidwaldner sind die *Risseckler*, die Obwaldner die *Tschifeler*, und wir sind Engelberger.» Die Engelberger sind demnach – trotz ihrer kantonalen Zugehörigkeit zu Obwalden – von diesem Übernamen ausgenommen. Was die Bezeichnung *Risseckler* angeht, gelte dieser Übername zwar für alle Nidwaldner, zusätzlich aber existiere noch eine weitere Bezeichnung, nämlich jener der «Meigene»: «Also die Jungen heute sagen ihnen *d'Meigene*, das habe ich auch schon gehört. Und früher waren es die *Risseckler*.» (PB8) Einschränkungen im Gebrauch der Bezeichnungen *Tschifeler* und *Risseckler* ergeben sich indes nicht nur aufgrund ihres Geltungsbereiches, sondern auch aufgrund ihrer situativen Passung. Mehrere Probanden machen deutlich, dass die Bezeichnungen *Tschifeler* und *Risseckler* nicht vorbehaltlos in allen Situationen gebraucht werden können: «Oder, die Obwaldner sind dann halt die *Tschifeler*, das kommt dann schon relativ bald. Das ist der Übername, den wir haben, für die Obwaldner. Einer, der etwas komisch ist, ist dann ein *Tschifeler*.» (PB8), «Die Obwaldner sind die *Tschifeler* und die Nidwaldner sind die *Risseckler* und es gibt es heute noch bei Festen, dass die einander necken und sie Ärger haben.» (PB11), «Ja, das ist klar, die *Tschifeler* und die *Risseckler* ... Also eben, das ist nicht mehr so ernst, aber dennoch sagt man manchmal «Das ist typisch Nidwalden» oder die anderen sagen «Das ist typisch Obwalden».» (PB28) Es scheinen also v. a. Kontexte zu sein, die sich durch einen gewissen Unernst auszeichnen, Kontexte des Neckens oder des nicht unbedingt böswilligen Spotts

⁹⁵ Dieser Aspekt wird, wenngleich differenzierter, auch von der Geschichtsforschung transportiert (vgl. etwa Steiner 2017).

(Kommentar von PB8 und PB11): Kontexte also, in denen unreflektiert generalisiert wird (Kommentar von PB28). Insgesamt wird mit den Bezeichnungen *Tschifeler* und *Risseckler* wiederum eine Differenz zwischen den Bewohnern der Räume Ob- und Nidwalden selbst konstruiert: Die Konstruktion erfolgt hier nicht unbedingt über die damit verknüpften Geschichten, sondern über die Personenbezeichnungen selbst. Wichtig scheint mir hierbei, Folgendes zu betonen: Häufig war in den Interpretationen zu den diskursiven Inhalten und Strategien der Probandinnen und Probanden von Differenzen die Rede, auch in diesem Kapitel: Die Bezeichnungen *Tschifeler* und *Risseckler* werden gebraucht, um eine Differenz zwischen Ob- und Nidwalden zu markieren. Natürlich wird mit dem Gebrauch solcher Übernamen nicht nur eine fremde Identität abgegrenzt, sondern auch eine eigene Identität eingegrenzt (vgl. dazu Kap. 7). Die Strategien der Probandinnen und Probanden sind damit entschieden als sozial(räumlich)e Identitätshandlungen einzustufen.

Weitere Ethno-Begriffe, die deutlich weniger thematisiert werden als die eben genannten, die für das Dachprojekt des vorliegenden Forschungsprojektes aber namengebend waren und deshalb kurz diskutiert werden sollen, sind die Begriffe *d Länder* und *länderen*. Das Nomen *d Länder* zielt dabei auf einen mehr oder weniger klar definierten Raum rund um den Vierwaldstättersee (häufig sind damit die drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden gemeint, vgl. dazu auch Petkova 2015), *länderen* meint 'in Sprache und Sitten den Bewohner der *Länder* verraten' (Id. IV, 1310). Es gibt durchaus Probanden, die einen dieser Begriffe im Gespräch von sich aus in den Mund nehmen, wie bspw. PB17: «In dieser Siedlung, in der meine Schwester mal gewohnt hat, wohnen viele Alternative von weiss nicht wo, und die haben nicht mehr *geländert*.» Viel öfter ist es aber so, dass die Begriffe erst thematisiert werden, wenn danach gefragt wird (vgl. hierzu die Kategorie «availability» bei Preston 1996). Die Antworten gestalten sich dann gerne wie folgt: «Das ist der Zentralschweizer Mundartraum. Geografisch ab Hergiswil südlich, nicht Luzern. Sicher Ob- und Nidwalden. Ich wage auch zu sagen, dass man einen Altdorfer, der auch *ländert*, auch dazunehmen kann.» (PB20), «*D' Ländere*, das ist eher abschätzig, oder, *i de Länderen inne* ... Es ist schon dieses Gebiet [Ob- und Nidwalden, A. S.], und ich glaube, Uri gehört auch noch dazu.» (PB53) Häufig aber wissen die Probandinnen und Probanden keine Antwort auf die Frage oder sie fühlen sich nicht in der Lage, zu spezifizieren, was mit *Länder* oder *länderen* gemeint ist. Dies liegt vermutlich daran, dass *d Länder* und *länderen* v. a. als Heterostereotypen einzustufen sind, wie folgende Kommentare illustrieren: «Die anderen sagen das, von den *Länderen*.» (PB11), «Das höre ich hier in Bern. Die sagen: Kommst du von den *Länderen*? Und dann sage ich: Ja, ich komme von Obwalden. Ich kenne nur den *Länderpark* in Stans. Wir selbst sagen nicht so.» (PB12), «Das ist ein Wort, das ich

von anderen höre. Aber Leute aus Zürich haben mich schon gefragt, ob ich *ländere* und meinen damit, ob ich aus der Zentralschweiz komme.» (PB14) Bei *Länder* und *länderen* scheint es sich also um Begrifflichkeiten zu handeln, die eher als Fremd- denn als Selbstbezeichnungen gebraucht werden, womit sich auch erklärt, dass Bezüge auf diese Begrifflichkeiten eine niedrige Frequenz aufweisen.

Abgeschlossen werden soll dieses Unterkapitel mit Traditionen nachbarschaftlichen Spotts, die in den Gesprächen ebenfalls oft erwähnt werden. Prominent thematisiert wird diesbezüglich – in Zusammenhang mit dem *Franzosenüberfall* und den Übernamen *Tschifeler* und *Risseckler* – der Spott zwischen Ob- und Nidwalden. Es finden sich aber auch Kommentare von Probandinnen und Probanden, die bei der Frage nach dem Verhältnis zwischen Ob- und Nidwalden nicht unbedingt auf diesen historischen Zwist, sondern eher auf den üblichen Streit unter Nachbarn referieren: «Es sind zwei Halbkantone, Ob- und Nidwalden, wir necken uns ein bisschen.» (PB51) Dass sich der nachbarschaftliche Spott indes nicht auf die Ebene der Kantone beschränkt, sondern auch auf anderen Ebenen seinen Niederschlag findet, illustriert der Kommentar von PB30. Gefragt nach dem Verhältnis zwischen Ob- und Nidwalden, sagt sie: «Im Grunde genommen ist das nicht schlecht. Also ich denke, ja. Man zieht einander auf. [...] Aber das ist ja auch zwischen Lungern und Giswil so. Da spricht man über die Giswiler und die Giswiler über die Lungerer.» Und auf Nachfrage führt PB30 weiter aus: «Zuerst kommen die Giswiler dran. Auch hier im Dorf: Hier sticheln die Leute aus dem Dorf gegen jene aus Obsee, und wenn das erledigt ist, kommen die Giswiler, und dann die Sarner, und dann der Kanton.» Der Kommentar von PB30 zeigt eindrücklich, welche räumlichen Ebenen relevant sind für die Kategorie des nachbarschaftlichen Spotts: Zunächst richtet sich der Spott gegen die Weiler, die dicht um den eigenen Wohnort (Obsee bei Lungern) angesiedelt sind; anschliessend gegen den nächst grösseren Ort (Giswil), dann gegen den Kantonshauptort (Sarnen) und erst dann gegen den nächsten Kanton. Aufschlussreich an diesem Kommentar ist, dass er Fluchtpunkte (sozial)räumlicher Orientierung deutlich werden lässt, die für die Probandinnen und Probanden offenbar relevant sind: der eigene Ort, der nächst grössere Ort, der Kantonshauptort, der Kanton. Damit sind räumliche Einheiten angesprochen, die im Diskurs auch auf anderen thematischen Ebenen in Erscheinung treten.

11.3.2 Gelebte Traditionen

In den Kommentaren der Probandinnen und Probanden finden sich nicht einzig erzählte, sondern auch (Erzählungen von) tatsächlich gelebte(n) Bräuche. Dabei fällt auf, dass diesen Bräuchen häufig eine Gültigkeit für den gesamten Untersu-

chungsraum zugeschrieben wird. PB2 etwa erklärt: «Die Bräuche sind sehr ähnlich. Wir [Ob- und Nidwalden, A. S.] haben das *Klaus Triicheln*, die *Fasnacht*, die *Älpler Chilbi*. Wir haben viel Ähnliches – nicht umsonst sind wir Unterwalden gewesen.» Und auch PB22 antwortet auf die Frage, welche Bräuche im Untersuchungsraum existieren: «Viel Gleiches, würde ich sagen. Die *Älpler Chilbi* oder vom Jodeln her. Viele Ähnlichkeiten, würde ich sagen.» Der Verweis auf die gemeinsamen Bräuche eignet sich nun, um den Untersuchungsraum als Einheit zu konstruieren: «Nicht umsonst sind wir Unterwalden gewesen», kommentiert PB22 und scheint damit dem gängigen Muster der Unterteilung Unterwaldens in Obwalden, Nidwalden und Engelberg zu widersprechen. Es gibt aber offenbar auch Situationen, in denen der Raum Unterwalden als Einheit konstruiert werden will – in Abgrenzung gegen aussen etwa – wo sich das Anführen gemeinsamer Bräuche anbietet.

Einige der thematisierten Bräuche werden auch explizit mit dem Gebrauch des Dialektes in Zusammenhang gebracht. So erklärt etwa PB28, der Dialekt seines Sohnes gehe nicht verloren, weil sein Sohn aktiv an der *Älpler Chilbi* teilnehme: «Bei ihm ist es kein Problem, und zwar aus einem Grund: Es gibt ja hier die *Älpler Chilbi*, und es gibt Wildmann, Wildweib, die, die das führen, und er ist Wildmann und sagt diese Sprüche auf im Lungerer Dialekt und er ist jetzt auch einer, der es gut behält.» Auch das Jodeln und das Theaterspielen wird mit dem Bewahren des Dialektes in Zusammenhang gebracht. Hierzu wieder PB28: «Aber es gibt einfach Vereine, die explizit drauf achten, wie der Theaterverein oder der Jodlerklub», was offenbar auf Anklang stösst: «Ich bin ja bei den Theaterleuten hier in Lungern, und es gibt ganz viele Leute, die nur wegen dem Dialekt nach Lungern ins Theater kommen.» (PB28) Traditionelle Bräuche gelten demnach auch als Hort des Dialekts: Gerade im Zusammenhang mit dem Laientheater wird dieser Aspekt immer wieder thematisiert. Die Probandinnen und Probanden scheinen das Volkstheater als eine Art Wiege des Dialekts zu konzeptualisieren, in der sich der Dialekt immer wieder neu reproduzieren kann (vgl. hierzu die so wahrgenommenen naturräumlichen Wiegen wie etwa «hinten im Tal» in Kap. 11.1.1).

11.4 Gefüge sozialer Interaktion

Bislang wurden drei Ebenen diskutiert, auf die die Probandinnen und Probanden zurückgreifen, um Sprachräume zu konstruieren: Die Ebenen *Elemente der Natur*, *Elemente der materiellen Kultur* und *Sitten und Gebräuche*. Bei all diesen Ebenen klang auch immer eine Ebene an, die man mit *Gefüge sozialer Interaktionen* überschreiben kann: Wenn beispielsweise diskutiert wurde, dass «im Tal hin-

ten» mehr Einheimische leben als vorne, oder auch, dass sich ein Ort bzw. die Bewohner eines Ortes in eine gewisse Richtung orientieren. Sprechen Laien über Sprachräume, ist der Mensch als Sprecher immer auch mehr oder weniger präsent (vgl. hierzu auch die «Sprechercharakterisierungen» etwa i. S. v. «gesellige Menschen» bei Stoeckle 2014, S. 449). In diesem Kapitel wird nun systematisch auf Metakommunikate zum *Gefüge sozialer Interaktion* eingegangen und auf ihre Relevanz bezüglich der Konstruktion von Räumen hingewiesen. Gegliedert werden die Metakommunikate in soziale Beziehungen (Kap. 11.4.1), soziale Gruppen (Kap. 11.4.2) und soziale Parameter (Kap. 11.4.3).

11.4.1 Soziale Beziehungen

Werden Sprachräume bezüglich sozialer Aspekte verhandelt, stellen soziale Beziehungen einen Themenbereich dar, der stark diskutiert wird: So sind es einerseits soziale *Zugehörigkeiten* und damit die Frage, mit wem sich Menschen räumlich verbunden fühlen, die sich als eminent wichtig herausstellen, andererseits soziale *Orientierungen* und damit die Frage, wohin sich Menschen räumlich ausrichten.

Bezüglich der sozialen *Zugehörigkeiten* antwortet etwa PB26 auf die Frage, wie denn der Ort Hergiswil (sprach)räumlich einzustufen sei: «Ich kann es nicht wirklich sagen, aber ich glaube, die gehören eher zu Luzern [...] rein regional, durch den Lopper.» Auf die Frage, wie der Ort Engelberg zum Rest des Kantons Obwalden stehe, antwortet der gleiche Proband: «Es ist schon eher so, dass man sie vergisst. Also von mir aus gesehen gehören die nur politisch zu uns, sonst sind sie in ihrem eigenen Ding drin.» In den Antworten von PB26 klingen zwei massgebliche Faktoren an, die Probandinnen und Probanden dazu bewegen, sozialräumliche Zugehörigkeiten von Orten zu thematisieren: naturräumliche und politische Grenzen. Gibt es ein Spannungsfeld zwischen diesen beiden Parametern – ein Ort gehört politisch zu einem Raum, ist naturräumlich aber davon getrennt, oder aber ein Ort ist naturräumlich mit einem Raum verbunden, gehört aber politisch zu einem anderen –, wird dies entsprechend thematisiert.

Vorliegend sind es die Orte Engelberg, Hergiswil und Seelisberg, die in diese Kategorie fallen und die in diesem Zusammenhang prominent diskutiert werden. PB24 etwa meint zu Seelisberg (und indirekt zu Engelberg): «Da weiss ja auch kein Mensch, warum das überhaupt zum Kanton Uri gehört. Das ist ja genau gleich wie Engelberg. Rein geografisch ist das ein totaler Quatsch.» Zu Hergiswil sagt er, in gleicher Weise: «Ich kann nicht nachvollziehen, weshalb Hergiswil einmal dem Kanton Nidwalden zugeschlagen wurde. Mit dem Lopper ist hier fertig, eigentlich hätten sie hier vorne zumachen können.»

Die Ambivalenz der Zugehörigkeit wird diesen Orten indes nicht nur von aussen attribuiert, sondern klingt, und viel deutlicher noch, in den Kommentaren jener Probandinnen und Probanden an, die aus einer Innensicht berichten. PB46 etwa erzählt mit Bezug auf Seelisberg: «In Uri werden wir manchmal vergessen – es ist zweimal vorgekommen, dass wir von den Urnern auf Karten vergessen wurden.» Und auch PB50 meint: «[M]anchmal hat man das Gefühl, wir würden vergessen da oben.» Und dennoch antwortet er auf die Frage, ob er denn gerne den Kanton wechseln würde: «Ich persönlich bin zufrieden damit, Urner zu sein, ich habe auch einen sehr guten Kontakt zum Kanton Uri, für mich ist es kein Thema, obwohl es doch Leute gibt, die finden, wir sollten nach Nidwalden, weil wir vom Gebiet her besser passen würden.» In Bezug auf den Ort Hergiswil klingt es ähnlich. PB19 berichtet: «Wir gehören ja zum Kanton Nidwalden und sind ja gerne Nidwaldner. Aber schon in alten Zeiten waren wir abgeschnitten, darum haben wir schon früher zu Luzern gehört.» PB17 meint, den Blick von aussen erläuternd: «Ich glaube, wenn Sie in Nidwalden fragen, was halten Sie von Hergiswil, dann sagen sie: «Nichts.» Wir gehören nicht zu ihnen.» Und auch PB23 ist überzeugt: «[W]enn Sie nach Stans gehen, in die *Länder* hineingehen – Hergiswil gehört einfach nicht dazu.» Auch in Bezug auf Engelberg finden sich solche Aussagen. Dazu PB13:

Ich beschäftige mich momentan gerade intensiv mit diesem Thema, denn nächstes Jahr ist Engelberg 200 Jahre bei Obwalden. Engelberg gehört ja zu Obwalden, aber emotional fühlt man sich nicht so zugehörig, sondern eher alleinstehend. Aber es ist nicht ein schlechtes Verhältnis. Aber man fühlt sich nicht immer dazugehörig, auch geografisch gesehen.

Und auch PB6 erklärt: «Obwalden ... Wir gehören zum Kanton, aber auch von ihnen her ... Ich habe früher beim Hauptsitz der Obwaldner Kantonalbank gearbeitet und wir haben oft gemerkt, wir sind halt Engelberg, wir sind hier etwas abgeschieden, und oftmals haben wir auch andere Kundschaft.» Diese Abgeschiedenheit, die PB6 erwähnt, wird mit Bezug auf alle drei genannten Orte erwähnt, einzig Engelberg wird aber zusätzlich als eigenständig bewertet. PB7 erklärt, ebenfalls aus einer Innenperspektive: «Ich sage aber, wir sind am richtigen Ort, wir gehören zu Obwalden, grundsätzlich, kantonal gesehen, aber eigentlich sind wir eigenständig.» PB34 pflichtet ihm aus der Aussenperspektive bei: «Also ich weiss nicht, wie die Engelberger es selbst sehen, aber durch den Anfahrtsweg sind sie natürlich schon nach Nidwalden orientiert. Und politisch ... Sie sind fast so ein bisschen eigenständig.» Und auch PB60 ist dieser Meinung und formuliert prägnant: «Das ist eine Enklave für sich, das ist ein Kanton für sich. Engelberg ist nicht Obwalden, war es nie, wird es nie sein, Engelberg ist Engelberg.»

Die Frage der sozialen Orientierung bezüglich der Orte Engelberg, Hergiswil und Seelisberg wird auch explizit auf sprachlicher Ebene verhandelt. Dabei lassen sich zwei Strategien erkennen, die die Probandinnen und Probanden anwenden: Entweder sie argumentieren mit Rückgriff auf den Dialekt, dass ein Ort auch tatsächlich zu einem Kanton gehört, oder sie argumentieren mit Rückgriff auf den Dialekt, dass dies eben gerade nicht so sei. Zu Seelisberg etwa meint PB1: «Von der Sprache her gehören sie schon zu Uri.» Und auch PB4 findet: «Das sind natürlich schon Urner und sie haben einen Urner Einschlag. Ja, sie haben schon mehr den Urner drin als den Nidwaldner.» Sowohl PB1 als auch PB4 stammen aus der Nachbargemeinde Emmetten. Aber auch Probandinnen und Probanden, die etwas weiter weg wohnen, kommentieren den Seelisberger Dialekt ähnlich: «Das ist eher ein Urner Dialekt.» (PB8), «Schon zu Uri, sie sprechen schon einen Urner Dialekt.» (PB14), «Seelisberg ist Uri, da hört man den Urner raus.» (PB31), «Der Seelisberger urnert eher wieder. Also der Seelisberger und der Emmetter sind ja Welten, darum gehört er eher zu Uri.» (PB55) Aber auch die entgegengesetzte Argumentation findet sich: «Seelisberg gehört zu Uri. Aber richtig urnern tun sie auch nicht.» (PB23), «Seelisberg ist eigentlich Kanton Uri, aber sie sprechen nicht unbedingt den Urner Dialekt, es geht eher in Richtung Nidwalden.» (PB29), «Das gehört zu Uri. Aber vom Dialekt her würde ich es eher nach Emmetten, Beckenried zuteilen.» (PB38) Die gleiche Argumentation findet sich auch mit Bezug auf Hergiswil: «Hergiswil ... Das ist natürlich interessant! Das ist eigentlich schon Nidwalden, aber der Dialekt ist kein Nidwaldner Dialekt.» (PB43), «Hergiswil ist für mich Luzern. Und nicht nur vom Dialekt her. Die sind auch sonst Luzern orientiert.» (PB59), «Von der Sprache her würde ich es zu Luzern zählen.» (PB27)

Im Zusammenhang mit sozialen *Orientierungen* werden wiederum jene drei Orte primär diskutiert, die schon unter sozialen *Zugehörigkeiten* behandelt wurden. Der Grund ist der gleiche wie oben: Naturräumliche und politische Grenzen erzeugen ein Spannungsfeld, das die Thematisierung dessen, in welche Richtung ein Ort sich orientiert, geradezu fordert. Zu Seelisberg meint PB47: «Zum Teil ist man in Seelisberg nach Nidwalden orientiert, vom Sprechen her aber auch in Richtung Uri.» Über Hergiswil sagen die Probanden PB17 und PB25, ebenfalls aus einer Innenperspektive: «Und wir sind in allem nach Luzern orientiert.» (PB17), «Also Hergiswil ist sowieso Luzern orientiert. Hergiswil hat auch eine der grössten Zuwanderungen in Nidwalden.» (PB25) Auch aus der Aussenperspektive wird die Orientierung von Hergiswil nach Luzern diskutiert: «Hergiswil gehört zu den Luzernern, die klingen eher wie die Luzerner. Das ist ein Stück weit aber auch logisch, das gehört eigentlich zu Luzern, auch von den Leuten her, die sind nach Luzern orientiert.» (PB47), «Hergiswil ist für mich Luzern. Und nicht nur vom Dialekt her. Die sind auch sonst Luzern orientiert.»

(PB59) Etwas weniger deutlich wird der Aspekt der Orientierung in Bezug auf Engelberg. PB12 etwa sagt: «Die Engelberger sind natürlich wirtschaftlich und von den Familien her stark nach Nidwalden ausgerichtet, politisch gesehen aber nach Obwalden.» Bei Engelberg scheint sich die Interpretation aufzudrängen, dass hier der Aspekt des Abgeschlossenenseins wichtiger ist als derjenige der Orientierung: Engelberg wird in erster Linie darüber definiert, dass es abgeschnitten ist vom Rest des Kantons, sich aus dieser Konstellation aber nicht nach sonst wo orientiert, sondern sich auf sich selbst besinnt (vgl. die Diskussion zur metakommunizierten Eigenständigkeit Engelbergs weiter oben). Seelisberg und Hergiswil allerdings scheinen das Charakteristikum des «eigenen» weniger aufzuweisen, weshalb man ihnen eine Orientierung nach aussen attribuiert. Diese Orientierung wird auch sprachlich legitimiert: Dem Hergiswiler Dialekt wird eine Orientierung nach Luzern («Hergiswil ist dann schon eher nach Luzern orientiert, auch von den Wörtern her und so.» PB1), dem Seelisberger eine nach Uri zugeschrieben («Ja, das wäre für mich jetzt eher in Richtung Uri. Das geht für mich in Richtung Attighausen, Bürglen, Schattdorf.» PB6). Dem Engelberger Dialekt allerdings wird in erster Linie zugeschrieben, dass er «eigenständig» ist.

Auch Anders (2010b, S. 274) weist in ihren Daten nach, dass Metakommunikate zur «geografischen / politischen Orientierung» (bei ihr finden sich ebenfalls Formulierungen wie «in Richtung X» usw.) ihrer Probandinnen und Probanden überdurchschnittlich häufig sind. Anders (2010b, S. 278–279) kann hier wiederum prototypische Strukturen ableiten, die ihrer Einschätzung nach propositional organisiert sind (Anders 2010b, S. 280).

11.4.2 Soziale Gruppen

Nebst sozialen *Zugehörigkeiten* und *Orientierungen* dienen den Probandinnen und Probanden auch soziale Gruppen als Ebene der Konstruktion von Sprachräumen. Oft thematisiert werden in diesem Zusammenhang *Zuzüger*, *Einheimische*, *Bauern* und *Leute einer eigenen Art* resp. *eines eigenen Menschenschlages*.

Die soziale Gruppe, die am häufigsten genannt wird, sind die *Zuzüger*. PB5 etwa kommentiert die Aufgabe, Dialektgebiete einzuzeichnen, in denen ähnlich gesprochen wird, mit den Worten: «Bei uns, wir haben so viele Zuzüger, da müsste man um jedes Haus einen eigenen Kreis ziehen.» PB5 lebt in Emmetten, einem kleinen Dorf oberhalb von Stans. Dass gerade er von «so vielen Zuzügern» spricht, ist keine Ausnahme. Es finden sich viele Kommentare zu kleinen Orten, in denen der Zuzug von Leuten unverhältnismässig gross sein soll: «Es ist natürlich schwierig heute, mit all den Zuzügern. Das ist ja schön, wenn die kommen, man muss aber schauen, dass der Dialekt erhalten bleibt. Gerade in

den Schulen, mit den Ausländern, die wir hier auch haben», sagt etwa PB28 aus Lungern und auch PB50 aus Seelisberg meint:

Es gibt den Seelisberger Dialekt vielleicht auch nicht mehr so typisch, wir haben hier auch viele Zuzüger. Du findest wahrscheinlich kein Kind mehr da, das diesen typischen Dialekt spricht. Entweder ist die Mutter oder der Vater von auswärts, dann haben sie schon diesen Dialekt drin. Diesen offiziellen Seelisberger Dialekt wird es nicht mehr lange geben. Gut, das wird überall ähnlich sein.

Die Thematisierung der *Zuzüger* in kleinen Orten wie Emmetten, Lungern oder Seelisberg zeichnet ein Bild der Angst der Bevölkerung, die sich und ihren Dialekt durch den Zuzug von Menschen von ausserhalb bedroht sieht. Konstruktionen wie jene von PB28 aus Lungern, «Das ist ja schön, wenn die kommen, aber ...» lassen das Verlangen danach, die eigene auch sprachliche Heimat zu verteidigen, nur umso deutlicher hervortreten. Dass es nebst den kleinen Orten v. a. die grösseren sind, die in Bezug auf den Zuzug von Menschen thematisiert werden, machen etliche weitere Kommentare der Probandinnen und Probanden deutlich. Die vier grösseren Orte im Untersuchungsgebiet, Engelberg, Sarnen, Hergiswil und Stans, werden mit Blick auf Zuzüger wie folgt diskutiert: «Der Dialekt geht dort oben aber auch rasant verloren, auch wegen der Zuwanderung, würde ich sagen», erklärt PB25 mit Bezug auf Engelberg. Mit Bezug auf Sarnen meint PB27: «Und ich denke auch mit den vielen Zuzügern und Überbauungen ist das schon verwässert worden, sodass man Sarnen und Alpnach nicht mehr so gut unterscheiden könnte.» Und auch PB38, selbst aus Sarnen, ist der Meinung, dass der Dialekt auf dem Rückgang sei: «Ja, doch, immer mehr. Wir merken das bei den Kindern. Es hat auch viele Zuzüger hier. Ich merke es manchmal auch bei mir. Hier hat es mehr Zuzüger als hinten im Tal.» Ähnlich klingt es mit Bezug auf den Nidwaldner Hauptort Stans. Auf die Frage, ob der Dialekt in Stans noch gesprochen würde, sagt PB59: «Stans, ja, schon, aber nicht mehr alle ... Stans ist extrem, es hat so viele Zuzüger hier, die sowieso nicht nidwaldnern. Eben, ich war schon in der Schule eine der wenigen, die Nidwaldner Dialekt gesprochen haben.» Ähnlich «extrem» wird der Zuzug von Menschen nach Hergiswil beurteilt: «Natürlich gibt es in Hergiswil noch Leute, die Nidwaldnerdeutsch sprechen. Aber durch die Zuzüger ... Hergiswil ist ja nicht natürlich gewachsen. Hergiswil an sich beheimatet halt viele Reiche und Neureiche.» (PB22) Noch expliziter wird PB24: «Hergiswil hatte vor 150 Jahren etwa 200 Einwohner, heute hat es etwa 5000. Das ist rein durch den Zuzug verursacht, in einer Sprache kannst du das nicht aufhalten.»

So sind es in erster Linie die grösseren Orte und die dort gesprochenen Dialekte, die als von den Zuzügern bedroht dargestellt werden, aber nicht weniger auch die kleinen Orte und auch solche Gebiete, die sonst nicht so stark

thematisiert werden. PB53 etwa sagt zu Ennetbürgen-Buochs: «In Ennetbürgen-Buochs hat es so viele Zuwanderer, da verflacht der Dialekt natürlich.» Und PB34 meint zu Sachseln: «Es ist natürlich zu sagen, dass viele gar nicht mehr so ausgeprägt ihren Dialekt sprechen. [...] In Sachseln hat es extrem viele Zuzüger.» Manche Probanden unterstellen, wie PB57, dass das gesamte Untersuchungsgebiet vom Zuzug von Menschen betroffen sei: «Also ich gehe jetzt immer von den Nidwaldnern aus, die noch nidwaldnern. Wir haben hier so viele Zuzüger, da spricht kaum jemand mehr Nidwaldnerdeutsch.» Und PB12, der sich auf beide Kantone bezieht, meint: «Gut, je markanter der Dialekt ist, desto besser ist er erkennbar. Es gibt natürlich auch viele Gemeinden mit vielen Zuzügern.» Aus diesen Voten ist klar erkennbar, dass die Thematik des Zuzugs für die Probandinnen und Probanden von grosser Bedeutung und stark emotional aufgeladen ist. Natürlich teilen nicht alle Probandinnen und Probanden die Furcht vor den Zuzügern, insgesamt aber ist der Unmut gross und auch die Angst deutlich spürbar; die Angst vor einem Verlust der Heimat, der hier auf der Ebene des Sprachraumes verhandelt wird. Interessant ist insgesamt, dass die Argumentation der Probandinnen und Probanden stark auf dem Modell von Ursache und Wirkung basiert: Die Wahrnehmung, dass das Untersuchungsgebiet von einer wachsenden Anzahl Zuzüger betroffen ist, wird direkt mit dem Charakter der Sprache in Zusammenhang gebracht. Der logische Schluss dabei ist: Je mehr Zuzüger, desto weniger einheimischer Raum, desto weniger einheimische Sprache, desto weniger Heimat.⁹⁶

Den begrifflichen Gegensatz zum *Zuzüger* bildet der *Einheimische*, der allerdings weit weniger thematisiert wird. *Einheimische* werden wie *Zuzüger* nicht mit spezifischen Orten in Verbindung gebracht, sondern können an allen Orten mehr oder weniger stark vertreten sein. Diese Wahrnehmung soll mit Kommentaren illustriert werden, die auf Dialekträume referieren, die sonst nicht so häufig thematisiert werden: Stansstad, Beckenried und Büren. «Auch in Stansstad *ländert* eigentlich niemand mehr richtig, in Stans auch nicht. Nur die Einheimischen.» (PB16 mit Bezug auf Stansstad), «Ja, das ist für mich der See-Anteil, den ich dann nicht mehr so auseinanderhalten kann, der auch stark durchmischt ist, da es nur noch wenige Einheimische gibt.» (PB44 mit Bezug auf Beckenried), «In manchen Klassen habe ich kaum noch Kinder, die Nidwaldner

⁹⁶ Zum Zeitpunkt der Befragungen, im ersten Halbjahr 2014, wurde in der Schweiz über die sogenannte Volksinitiative «Gegen Masseneinwanderung» abgestimmt. Die Thematik der Migration und v. a. der Einwanderung in die Schweiz war damals äusserst präsent. Die Interviews, aus denen hier Ausschnitte abgedruckt sind, sind auch in diesem Kontext dieser aufgeladenen Stimmung für resp. gegen diese Initiative zu sehen. Am 9. Februar 2014 nahmen Volk und Stände die Initiative an.

Deutsch sprechen. Das fällt mir auf, wenn ich ins Tal hineingehe: Ich unterrichte auch in Büren, dort hinten nidwaldnern sie tatsächlich noch, weil es auch mehr Einheimische gibt, die dort wohnen.» (PB57 mit Bezug auf Büren) Auf sprachlicher Ebene stehen Einheimische für solche Sprecher, die den Dialekt des Ortes normgemäss realisieren. PB16 bringt diesen Umstand wie folgt auf den Punkt: «Die Einheimischen sprechen urchig.» Es findet also eine Gleichsetzung von «einheimisch» und «wie an diesem Ort sprechend» statt, weshalb im Grunde jeder an einem Ort wohnhafte Sprecher so qualifiziert werden könnte. Die Einheimischen eines Ortes werden damit als Hüter des örtlichen Dialekts konzeptualisiert und bilden den Gegensatz zum Konzept des Zuzügers.

Eine weitere soziale Gruppe, die mit einem urtümlichen Dialektgebrauch in Verbindung gebracht wird, ist die Gruppe der *Bauern*. Der «urtümliche» Dialekt werde, so PB11 mit Bezug auf Ob- und Nidwalden, vor allem «ausserum noch gesprochen, bei den Bauern.» PB43 erläutert mit Bezug auf Hergiswil: «Ein paar Bauern gibt es, die noch nidwaldnern, aber der Rest nicht.» Und PB17 pflichtet bei: «Also, die Bauern, die richtig urchigen, *ländern* schon noch.» Die Sprache, die die *Bauern* sprechen, wird – als urchig qualifiziert – romantisiert, was etwa im Kommentar von PB17 ganz deutlich anklingt. So sei sie, erzählt PB17, als sie vor langem in Stans unterrichtet habe, auf einen sehr urtümlichen Dialekt getroffen: «Es war ja irgendwie herzig, wirklich wie Bauernkinder, wie soll ich sagen, Natur pur.» Der Dialekt, der mit den Bauern in Verbindung gebracht wird – d. h. der «bäuerlichen Bevölkerung» (PB56) insgesamt – entspricht einem romantischen Ideal: Er wird als «natürlich» und «unverdorben» beschrieben und im Raum dort verortet, wo auch auf anderen räumlichen Ebenen das grösste Mass an Authentizität erwartbar ist: «oben am Berg» und «hinten im Tal». Wohl aus diesem Grund klingt in Zusammenhang mit der Sprache der Bauern auch die Thematik des Sprachwandels immer wieder an («Ein paar Bauern gibt es, die noch nidwaldnern, aber der Rest nicht.» PB43): Die Bauern scheinen, wie die Einheimischen, eine Gruppe von Menschen zu repräsentieren, denen ein hohes Mass an Dialektalität zugeschrieben wird. So kommt es denn auch, dass PB41 erzählt: «Ein anderer Sohn ist Zimmermann und der ist viel mit Bauern zusammen, der behält den Dialekt gut, weil er eben wieder mit Landleuten zusammen ist.»

Weniger um eine Bezeichnung für eine spezifische soziale Gruppe, sondern eher um eine Bewertung, die unterschiedlichen sozialen Gruppen zugeschrieben werden kann, handelt es sich beim Attribut *von eigener Art* resp. *von eigenem Menschenschlag*. Hierbei lässt sich wiederum beobachten, dass die Attribute «eigenartig» und «speziell» im Prinzip auf alle Orte im Untersuchungsgebiet angewendet werden können. PB37 etwa meint mit Bezug auf Schwanden im Kanton Obwalden: «Bei uns gibt es so ein Sprichwort das heisst *D Schwander si*

nid wi ander. Sonst ... Die singen ein bisschen mehr.» Die Einwohner von Schwanden, so das Sprichwort, seien also nicht vergleichbar mit anderen, sie seien etwas Spezielles. Dasselbe sagt PB38 über die Bewohner von Beckenried: «Und die Beckenrieder sind einfach speziell. Aber ich kenne jetzt auch nicht Leute, die dort wohnen, ich könnte es nicht genauer sagen.» Während zu den Schwandern ein Sprichwort kursiert, dass deren spezielle Eigenart diskursiv festigt, kursiert zu den Beckenriedern die tradierte Legende, dass die Leute dort allesamt rote Haare hätten: «In Beckenried, da gibt es keine Durchfahrtsstrasse, darum hatten die dann auf einmal alle so rote Haare», erklärt PB41 mit ironischem Unterton. Und auch die Giswiler scheinen, je nach Bewertung, etwas Eigenes an sich zu haben: «Die Giswiler sind eigen, die Lungerer und Engelberger auch.» PB40 setzt die Bewohner von Giswil hier in Verbindung mit jenen von Lungern und Engelberg, die am häufigsten mit dem Attribut der Eigenartigkeit versehen werden. PB6 zu Lungern: «Das ist ein eigenes Tal, in sich geschlossen, und sie haben auch eine eigene Art, wie sie mit Dingen umgehen.» PB2, auf den Dialekt bezogen: «Ich glaube, weil sie Randgruppen sind, haben sie sich einen eigenen Dialekt angeeignet, vielleicht, um sich abzuheben.» PB29, aus einer Innenperspektive: «Mit den Giswilern legen wir uns an. Und Sarnen, das ist schon grösser. Ich sage jeweils, wir wollen als Lungerer etwas Spezielles bleiben.» Engelberg wird nun am häufigsten mit dem Attribut «eigen» versehen: Die Engelberger sind für die meisten Probandinnen und Probanden «speziell» (PB25), «etwas für sich» (PB26), «fast so ein bisschen eigenständig» (PB34), auch ein «eigener Dialekt» (PB26) wird ihnen attribuiert. PB37 fasst zusammen:

Und die Engelberger, das sind einfach die Engelberger. Die sind nächstes Jahr 200 Jahre bei Obwalden, und man hört gewisse Engelberger, die lieber bei Nidwalden wären. Ich habe viel mit Engelbergern zu tun, und man merkt, eigentlich sind die Engelberger in erster Linie Engelberger.

Wird ein Ort bzw. die Menschen eines Ortes als *von eigener Art* resp. *von eigenem Menschenschlag* beschrieben, werden dabei mehrere Aspekte zur Legitimierung dieser Einschätzung eingebracht: Von «roten Haaren» kann die Rede sein, aber auch davon, dass ein Ort «in einem eigenen Tal», «in sich geschlossen» zu liegen kommt, nicht zuletzt wird auch der Ortsdialekt angeführt, der «eigen» sein kann. Dass der Aspekt der diskursiven Verhandlung von Orten als speziellen Orten resp. Dialekten als speziellen Dialekten resp. Menschen als speziellen Menschen zentral ist – die Spezialität einer Entität wird so überhaupt erst konstruiert und tradiert – mag das eingangs angeführte Sprichwort illustrieren: Phraseologismen in der Art von «*D Schwander si nid wi ander*» können als kondensierte Diskurse eingestuft werden, in denen sprachräumliches Alltagswissen (auch) weitergegeben wird.

11.4.3 Soziale Parameter

Zuletzt soll der Blick auf die folgenden vier sozialen Parameter gelegt werden: Die Arbeit, die Schule, die Heirat und das Lebensalter. Es sind allesamt soziale Parameter, auf die bei der Thematisierung und damit bei der Konstruktion von Sprachräumen häufig verwiesen wird.

Über die *Arbeit* wird in erster Linie dann gesprochen, wenn soziale Orientierungen und Zugehörigkeiten Thema sind. PB6 aus Engelberg sagt etwa: «Von den Einflüssen her: Es gibt viele Nidwaldner, die hier oben arbeiten.» PB46 aus Seelisberg meint: «Also verbunden fühlen wir uns hier eigentlich schon mehr mit Nidwalden, viele gehen auch dort arbeiten. Nach Uri gehen weniger, die dort arbeiten [...]» Nicht nur in Bezug auf kleinräumige Orientierungen und Verbindungen, auch in Bezug auf das Verhältnis zwischen Ob- und Nidwalden wird die Arbeit als massgebender sozialer Faktor angeführt. PB1 aus Emmetten etwa erläutert das Verhältnis zwischen Ob- und Nidwalden mit: «Also rein arbeitsmässig gibt es natürlich eine Verbundenheit.» PB54 hingegen ist skeptischer: «Heute hänselt man sich schon, aber gehässig ist es nicht. Eine Arbeitsstelle z. B. würde man nicht in Obwalden suchen – wenn es anders wäre, wäre es wohl kein Problem.»

Während mit Bezug auf die *Arbeit* eher die gesamthafte Ausrichtung eines Ortes verhandelt wird, geht es, sobald die *Schule* ins Feld geführt wird, eher um die Diskussion von Dialektwandel. Die Schule gilt dann in hohem Masse als Ort, der den einheimischen Dialekt gefährdet. Gefährder können dabei andere Mitschüler sein: «Es ist natürlich schwierig heute, mit all den Zuzüglern. Das ist ja schön, wenn die kommen, man muss aber schauen, dass der Dialekt erhalten bleibt. Gerade in den Schulen, mit den Ausländern, die wir hier auch haben.» (PB28) Aber auch Lehrer und Lehrerinnen, die nicht aus dem Ort kommen, werden als Gefahr konzeptualisiert: «Die haben den Dialekt schön gesprochen, bis sie zur Schule gegangen sind. Dann haben sie Luzerner Lehrerinnen bekommen und sagen nun auch *schön* und ein paar Ausdrücke. Und wir haben immer versucht, sie zu korrigieren.» (PB41) Insgesamt scheint die Schule eine Institution zu sein, an der man den Dialekt und den Dialektstand einer Generation überprüfen kann. Und weil die Sprache dieser Generation in die Zukunft weist und damit Ängste über den Verlust des Dialektes schürt, ist sie gerne Gegenstand der Sprachkritik.

In eine ähnliche Richtung geht die Thematisierung des Lebensalters und dabei vor allem die Thematisierung von *Jung* und *Alt*, die auch angebunden wird an Stase und Dynamik von Dialekten. Hier wird – und dies erinnert an den Parameter Schule – hauptsächlich die Zeit der Jugend thematisiert, die als Hort des Wandels von Dialekten angesehen wird. PB26 etwa meint: «In diesen Gebie-

ten hier unten sprechen die Jungen natürlich zum Teil schon gar keinen Dialekt mehr, Sarnen-Alpnach.» Auch PB37 bemerkt: «Die lernen das gar nicht mehr. Das war bei mir auch so, mein Vater hat noch Dinge gesagt, die ich gar nie gebraucht hatte.» PB41 erklärt den Verlust des Dialektes in der Jugend mit der Suche nach sich selbst: «Bei den Jungen besteht einfach noch mehr die Gefahr, dass sie diese Färbungen annehmen, da sie Ihre Identität auch noch selbst suchen. Dann gibt es auch Mode-Ausdrücke ... » Andere sehen den Grund des Rückgangs des Dialektes bei Kindern und Jugendlichen v. a. darin, dass sie in einer Umgebung aufwachsen, die sich, im Vergleich zu früher, verändert hat. Auf die Frage, ob sich der Dialekt verändere, antwortet PB38: «Ja, doch, immer mehr. Wir merken das bei den Kindern. Es hat auch viele Zuzüger hier. Ich merke es manchmal auch bei mir. Hier hat es mehr Zuzüger als hinten im Tal.» PB16 erklärt diesbezüglich: «Im Dorfkern ist es einfach ein Gemisch, auch die Jungen sprechen nicht mehr wie wir.» Nicht alle Probandinnen und Probanden aber bewerten die Jugend in Bezug auf ihren Dialektgebrauch so negativ. PB11 etwa meint: «Vor allem wird er aussenrum noch gesprochen, bei den Bauern. Es gibt noch ein paar Junge, die ihn auch sprechen.» PB12 findet: «Gut, ich glaube aber auch, es gibt noch viele Junge, die den Dialekt noch wirklich sprechen. Ich glaube nicht, dass sich das so sehr verändert hat.» Die komplementäre Gruppe zu den jungen Sprechern, die älteren Sprecher, werden verhältnismässig wenig thematisiert. PB59: «Wenn man jetzt Stans anschaut, da gibt es ja wirklich noch viele, die Nidwaldnerdeutsch sprechen. Die Älteren halt, nicht die Kinder.», PB6: «Wenn ich jetzt ältere Engelberger höre, dann sprechen die einfach sehr langsam, gemächlich, *ja sääb döu* ... Dass der Rhythmus sehr viel langsamer ist, das habe ich zum Beispiel verloren.»

Ein letzter sozialer Parameter, der in Bezug auf die Durchmischung der Menschen und damit auch der gesprochenen Dialekte thematisiert wird, ist die *Heirat*. PB6 aus Engelberg etwa erläutert: «Von den Einflüssen her: Es gibt viele Nidwaldner, die hier oben arbeiten. Und geheiratet hat man früher eher ins Tal hinunter.» PB11 aus Engelberg pflichtet bei: «Am Berg oben ist es anders. Aber das hat andere Gründe. Denn wenn sie heiraten, heiraten sie meistens jemanden aus Nidwalden.» Die sprachlichen Konsequenzen, die es haben kann, wenn man «Auswärtige» heiratet, sind für PB11 klar: «Es gibt viele Auswärtige, die eingeheiratet sind, da sprechen die Jungen dann auch nicht mehr [Dialekt, A. S.].» «Auswärtige» zu heiraten und damit die Sprache des Ortes zu gefährden, wird denn auch stark öffentlich kritisiert:⁹⁷ «[D]as [der Dialekt, A. S.] wird je

⁹⁷ Vgl. hierzu die Studie von Lameli 2014, der für die Gewährspersonen des Mittelhochdeutschen Sprachatlas (MRhSA) nachweist, dass deren Ehen – setzt man die «Tonakzentgrenze» als bestimmende sprachliche Grenze an – in aller Regel innerhalb der Dialektgebiete Mittelfränkisch

länger je verwaschener. Denn es sind viele frische Frauen hinzugekommen, das ist recht, das braucht es, aber der Dialekt kommt dann einfach mit. Ich sehe das auch bei meinen Kindern, oder, die Lehrerinnen, die sprechen auch anders. Das geht verloren.» (PB30), «Was soll ich sagen ... Bei den Nachbarn ist die Mutter Zürcherin. Ist klar, dass die Kinder weniger Dialekt sprechen – wobei im Schulalter kommt es dann eher wieder zum Vorschein, wegen der anderen Kinder.» (PB34) Vielfach sind es die Frauen, die als Gefährdung des Dialektes dargestellt werden: «Das hört man der Sprache an, ja, und viele hier in Hergiswil sind einfach Nidwaldner, die Luzerner Frauen geheiratet haben.» (PB21 mit Bezug auf Hergiswil), «Ja, ich glaube der Sarnen hat von der Sprache her nicht viel anderes, da hört man den Luzerner dann eher. Es ist natürlich so, dass ganz viele Nidwaldner Obwaldner Mädchen geheiratet haben.» (PB60 mit Bezug auf Stans). Insgesamt scheint auch die Heirat als soziales Ereignis zu fungieren, mit dem sich der Wandel der Dialekte erklären lässt. Dass Frauen in erster Linie jene sind, die, da sie als «Auswärtige» «einheimische» Männer heiraten, den Dialekt gefährden, mutet dabei einigermassen befremdlich an.

11.5 Sprache

Nicht zuletzt soll noch diskutiert werden, wie sich Probandinnen und Probanden bei der Konstruktion ihrer sprachräumlichen Umgebung explizit auf die Ebene der Sprache beziehen.⁹⁸ Häufig sind diesbezüglich Kommentare zu Charakteristika (Kap. 11.5.1), Wandel (Kap. 11.5.2) und Gebrauch von Dialekten (Kap. 11.5.3).

11.5.1 Charakteristika von Dialekten

Ein Charakteristikum von Dialekten, das in den Kommentaren häufig thematisiert wird, ist, was man unter Klang von Dialekten zusammenfassen kann. Eine gängige Formulierung betrifft diesbezüglich den *speziellen Ton* von Dialekten, wie nachfolgende Kommentare illustrieren: «Es sind gar nicht viele spezielle Wörter, die wir haben, so wie vorher das *sums* oder so. Da gibt es schon wenige,

(51 %) resp. Rheinfränkisch (44 %) geschlossen werden; lediglich 5 % der Ehen werden über die Grenze hinweg geschlossen (Lameli 2014, S. 224–225).

⁹⁸ Ausgenommen sind hier explizite Metakommunikate zu dialektalen Merkmalen, daran soll an dieser Stelle kurz erinnert werden. Die Beschreibung und Modellierung derselben finden sich in Kap. 12.

aber es sind nicht viele Wörter, die wir speziell haben, es ist mehr der Ton.» (PB8), «Die Giswiler sind eine Mischform zwischen 2 und 4, aber man hört es einfach, es ist ein anderer Tonfall.» (PB12), «Ich habe das Gefühl, ich höre es vom Ton her, ob jemand von Nid- oder Obwalden ist.» (PB52) Nebst der spezifischen Thematisierung des «Tons», d. h. des Tonfalles, werden auch ganzheitliche Urteile zum Klang gefällt: «Der Klang, die Melodie und die Ausdrucksweise sind anders», erklärt etwa PB54 mit Bezug auf Emmetten.

Nebst dem speziellen Ton ist das *Singen* ein Element, das bezüglich des Klangs von Dialekten gerne thematisiert wird: «In Beckenried singen sie. Also wir sagen dem so, sie singen.» (PB23), «Die Engelberger haben auch ganz eigene Ausdrücke, die auch so in ein Singen reingehen.» (PB40), «Die Lungerer haben noch einmal einen anderen Dialekt. Die singen viel mehr.» (PB56) Auch Anders (2010b, S. 282) weist nach, dass ihre Probandinnen und Probanden überdurchschnittlich häufig auf ein regionalspezifisches «Singen» in der Sprache verweisen. Während die Bewertung des speziellen Tons in vorliegender Studie auf verschiedene Dialekte angewendet wird, lässt sich bei der Bewertung des Singens beobachten, dass diese eher mit Bezug auf Dialekte geäußert wird, die gemeinhin als «speziell» und «urtümlich» gelten (s. u.): Engelberg etwa wird oft als «singend» eingestuft und auch Lungern.

Auch Anders (2010b, S. 270–271) und Stoeckle (2014, S. 448) weisen in ihren Daten nach, dass klangliche Phänomene von Probandinnen und Probanden oft thematisiert werden. Bei Anders bildet «Intonation» die Kategorie, die insgesamt am drittmeisten Nennungen erhält, und unter die sie ebenfalls Kommentare wie «bestimmte Tonhöhe» und «Singsang» fasst. Sie schätzt Kommentare zur «Intonation» als prototypisch laienlinguistisch ein (Anders 2010b, S. 278–279), die ihrer Interpretation nach metonymisch strukturiert sind (Anders 2010b, S. 280).

Drei Charakterisierungselemente, die weniger eindeutig der Kategorie Klang zugeordnet werden können als die eben genannten, sind *sie ziehen*, *sie haben einen breiten Dialekt* und Kommentare zu *ausgeprägten* Dialekten. PB36 etwa meint mit Bezug auf Lungern-Giswil: «Die ziehen die Sprache mehr als wir.» Und PB16 erklärt, mit Bezug auf Dallenwil-Wolfenschiessen: «Das kennen Sie auch – je weiter man ins Tal reinkommt, umso mehr ziehen sie.» Das «Ziehen» kann in beiden Fällen als klangliche Eigenart der Dialekte aufgefasst werden. Beim Kommentar von PB42 lässt sich gar vermuten, dass mit «sie ziehen» auf ganz spezifische lautliche Dialektmerkmale Bezug genommen wird: «Und die sagen zum Beispiel *feif* und *drei* und *nein*. Die ziehen eher so etwas nach.» Anders (2010b, S. 282) stellt in ihren Daten überdurchschnittlich häufige Verweise auf die klangliche Bewertung «langgezogen» fest, die ihrer Einschätzung nach wiederum als prototypisch laienlinguistisch gelten kann. Ob ihre Proban-

dinnen und Probanden darunter das Gleiche verstehen wie meine, ist nicht eindeutig klar, interessant aber ist, dass beide auf das lautliche Phänomen des Ziehens aufmerksam machen.

«Einen breiten Dialekt zu haben» bzw. «breit zu sprechen» scheint je nach Konzeptualisierung der Probandinnen und Probanden ebenfalls auf solche Phänomene zu referieren. PB2 erklärt mit Bezug auf Ob- und Nidwalden: «Hier ist das *ei* und *ou* drin und das breite Reden ist beiden gleich.» Von der Umschreibung spezifischer lautlicher Phänomene durch die Formulierung «breit» macht – mit Bezug auf Lungern-Giswil – auch PB36 Gebrauch: «Sie sprechen sehr breit, schon wieder wie die Berner Oberländer, sie dehnen die Silben, der Lungerner ausgeprägter als der Giswiler.»

Die Bewertung des «ausgeprägten Dialekts» tritt oft zusammen mit der Bewertung des «breiten Sprechens» auf, wie am eben zitierten Kommentar abgelesen werden kann aber auch etwa am Kommentar von PB8: «Ja, es ist schon ein Nidwaldner, er ist einfach ein bisschen breiter, dünkt mich etwas ausgeprägter.» Nicht nur aufgrund dessen bietet es sich an, die Bewertung «ausgeprägt» der Kategorie Klang zuzuordnen; auffällig ist nämlich wie bereits bei «breit» und «sie ziehen», dass die Probandinnen und Probanden, wenn sie von «ausgeprägten Dialekten» sprechen, gerne auch lautliche Beispiele bringen, um ihre Bewertung zu legitimieren: «*Giot, Lungererererere ...* Also Lungern ist eine ähnliche Enklave wie Engelberg, dort sagen sie *giot*. Das ist wirklich ein ganz ausgeprägter.» (PB57 mit Bezug auf Lungern), «Die Giswiler, Lungerner und Sachsler sprechen eher noch urchiger. Die sagen *oi ...* Die anderen sagen *ai*.» (PB26), «Die Beckenrieder sind ziemlich ausgeprägt: *Dui bruichsch ja gar neid*, dieses *ei*.» (PB53)

Alle drei Bewertungen – «sie ziehen», «breiter Dialekt» und «ausgeprägter Dialekt» – werden wiederum eher auf Dialekte angewendet, die als «speziell» und «urtümlich» gelten (s. u.) und überdies auf solche, die eher als peripher denn als zentral eingestuft werden.

Nebst dem Klang von Dialekten wird auch deren *Verständlichkeit* zum Thema gemacht, und zwar in doppelter Weise. Diskutiert wird einerseits, ob ein fremder Dialekt verständlich ist, wenn man ihn zu hören bekommt, aber auch, ob Hörerinnen und Hörer den eigenen Dialekt verstehen, wenn man ihn spricht. Die Diskussion des aktiven Verstehenkönnens von Dialekten reicht von der Einschätzung, dass manche Dialekte problemlos verständlich seien, bis hin zur Einschätzung, dass andere Dialekte beim Verstehen grosse Mühe bereiteten. PB1 etwa meint mit Bezug auf Ob- und Nidwalden: «Vom Verstehen her ist es kein Problem.» Und auch PB34 antwortet auf die Frage, ob der Dialekt von Lungern verständlich sei: «Ja, eigentlich schon. Natürlich gibt es Wörter, wo man gut hinhören muss. Aber normalerweise ist es kein Problem.» Am anderen Ende

der Skala steht beispielsweise PB36, der, mit Bezug auf Engelberg, herausstreicht: «Das ist wirklich eine ganz eigene Sprache. Bei dem hat man wirklich das Gefühl, er spricht eine Sprache, damit nicht jeder alles versteht.»

Die Thematisierung der Verständlichkeit von Dialekten ist nun weniger so einzuschätzen, als die Probandinnen und Probanden damit ein ernsthaftes Problem diskutieren wollen: Sie zielt vielmehr darauf ab, gewisse Dialekte als unverständlich zu taxieren, weil dies einer positiven Wertung entspricht, die auf der Gleichsetzung von «Unverständlichkeit» mit «natürlichem Wachstum» und «Natürlichkeit» basiert. Die gleiche Motivation verbirgt sich hinter der Praxis, zu diskutieren, dass der eigene Dialekt an gewissen Orten nicht verstanden werde. «Wenn ich hier drüben spezielle Wörter brauche wie *guchse*, *Gunte* oder *Gwächti*, wird das nicht mehr so gut verstanden.» (PB1 in Bezug auf Hergiswil), «Ich habe elf Jahre dort gearbeitet, die haben zum Beispiel nicht verstanden, wenn ich von *schnouzne* oder von *Hegu* gesprochen habe.» (PB2 in Bezug auf Hergiswil), «In Emmetten und Beckenried spricht man eigentlich auch noch gleich. Buochs ist so halbe, halbe – ein paar verstehen uns noch, andere nicht.» (PB3 in Bezug auf Emmetten-Beckenried) Weniger als das Verstehenkönnen des Hörers (das in einem Schweizer Kontext bei genügender Kooperation immer gewährleistet ist), steht bei solchen Kommentaren die Spezifik des eigenen Dialekts im Zentrum; möchte man auf diese Weise ex negativo illustrieren, wie «eigentümlich» der eigene Dialekt ist.

Häufige Metakommunikate zur «Verständlichkeit» von Dialekten weist auch Stoeckle (2014, S. 450) nach. In seinen Daten werden sie mit Formulierungen wie «man muss aufpassen, um es zu verstehen» thematisiert.

Die *Eigentümlichkeit* von Dialekten wird ebenfalls stark diskutiert, wenn es um Charaktereigenschaften von Dialekten geht: Die Probandinnen und Probanden sprechen in diesem Zusammenhang gemeinhin von *speziellen* und *eigenen Dialekten*. Ob einem Dialekt(raum) das Attribut «speziell» oder «eigen» zugeschrieben wird, hängt dabei einerseits mit individuellen Vorlieben der Probandinnen und Probanden zusammen. So zeichnen PB28 und PB40 ihre Einschätzungen explizit als persönliche Einschätzungen aus, wenn sie sagen: «Ich höre ihn eigentlich gern, den Nidwaldner Dialekt, ich muss sagen, weil er etwas speziell ist.» (PB28), «Und Schwändi, das ist für mich auch wieder speziell.» (PB40) Aber es besteht auch eine gewisse interindividuelle Übereinkunft darüber, welche Dialekte «speziell» oder «eigen» sind. Darunter fällt z. B. der bereits mehrfach thematisierte Lungerer Dialekt: «Lungern lasse ich bewusst draussen, die haben auch noch einen eigenen Dialekt.» (PB2), «Die Lungerer sind auch speziell.» (PB35), «Diese Buchstaben, eben wenn wir das *ä* drin haben, haben sie diese *io* drin, spezielle Buchstaben. Und das hört man beim Sarner unten nicht.» (PB3) Dass das Attribut der Eigentümlichkeit für den Lungerer Dialekt

in hohem Masse tradiert ist, zeigt u. a. der Kommentar von PB54: «Bei diesem Gebiet weiss ich einfach, dass es etwas speziell ist. Hier fehlen mir auch die Beispiele, aber die reden sicher anders als die restlichen Obwaldner.» Ähnliches ist beim Engelberger Dialekt zu beobachten. Auch er wird als höchst eigentümlich eingestuft: «Engelberg ist auch wieder speziell, die würde ich separat nehmen.» (PB1), «Die Engelberger haben einen eigenen Dialekt, das sind halt Engelberger.» (PB26) Dass auch diese Einschätzung diskursiv tradiert ist, illustriert der Kommentar von PB59: «Engelberg, die haben schon einen speziellen Dialekt, aber wo der genau durchgeht, weiss ich einfach nicht.» Nebst den Dialekten von Lungern und Engelberg gibt es weitere Dialekte, die von den Probandinnen und Probanden gemeinhin als eigentümlich bewertet werden, wie etwa der Dialekt von Emmetten (PB55: «Das ist ein eigener Dialekt.») oder der Dialekt von Beckenried (PB40: «Der Beckenrieder ist auch ein spezieller Dialekt, der für sich alleine ist.»). Dabei handelt es sich um Dialekte, die ebenfalls als urtümlich gelten (s. u.). Komplementär zur *Eigentümlichkeit* wird auch die *Gewöhnlichkeit* von Dialekten thematisiert, allerdings viel weniger häufig, und zum Teil ex negativo. PB44 etwa meint zu Alpnach: «Alpnacher Dialekt, da kann ich gar nicht sagen, dass die etwas Spezielles haben. Sie können das von den Sarnern auch nicht sagen, das ist ein Schmelztiegel von allen möglichen Leuten.» Ebenfalls zum Sarner Dialekt äussert sich in diesem Zusammenhang PB3: «Nein, der spricht hundsgewöhnlich.»

Eine weitere Charakterisierung, die gerne getroffen wird, ist jene des *Urchigen*. Mit diesem Attribut werden v. a. Dialekte versehen, die räumlich als peripher eingestuft werden, wie nachfolgende Kommentare zeigen: «Ich habe das Gefühl, die sind auch noch urchiger als die vorne. Einfach, weil hinten einfach das Tal ist, abgeschlossener.» (PB29 mit Bezug auf Melchtal), «Dort ist es urchiger, die gehen mehr in die Berge rein.» (PB26 mit Bezug auf das «urchige» Nidwalden), «Das ist für mich urchiger, das ist zu vergleichen mit unserem oberen Kantonsteil. Die Leute sind auch noch bodenständiger, ländlicher.» (PB38 mit Bezug auf Dallenwil-Wolfenschiessen) Das Attribut *urchig* wird indes mit unterschiedlichen weiteren Attributen ergänzt. PB4 etwa kommentiert den Engelberger Dialekt so: «Den Engelberger nehme ich noch raus. Der ist viel rauer und urchiger.» PB20 hingegen sagt zum Wolfenschiesser Dialekt: «Den Wolfenschiesser sehe ich als ganz urchigen. Das ist für mich der gepflegte, urchige Nidwaldner Dialekt.» Und PB53 meint zum Dialekt in Dallenwil-Wolfenschiessen: «Hier ist es urchiger und im Reden karger.»

Weitere Bewertungen, die, wie die Bewertung «urchiger Dialekt», als positive Bewertungen eingestuft werden können, die aber auf andere Bewertungskriterien abheben, sind Kommentare zur *Reinheit*, *Natürlichkeit* und *Echtheit* von Dialekten. PB42 etwa referiert auf den Dialektraum Dallenwil mit dem Stichwort

«Reinheit» (vgl. dazu Haas 1992): «Aber weiter hinten ist es einfach ausgeprägter. Das ist auch bei uns in Sarnen so. Die reinen Dialekte, die hört man durch die Durchmischung und durch die vielen Zuzüger nicht mehr so.» PB17 fokussiert in ihrem Bericht von einer Begegnung mit Dialektsprechern in Stans auf die «Natürlichkeit» von Dialekten: «Es war ja irgendwie herzig, wirklich wie Bauernkinder, wie soll ich sagen, Natur pur. Noch so richtig unverdorben, einfach noch natürlich.» Und auch die «Echtheit» von Dialekten wird zuweilen thematisiert, unter Verwendung von Begriffen wie «wirklich» und «richtig»: «Und wo wirklich noch Dialekt gesprochen wird mehrheitlich, ist in diesen Gemeinden, Emmetten, Beckenried, Wolfenschiessen, Dallenwil, Büren, Oberdorf halb-halb, Buochs halb-halb, Ennetbürgen am abnehmen, das geht in Richtung Verflachung.» (PB21), «Das sind richtige Nidwaldner, v. a., je weiter nach hinten es geht.» (PB25)

Attribute von Dialekten, die gemeinhin als negative Attribute gelten, sind Bewertungen wie «flach», «vermischt» und «verwässert». PB45 braucht das Attribut *flach*, um den Obwaldner Dialektraum zu kommentieren: «Der Sarner ist schon ein bisschen abgeflacht, der Schwander spricht einen urchigeren Dialekt, der Melchtaler auch, der Lungerer auch. Die im Talboden sind eher städtisch geprägt.» Dass «flache Dialekte» eher im Tal und in der Stadt, «urchige» eher in den Bergen in den Dörfern zu suchen sind, wird von weiteren Probandinnen und Probanden unterstützt: «Genau, das ist eben die gleiche Dynamik wie in Sarnen. Das ist städtisch orientiert und gibt eine Verflachung.» (PB41 zu Stans), «Wenn man den Obwaldner Dialekt anschaut, ist der Sarner Dialekt sicher der flachste.» (PB40 zu Sarnen), «In Ennetbürgen-Buochs hat es so viele Zuwanderer, da verflacht sich der Dialekt natürlich. Ennetbürgen und Buochs ist einfach ein bisschen flacher, aber da schwingt das Bild mit, dass es dort viele Neuzuzüger gibt.» (PB53 zu Ennetbürgen-Buochs) Einerseits ist es die Geomorphologie, die hier auf die Dialekte übertragen wird – in gebirgigeren Regionen hat auch der Dialekt eine «ausgeprägte» Natur, in flachen Regionen eine «abgeflachte» –, andererseits ist es die soziale Struktur der Orte – in ländlichen Regionen findet man den «urchigen» Dialekt dank derselben dort ansässigen Bevölkerung, in den städtischen Regionen einen «flachen Dialekt» aufgrund der Zuwanderung.

Ebenfalls negativ, allerdings mit Rückgriff auf andere Kriterien, sind Attribute einzustufen, die Dialekte als *vermischt* oder *verwässert* bewerten. Solche Aussagen werden v. a. mit Bezug auf Orte gemacht, die zentral liegen und gemeinhin als gross und städtisch gelten, wie etwa Sarnen («Ich denke, Sarnen ist auch wieder mehr vermischt.» PB14, «Ich habe das Gefühl, die unten, die sind schon ziemlich verwaschen.» PB30), Hergiswil («Bei uns hier ist es auch gemischt.» PB19, «Das ist einfach eine Mischung hier.» PB25), oder Stans («Im Sarneraatal gibt es das *drii*, *fiif*, *niin*, bei uns das *druu*, *fuif*, *nuin*. Und dazwi-

schen ist es eher vermischt.» PB6). Aber nicht nur die Dialekte zentraler Orte werden mit dem Attribut «vermischt» oder «verwässert» versehen, sondern auch Dialekte von Orten, die gleichzeitig als «urtümlich» und «ursprünglich» gelten: Engelberg («Im Dorfkern ist es einfach ein Gemisch, auch die Jungen sprechen nicht mehr wie wir.» PB16, «Ja, und auch in der Schule, dort sprechen gar nicht mehr alle Kinder Engelbergerdeutsch, das ist alles gemischt und geht eher in meine Richtung.» PB14), Lungern («Ja, ich glaube, die ältere Generation schon, und die jüngere Generation – das wird je länger je verwaschener. Denn es sind viele frische Frauen hinzugekommen, das ist recht, das braucht es, aber der Dialekt kommt dann einfach mit.» PB30), Beckenried («Das ist für mich der See-Anteil, den ich dann nicht mehr so auseinanderhalten kann, der auch stark durchmischt ist, da es nur noch wenige Einheimische gibt.» PB44) oder Seelisberg («Ich muss sagen: Da hat es natürlich auch eine Durchmischung ergeben, durch die Schule – aber sie kennzeichnen sich schon noch als Urner.» PB1). Werden periphere Dialekte, die gemeinhin mit positiv behafteten Attributen wie «eigen» oder «urtümlich» bewertet werden, als «verwaschen» und «verwässert» bezeichnet, fungieren als Erklärungsgrößen solche Elemente, die wir bereits diskutiert haben: die Elemente Zentrum, Schule, Alter, Heirat und Zuzüger. Der Dialekt dieser «eigenen» Orte wird also nicht per se, sondern nur in Bezug auf solche Erklärungsgrößen negativ beurteilt: Der Verlust der Heimat wird hier explizit auch auf sprachlicher Ebene verhandelt.

Eine Formulierung, die jener der «Vermischung» und der «Verwässerung» inhaltlich nahekommt, allerdings weniger negativ besetzt ist, ist *einen Einschlag drin haben* resp. *etwas drin haben*. Der Engelberger Dialekt etwa wird z. T. wie folgt bewertet: «Und der hat auch einen Urner Einschlag drin: *Dü hesch gsäit ... chume de am fuifi zu dier üüfe.*» (PB43), «Der Engelberger hat viele Dinge drin, die kommen schon aus den Urner Seitentälern ...» (PB36) Mit den gleichen Formulierungen werden die Orte Lungern («Hier dünkt es mich, die hätten einen Berner Einschlag drin.» PB8) und Hergiswil («Sie haben nämlich, das ist auch so eine Enklave, sie haben den Luzerner schon stark drin.» PB2) bewertet; Orte also, die innerhalb des Untersuchungsgebietes in peripheren Positionen zu liegen kommen. Auch Stoeckle (2014, S. 450) weist in seinen Daten die häufige Kommentierung von «Interferenzen» (wie etwa «Schweizer Einschlag») nach.

Charakteristika von Dialekten, die von den Probandinnen und Probanden bewertet werden, erweisen sich auch bei Anders (2010b) als Charakteristika mit Prototypikalitätseffekten (Anders 2010b, S. 278–279): Sie unterscheidet diesbezüglich zwischen Charakteristika der «evaluativen Ebene» (Anders 2010b, S. 273), die Attribute umfasst wie «faul», «gemütlich» und «herzlich», und die sie als metonymisch strukturiert betrachtet (Anders 2010b, S. 280), sowie zwischen «qualifizierenden Beschreibungen», die Attribute umfassen, die den Dia-

lekt mit einer Beschaffenheit oder einer Konsistenz ausstaffieren (Anders 2010b, S. 273) wie etwa «breit», «grob» und «spitz». Solche Attribuierungen stuft sie als metaphorische Attribuierungen ein (Anders 2010b, S. 280). Auch in Stoeckles (2014, S. 449) Daten erzielen «evaluative Äusserungen» wie etwa «elegantere Sprache» hohe Nennungen.

11.5.2 Wandel von Dialekten

Ein weiterer Aspekt, der häufig anklingt, wenn man mit Probandinnen und Probanden über räumlich gebundene Sprache spricht, ist jener des Wandels von Dialekten. Dass der Wandel von Dialekten für sie eine grosse Rolle spielt, ist bereits in vorangehenden Kapiteln deutlich geworden: So wurde aufgezeigt, dass die Probandinnen und Probanden Sprachwandel eher in den zentralen, städtischen Gebieten verorten, und dass sie für dessen Erklärung gerne auf naturräumliche Grenzen und Übergänge verweisen (*Elemente der Natur*). Zudem ziehen sie je spezifische Orientierungen im Bereich Politik, Wirtschaft und Kultur für die unterschiedliche Dynamik von Dialekten heran (*Elemente der materiellen Kultur*). Auf der sozialen Ebene schliesslich ist es v. a. die Menschengruppe der «Zuzüger», die für den Wandel von Dialekten verantwortlich gemacht wird (*Gefüge sozialer Interaktionen*). Sind die Dialekte einmal von einem gesellschaftlich wahrgenommenen Wandel erfasst, werden sie als «flach», «vermischt» oder «verwässert» bewertet. All diese Aspekte klingen in den nachfolgenden Kommentaren noch einmal an. Weniger, als auf die Gründe von Sprachwandel einzugehen, wie sie die Probandinnen und Probanden anführen, wird mehr auf die Formulierung des sprachlichen Wandels fokussiert, die die Bewertung dieses Phänomens abschliessend verdeutlichen soll.

Zur Beschreibung von sich wandelnden Dialekten kursieren einige neutrale Formulierungen, wie etwa jene von PB12, dass sich Dialekte (nicht) veränderten («Gut, ich glaube aber auch, es gibt noch viele Junge, die den Dialekt noch wirklich sprechen. Ich glaube nicht, dass sich das so sehr verändert hat.»), oder jene von PB10, dass Dialekte «nicht mehr so» gesprochen würden («Aber in den grossen Gebieten, da sprechen die Jungen den Dialekt dann auch nicht mehr so.»). Öfter aber trifft man auf Vokabular zum Verlust: «Sobald man einen grösseren Ort hat, mit mehr Leuten halt, und sich die vermischen, das ist ein ganz normaler Prozess. So geht der Dialekt verloren», meint etwa PB24 mit Bezug auf gesamt Ob- und Nidwalden und PB25 führt mit Bezug auf Engelberg aus: «Der Dialekt geht dort oben aber auch rasant verloren, auch wegen der Zuwanderung, würde ich sagen.» Konzeptualisiert man den Wandel von Dialekten als Verlust, so ist auch die künftige Inexistenz von Dialekten nicht mehr weit:

Es gibt den Seelisberger Dialekt vielleicht auch nicht mehr so typisch, vielleicht, wir haben hier auch viele Zuzüger. Du findest wahrscheinlich kein Kind mehr da, das diesen typischen Dialekt spricht. Entweder ist die Mutter oder der Vater von auswärts, dann haben sie schon diesen Dialekt drin. Diesen offiziellen Seelisberger Dialekt wird es nicht mehr lange geben. Gut, das wird überall ähnlich sein.

Aus diesem Grund, der Angst vor dem Abhandenkommen des eigenen Dialekts, wird der Wandel von Dialekten auch häufig mit einer drohenden Gefahr verglichen: «Das kann mir auch passieren, wenn ich mit Ihnen spreche, das ist die Gefahr», erzählt PB41, der sich davor hüten möchte, sich anzupassen. Und auch PB28 führt aus:

Es besteht natürlich auch keine Gefahr, da der Meiringer oder der Hasler Dialekt ganz anders ist, da ist die Gefahr nicht so gross, dass der angenommen wird ... Wenn du *luege* oder solche Wörter annimmst von Nidwalden, das ist dann eher die Gefahr, denn seine Freundin ist von Nidwalden. Aber in diese Richtung weniger.

Formulierungen dieser Art zeigen insgesamt, dass der Wandel von Dialekten in der Tendenz negativ bewertet wird. Kommentare wie «Gut, ich glaube aber auch, es gibt noch viele Junge, die den Dialekt noch wirklich sprechen. Ich glaube nicht, dass sich das so sehr verändert hat.» (PB12) sind auch zu finden, und demnach auch neutralere Konzeptionen von Dialektwandel, insgesamt aber scheinen die negativen Bewertungen deutlich zu überwiegen, was in erster Linie mit der Angst vor dem drohenden Verlust der eigenen Sprache in Zusammenhang gebracht werden kann, der gleichzeitig als Verlust der Heimat konzeptualisiert wird (s. o.).

11.5.3 Gebrauch von Dialekten

Zuletzt soll noch ein Aspekt von Sprache diskutiert werden, den die Probandinnen und Probanden zwar weitaus weniger häufig metakommunizieren als die eben besprochenen zwei Aspekte, der damit allerdings nicht weniger interessant ist: der Aspekt des Gebrauchs von Dialekten. Natürlich wird, wenn Probandinnen und Probanden etwa auf spezifische Charakteristika oder auf den Wandel von Dialekten referieren, der Sprachgebrauch auch immer implizit angesprochen; hier sollen zusätzlich solche Themenbereiche diskutiert werden, in welchen sich die Probandinnen und Probanden explizit und konkret zu Aspekten des Sprachgebrauchs äussern.

Diskutiert werden Eigenheiten im Sprachgebrauch von Personengruppen, wie etwa jene der Einwohner von Emmetten, die laut Probandinnen und Probanden gerne «Sachen verdrehen»: «Sie sagen zum Beispiel *Ja du bist auch ein Schlauer*. Das meinen die dann gar nicht so, sondern das Gegenteil.» (PB47),

«In Emmetten ist es auch von den Redewendungen interessant. Sie sagen zum Beispiel *Emu niid Rääge hiit*, und sie meinen eigentlich, dass es ganz fest regnet. Also sie reden eigentlich ganz widersprüchlich zu dem, wie es wirklich ist. Oder: *Häi bin iich nerveesä*. Dabei ist er gar nicht nervös.» (PB53), «Sie reden viel im Gegenteil. *Nid gar wenig Hunger hed är gha ai* heisst dann «Er hatte grossen Hunger». Die Ausdrucksweise ist so verkehrt.» (PB54) Dass bei den Emmettern die «Ausdrucksweise verkehrt» sei, ist nicht nur ein Hetero-, sondern auch ein Autostereotyp, wie der Kommentar von PB1 aus Emmetten zeigt: «Wir verdrehen auch vielfach Sachen. Ich kann sagen: *Du bist eine schöne Frau*. Oder ich kann sagen: *Du bist ganz eine Schöne*. Und das hat dann zwei Bedeutungen, je nachdem, wie du es sagst.» Das Stereotyp, dass der Sprachgebrauch der Emmetterinnen und Emmetter speziell sei, bezieht sich also auf die Beobachtung, dass «Sachen» verdreht werden (PB1), womit ein inhaltlicher Aspekt angesprochen ist, aber auch, dass «die Ausdrucksweise [...] verkehrt ist» (PB54), was mit der nicht alltäglichen syntaktischen Struktur «*Nid gar wenig Hunger hed är gha ai*» illustriert wird. Thematisiert werden damit ironische Kommentare, die sich natürlich nicht auf den Sprachgebrauch der Sprecherinnen und Sprecher von Emmetten beschränken; es scheint sich aber eingebürgert zu haben, den Emmetterinnen und Emmettern diese Sprechweise diskursiv zuzuschreiben, was auch entsprechend metakommuniziert wird.

Ein weiterer Aspekt, der im Zusammenhang mit dem Sprachgebrauch thematisiert wird, und der oft mit dem Aspekt der Verständlichkeit in Verbindung gebracht wird, ist jener des sich *Anpassens*. PB30 erzählt in diesem Zusammenhang von ihrem Sohn, der in unterschiedlichen Situationen auf verschiedene Varietäten zugreifen kann: «Er kann wie umschalten, zwischen daheim und draussen. Unter anderen Leuten spricht er wie ein Luzerner. Er sagt dann, die anderen verstehen ihn nicht, und ich finde, er kann doch stolz sein darauf.» (PB30) Die Tatsache, dass ihr Sohn je nach Kontext einen anderen Dialekt wählt, erachtet PB30 nicht etwa als sozial gewinnbringende Kompetenz, sondern bewertet dieses Verhalten eher als Verrat am Dialekt und quittiert es darum mit der Äusserung «er kann doch stolz sein darauf». Das Phänomen hingegen, dass gewisse Sprecherinnen und Sprecher in einer Situation, die einen zu einer sprachlichen Anpassung zwingen könnte, standhaft bleiben und sich nicht anpassen, wird positiv bewertet, wie die Aussage von PB40 mit Bezug auf die Sprechergruppe der Engelberger zeigt: «Das ist ein Tourismusort und dadurch Multi-Kulti. Aber der Engelberger ist stolz auf den Dialekt und schaut nicht darauf, ob er verstanden wird.»⁹⁹

⁹⁹ Hier bietet sich ein Verweis auf die Synchronisationstheorie von Schmidt und Herrgen (2011) an, die in der deutschsprachigen Dialektologie derzeit breit diskutiert wird und vorlie-

Ein weiterer Aspekt, der im Kommentar von PB30 anklingt, ist jener des Sprachgebrauchs als kreativer Akt. PB30 berichtet von ihrem Sohn als sei er ein Akteur, der in unterschiedlichen Situationen unterschiedliche Sprachformen produzieren kann: «Er kann wie umschalten, zwischen daheim und draussen», erläutert PB30: «Daheim» spreche er wie ein Lungerer, «draussen» wie ein Luzerner. Inhaltlich klingt hier erneut an, dass die Heimat, das Daheim, ausgespielt wird gegen eine Nicht-Heimat, gegen ein Draussen, denen eine jeweils unterschiedliche Sprachform zugeteilt wird. Der Graben zwischen «daheim» und «draussen» wird so auch über eine metakommunizierte sprachliche Ebene konstruiert. Der Sohn von PB30 wird also als Sprecher beschrieben, der zwischen verschiedenen Sprachformen hin und her wechseln kann, was von seinem Vater nicht nur positiv bewertet wird (s. o.). Ähnlich geartet sind die Bewertungen des Sprachgebrauchs von Politikern, denen interindividuell zugeschrieben wird, dass sie zwischen verschiedenen Sprachformen wechseln. PB41 etwa erläutert mit Bezug auf bestimmte Sarner Politiker:

In der Nervosität drin wollen sie gescheit wirken und fangen an, Luzerndeutsch zu sprechen. Dann sagen sie *schön*, und *bi de Lüüt*, statt *bi de Liit*. Aber nur ganz bestimmte Ausdrücke, es kann sein, dass halt auch Zuzüger zuhören. Ob sie sich anpassen wollen oder gescheit machen – ich will niemandem etwas unterstellen ...

PB41 beobachtet, dass (auch) Politiker über unterschiedliche Sprachformen verfügen, die sie zweckgebunden einsetzen. Allerdings ist er unschlüssig darüber, wie er diesen Sprachgebrauch einschätzen soll: Wollen sich die Sprecherinnen und Sprecher damit «anpassen», da sich im Publikum Leute befinden, die zugezogen sind? Oder wollen sie sich damit «gescheit machen»? Eine explizite Bewertung bleibt aus. Umso deutlicher wird in dieser Angelegenheit PB17, der das Sprachverhalten variiierende Politiker wie folgt bewertet: «Genau. Nur wenn es um die Wahlen geht, dann *ländern* die Hergiswiler, aber das ist lächerlich.»

Auch mit Blick auf den Sprachwandel findet sich die Idee des Sprachgebrauchs als kreativer Akt. PB59 etwa erläutert den (Nicht)Gebrauch des Dialekts der *Länder* wie folgt: «Alle, die nicht *ländern* wollen, haben einen neutralen Dialekt, der einfach so entstanden ist. Den hat es früher nicht gegeben. Man versucht einfach alles, was an den eigenen Dialekt erinnern könnte, auszuschalten.» Im Kommentar von PB59 finden sich sowohl passive Elemente des Sprechens (ein «Dialekt, der einfach so entstanden ist»), wie auch aktive («Man versucht einfach alles, was an den eigenen Dialekt erinnern könnte, auszuschalten.»): Insgesamt hat sich PB59 die Herausbildung des «neutralen Dialekts» so zurechtgelegt, dass

gend von den zitierten Äusserungen der Probandinnen und Probanden laienlinguistischen Zusppruch erhält.

beim Versuch, den eigenen Dialekt «auszuschalten», der «neutrale Dialekt» «einfach so entstanden» sei. Die lexikalische Bedeutung von «ausschalten» impliziert, dass man den Dialekt der *Länder* im Grunde auch wieder einschalten könnte – was von PB59 möglicherweise gar so gemeint war. Deutlicher wird in dieser Sache PB52, der im gleichen Zusammenhang erklärt «Ich glaube auch nicht, dass man es [das Sprechen des eigenen Dialekts, A. S.] verliert. Manchmal wendet man den Dialekt an, manchmal nicht, man ist ein bisschen ein Chamäleon.»

Bemerkenswert an all diesen Kommentaren, die den Sprecher als aktiven Gestalter der eigenen Sprache konzeptualisieren, ist, dass diese Idee nicht vorherrschend ist: Viel verbreiteter ist die Konzeption, dass Sprecher ihre Sprache eher passiv wiedergeben; so kommt es auch, dass sie etwa als bedroht in ihrem Sprechen konzeptualisiert werden (durch Zuzüger usw.), ohne dass man ihnen eigene Gestaltungs- und Handlungsfreiheit zuerkennt. Dass zuweilen dennoch über den aktiven Akt des Sprechens und damit der Handlungsfreiheit des Sprechers gesprochen wird, mutet frisch und eigenständig an.

11.6 Zusammenfassung

Das zweite Ergebniskapitel widmete sich der Frage, wie die Probandinnen und Probanden den sie umgebenden Sprachraum diskursiv konstituieren. Dabei wurde auf das Konzept der *erlebten Räume* zurückgegriffen (Weichhart 2008, S. 82–83), das besagt, dass Menschen in ihrer Wahrnehmung des Raums unterschiedliche Ebenen, wie etwa jene der Natur, der Kultur usw. zu einem grossen räumlichen Ganzen vermengen. Die daraus abgeleiteten Kategorien *Elemente der Natur*, *Elemente der materiellen Kultur*, *Sitten und Gebräuche*, *Gefüge sozialer Interaktion* und *Sprache* wurden alsdann zur Kategorisierung diskursiv geformter, laienlinguistischer Metakommunikate herangezogen, womit eine Grundlage dafür geschaffen werden konnte, zu diskutieren, welche Elemente den sprachraumbezogenen Alltagsdiskurs in Ob- und Nidwalden auf inhaltlicher wie auch auf struktureller Ebene charakterisieren.

Insgesamt sind die Elemente, auf die sich die Probandinnen und Probanden zur Konstruktion ihrer sprachräumlichen Umgebung beziehen, mannigfaltig. Ein Aspekt fällt dabei besonders auf: So gibt es diskursive Elemente, mit denen sich die Probandinnen und Probanden direkt auf die sprachlichen Verhältnisse im Untersuchungsgebiet beziehen, etwa, wenn sie sagen, dass «hinten im Tal» ein «urchigerer Dialekt» gesprochen wird als «vorne». Oder aber, wenn sie ihren Unmut über die «Zuzüger» kundtun, die in der Wahrnehmung der Probandinnen und Probanden – nebst anderem – dazu beitragen, dass der Dialekt «vermischt» und «verwässert» wird. Demgegenüber gibt es diskursive Elemente, die eher dafür gebraucht werden, um räumliche Verhältnisse anderer als sprachli-

cher Ebenen zu legitimieren, wie etwa, wenn die Probandinnen und Probanden die volkswirtschaftlichen Vor- und Nachteile der einen oder anderen Region betonen, oder wenn sie lange tradierte und weitherum geteilte Geschichten erzählen, wie jene des Franzosenüberfalls, die dann z. B. als Argument für die unumstössliche Einteilung des Untersuchungsraumes in Ob- und Nidwalden gilt. Die Probandinnen und Probanden beziehen sich mit ihren Äusserungen also unterschiedlich direkt und explizit auf die sprachlichen Verhältnisse und damit auf den Sprachraum; häufig und vielleicht häufiger sind Stellungnahmen zu Einteilungen anderer sprachlicher Ebenen, die dann natürlich wiederum auf die Konzeption der sprachlichen Verhältnisse sowie des Sprachraumes zurückwirken (die gängige Unterteilung des Untersuchungsgebiets in die Kantone Ob- und Nidwalden wird bspw. auch mit konkreten dialektalen Merkmalsnennungen legitimiert, vgl. dazu Kap. 12.2.1). Und natürlich tragen auch die expliziten Thematisierungen des Sprachraums zur Ordnung der übrigen räumlichen Welt bei (so wird «hinten in den Tälern» nicht nur der «urchigste Dialekt» gesprochen, dort wohnen auch die «urchigsten Menschen»).

Was die *Elemente der Natur* angeht, wurde herausgearbeitet, dass die Probandinnen und Probanden den Naturraum im Alltag v. a. nach «hinten»-«vorne» und «oben»-«unten» einteilen; des Weiteren finden sich Metakommunikate zu naturräumlich «abgeschlossenen» Räumen und solchen, die «dazwischen», d. h. zwischen zwei für die Probandinnen und Probanden relevanten räumlichen Einheiten liegen. Häufig sind auch die Verweise auf naturräumliche Grenzen und Übergänge, wie Berge oder Pässe. Diese naturräumliche Einteilung wird bisweilen direkt, bisweilen indirekt mit der Sprache in Verbindung gebracht. Für die Sprache gilt dann, je peripherer und abgegrenzter, desto «ur-tümlicher». Auch für Assoziationen zu den Menschen und zum Leben in diesen Gebieten gilt diese Formel: Je peripherer und abgelegener, desto traditioneller ist der Mensch und seine Lebenswelt.

Bei den *Elementen der materiellen Kultur* sieht es anders aus: Hier sind es einzig die Siedlungsstrukturen, die explizit und direkt mit dem Gebrauch der Dialekte in Verbindung gebracht werden. Insgesamt gilt für die Probandinnen und Probanden hier: In den «städtischen», «zentralen» und «grossen» Gebieten ist weniger, in den «ländlichen», «peripheren» und «kleinen» Gebieten mehr Dialekt zu erwarten.¹⁰⁰ Dieses Modell wird – in genau entgegengesetzter Richtung – auch

100 «Weniger Dialekt» und «mehr Dialekt» meint in einem Deutschschweizer Kontext nicht etwa, dass Sprecher verschiedene vertikale Sprechlagen zwischen Dialekt und Standardsprache wählen können, sondern dass die Zusammensetzung der Varianten, die sie wählen, mehr oder weniger der (basis)dialektalen Norm eines Ortes entsprechen kann. Je mehr basisdialektale Formen jemand produziert, desto «mehr Dialekt» spricht er in den Augen der Probandinnen und Probanden und umgekehrt.

auf andere Lebensbereiche übertragen: Je «städtischer», «zentraler» und «grösser», desto mehr Wirtschaft, Kultur und umgekehrt. Weitere diskursive Elemente, die den Elementen der materiellen Kultur zugeteilt wurden, wie die Thematisierung von Strassen oder (Geschichten von) gesellschaftlichen Institutionen hingegen werden in erster Linie mit anderen als sprachräumlichen Verhältnissen in Verbindung gebracht: Es sind v. a. die sozialen Orientierungen der Menschen, die zusammen mit von Menschenhand gemachten Übergängen wie Strassen thematisiert werden, nicht allerdings die Sprache selbst (vgl. hierzu die Ausführungen zu den naturräumlichen Übergängen weiter oben, mit denen Sprache und Sprachgebrauch sehr wohl in Zusammenhang gebracht werden). Und Geschichten zu sozialen und wirtschaftlichen Institutionen, die sich im Raum materialisieren, tragen in erster Linie zur Illustration sozialer Orientierungen bei: Thematisiert wird hier etwa, dass Ob- und Nidwalden partout nicht zusammenarbeiten können, weil die Bewertung der jeweils anderen Bevölkerungsgruppe durchaus ambivalent ist, oder aber, dass Hergiswil als Ort nicht nur räumlich, sondern etwa auch wirtschaftlich vom übrigen Kanton abfalle. Solche Kommentare tragen entschieden zur diskursiven Konstruktion von Räumen bei, allerdings erst in zweiter Linie von Sprachräumen.

Was die Elemente angeht, die unter *Sitten und Gebräuche* eingeteilt wurden, handelt es sich dabei zumeist um Geschichten, die dazu da sind, um die räumliche Umgebung zu strukturieren und diese Struktur auch gleich zu legitimieren. Prominent diskutiert werden hier Erzählungen wie jene zum *Franzosenüberfall*, die soziale Konfigurationen im Untersuchungsgebiet v. a. historisch legitimieren sollen: So wird den Ob- und Nidwaldnern über solche Geschichten ein je eigener Volkscharakter angedichtet, dem mit dieser erzählten historischen Verankerung eine entsprechende Relevanz und mehr noch, ein Anspruch auf Wahrheit, zugewiesen wird. Ein direkter Bezug dieser Geschichte oder auch der anderen (s. o.) auf die Sprache wird nicht geschaffen.

Was das *Gefüge sozialer Interaktionen* betrifft, so dient der Dialekt im einen Falle dafür, soziale Beziehungen und Orientierungen zu legitimieren, während im anderen Falle soziale Begebenheiten, wie etwa die Gruppenzugehörigkeit oder das Lebensalter, im Gespräch dafür gebraucht werden, um für gewisse dialektale Verhältnisse oder Veränderungen zu argumentieren. Im ersten Falle sind es ganz spezifische Orte im Untersuchungsgebiet – Engelberg, Lungern, Hergiswil und Seelisberg – die aufgrund divergierender naturräumlicher und politischer Grenzverläufe prominent diskutiert werden. Um für die Zugehörigkeit oder Orientierung eines solchen Ortes zu einem politischen Raum zu argumentieren, greifen die Probandinnen und Probanden sodann auf das Argument Dialekt zurück, wenn etwa gesagt wird, Hergiswiler seien rein politisch gesehen eigentlich schon Nidwaldner, aber von der Sprache und auch von der sonstigen

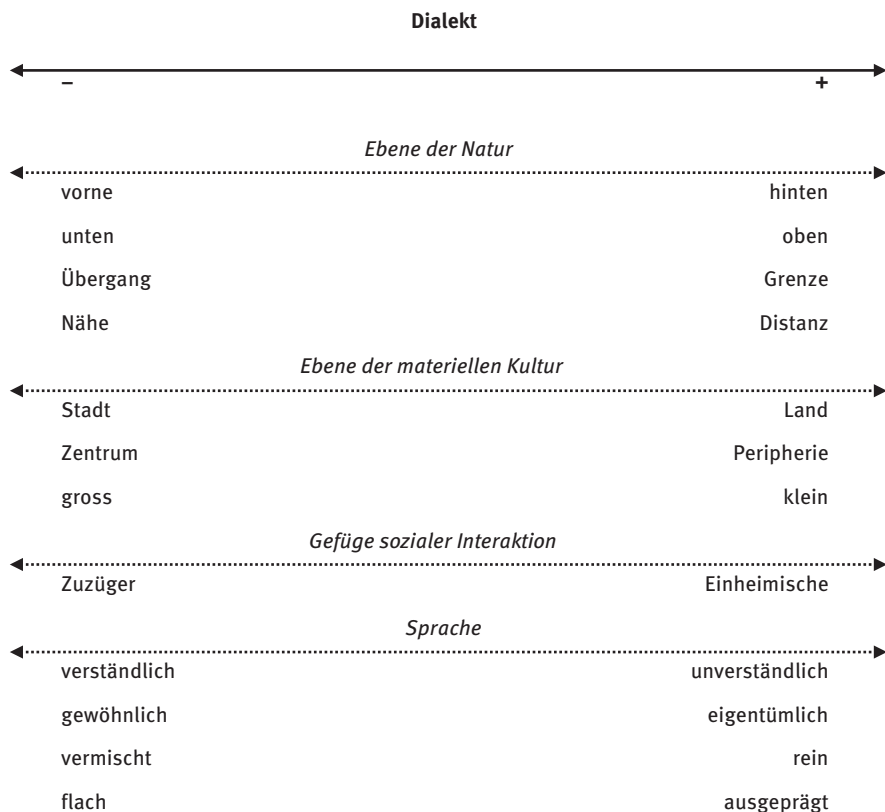


Abb. 25: Mentales Alltagsmodell zur Einteilung der sprachräumlichen Umgebung

Orientierung eher Luzerner (s. o.). Im Falle der sozialen Gruppen sind folgende Ideen dominierend: Einheimische und Bauern werden als Sprecher gewertet, die den Dialekt «noch so sprechen, wie er sein sollte», Zuzüger bilden hierzu den diametralen Gegensatz. Was die sozialen Parameter angeht, so ist es v. a. die Arbeit auswärts, die Schule mit den auswärtigen Lehrpersonen, die Jugend und die auswärtigen Frauen, die als Gefährdung für den Dialekt eingestuft werden.

Schliesslich noch zu den Metakommunikaten, die sich explizit auf die *Sprache* beziehen. Geht es darum, einen Dialekt positiv zu bewerten, so wird dessen «spezieller Klang», die «Unverständlichkeit», «Eigentümlichkeit», das «Urchige», «Ausgeprägte», «Reine», «Natürliche» und «Echte» herausgehoben (vgl. hierzu das Ergebnis von Stoeckle 2014, S. 395, der für seine deutschländische Studie berichtet, dass «starker Dialekt» zu gleichen Teilen positiv wie negativ bewertet wurde). Dialekte, die mit solchen Attributen versehen werden, lassen sich auf naturräumlicher Ebene «hinten» und «oben» verorten und einem «abgeschlosse-

nen» Raum zuweisen, kulturräumlich werden sie eher Dörfern als Städten und eher der Peripherie als den Zentren zugeschrieben, sozialräumlich werden sie mit Gruppen wie den «Einheimischen» oder den «Bauern» in Zusammenhang gebracht. Dialekte, die mit negativen Bewertungen wie «Gewöhnlichkeit», «Abgeschliffenheit», «Flachheit», «Verwässerung» oder «Vermischung» versehen werden: Bezüglich der natur-, kultur- und sozialräumlichen Ebene werden sie – im Vergleich zu den positiv bewerteten Dialekten – gerade mit komplementären Konzepten in Verbindung gebracht wie «vorne» und «unten» im Raum, mit «städtischen» Gefilden im «Zentrum», mit Zuzügern und eingeheirateten Frauen.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass jene Metakommunikate, die von den Probandinnen und Probanden – auf unterschiedlichen räumlichen Ebenen – direkt mit dem Dialekt in Verbindung gebracht werden, zu grossen Teilen konzeptuell auf einem binären System beruhen (vgl. Abb. 25). Diese binäre Einteilung der dialektalen Welt in gut («+» d. h. mehr Dialekt) und schlecht («–» d. h. weniger Dialekt, vgl. dazu auch Fussnote 100) stellt eine Möglichkeit der Orientierung der Probandinnen und Probanden in ihrer sprachräumlichen Umgebung dar oder mit anderen Worten eine «Ordnungsstrategie[], mit de[r] wir das «Chaos» der Heteroglossie bewältigen» (Auer 2004, S. 160). Sie ist indes nicht absolut und nicht jeder Proband/jede Probandin greift im gleichen Masse darauf zu; insgesamt scheint sie aber doch eine gängige erste Annäherung an die sprachliche Umwelt zu sein, von der man sich mehr oder weniger stark distanzieren kann.

12 Konzeptualisierung soziosymbolisch relevanter Varianten

Und die sagen zum Beispiel *feif* und *drei* und *nein*. Die ziehen eher so etwas nach. Ich würde sagen, die sind alle etwas ähnlich [...]. Aber weiter hinten ist es einfach ausgeprägter. Das ist auch bei uns in Sarnen so.

Draw-a-map-task Nahraum, Proband PB42 über die Dialekte in *Ob- und Nidwalden*

Im vorangehenden Kapitel zu den *Elementen erlebter Räume* wurde deutlich, wie vielfältig die Kommentare sind, die die Probandinnen und Probanden zu den von ihnen gezeichneten Dialekträumen machen. Zahlreich waren auch die Metakommunikate zur konkreten Beschaffenheit der Dialekte, wie etwa zu deren lautlicher Charakteristik: Von «speziellem Klang» und «speziellem Ton» war da die Rede, von einem «Singen» und einem «Ziehen». Die Metakommunikate erschöpften sich allerdings nicht in solch assoziativ-metonymischen Beschreibungen: Wurden die Probandinnen und Probanden nach konkreten sprachlichen Merkmalen gefragt, die die von ihnen thematisierten Dialekte auszeichnen, waren sie durchaus in der Lage, solche Merkmale zu nennen und zu beschreiben. Um diese Merkmale geht es in diesem Kapitel nun ganz zentral: Zunächst wird der Charakter der laienlinguistischen Merkmalsnennungen genauer beschrieben, mit Rückgriff auf die theoretischen Überlegungen zur Metasprache (Kap. 12.1). Anschliessend wird eine Modellierung laienlinguistischer Merkmalsnennungen vorgeschlagen, die einem doppelten Anspruch genügen will: Einerseits soll sie die mentalen Konzepte, die hinter den laienlinguistischen Äusserungen zu den Dialektmerkmalen stehen, möglichst nachzubilden vermögen (Kap. 12.2.1). Damit ist eine genuin wahrnehmungsdialektologische Ambition angesprochen, die darin besteht, «herauszufinden, auf welche Kategorien bei laienlinguistischen Beschreibungen besonders häufig zurückgegriffen wird» (Anders 2010b, S. 270). Darüber hinaus soll die vorgeschlagene Modellierung ermöglichen, von den laienlinguistisch beschriebenen dialektalen Merkmalen auf wissenschaftliche Einteilungen dialektaler Merkmale zu schliessen, was in der Folge dazu befähigt, zu diskutieren, wie der Gebrauch der von den Probandinnen und Probanden genannten dialektalen Merkmalen beschaffen ist (Kap. 12.2.2). Schliesslich wird verdeutlicht, dass die vorliegend bearbeiteten interindividuell repräsentierten Merkmale als soziosymbolisch relevante Merkmale eingestuft werden in der Hinsicht, als sie konstitutive Einheiten des sprachraumbezogenen Alltagsdiskurses darstellen (Kap. 12.2.3).

Das methodische Vorgehen vorliegender Untersuchung, die metakommunizierten dialektalen Merkmale gesondert von den übrigen metakommunizierten Inhalten zu betrachten, unterscheidet sich vom methodischen Vorgehen der Untersuchungen von Anders (2010b) und Stoeckle (2014), die sich mit vergleichbaren Daten auseinandergesetzt haben: Anders (2010b) und Stoeckle (2014) nähern sich den laienlinguistischen Metakommunikaten mit je einer – induktiv gewonnenen – Kategorisierung, die konkrete Dialektbeschreibungen der lautlichen, morphologischen und lexikalischen Ebene ebenso berücksichtigt wie Aussagen der Probandinnen und Probanden etwa zur geografischen Beschaffenheit von Dialektgebieten, zum Charakter der Sprecherinnen und Sprecher usw.^{101, 102} Eine Kategorisierung, die – wie ich sie vorschlage – zwischen den

101 Anders 2010b, S. 267–354, generiert für die Klassifikation der Merkmalsnennungen erst die vier Oberkategorien «lautliche Besonderheiten», «morphosyntaktische Besonderheiten», «Wortassoziationen» und «Aussagen zur regionalen Varietät», die sie anschliessend nach inhaltlichen Schwerpunkten ausdifferenziert (Anders 2010b, S. 269). Am meisten Nennungen verzeichnet die Kategorie «horizontale Variation», die der Oberkategorie «Aussagen zur regionalen Varietät» unterstellt ist. In diese Kategorie fallen «[s]ämtliche Dialektbezeichnungen und Verweise auf Grenzbereiche und Interferenzräume» wie etwa «*Sachsenanhaltinisch, Richtung Bayerisch, etwas Berlinerisch, Chemnitzer Dialekt, ähnlich wie in Grimma*» usw. (Anders 2010b, S. 274). Die zweitmeisten Nennungen erhält die Kategorie «Schibboleth», die der Oberkategorie der «(ausdrucksbezogenen) Wortassoziationen» zugeteilt ist. Diese Subgruppe umfasst «Wörter/Wortgruppen als phonetische Konglomerate, d. h. die Wortnennungen mit Schibboleth-Charakter, mit denen z. T. mehrere lautliche Besonderheiten eines assoziierten Dialekts verdeutlicht werden», wie bspw. «*Torjau* (Torgau), *Laibzsch* (Leipzig), *Gung* (junge), *Arzgebirge* (Erzgebirge) oder auch *äwäng* (ein wenig), *koofm* (kaufen), *dat* (das), *komme man uff* (komm mal herauf)» usw. (Anders 2010b, S. 272). Die drittmeisten Nennungen erhält die Kategorie «Intonation», die der Oberkategorie «Lautliche Besonderheiten» unterstellt ist. Sie umfasst Merkmale, «die weder vokalisches noch konsonantisch definierbar sind, aber dennoch als Charakterisierungen der Lautung gelten», wie etwa «*bestimmte Tonhöhe, Singsang*» usw. (Anders 2010b, S. 270–271). Weitere häufige Nennungen erhalten die Subgruppen der «Aussprache», der «geographischen/politischen Orientierung», der «Konsonantenqualitäten», der «Beschreibungen mit Identifikationscharakter», der «lexikalischen Besonderheiten», der «evaluativen Ebene» und der «qualifizierenden Beschreibungen» (vgl. dazu auch Kap. 11.5, in welchem einige von Anders' Ergebnissen bereits diskutiert wurden).

102 Stoeckle 2014, S. 438–440, teilt die Metakommunikate seiner Probandinnen und Probanden zuerst in folgende Kategorien ein: «Artikulationsbeschreibung» (Sprecher beziehen sich explizit auf die Artikulation von Lauten, z. B. «sie sprechen mehr mit dem Hals»), «Einzellaut bzw. Einzelphänomen» (Sprecher benennen explizit Unterschiede bei einzelnen Lauten hinsichtlich der Vokalqualität bzw. -quantität, z. B. «statt a langgezogenes o» [sic]), «Orthographie» (Sprecher beziehen sich auf die Schreibung bestimmter Laute, z. B. «ausgeprägteres c h» [sic]), «metasprachliche Beschreibung» (Sprecher machen Äusserungen über bestimmte lautliche, grammatische und lexikalische Eigenschaften von Dialekten, z. B. «unterschiedliche, ältere Wörter» oder «mit einem Schuss Französisch» usw.), «Imitation» (Sprecher beschreiben Dialekte durch Wiedergabe von Beispielwörtern oder Beispielsätzen) und «Dialekterkennung» (Sprecher geben keine Beispiele an, sondern erklären lediglich, dass sie den betreffenden Dialekt sofort erkennen

Ebenen der konkreten dialektalen Merkmale und der übrigen Assoziationen zum Raum unterscheidet, zielt dabei dezidiert auf die Beschreibung und Analyse jener objektsprachlichen Einheiten, die von den Probandinnen und Probanden prioritär mit dem sie umgebenden Raum in Verbindung gebracht werden; was unabdingbar ist, wenn anschliessend der Gebrauch dieser – soziologisch relevanten (vgl. Kap. 12.2.3) – Merkmale untersucht werden soll.

12.1 Charakter der Merkmalsnennungen der Probandinnen und Probanden

Sprechen Probandinnen und Probanden über Merkmale von Dialekten, ist dieses Sprechen anders geartet als jenes von Expertinnen und Experten. Zieht man zur Spezifikation dieses Unterschiedes etwa Prestons (1996) Kategorien zur laienlinguistischen Sprachbewusstheit bei, so sind Merkmalsnennungen von Probandinnen und Probanden zumeist nicht gleich detailliert («detail») wie jene von Wissenschaftlern und im Vergleich zu wissenschaftlichen Einteilungen häufig auch nicht ganz korrekt («accuracy»). Solche Unterschiede zwischen laienlinguistischem Sprechen über Sprache und dem wissenschaftlichen bzw. dialektologischen Diskurs über Sprache waren es denn auch, die Laienmeinungen zu Sprache lange Zeit als unbrauchbar quitierten (vgl. dazu Kap. 2.1). Von solchen Unterschieden einmal abgesehen – die indes nicht erstaunen, wenn man die unterschiedlichen Praktiken als je eigene metasprachliche Zugriffe auf dasselbe Objekt begreift – fallen auf der Grundlage der vorliegenden Datenbasis v. a. zwei Charakteristika auf, die die laienlinguistische Thematisierung konkreter sprachlicher Merkmale auszeichnen: 1) Die Probandinnen und Probanden thematisieren dialektale Merkmale häufig, indem sie sie in Vergleich zu anderen Merkmalen setzen und 2) die Merkmale, die die Probandinnen und Probanden

würden). Am meisten Ausprägungen umfassen die Kategorien «metasprachliche Beschreibung» (24,4 %) und «Imitation» (61,2 %), weit weniger umfassen die Kategorien «Artikulationsbeschreibung» (1,1 %), «Einzellaut/Einzelfhänomen» (6,8 %), «Orthographie» (1,2 %) und «Dialekterkennung» (4,5 %). Die Merkmalsnennungen teilt Stoeckle 2014, S. 447, in Anlehnung an Anders 2010b, S. 269, sodann weiter auf nach «lautlichen», «grammatischen» und «wortbezogenen Beschreibungen» sowie «Äusserungen mit metasprachlichem Charakter». Die Kategorie mit den meisten Nennungen ist jene der «lautlichen Charakterisierungen» (1362 Merkmalsnennungen, 63,8 %), darauf folgt die Kategorie der «wortbezogenen Charakterisierungen» (495 Merkmalsnennungen, 23,3 %), anschliessend jene der «metasprachlichen Charakterisierungen» (235 Merkmalsnennungen, 11,0 %) und schliesslich jene der «grammatischen Charakterisierungen» (44 Merkmalsnennungen, 2,1 %) (vgl. dazu auch Kap. 11.5, in welchem v. a. die Ergebnisse aus der Kategorie «metasprachliche Charakterisierung» bereits diskutiert wurden).

nennen, decken sich zu grossen Teilen.¹⁰³ Da diese Aspekte für die vorliegende Modellierung laienlinguistischer Merkmalsnennungen zentral sind, werden sie einleitend andiskutiert und in den Folgekapiteln vertieft besprochen.

1) Wenn Probandinnen und Probanden Merkmale thematisieren, die sie diesem oder jenem Dialektraum zuschreiben, erläutern sie diese Merkmale gerne, indem sie sie in Vergleich zu anderen Merkmalen setzen.¹⁰⁴ PB37 etwa, ein Proband aus Sarnen im Kanton Obwalden, erklärt den Unterschied zwischen dem *Engelberger* und dem *Obwaldner* Dialekt mit den Worten: «Ja, und sie [die *Engelberger*, A. S.] haben halt wirklich spezielle Ausdrücke: *fuif* statt *fiif* oder *druif* statt *drii*.» PB46, ein Proband aus Nidwalden, erläutert den Unterschied zwischen dem *Nidwaldner* und dem *Obwaldner* Dialekt mit dem Beispiel: «Die [die *Obwaldner*, A. S.] kennt man nicht so gut, mit denen hat man nicht so viel zu tun. Die gehen mehr aufs *ii*, die sagen eher *fiif* als *feif*.» Kommentare solcher Art, die nicht selten vorkommen, sind maximal explizit: PB37 und PB46 erklären die Unterschiede zwischen den Dialektgebieten, indem sie *fiif* mit *fuif* oder mit *feif* kontrastieren. Der Kommentar von PB46 kann überdies so verstanden werden, dass es sich beim Merkmal, das sich zwischen *Ob-* und *Nidwalden* unterscheidet, nicht einzig um die Wortform *fiif* handelt, sondern konkret um den Laut *ii*, der in unterschiedlichen Kontexten vorkommen kann. Es lässt sich also mutmassen, dass PB46 den Unterschied nicht einzig bei den Lexemen *fiif* und *feif* ansetzt, sondern bei den Lautklassen *ii* und *ei*. Auch PB37 weist mit seinem Kommentar in diese Richtung, fügt er zur Erläuterung des dialektalen Unterschieds zwischen *Obwalden* und *Engelberg* doch nicht nur die Lexeme *fuif* und *fiif*, sondern auch die Lexeme *druif* und *drii* an, als ob er sagen möchte, dass die Regel *ui* = *ii* nicht nur für *druif* und *drii* gelte. Dass er mit seinen dialektalen Beispielen auf einen generalisierbaren lautlichen Unterschied zwischen *Engelberg* und *Obwalden* verweisen will, ist allerdings weniger klar als bei PB46, weil PB37 dies nicht derart explizit macht.

Nebst diesen Kommentaren, in denen explizit ein Vergleich angestellt wird zwischen Lexemen oder gar zwischen Lautfolgen, gibt es solche, in denen kein expliziter Vergleich angestellt wird. PB39 etwa antwortet auf die Frage, was

103 Hier soll noch einmal angemerkt werden, dass die Probandinnen und Probanden explizit zu jedem der Gebiete, die sie gezeichnet hatten, danach gefragt wurden, welche sprachlichen Merkmale sie mit diesem Gebiet in Verbindung bringen. Natürlich gab es Probandinnen und Probanden, die – zumindest nach einiger Zeit – von sich aus Merkmale von Dialekten nannten, in der Regel aber mussten die Merkmale (hartnäckig) nachgefragt werden.

104 Stoeckle 2014, S. 372–373, stellt in seinen Daten dasselbe fest: «Eine häufig angewandte Methode zur sprachlichen Charakterisierung bestand im Herstellen von Kontrasten durch Paare von Beispielwörtern.»

denn die *Obwaldner* Dialekte gemeinsam hätten: «Ja, das Zählen, denke ich, *eis*, *zwei*, *drii* ... Das sagen eigentlich alle, im Gegensatz zu Engelberg.» PB59 beantwortet die Frage, was speziell sei an den Dialekten *Kerns und Sarnen*: «Also sie haben auch das *ii* drin, wie wir.» Weder PB39 noch PB59 machen den Vergleich, der sie zu ihrer Aussage bewogen hat, explizit. Es ist allerdings davon auszugehen, dass dieser Vergleich implizit erfolgt, da ein Nennen von Charakteristika eines Objekts immer einen Abgleich mit Charakteristika anderer Objekte voraussetzt. Gestützt wird diese These im Fall von PB39 und PB59 damit, dass beide Probanden den Vergleich, der in den zitierten Kommentaren ausblieb, an anderer Stelle explizit anführen; woraus man schliessen kann, dass die Vergleichsgrössen bei beiden Probanden zwar kognitiv repräsentiert sind, sie sie aber nicht immer explizit nennen. PB39 etwa referiert ausdrücklich auf den Unterschied *ei/ii* im nachfolgenden Gesprächsausschnitt, wo er dazu befragt wird, weshalb er Sarnen und Stans, die beiden Hauptorte der Kantone Ob- und Nidwalden, in einem Dialektgebiet zusammenfasst:

PB39: Ja, gut, wenn man das genau machen würde, müsste man wohl zwei Kreise machen. Die Nidwaldner haben natürlich das *ei*, *drei* und die ganz Ureingesessenen sagen das noch so. Aber wir als Nachbarn verstehen sie tiptop.

INT1: Ein *ei* in welchem Wort?

PB39: *Zwei*, *drei* ... *Gimmer drei Eier*.

INT1: Und wie sagen Sie?

PB39: *Zwei*, *drii* ... aber sonst ist recht viel gleich. Oder, ich sage *glich*, sie *gleich*.¹⁰⁵

Und auch PB59 führt an anderer Stelle im Gespräch einen expliziten Vergleich zwischen *ei* und *ii* an, der auf die bereits thematisierten Merkmale referiert. Zum sprachlichen Unterschied zwischen den von ihr so benannten Gebieten *Nidwaldner Dialekt* (ihr eigener) und *breiter Nidwaldner Dialekt* sagt sie: «Ja, dass es breiter ist mit *Meis* und *deis* ... Die Mehrzahl von *Miisli* ist dann *Meisli*. Das, was wir auf *ii* haben, haben sie auf *ei*.» Die Kommentare von PB39 und PB59 machen nun Folgendes deutlich: Wenn jemand ein dialektales Merkmal ohne Vergleichsgrösse nennt, heisst dies nicht automatisch, dass diese Nennung ohne den Vergleich mit anderen Grössen auskommt. Ganz im Gegenteil konnte eben gezeigt werden, dass die Vergleichsgrössen auch dann kognitiv repräsentiert sein können, wenn sie nicht explizit angeführt werden.

Insgesamt illustrieren die Kommentare der Probanden PB46, PB37, PB39 und PB59, dass der Versuch, aus Metakommunikaten abzuleiten, über welches laienlinguistische Wissen Probandinnen und Probanden verfügen, nicht unproblematisch ist. Zwei primäre Problembereiche zeichnen sich dabei ab, die

¹⁰⁵ Das Gespräch wurde im Dialekt geführt und für vorliegende Zwecke übersetzt.

mit folgenden Fragen überschrieben werden können: a) Darf nur das, was die Probandinnen und Probanden explizit thematisieren, als Indiz für das Vorhandensein mental repräsentierten laienlinguistischen Wissens gewertet werden? b) Stehen die metakommunizierten dialektalen Merkmale, die Probandinnen und Probanden nennen, jeweils für sich alleine oder für eine ganze Klasse von Merkmalen?¹⁰⁶

Frage a) zielt auf das komplexe Verhältnis von *implizitem* und *explizitem* Wissen wie auch auf die übergeordnete Frage danach, was an sprachlichem Wissen Laien wie verbalisieren und inwiefern diese Verbalisierung eingeschränkt ist (vgl. dazu Kap. 4.2). Für die nachfolgende Interpretation wird von folgenden forschungspraktischen Prämissen ausgegangen: Nennen die Probandinnen und Probanden spezifische sprachliche Merkmale, kann vorausgesetzt werden, dass diese Merkmale auch mental repräsentiert sind. Ein Nicht-Nennen sprachlicher Merkmale hingegen kann, muss aber nicht automatisch bedeuten, dass diese Merkmale nicht mental repräsentiert sind; vielmehr kann der Grund des Nicht-Nennens darin liegen, dass Probandinnen und Probanden das Wissen, über das sie verfügen, zu einem gewissen Zeitpunkt / in einem gewissen Kontext / aufgrund von Unachtsamkeit nicht äussern. Wenn PB59 sagt, «sie haben auch das *ii* drin», heisst das demnach nicht automatisch, dass PB59 keine Vergleichsgrösse kennt, mit der er den Laut *ii* kontrastieren kann, sondern es kann auch bedeuten, dass er die Vergleichsgrösse aus irgendeinem Grund nicht nennt. Dasselbe gilt für die Nennung sprachlicher Merkmale überhaupt: Ob ein Proband ein sprachliches Merkmal nennt oder nicht, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab: Ein nicht Nennen eines sprachlichen Merkmals bedeutet nicht, dass dieses Merkmal mental nicht repräsentiert ist (vgl. zu den Einflussfaktoren auf Metakommunikation Kap. 4.2.1). Metakommunikation wird demnach als hinreichende, nicht aber als notwendige Bedingung für die Repräsentation sprachlicher Merkmale angesetzt (vgl. dazu auch Kap. 4.2.2). Bei der konkreten Frage nach dialektalen Merkmalen, die einen Dialekt im Vergleich zu den anderen, umliegenden Dialekten auszeichnen – wie sie den Probandinnen und Probanden dieser Studie gestellt wurde –, kann umso mehr angenommen werden, dass eine dialektale Kontrastfolie stets vorhanden ist, wird diese nun explizit thematisiert oder nicht: Die Frage nach den Charakteristika eines Objekts setzt den Vergleich mit Charakteristika eines anderen Objekts immer voraus.

Frage b) fokussiert auf die Problemstellung, ob die Merkmalsäusserungen, die die Probandinnen und Probanden nennen, auf die explizit genannten Merkmale beschränkt bleiben oder ob sie sich für die ganze Klasse, der ein Merkmal

¹⁰⁶ Vgl. zu Zugänglichkeitsgraden laienlinguistischen Wissens auch Hundt et al. (2015, S. 592–598).

angehört, generalisieren lassen.¹⁰⁷ Der Kommentar von PB46 etwa, der sagt, «Die gehen mehr aufs *ii*, die sagen eher *fiif* als *feif*», lässt sich so interpretieren, dass sich der Unterschied zwischen dem *Obwaldner* und dem *Nidwaldner* Dialekt nicht einzig auf das Lexem 'fünf' beschränkt, sondern für die gesamte lautliche Klasse *ii* gilt. Beim Kommentar von PB37 hingegen, «Ja, und sie haben halt wirklich spezielle Ausdrücke: *fuif* statt *fiif* oder *druif* statt *drii*», ist weniger deutlich, ob der lautliche Unterschied *ui/ii* generalisierbar ist oder nicht. Die Frage, ob sich eine laienlinguistische Merkmalsnennung auf ein bestimmtes Lexem beschränkt, oder für eine ganze Klasse bspw. von Lauten Gültigkeit hat, kann im Einzelfall denn auch nur selten beantwortet werden. Fälle wie der Kommentar von PB46 aber deuten darauf hin, dass manche Probandinnen und Probanden die (v. a. lautlichen) Unterschiede zwischen den Dialekten sehr wohl auch unabhängig vom Lexemgerüst denken und auf lautliche Klassen zurückführen können. Für die nachfolgende Interpretation wird darum die forschungspraktische Prämisse angesetzt, dass Merkmalsnennungen von Probandinnen und Probanden nicht nur für sich alleine, sondern auch für eine ganze Klasse stehen können (wenn empirisch genügend dafürspricht, vgl. dazu die Beispiele *huere*, *Heu/Häiw* und *Chneu/Chnäiw* weiter unten).

Es ist angezeigt, in diesem Zusammenhang laienlinguistische Kommentare zu thematisieren, die einen sehr starken schematischen Charakter haben und darum als sprachliche Stereotype gelten können. Im Rahmen vorliegender Untersuchung scheint u. a. die triadische Zahlenfolge 'drei, fünf, neun' einen solchen Status zu haben, anhand derer die so wahrgenommenen dialektalen Unterschiede zwischen *Obwalden*, *Nidwalden* und *Engelberg* festgemacht werden. PB54 erklärt mit Bezug auf *Engelberg*: «Und die sagen nicht *drii*, *fiif*, *niin* und nicht *drei*, *feif*, *nein* sondern *druif*, *fuif*, *nuin*.» *Druif*, *fuif*, *nuin* wäre somit das sprachliche Stereotyp für *Engelberg*, *drei*, *feif*, *nein* jenes für *Nidwalden* und *drii*, *fiif*, *niin* jenes für *Obwalden*. Bei solchen stereotypen Nennungen ist fraglich, inwiefern Sprecherinnen und Sprecher die Inhalte, die diese Stereotype transportieren, auf andere Kontexte übertragen können. Anders (2010b, S. 277–278) vertritt in diesem Zusammenhang dezidiert die Meinung, dass

die einfache Äußerung eines Wortes vom Probanden als Umgehungsstrategie für die selbst eingeschätzte Unsicherheit verwendet wird. Der Proband hat zwar eine bestimmte Vorstellung von der von ihm repräsentierten regionalen Sprechweise im Kopf, er ist aber offenkundig nicht in der Lage, diese Vorstellung konkret zu verbalisieren. Deshalb ver-

107 Viel schwieriger noch als die Beantwortung der Frage, auf welche sprachlichen Einheiten sich laienlinguistische Merkmalsäußerungen beziehen, ist die Frage, worauf sich Äusserungen wie «sie singen» oder «sie ziehen» beziehen. Auch aus diesem Grund werden hier einzig die laienlinguistischen Merkmalsnennungen betrachtet.

sucht er dem Dilemma, die betreffende Region nicht wegen Unwissenheit, sondern wegen fehlender Begrifflichkeiten nicht beschreiben zu können, auszuweichen, indem er ein Wort sucht, das quasi-ikonisch die sprachlichen oder kulturellen Eigenheiten der repräsentierten Region abbildet und damit die Funktion eines Schibboleths hat.

Die Einschätzung von Anders (2010b, S. 277–278), dass bei der Nennung eines Schibboleths¹⁰⁸ immer die Unfähigkeit der Probandinnen und Probanden mitspielt, zu verbalisieren, wie an einem Ort konkret gesprochen wird, ist m.E. etwas unvorsichtig. Natürlich kann es sein, dass Probandinnen und Probanden auf sprachliche Stereotype zurückgreifen, da ihnen keine anderen Möglichkeiten der Verbalisierung zur Verfügung stehen. Es kann aber durchaus auch sein, dass die Probandinnen und Probanden auf solche Schibboleths zurückgreifen, da sie interindividuell prominent repräsentiert sind und diskursiv zur Charakterisierung von Dialektgebieten angeführt werden: Das heisst, es gehört quasi zum alltäglichen Usus (und ist kognitiv ressourcenschonend), die Dialektgebiete so voneinander zu unterscheiden; die Probandinnen und Probanden wären aber sehr wohl zusätzlich in der Lage, die schibboleth-artig transportierten Merkmale aus ihrem Kontext herauszulösen und auf andere Kontexte zu übertragen, wie wir an den vorangehenden Beispielen gesehen haben. Hier muss wiederum gemutmasst werden, dass im Prinzip beides möglich ist: Man kann sich Probandinnen und Probanden vorstellen, die sprachliche Stereotypen nur als solche produzieren können, und andere, die in der Lage sind, die inhaltlichen Aspekte, die die Stereotypen auszeichnen, auf andere sprachliche Kontexte zu übertragen.

2) Nebst dem, dass Probandinnen und Probanden Merkmale gerne in Vergleich zu anderen Merkmalen setzen, lässt sich feststellen, dass sie Merkmale nennen, die sich z. T. interindividuell decken. Dieser Umstand ist nicht sonderlich überraschend, für vorliegende Fragestellung ist er allerdings eminent wichtig, da er illustriert, dass laienlinguistische Wissensbestände nicht nur aus individuellen, sondern auch aus interindividuellen Anteilen bestehen. Gerade die interindividuell repräsentierten Wissensbestände – und hier konkret: die interindividuell repräsentierten sprachlichen Merkmale – sind darum von Interesse, da bei einer konstruktivistischen Sicht auf Metasprache (vgl. Kap. 4.1) davon ausgegangen wird, dass interindividuell repräsentierte Merkmale gesellschaftlich diskutiert und in diesem Diskurs konstruiert werden und darum auch von entsprechender gesellschaftlicher Bedeutung sind. Nebst dem Aspekt der Be-

108 Ein Schibboleth kann definiert werden als ein «[c]harakteristisches Sprachmerkmal, das eine eindeutige (soziale, regionale etc.) Zuordnung des jeweiligen Sprechers ermöglicht» (Bussmann 2002, S. 584).

deutsamkeit ist auch jener der Wahrheit zentral: Wissen, das interindividuell ausgehandelt wird, wird von der Gesellschaft nämlich auch als wahres Wissen und damit als Wahrheit angesehen. Warnke (2009, S. 113–114) etwa fasst Wissen in Wissensgesellschaften als «geteilte Akzeptanz von Erkenntnis» und damit als «Resultat der fortlaufenden Anerkennung und Ablehnung von Erkenntnis»¹⁰⁹ (vgl. auch Lane 1966 und Bell 1973). Was Wahrheit ist, wird immer wieder ausgehandelt auf der Grundlage von Konstruktion («Herstellung von Faktizität in regelgeleiteten sozialen Prozessen»), Argumentation («Rechtfertigung von Faktizität durch Begründung der Widerlegung von konstruiertem Wissen») und Distribution («Streuung von Geltungsansprüchen auf Wahrheit»): Sie machen zusammen die diskursive Konstituierung von Wissen aus (vgl. Warnke 2009, S. 121). Die Funktion von Sprache im Diskurs ist in dieser Lesart überdies nicht auf die Verbalisierung von Wissen beschränkt: Vielmehr wird davon ausgegangen, dass mittels Sprache überhaupt erst Wissen und damit Wirklichkeit konstruiert wird (Warnke 2009, S. 116–117)¹¹⁰. Die sprachlichen Formulierungsmuster, die zu diesem Wissen und der Wirklichkeit beitragen, sind in der Sprachgemeinschaft etabliert und individuell gespeichert, sodass sie ohne Planungs- und Produktionsaufwand wiederholt eingesetzt werden können (vgl. Warnke 2009, S. 131). Verwenden Probandinnen und Probanden also schematische, stereotype Nennungen in der Art von *drii*, *fiif*, *niin*; *drei*, *feif*, *nein*; *druu*, *fuif*, *nuin*, dürfen diese als Formulierungsmuster im Sinne Warnkes gelten, der davon ausgeht, dass interindividuell repräsentiertes Wissen nicht nur inhalts-, sondern auch formseitig in gewisser Weise übereinstimmt.¹¹¹

Frage 1) nach dem Verhältnis zwischen explizitem und implizitem Wissen und der Referenz laienlinguistischer Merkmalsnennungen wird in Kap. 12.2.1, Frage 2) nach der gesellschaftlichen Relevanz laienlinguistischer Merkmalsnennungen in Kap. 12.2.3 noch einmal aufgenommen und mit Bezug auf die vorliegende Untersuchung vertieft diskutiert.

109 «Resultat» ist wohl eher als «alles (greifbare) Wissen zu einem Zeitpunkt X» denn als Endprodukt eines Prozesses zu verstehen, da Warnke Wissen als entschieden dynamische Grösse positioniert.

110 Vgl. aber auch die gegenteilige sprachphilosophische Position, die z. B. mit dem Terminus des Sprachapriori von Gipper 1987 Sprache (nur) als Bedingung der Möglichkeit des Denkens und Erkennens und damit des Wissens fasst (Warnke 2009, S. 116).

111 Vgl. zum Wahrheitsbegriff und dessen Relevanz im Alltag unter linguistischer Perspektive z. B. auch Niehr 2014, S. 44–65, Spiess 2011, S. 134–143 und Bubenhofer 2008, S. 407–414.

12.2 Modellierung der interindividuell repräsentierten sprachlichen Merkmale

Eingangs wurde andiskutiert, dass die Merkmalsnennungen von Probandinnen und Probanden nicht ohne Weiteres in Beziehung zu setzen sind mit wissenschaftlichen Einteilungen von Dialekten. Stoeckle (2014, S. 446) schreibt dazu, «dass es in vielen Fällen gar nicht eindeutig möglich ist, die Dialektbeschreibungen der Sprecher linguistischen Kategorien zuzuordnen, da sich diese zum Teil erheblich sowohl terminologisch als auch bezüglich der zugrunde liegenden Konzepte voneinander unterscheiden». Um eine Art Vergleichbarkeit zwischen der Dialektkonzeption der Laien und jener der Dialektologen herstellen zu können – und damit eine zentrale Forschungsfrage der Wahrnehmungsdiakologie zu diskutieren – ist es allerdings dringend nötig, zu versuchen, die Dialektbeschreibungen der Sprecher mit linguistischen Kategorien in Verbindung zu bringen. Überdies fragt vorliegende Arbeit im Kern danach, wie der Gebrauch der interindividuell repräsentierten sprachlichen Merkmale beschaffen ist. Vor diesem Hintergrund ist es unabdingbar, eine Klassifikation zu generieren, die einen Bezug zwischen den laienlinguistischen Merkmalsnennungen und wissenschaftlichen Einteilungen von Dialektmerkmalen erlaubt. Der übergeordnete Anspruch besteht indes darin, eine Klassifikation zu finden, «die den Anforderungen einer wissenschaftlichen Klassifikation entspricht, aber gleichzeitig den laienlinguistischen Charakter der Merkmalsäußerungen erhält» (Anders 2010b, S. 267). Eine solche Klassifikation ist darum – wie alle vergleichbaren Klassifikationen – immer als «tentativ» einzustufen (Anders 2010b, S. 267).

12.2.1 Modellierung der metakommunizierten Merkmalsnennungen

Bei den einführenden Betrachtungen laienlinguistischer Merkmalsnennungen wurde u. a. deutlich, dass Probandinnen und Probanden Dialektmerkmale gerne in Vergleich zu anderen Dialektmerkmalen setzen, wenn sie gebeten werden, Dialektgebiete zu charakterisieren. Gewisse Probandinnen und Probanden machen diesen Vergleich explizit (PB37: «*fui*f statt *fi*f oder *drui* statt *dri*i; PB46: «eher *fi*f als *fei*f»), bei anderen erfolgt er implizit (PB39: «*eis*, *zwei*, *dri*i ...»; PB59: «sie haben auch das *ii* drin») (s. o.). Aufgrund dieser Beobachtung werden die dialektalen Merkmalsnennungen nachfolgend nicht nach Einzelphänomenen modelliert, wie das etwa Stoeckle (2014, S. 439) macht, sondern nach Phänomengruppen: Im eben genannten Beispiel entsprächen der Phänomengruppe die (rekonstruierte) Nennung *fui*f – *fi*f – *fei*f resp. die daraus abgeleiteten Laute *ui* – *ii* – *ei*. Solche Phänomengruppen werden nun als *Entsprechungsklassen* bezeichnet: Die Probandinnen und Probanden, so wird vorliegend angenom-

men, verweisen mit ihren Nennungen jeweils auf Klassen von Merkmalen, die sie dann mit anderen Klassen von Merkmalen in Verbindung bringen, die jenen – ihrer Einschätzung nach – entsprechen.

Den Terminus der *Entsprechungsklasse* übernehme ich von Oglesby (1991), der diesen in Zusammenhang mit einem von ihm konzipierten «psychisch reale[n] Modell»¹¹² zur Beschreibung von Interferenzmechanismen zwischen Standard und Dialekt in der Schweiz vorschlägt. Oglesbys Modell beschreibt, dass Sprecher «über ein «Verzeichnis» mundartlicher Formen» verfügen, zu welchen sie, bei intensivem Kontakt mit dem Standarddeutschen, standarddeutsche Entsprechungen aufbauen: Dazu verwenden sie ihre Kenntnis darüber, welcher Laut einer dialektalen Form jenem einer standarddeutschen Form «in der Regel» bzw. «häufig» entspricht, bspw. «standarddeutsches [ii] = luzerndeutsches [ie] in «tief»» (Oglesby 1991, S. 9–10).

Oglesbys zentrale Forschungsfrage, inwiefern die Variation im Schweizerdeutschen auf die von ihm modellierten Interferenzmechanismen zurückzuführen ist,¹¹³ interessiert hier weniger als das Entsprechungsmodell selbst. Mit dem Modell will Oglesby die «Organisation polylektaler Kompetenz, d. h. des Wissens, das alle passiv oder aktiv beherrschten Varietäten integriert» beschreiben, dies vor allem «im Hinblick auf die Art und Weise, wie die Beziehungen zwischen Varietäten organisiert sind und wie dieses Wissen den beobachteten Interferenzerscheinungen zugrunde liegt [sic]» (Oglesby 1991, S. 60). Zentrales Moment bei der Untersuchung von Interferenzerscheinungen stellt die «Unterschiedlichkeit der [beteiligten] Systeme» dar (Weinreich 1976, S. 16 nach Oglesby 1991, S. 62–63). In Abgrenzung zu strukturalistischen Modellen, die diese Unterschiedlichkeit systemimmanent zu fassen versuchen (vgl. Oglesby 1991, 62–70), positioniert sich Oglesby entschieden poststrukturalistisch, indem er den Entscheid darüber, ob sprachliche Elemente ähnlich oder verschieden sind, einzig dem Individuum überlässt:

Nicht mehr ein abstraktes Phonem ist der Grundbaustein, sondern Klassen von Lauten, die vom Sprecher als «ähnlich» aufgefasst werden [...] Diese Auffassung betont nicht allein die Opposition, die bedeutungsunterscheidende Distinktion, sondern auch die von Sprechern «festgestellte» Ähnlichkeit in der phonetischen Substanz einer Reihe von Lauten, einer Ähnlichkeit, die zwischen Äusserungen benachbarter Dialekte, aber auch zwischen nichtverwandten Sprachen [...] festgestellt werden kann. (Oglesby 1991, S. 69)

¹¹² Oglesby entwirft das Modell vor dem Hintergrund einer Sprachtheorie, die die Sprache als mit dem Menschen verhaftet konzipiert (vgl. Oglesby 1991, S. 51).

¹¹³ Oglesby 1991, S. 10–11, fasst zusammen, dass die Variation nicht nur auf die Interferenz mit dem Standarddeutschen, sondern auch auf die Interferenz mit anderen Schweizer Dialekten zurückzuführen sei.

Der Prozess des Feststellens von Ähnlichkeit resp. von Verschiedenheit läuft über Hypothesenbildung: Die Sprecher müssen eine Vermutung darüber haben, zu welcher Entsprechungsklasse ein standarddeutsches Wort gehört, um aufgrund dessen die dialektale Form davon zu bilden (oder umgekehrt): Die Sprecher vermuten z. B., dass standarddeutsch «[giissen]» zur Klasse «standarddeutsch [ii] = luzerndeutsch [ie]» gehört, woraus sie die luzerndeutsche Form «[giesse]» ableiten. Das Ergebnis wird anschliessend auf seine Grammatikalität geprüft:¹¹⁴ Verläuft diese Prüfung positiv, wird die Form akzeptiert, andernfalls wird eine neue Hypothese aufgestellt (vgl. Oglesby 1991, S. 78–80).

Oglesby weist darauf hin, dass die produktive Verwendung des Wissens über Entsprechungsklassen nur einen Aspekt im Modell darstellt: Das Wissen könne auch passiv dafür verwendet werden, sprachliche Formen unterschiedlichen Varietäten zuzuordnen. Diese, in seinen Worten «semiotische Funktion»¹¹⁵ sei v. a. für das Erkennen verschiedener Schweizer Dialekte von Bedeutung:

Die durch Entsprechungsklassen verbundenen Formen können somit eine soziale und stilistische Konnotation erhalten. Mithilfe der Entsprechungsklassen ist es dem einzelnen Sprecher auch möglich, die Vielfalt von Varianten [...] in der Dimension bodenständig/standardnah zu beurteilen. (Oglesby 1991, S. 83–84)

Das Konzept der *Entsprechungsklassen*, das Oglesby (1991) im Zusammenhang mit seiner Modellierung des mentalen Umgangs mit den Varietäten Dialekt und Standard entwirft, wird vorliegend übernommen, um die Modellierung des mentalen Umgangs mit unterschiedlichen dialektalen Varietäten zu beschreiben. Die Idee, dass Sprecherinnen und Sprecher über ein Verzeichnis dialektaler Formen verfügen, zu welchem sie, bei Kontakt mit dem Standard, standarddeutsche Entsprechungen aufbauen, lässt sich hervorragend auf die Dialekte übertragen: Genauso kann nämlich vermutet werden, dass Sprecherinnen und Sprecher über ein Verzeichnis dialektaler Formen verfügen, zu welchem sie – durch direkten Kontakt oder aber durch diskursive Tradition¹¹⁶ – dialektale Entsprechungen aufbauen: Dazu verwenden sie ihre Kenntnis darüber, welcher Laut einer dialektalen Form jener einer anderen dialektalen Form in der Regel entspricht.

114 «Diesen Vorgang kann man sich etwa so vorstellen: Der Sprecher sucht in seiner «Sprachdatei» nach der konkreten Form [giesse]. Hat er sie gefunden, sind ihm auch Konnotationen, wie «tönt fremd» etc. zugänglich.» (Oglesby 1991, S. 80)

115 Wichtig scheint mir zu unterstreichen, dass in Bezug auf Schweizer Dialekte nicht nur der passive, sondern auch der aktive Gebrauch der Entsprechungsklassen semiotisch aufgeladen ist (vgl. auch Kap. 5).

116 Vgl. zur Unterscheidung von Wissen, das über konkrete Erfahrung angeeignet wurde (*knowledge by acquaintance*) und jenem, das über blosser Beschreibung gelernt wurde (*knowledge by description*), Warnke 2009, S. 122.

Tab. 10: Übersicht über die zehn prominent interindividuell repräsentierten Entsprechungsklassen

Entsprechungsklasse	Beispiel	Interindividuelle Repräsentation (n = max. 60)	Rekonstrukturierter räumlicher Bezug	Hist. Bezugsgrößen und Wandelprozesse
ii – ei – (ui)	«druī, fuīf, nuīn, statt drii, fiif, niin oder drei, feif, nein» (PB54)	51	ii: Obwalden ei: Nidwalden ui: Engelberg	mhd. ī, mhd. iu, Diphthongierung, Entrundung, mhd. ü vor Nasal-Spirans
ui – öi – uu	«ui für uu, duī» (PB15)	25	ui: Ob-/Nidwalden öi: Engelberg uu: Grossraum der Schweiz	mhd. û
io – ue	«giot statt guet» (PB33)	20	io: Obwalden, oberer Kantonsteil ue: Obwalden, unterer Kantonsteil; Nidwalden; Engelberg	mhd. uo
ai – oi – au	«ai statt oi für auch» (PB44)	13	oi: Obwalden, oberer Kantonsteil ai: Obwalden, unterer Kantonsteil; Nidwalden	mhd. ou
e – ä	«Hentsche statt Häntsche» (PB19)	11	e: Obwalden, oberer Kantonsteil ä: Obwalden, unterer Kantonsteil; Nidwalden; Engelberg	e vor Nasalverbindungen
händ – hend usw.	«händ statt hend» (PB31)	10	händ usw.: Lungern hend usw.: restliches Obwalden und Nidwalden	Verbformen
ili – eli	«Rugili statt Rugeli» (PB27)	8	ili: Nidwalden eli: Obwalden	Diminutiv
u – l	«Miuch statt Milch» (PB32)	6	u: Nidwalden l: Obwalden	l-Vokalisierung
ee – öö	«scheen statt schön» (PB41)	5	ee: Obwalden, Nidwalden öö: Grossraum der Schweiz	Entrundung, Rundung, ausgebliebene Rundung
Länge – Kürze	«Gras statt Graas» (PB16)	4	Länge: Nidwalden Kürze: Obwalden	unterschiedliche Lautquantitäten

Kategorisiert man die laienlinguistischen Merkmalsnennungen nach diesem Modell der Entsprechungsklassen, können zehn prominent interindividuell repräsentierte Entsprechungsklassen eruiert werden (vgl. Tab. 10).

In Tab. 10 fehlen Nennungen, deren Referenz gänzlich uninterpretierbar waren, wie etwa «*Si tschui Chäibe*» (PB49 mit Bezug auf *Emmetten*) oder «*mier* in Obwalden und Nidwalden» (PB22 mit Bezug auf *Nidwalden*). Des Weiteren fehlen Einzelnennungen wie z. B. «*r* hinten» (PB13 in Bezug auf *Lungern*), «einige Verben anders» (PB44 in Bezug auf *Sarnen-Alpnach-Sachseln*). Und schliesslich blieben auch solche Nennungen unberücksichtigt, bei denen der Schluss, die Nennungen bildeten einen Verweis auf eine ganze Klasse von Elementen, gänzlich unzulässig schien. Darunter fallen Nennungen wie «*Anke* statt *Butter*» (PB60, PB23), womit explizit auf das Lexem 'Butter' verwiesen wird, die Nennung also klar für sich selbst steht und nicht auf eine ganze Klasse von Elementen ausgedehnt werden kann. Die Nennungen dieser Kategorie, die am prominentesten interindividuell repräsentiert sind, sind *huere* 'sehr' ($n = 9$), *Heu/Häiw* 'Heu' ($n = 5$) und *Chneu/Chnäiw* 'Knie' ($n = 4$). Mit der Nennung *huere* referieren die meisten Probandinnen und Probanden darauf, dass in den Gebieten X oder Y «mehr geflucht» (PB25) werde als andernorts. Entsprechungen zu *huere* formulieren die Probanden nicht. Diese Nennung ist also maximal lexemgebunden. Die Nennungen *Heu/Häiw* und *Chneu/Chnäiw* schliesslich werden dafür gebraucht, um die Dialekte von *Lungern* und *Giswil* zu beschreiben. Auch sie scheinen beide stark an das jeweilige Lexem gebunden zu sein, da ausser diesen beiden Lexemen keine anderen lexikalischen Beispiele für das umschriebene Phänomen formuliert werden bzw. die von den Probandinnen und Probanden als auffällig wahrgenommenen Lautfolgen *äi* resp. *eu* nicht einmal ohne Lexemgerüst genannt werden (vgl. für einen Blick in die Daten die Tabelle im digitalen Anhang unter 11).

Für die Diskussion von Tab. 10 wird zunächst auf die Spalten *Entsprechungsklasse*, *Interindividuelle Repräsentation* und *Rekonstruierter räumlicher Bezug* fokussiert. Die Spalte *Historische Bezugsgrössen und Wandelprozesse* wird weiter unten detailliert besprochen (vgl. Kap. 12.2.2).

Am prominentesten interindividuell repräsentiert ist die Entsprechungsklasse *ii – ei – (ui)* ($n = 51$), die mit den rekonstruierten räumlichen Konzepten *Obwalden* (*ii*), *Nidwalden* (*ei*) und *Engelberg* (*ui*) in Verbindung gebracht werden kann. In diese Klasse fallen Nennungen wie die bereits mehrfach zitierte Nennung von PB54 mit Bezug auf *Engelberg*: «Und die sagen nicht *drii*, *fiif*, *niin* und nicht *drei*, *feif*, *nein* sondern *dru*i, *fuif*, *nuin*.»¹¹⁷ Die Referenzen auf diese

¹¹⁷ Insgesamt fällt auf, dass die Metakommunikate, die den zehn Entsprechungsklassen zugeordnet werden können, häufig – aber nicht nur – Schibboleth-Charakter haben (vgl. dazu

Entsprechungsklassen sind unterschiedlich explizit und vollständig; so nennen gewisse Probandinnen und Probanden etwa nur eine lautliche Entsprechung («*druì, fuif* statt *drii, fif*», PB33), andere gar keine («*druì, fuif, nuin*», PB22), wiederum andere lösen die Laute, die die jeweilige Klasse ausmachen, aus der lexikalischen Umgebung heraus («*ii* wie wir», PB59). Alle diese Nennungen, die aus Beobachtersicht als mehr oder weniger explizite Referenz auf die Klasse *ii – ei – (ui)* interpretiert werden können (vgl. zur Problematik der Explikation und der Vollständigkeit laienlinguistischer Kommentare die einleitenden Kommentare in Kap. 12.1), wurden als ein Verweis auf die entsprechende lautliche Klasse gewertet. In der Spalte *Interindividuelle Repräsentation* ist aufgeführt, von wie vielen Probandinnen und Probanden angenommen werden kann, dass die Entsprechungsklasse *ii – ei – (ui)* bei ihnen mental repräsentiert ist: Sobald ein Proband in einem Kommentar auf eine Entsprechungsklasse verweist – egal, ob er dafür mehrere, äusserst explizite und vollständige Beispiele braucht oder nur wenige, wenig explizite und unvollständige – wird dieser Verweis als Indiz für die mentale Repräsentation des Merkmals gewertet.¹¹⁸ Die Klasse *ii – ei – (ui)* ist mit $n = 51$ von maximal $n = 60$ also fast bei allen Probandinnen und Probanden mental repräsentiert.

Die zweitbest vertretene Klasse ist *ui – öi – uu* ($n = 25$), die die Probandinnen und Probanden anführen, um *Ob-* und *Nidwalden* (*ui*) gegen aussen, d. h. gegen den *Grossraum der Schweiz* (*uu*), abzugrenzen. Häufige Kommentare, die in diese Klasse Eingang gefunden haben, sind: «*ui* für *uu*, *dui*» (PB15), «*ui*, *Huis*, *uife*» (PB43), «*Muis*, *Huis*» (PB24). Etwas weniger oft thematisiert wird die Entsprechung *öi*, die mit *Engelberg* in Zusammenhang gebracht wird: «Wir sagen *Döi gröisigi söi döi* und die Wolfenschiesser, Dallenwil, Beckenried, Ennetmoos sagen *Dui gruisigi sui dui*. Also bei uns ist es eher mit *ö*, *döi*.» (PB11), «*Döi hesch gsäit, chume de am fuif, zu dier öife*.» (PB43)

Die drittbest vertretene Entsprechungsklasse ist *io – ue* ($n = 20$), mit der die Probandinnen und Probanden auf den sprachlichen Unterschied zwischen dem *oberen* (*io*) und dem *unteren Kantonsteil* (*ue*) in *Obwalden* unterscheiden. Primär mit räumlichen Konzepten wie *Lungern*, *Lungern-Giswil* oder *Giswil* – die zuwei-

auch die einleitenden Bemerkungen in Kap. 12.1). Anders 2010b, S. 272, weist für ihre Daten nach, dass ihre Kategorie «Schibboleth», die Nennungen umfasst wie *Torjau* 'Torgau', *Laibzsch* 'Leipzig' usw., die zweitmeisten Nennungen insgesamt auf sich vereint.

118 Vgl. hierzu die Vorgehensweise von Stoeckle 2014, die davon deutlich differiert: Merkmale, die seine Probandinnen und Probanden nicht am Beispiel von Wortpaaren (im Sinne der vorliegenden Entsprechungsklassen) metakommunizierten, liess er aussen vor, da seiner Meinung nach durch die isolierte Nennung von Merkmalen «die relevanten Laute nicht identifiziert werden konnten» (Stoeckle 2014, S. 448), auf die die Probandinnen und Probanden mit der Nennung abzielten.

len auch als *obere Kantonshälfte* (PB38) zusammengefasst werden – wird die Lautfolge *io* in Verbindung gebracht. Weit weniger thematisiert wird die räumliche Verankerung der Lautfolge *ue*, die in den Metakommunikaten als Vergleichsgrösse zu *io* angeführt wird, wie etwa in «*giot* statt *guet*» (PB33), «*Miot* statt *Muet*» (PB31) oder «*lioge* statt *luege*, *Schiol* statt *Schuel*» (PB32). Das hängt wohl in erster Linie damit zusammen, dass die Lautfolge *io* singulären Charakter hat, während sich die Lautfolge *ue* von ihrer Verbreitung her nicht auf das (Rest)Areal des Untersuchungsgebiets beschränkt, sondern im Grossteil der Schweiz so verbürgt ist. Überdies fällt gerade bei der Entsprechungsklasse *io* – *ue* auf, dass Metakommunikate, die dieser Entsprechungsklasse zugeordnet werden können, zumeist von Probandinnen und Probanden stammen, die in der Umgebung von Lungern und Giswil wohnen, nämlich etwa in Sarnen oder Melchtal. Insgesamt wird hier ein sogenannter «proximity effect» sichtbar (Montgomery 2012, S. 647), der besagt, dass räumliche Informationen umso spezifischer sind, je näher man sich real am zu beurteilenden räumlichen Objekt befindet. Durchbrochen werden kann dieser *proximity effect* aber durchaus; etwa durch mentale Nähe zum fraglichen räumlichen Objekt oder auch durch die gesellschaftliche Relevanz («cultural prominence», Montgomery 2012, S. 638), die räumliche Entitäten auf sich vereinen können (vgl. hierzu die höchst prominente interindividuelle Repräsentation des Dialektkonzepts *Engelberg*, Kap. 10.2.1.1).

Während auf die eben diskutierten Entsprechungsklassen mindestens ein Drittel aller Probandinnen und Probanden mental Zugriff hat, ist es bei den nächsten drei Entsprechungsklassen immerhin noch ein Sechstel. Die Entsprechungsklasse *ai* – *oi* – *au* ($n = 13$) wird dabei primär mit der Unterscheidung zwischen dem *oberen* (*oi*) und dem *unteren Kantonsteil Obwaldens* und *Nidwalden* (*ai*) in Verbindung gebracht («*ai* statt *oi* für auch» PB44, «*choiffe* statt *chaiffe*» PB59). Das lautliche Element *au* wird weniger oft thematisiert; wenn, dann wird es mit *Engelberg* und *Hergiswil* in Zusammenhang gebracht («Wir sagen *Baum* und nicht *Baim*.» PB16 aus Hergiswil, «Und dann haben sie auch wie die Schwyzer das *au* drin, also sie sagen *au* und wir *ai*.» PB59 aus Stans).

Die Entsprechungsklasse *e* – *ä* ($n = 11$) wird zur Illustration ähnlicher Dialekträume angeführt wie die Klasse *ai* – *oi* – *au* ($n = 13$): Die Lautung *e* wird gemeinhin mit dem *oberen*, die Lautung *ä* mit dem *unteren Kantonsteil Obwaldens* und mit *Nidwalden* in Zusammenhang gebracht. Eine zweite, allerdings weniger verbreitete Strategie scheint es zu sein, *e* ganz *Obwalden* und *ä* ganz *Nidwalden* zuzuschreiben. Beispiele, die im Zusammenhang mit der Entsprechungsklasse *e* – *ä* oft fallen, sind «*Hentsche* statt *Häntsche*» (PB19) oder ausführlicher «Ja, die haben dann *Hemmli*, *Hend* und *Hentsche*. Und wir haben *Hämmli*, *Händ* und *Häntsche*.» (PB41) Aber auch strukturell weniger feste Wortverbindungen wie «*Zwenzgi*» (PB51) oder «*mengisch*» (PB59) werden angeführt.

Eine Entsprechungsklasse, mit der die Probandinnen und Probanden auf die wahrgenommene dialektale Spezifik eines einzigen Dialektes verweisen, ist *häind – hend* usw. ($n = 10$). Metakommunikate wie «*häind* statt *hend*, *häimer* statt *hemmer*» (PB31), «*mier wäin* statt *mier wend*» (PB10), «*si tiänd das mache, si wäind das mache*» (PB43) werden angeführt, um die dialektale Charakteristik des Dialektes von *Lungern* zu illustrieren. Die Verortung der Vergleichsgrössen *hend*, *wend*, *tend* usw. werden hingegen nicht unbedingt spezifischen Dialekträumen zugewiesen, zumeist wird der eigene Dialekt als Vergleichsgrösse angeführt, wie bspw. bei PB10 aus Obwalden: «Die sagen *wäin*, *mier wäin*. Wir sagen *mier wend*.»

Eine weitere Grösse, die thematisiert wird, klingt etwa im Kommentar «*Rugili* statt *Rugeli*» (PB27) an und lässt sich mit der Entsprechungsklasse *ili – eli* ($n = 8$) ausdrücken. Die Lautfolge *ili* wird dabei generell mit *Nidwalden*, die Lautfolge *eli* mit *Obwalden* in Verbindung gebracht, wie u. a. der Kommentar von PB37 aus Sarnen illustriert: «Wenn ich im Restaurant sitze und ein Bier bestelle, bestelle ich ein *Chibeli* und der Nidwaldner ein *Chibili*.» Wichtig ist hierbei, dass diese Entsprechungsklasse – wie alle übrigen nachfolgenden – nur mehr bei einem Sechstel aller Gewährspersonen mental repräsentiert ist.

Die Unterscheidung wiederum von *Obwalden* und *Nidwalden* wird weiter mit der Entsprechungsklasse *u – l* ($n = 6$) konstruiert: «*Miuch* statt *Milch*» (PB32) oder etwa «*Obwaldner* statt *Obwaudner*» (PB5) werden als Vergleichsgrössen angeführt. PB27 aus *Lungern* spezifiziert: «Mich dünkt es, sie hätten viel auch das Verdrückte: *Nidwaude* wo wir *Obwalde* haben.»

Mit einer interindividuellen Repräsentiertheit mit $n = 5$ wird die Entsprechungsklasse *ee – öö* metakommuniziert («*scheen* statt *schöön*» PB41). In der Regel wird mit der Form *ee* wiederum das Untersuchungsgebiet in Verbindung gebracht, PB20 weist diese Klasse etwa dem Raum *Ob-/Nidwalden* zu, PB17 gar den *Urschweizern*. Abgegrenzt wird dieser imaginierte Raum gegen aussen, den restlichen Teil des Schweizer Sprachraums, wo die nicht entrundete Form *öö* objektsprachlich dominiert. Nur einmal wird in den Kommentaren darauf hingewiesen, dass die nicht entrundete Form *öö* auch in *Engelberg* Gültigkeit hat. PB50 aus Seelisberg führt dazu aus: «Wenn ein richtiger Engelberger kommt, den hörst du ... *ghörsch* ... Sie brauchen auch *ghörsch* statt *ghersch*.»

Die letzte Entsprechungsklasse, die nur noch schwach interindividuell repräsentiert ist ($n = 4$), ist die Klasse *Länge – Kürze*: Mit Kommentaren wie «*Gras* statt *Graas*» (PB16) oder «*Wägwiiser* statt *Wäägwiiser*» (PB53) wird auf den so wahrgenommenen Unterschied der Lautquantitäten zwischen *Ob-* und *Nidwalden* verwiesen.

Bevor die Ergebnisse zu den zehn prominent interindividuell repräsentierten sprachlichen Merkmalen empirisch mit Rückgriff auf Ergebnisse vergleichbarer Studien wie auch theoretisch auf den Diskursbegriff abschliessend

interpretiert werden (Kap. 12.2.3), soll noch näher auf die Spalte *Historische Bezugsgrössen und Wandelprozesse* eingegangen werden.

12.2.2 Anbindung der modellierten Merkmalsnennungen an historische Bezugsgrössen

In der letzten Spalte der Tab. 10 ist verzeichnet, mit welchen historischen Bezugsgrössen und Wandelprozessen die Entsprechungsklassen in Verbindung gebracht werden können. Diese Verbindungen werden nachfolgend – ausgehend von der Entsprechungsklasse, die am schwächsten interindividuell repräsentiert ist – einzeln betrachtet.

In vielen Fällen ist es – vor dem Hintergrund dialektalen Fachwissens – durchaus möglich, zu eruieren, auf welche dialektalen Einheiten die Probandinnen und Probanden mit ihren Metakommunikaten verweisen.¹¹⁹ Bei der Entsprechungsklasse *Länge – Kürze* etwa («*Gras* statt *Graas*», PB16) liegt die Vermutung nahe, dass die Probandinnen und Probanden damit die unterschiedlichen Lautquantitäten thematisieren, deren Vorkommen im Untersuchungsraum auch im SDS ausgewiesen ist. Für die «Dehnung (von alter Kürze) im einsilbigen Wort» etwa ist auf den SDS-Karten II 45, II 49 und II 50 (Hotzenköcherle 1965, S. 45–50) belegt, dass es bezüglich dieses Phänomens einen Unterschied gibt zwischen den Dialektformen der Erhebungsorte im Kanton Obwalden und im Kanton Nidwalden: Während in den Erhebungsorten im Kanton Obwalden zumeist die Kürze belegt ist (bspw. *Glas*, SDS II 45), findet sich in Nidwalden und Engelberg in den allermeisten Fällen die Länge (bspw. *Glaas*, SDS II 45). Ähnlich verhalten sich die Phänomene «Dehnung von alter Kürze vor alter Reibefortis» (Hotzenköcherle 1965, S. 51–56) und «Kürzung von alter Länge in offener Silbe vor Lenis» (Hotzenköcherle 1965, S. 71–76).

Die Entsprechungsklasse *ee – öö* («*scheen* statt *schöön*», PB41) ihrerseits lässt sich an die Wandelprozesse «Entrundung»/«Rundung»/«ausgebliebene Rundung» anbinden, die im SDS für das Untersuchungsgebiet auch mit ihren je eigenen räumlichen Konfigurationen ausgewiesen sind. Der SDS verzeichnet dabei für das gesamte Untersuchungsgebiet entrundete (Hotzenköcherle 1962, S. 166) und ungerundete (Hotzenköcherle 1962, S. 160–162) Formen, ausser für Engelberg: Dort sind nicht entrundete und gerundete Formen ausgewiesen.

¹¹⁹ Hier soll noch einmal auf die Diskussion in Kap. 4.2.2 hingewiesen werden, wo der Schluss von sprachbezogenen laienlinguistischen Kategorien auf sprachbezogene Experten-kategorien unter unterschiedlichen Gesichtspunkten problematisiert wird: Dass diesbezüglich unter Umständen falsche Verbindungen getroffen werden und möglicherweise andere Verbindungen übersehen werden, davor ist natürlich auch vorliegende Einteilung nicht gefeit.

Sowohl im Falle von *ee* – *öö* wie auch im Falle von *Länge* – *Kürze* scheint die räumliche Ausdehnung, die den unterschiedlichen Entsprechungen der jeweiligen Klassen zugeschrieben werden, mit den objektsprachlichen Angaben im SDS zu korrespondieren: Natürlich sind die sprachräumlichen Einschätzungen der Probandinnen und Probanden insgesamt genereller und dadurch homogener – im Falle der *Länge* – *Kürze* etwa findet sich in den Laienkommentaren die deutliche Unterteilung zwischen *Obwalden* (*Kürze*) und *Nidwalden* (*Länge*), während im SDS Variation verzeichnet ist – insgesamt sind die räumlichen Zuweisungen der Probandinnen und Probanden und des SDS aber vergleichbar.

Dies gilt nun allerdings nicht für die Entsprechungsklasse *u* – *l*: Mit Unterscheidungen wie «*Miuch* statt *Milch*» (PB32) wird wohl auf die Realisierung von mhd. *l* resp. auf den Wandelprozess der *l*-Vokalisierung Bezug genommen, der laut den Einschätzungen der Probandinnen und Probanden in *Nidwalden* vollzogen ist, in *Obwalden* hingegen nicht. Der SDS weist demgegenüber für mhd. *l* (Hotzenköcherle 1965, S. 147–150) für das gesamte Erhebungsgebiet die nicht-vokalisierte Variante *l* aus. Für bestimmte sprachliche Umgebungen an bestimmten Erhebungsorten sind allerdings auch stark velarisierte und sogar extrem velarisierte Laute belegt: Bezüglich mhd. *l* vor Konsonant etwa weist der SDS (SDS II 147) für Stans, Sarnen und Giswil stark velarisierte Laute aus und für Emmetten, Seelisberg und Wolfenschiessen extrem velarisierte; bezüglich mhd. *-el* ergibt die Atlaskarte (SDS II 150) ein ähnliches Bild: Die Obwaldner Erhebungsorte (mit Engelberg) verzeichnen alle stark velarisiertes *l*, die Nidwaldner Orte Hergiswil, Stans, Emmetten (und Seelisberg) weisen sogar extrem velarisierte, Wolfenschiessen velarisierte Werte aus. Hier scheint also augenscheinlich eine Diskrepanz zu bestehen zwischen den Laienmeinungen und den objektsprachlichen Belegen, wie sie im SDS dokumentiert sind.

Die Entsprechungsklasse *ili* – *eli* («*Rugili* statt *Rugeli*», PB27) kann wahrscheinlich als Verweis auf die je unterschiedliche morphologische Realisierung des Diminutivs interpretiert werden, die im SDS wiederum ähnlich ausgewiesen ist wie in den Laienkommentaren. Der SDS (Hotzenköcherle 1975, S. 149–158) weist etwa für die Diminutiva «Äpfelchen» (SDS III 153) und «Vögelchen» (SDS III 154) den metakommunizierten *-ili* Auslaut für die Ortspunkte Stans, Emmetten, Seelisberg und Wolfenschiessen aus, für die Obwaldner Ortspunkte ist *-eli* verzeichnet.

Auch was die Entsprechungsklasse *händ* – *hend* usw. angeht, wird man im SDS (Hotzenköcherle 1975, S. 44) fündig: Die Atlaskarte SDS III 44 verzeichnet für die Endungen von Kurzverben wie «haben», «tun» usw. in der 1., 2., 3. Person Plural, dass das Schema am Ortspunkt Lungern mit *-*, *-nd*, *-nd* ein singuläres ist und v. a. anders als im übrigen östlichen Schweizer Sprachraum mit *-nd*, *-nd*, *-nd*. Die Probandinnen und Probanden scheinen mit ihren Kommentaren

nun allerdings weniger auf diese morphologische Spezifik abzuheben, als vielmehr auf die Lautung, die – im Vergleich zum übrigen Unterwaldner Sprachraum – ebenfalls differiert: *händ* in Lungern, *hend* im restlichen Unterwalden, *tiänd* in Lungern, *tend* im restlichen Unterwalden. Im SDS III 45 sind dazu auch Laienkommentare ausgewiesen: *Häi*, *sii* und *tiä* würde von den Gewährspersonen als «lungnerisch» bezeichnet.

Die Entsprechungsklasse *e – ä* («*Hentsche* statt *Häntsche*», PB19) kann dialektologisch angebunden werden an je unterschiedliche Öffnungsgrade von «mhd. *e* vor Nasalverbindungen» (Hotzenköcherle 1962, S. 35–36). Hier korrespondieren die von den Probandinnen und Probanden abgegebenen Einschätzungen wiederum stark mit den Angaben des SDS: Für «mhd. *e* vor Nasal und Konsonant» und für «den Sekundärumlaut vor Nasal und Konsonant» (SDS I 53 und SDS I 36) weist der SDS für die Ortspunkte Giswil, Melchtal und Lungern geschlossenes *e* aus, während er für den Rest des Untersuchungsgebiets offenes bzw. überoffenes *e* verzeichnet.

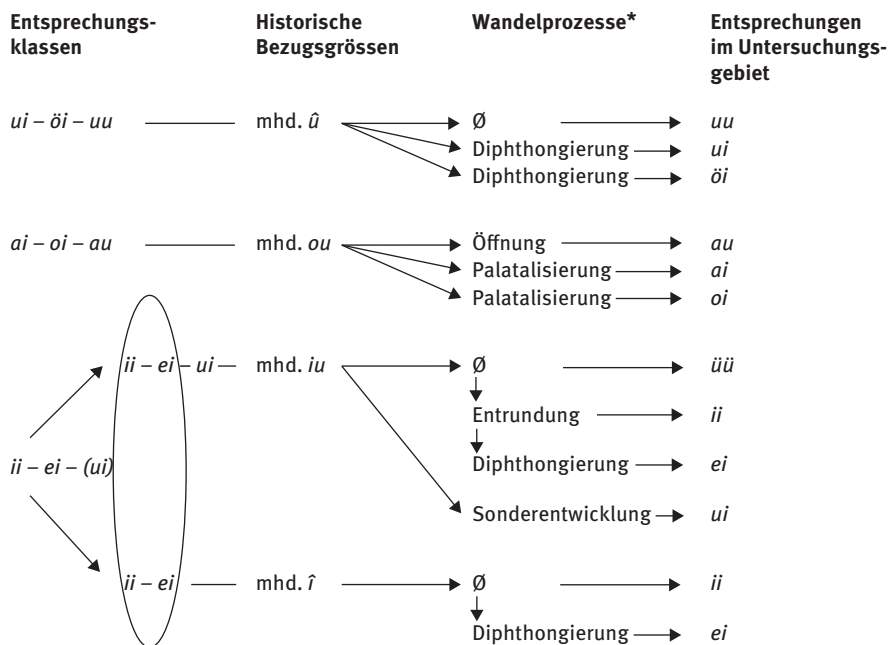
Auch für die Entsprechungsklasse *ai – oi – au* («*ai* statt *oi* für auch», PB44), die sich mit mhd. *ou* in Verbindung bringen lässt, da *ai*, *oi* und *au* als je unterschiedliche Reflexe von mhd. *ou* aufgefasst werden können, finden sich Korrespondenzen zwischen der laienlinguistischen Verortung der Entsprechungen und der kartografischen Aufbereitung des Materials des SDS (Hotzenköcherle 1962, S. 120–123). Bezüglich «mhd. *ou* vor *w* Frauen» (SDS I 120) etwa ist verzeichnet, dass in den Ortspunkten Sarnen, Giswil und Lungern *o-* resp. *ö-*Diphthonge vorhanden sind (*Frouw*, *Fröuw*), während in den übrigen Unterwaldner Ortspunkten *a-*Diphthonge dominieren (*Fraiw*), mit Ausnahme der Ortspunkte Hergiswil und Engelberg, wo *ä-*Diphthonge erwartbar sind (*Fräu*). Den «Hinweisen der Gewährsleute» lässt sich entnehmen, dass damals im Alltag bereits ähnliche Kategorien bestanden haben wie heute: Engelberg wird die Lautung *äu* zugeschrieben, Stans *ai* und Schwendi und Giswil *oi*. Lungern hingegen wird die Form *Frouw* attribuiert – was den damaligen objektsprachlichen Verhältnissen zu entsprechen scheint, nicht allerdings der heutigen laienlinguistischen Einschätzung *oi*. Ein ähnliches Bild zeichnen die Atlaskarten «mhd. *ou* Augen» (SDS I 121) und «mhd. *ou* vor *m* Baum» (SDS I 124).

Die Entsprechungsklasse *io – ue* («*giot* statt *guet*», PB33) lässt sich mit der historischen Bezugsgrösse mhd. *uo* in Verbindung bringen (Hotzenköcherle 1962, S. 142). Die SDS Karte I 142 weist dabei für die Ortspunkte Sarnen, Giswil und Lungern den schweizweit singulären Laut *io* aus, für den restlichen Teil von Unterwalden *ue*, das auch für den Grossteil der restlichen Schweiz zu finden ist, und für Engelberg hingegen die palatalisierte Variante *üe*. Auch bezüglich dieser Entsprechungsklasse korrespondieren die Laienurteile in hohem Masse mit der räumlichen Einteilung des SDS. Einzig die Variante *üe*, die für

Engelberg verbürgt ist, wird von den Probandinnen und Probanden kaum thematisiert.

Nahezu perfekt korrespondiert die sprachräumliche Verortung der Laien aus dem Projekt und den Experten des SDS bezüglich der Entsprechungsklasse *ui* – *öi* – *uu* («*ui* für *uu*, *dui*», PB15) d. h. bezüglich der historischen Bezugsgrösse mhd. *û* (Hotzenköcherle 1962, S. 106): Die SDS Karte I 106 weist für den gesamten Untersuchungsraum die Variante *ui* aus (auch für den Ortspunkt Seelisberg), für Engelberg die Variante *öi*. In den «Hinweisen der Gewährsleute» finden sich ebenfalls Informationen zu diesen Varianten: «UW3: Hier sagt man *dui*, in Engelberg (UW12) *döi*.», «UW7: Hier sagt man *dui gruisigi sui dui* [...]», «UR1: Hier sagt man *dui gruisigi sui dui* [...]» Sowohl die objektsprachlichen Angaben als auch die «Hinweise der Gewährsleute» decken sich in dieser Hinsicht mit den Metakommunikaten der Probandinnen und Probanden aus dem Projekt; einzig die Lautfolge *öi* wird von den Probandinnen und Probanden nur selten metakommuniziert, gerade im Vergleich zu *ui*, und wiederum eher von Personen, die in oder nicht weit von Engelberg wohnen (*proximity effect*, s. o.).

Schliesslich fehlt noch die Entsprechungsklasse *ii* – *ei* – (*ui*) («*druī*, *fuīf*, *nuīn*, statt *drii*, *fiif*, *niin* oder *drei*, *feif*, *nein*» PB54). Während die vorangehenden Klassen gut anschlussfähig waren an die dialektologische Konzeption der historischen Bezugsgrössen, ist dies bei *ii* – *ei* – (*ui*) nur halbwegs der Fall: Diese Kategorie lässt sich objektsprachlich nämlich sowohl mit mhd. *iu* (Hotzenköcherle 1962, S. 107) als auch mit mhd. *î* (Hotzenköcherle 1962, S. 105) in Verbindung bringen, da zwar nicht die Entsprechung *ui*, wohl aber die Entsprechungen *ii* und *ei* als je unterschiedliche Reflexe sowohl von mhd. *iu* als auch von mhd. *î* aufgefasst werden können. Im Falle der dialektalen Entsprechungen von 'fünf' oder 'uns' sind die Nennungen zudem auf mhd. *ü* vor einer Nasal-Spirans-Verbindung zurückzuführen. Da diese Formen synchron zusammenfallen, teilen die Probandinnen und Probanden sie in die gleiche Entsprechungsklasse *ii* – *ei* – (*ui*) ein, wie etwa folgendes Beispiel verdeutlicht: PB21 bezieht sich zur Charakterisierung von *Engelberg*, *Ob-* und *Nidwalden* auf die Klasse *ii* – *ei* – (*ui*) und führt für *Engelberg* verschiedenste Phänomene an, die den Dialekt dort auszeichnen sollen. Nebst «*Buila*», «*duitsch*» und «*druī*», die allesamt basisdialektale Engelberger Formen darstellen, nennt er auch «*Luibli*», eine Hyperform, die eigentlich «*Leibli*» hiesse, da sie historisch gesehen nicht auf mhd. *iu*, sondern auf mhd. *î* zurückzuführen ist. Nennungen, die in diese Entsprechungsklasse fallen und die dialektologisch an die historische Bezugsgrösse mhd. *î* angebunden werden können, sind etwa «*Schüibe* statt *Scheibe*» (PB21) oder «*meis*, *deis* statt *miis*, *düis*» (PB59). Was nun die objektsprachliche Beleglage bezüglich mhd. *î* angeht, weist der SDS (mhd. *î* vor Konsonant, Karte I 105) für alle Nidwaldner Ortspunkt ausser Hergiswil (*ii*) die diphthongierte



* Vgl. die entsprechenden SDS-Karten (Hotzenköcherle 1962–2003) und die Angaben in Hotzenköcherle et al. 1984, S. 257–263.

Abb. 26: Verhältnis zwischen den Entsprechungsklassen und den historischen Bezugsgrößen

Variante *ei* aus, zudem auch für Engelberg. Für alle restlichen Obwaldner Ortspunkte (und Hergiswil) ist *ii* verzeichnet. In den Kommentaren wird allerdings deutlich, dass insbesondere in Stans Variation zu erwarten ist. Umrahmt ist diese Information mit einem Hinweis, der wahrscheinlich vom SDS-Explorator stammt: «[I]m Dorf spricht man *ii*; *ei* u. ä. ist bäuerliche Aussprache der Umgebung.» (Hotzenköcherle 1962, S. 105) Auch die «Hinweise der Gewährsleute» deuten in diese Richtung: «UW3: In Stans (UW2) sagt man im Dorf: *marii*, *gliich*, in Buochs (UW4) *marei* [...]» Auch was die Kommentare der Probandinnen und Probanden angeht, findet sich das Metakommunikat, dass in Stans die nicht diphthongierte Form vertreten sei, höchst selten: «Und der Stanser sagt *fiif*.» (PB36), «Das ist schon vor allem das mit *fiif* und *drii*, das wir hier speziell haben.» (PB56) Viel häufiger allerdings wird die Lautfolge *ei* dem gesamten Nidwaldner Sprachraum zugeschrieben, insgesamt wird er auch als «älter» und «traditioneller» eingeschätzt als *ii*, was wohl in erster Linie mit der Standardferne zu tun hat (Haas 1992). Letztlich noch zur objektsprachlichen Beleglage zu mhd. *iu*: Hier (SDS I 107) wird nun verzeichnet, dass in Stans und Hergiswil die

nicht diphthongierte Variante *ii* gebraucht wird, in Beckenried, Emmetten und Wolfenschiessen *ei* und in Engelberg *ui*. In den «Hinweisen der Gewährsleute» findet man den Kommentar, dass die Nennung «*druì, fuif, nuin*» als typisch für Engelberg erwähnt werde.

Die Verknüpfung der aus den laienlinguistischen Metakommunikaten abgeleiteten Entsprechungsklassen mit den historischen Bezugsgrößen soll in Abb. 26 – auch unter Berücksichtigung der jeweils interessierenden Wandelprozesse – noch einmal schematisch abgebildet werden.

12.2.3 Interindividuell repräsentierte Merkmale als soziosymbolisch relevante Merkmale

Die in Tab. 10 zusammengefassten Ergebnisse zu den prominent interindividuell repräsentierten Entsprechungsklassen zeigen eindrücklich, dass es v. a. lautliche Größen sind, die für die Laien in Bezug auf ihren Sprachraum relevant zu sein scheinen. In diesem Punkt sind die Ergebnisse vergleichbar mit jenen Stoeckles (2014), bei dem «lautliche Charakterisierungen» innerhalb der dialektalen Merkmalsnennungen ebenfalls die höchste Frequenz aufweisen (Stoeckle 2014, S. 448). Stoeckle allerdings versteht unter «lautliche Charakterisierungen» nicht einzig konkrete Nennungen dialektaler Merkmale, sondern etwa auch Aussagen zur Vokalqualität und -quantität (bspw. die Thematisierung der Senkung oder Dehnung), konsonantenbezogene Assoziationen (bspw. die Thematisierung der Frikativierung) oder Kommentare zur Prosodie (Nennungen wie «anderer Tonfall»).

«Grammatische Charakterisierungen» hingegen, zu denen Nennungen gezählt werden wie «*der Auto* statt *das Auto*» oder «andere Satzstellung» (Stoeckle 2014, S. 448), weist Stoeckle nur verschwindend wenig nach; vorliegend können jedoch mindestens zwei von zehn interindividuell repräsentierten Entsprechungsklassen an morphologische dialektale Größen angebunden werden.

Mehr Nennungen verzeichnet Stoeckle wiederum innerhalb der Kategorie «wortbezogene Charakterisierungen» (Stoeckle 2014, S. 448–449), zu denen Nennungen wie «*Herdapfel* statt *Grundbirne*» für 'Kartoffel' gezählt werden. Auch in vorliegenden Daten finden sich einige Nennungen zu lexikalischen Eigenheiten des Untersuchungsgebiets, die die morphologischen Nennungen von der Frequenz her übrigens auch übertreffen; da bei lexikalischen Einheiten allerdings davon ausgegangen werden muss, dass sie immer nur für sich alleine, und nicht für eine ganze Klasse stehen, finden sie nicht Eingang ins Entsprechungsklassenmodell (vgl. dazu die ausführliche Erklärung in Kap. 12.2.1).

Insgesamt scheint es so zu sein, dass die Probandinnen und Probanden vorliegender Untersuchung im Vergleich zur Untersuchung von Stoeckle (vgl.

die Zusammenstellung in Stoeckle 2014, S. 454) und zur Untersuchung von Anders deutlich mehr konkrete dialektale Merkmale nennen. Dies mag wohl in erster Linie darauf zurückzuführen sein, dass der Dialekt in der Schweiz und in Deutschland einen je anderen Status hat und – was damit einhergeht – dass die Dialektwahrnehmung und die Auseinandersetzung mit dem Dialekt differiert. Anders (2010b, S. 278) etwa stellt in diesem Zusammenhang explizit fest, dass ihre Probandinnen und Probanden eher auf «ganzheitliche Konzepte» referieren, als dass sie «konkrete sprachliche Merkmale» nennen. An anderer Stelle hält Anders (2010b, S. 281) fest, dass innerhalb ihrer Subgruppe der «ausdrucksbezogenen Wortassoziationen», der Wörter oder Wortgruppen also, die sie als phonetische Konglomerate einstuft, kein Einzelmerkmal gruppenübergreifend als typisch laienlinguistisch gelten kann, was für Anders (2010b, S. 281) «ein indirekter Beleg v. a. dafür ist, dass die Befragten den Untersuchungsraum heterogen und nicht homogen wahrnehmen und diese Wahrnehmung mit vermeintlich regionalspezifischen lautlichen Beispielen charakterisieren». Der Untersuchungsraum dieser Studie scheint von den Probandinnen und Probanden demgegenüber zu grossen Teilen homogen wahrgenommen zu werden: Sowohl die Ergebnisse zu den interindividuell repräsentierten Sprachräumen und Dialektkonzepten (vgl. Kap. 10) suggerieren dies, als auch die Ergebnisse, die die Diskursanalyse lieferte (vgl. Kap. 11). Die Resultate des vorliegenden Kapitels weisen ebenfalls in diese Richtung und zeigen zusätzlich, wie konkrete dialektale Merkmale dazu gebraucht werden, um (Sprach)Räume zu konstruieren und (sprach)räumliche Einteilungen zu legitimieren – oder andersherum: Wie (Sprach)Räume und (sprach)räumliche Einteilungen dazu gebraucht werden, um Dialekte, hier repräsentiert durch die metonymischen Stellvertreter *Entsprechungsklassen*, zu konstituieren.

Abschliessend soll anhand der besprochenen drei Konstituenten – interindividuell repräsentierte Dialekträume und -konzepte, interindividuell repräsentierte weitere Assoziationen zu den (Dialekt)Räumen und interindividuell repräsentierte dialektale Merkmale – herausgestrichen werden, wie diese drei (aus empirischen Gründen je separat betrachteten) Konstituenten des sprachbezogenen Alltagsdiskurses miteinander interagieren, resp. inwiefern die Probandinnen und Probanden auf diese drei Konstituenten zurückgreifen und sie miteinander in Verbindung bringen, um ihre Einteilung des Dialektraums zu legitimieren. Insgesamt soll damit deutlich gemacht werden, dass die interindividuell repräsentierten dialektalen Merkmale als soziosymbolisch relevante Merkmale eingestuft werden können; als Merkmale also, die im sprachraumbezogenen Alltagsdiskurs eine bedeutsame gesellschaftliche Funktion einnehmen, weil sie als metonymische Träger ganz vieler Assoziationen zum (Sprach)Raum fungieren resp. zu diesen metonymischen Trägern gemacht werden (vgl. zum *enregisterment* Kap. 5.2.2).

Wirft man in Tab. 10 einen Blick auf die prominenten Entsprechungsklassen und die damit verbundenen mentalen Dialekträume, fällt auf, dass die Probandinnen und Probanden bei der Thematisierung des sie umgebenden Sprachraums in erster Linie *Unterwalden* als Bezugsgrösse ansetzen und nicht etwa angrenzendes *Luzern* oder *Bern*. Dies ist sicherlich einerseits durch den Stimulus der Karte bedingt, auf dem im Zentrum das Areal der Kantone Ob- und Nidwalden abgebildet ist und einzig an den Rändern die Areale der angrenzenden Kantone Luzern, Schwyz, Uri und Bern (vgl. zur Methodik Kap. 8.4.5). Nicht weniger aber ist es andererseits wohl auch Zeichen dafür, dass der Raum *Unterwalden* in diesem Kontext den primären (sprachlichen) Identifikationsraum der Probandinnen und Probanden darstellt.

Dieser Identifikationsraum *Unterwalden* wird über die dialektalen Merkmale nun hauptsächlich unter drei Blickpunkten räumlich weiter ausdifferenziert. Die prominenteste räumliche Ausdifferenzierung wird unter Anführen der Entsprechungsklasse *ii – ei – (ui)* ($n = 51$) vorgenommen: Sie dient den Probandinnen und Probanden dazu, die gängige Dreiteilung des Untersuchungsgebiets in *Obwalden*, *Nidwalden* und *Engelberg* – die unter anderem auch über die Aggregation der handgezeichneten Karten der Probandinnen und Probanden sichtbar wurde (siehe Kap. 10.1) – sprachlich zu legitimieren. Diese Einteilung nimmt eine Sonderstellung ein, da sie eine Art Meta-Gliederung darstellt und damit eine erste überschaubare Ordnung der Dialektlandschaft ermöglicht (vgl. Auer 2004). In dieser Hinsicht vergleichbar mit *ii – ei – (ui)* ($n = 51$) sind die Entsprechungsklassen *ili – eli* ($n = 8$), *u – l* ($n = 6$) und *Länge – Kürze* ($n = 4$), mit denen primär auf die Unterscheidung zwischen *Obwalden* und *Nidwalden* referiert wird. Die geringen Häufigkeiten, die diese drei Entsprechungsklassen aufweisen, zeigen eindrücklich, dass *ii – ei – (ui)* offenbar eine derart hohe Strahlkraft besitzt, dass es nicht weiter nötig scheint, die Unterteilung in *Obwalden* und *Nidwalden* (und *Engelberg*) mit übrigen dialektalen Beispielen gross sprachlich zu untermauern. Gestützt wird sie demgegenüber mit übrigen diskursiven Konstituenten wie etwa dem Verweis auf (vermeintlich) historische Tatsachen wie dem *Franzosenüberfall*, die sich auch in den Personenbezeichnungen *Tschifeler* und *Risseckler* spiegeln und die ebenfalls dazu beitragen, den Personengruppen aus Ob- und Nidwalden je unterschiedliche charakterliche Eigenschaften zu attribuieren (vgl. Kap. 11.3.1). Auch die räumliche Selektion von *Engelberg* wird auf anderen Diskursebenen verhandelt: Hier sind es u. a. die (natur)räumlichen Metaphern des *Hinten*, *Oben* und des *Abgeschlossenen*, die die Sonderstellung Engelbergs wie auch seinen sozialräumlich einzigartigen Status der blühenden Tourismusdestination legitimieren sollen. Diese Attribute korrespondieren insofern mit der lautlichen Klasse *ui*, die dem Ort zugeschrieben wird, als dass *ui* – als singuläre Schweizer Dialektform mit einer wohl als maxi-

mal wahrgenommenen Standardferne – mit Attributen in Verbindung gebracht wird wie *eigentlich*, *rein* und *ausgeprägt* (vgl. dazu Kap. 11.5.1).

Die räumliche Ausdifferenzierung des Identifikationsraums *Unterwalden*, die am zweitprominentesten ist, ist jene der Abgrenzung *Unterwaldens* nach aussen bei gleichzeitiger Eingrenzung *Unterwaldens* nach innen. Sprachlich legitimiert wird diese Einteilung hauptsächlich mit Verweis auf die Entsprechungsklasse *ui – öi – uu* ($n = 25$), wobei die Lautfolge *ui* jene ist, die am stärksten thematisiert wird. *Ui* – so lässt sich den Kommentaren der Probandinnen und Probanden entnehmen – ist nicht nur eine Form, die in der *in-group* als spezifisch unterwaldnerisch gilt, sondern sie wird *Unterwalden* auch von ausserhalb so zugeschrieben. Die Abgrenzung von *Unterwalden* nach aussen zeigte sich in den vorliegenden Daten ausserdem am deutlichsten in den aggregierten handgezeichneten Karten der Probandinnen und Probanden (vgl. Kap. 10.1): Kaum je wurden Areale, die über die Kantonsgrenzen Ob- und Nidwaldens hinausgehen, in den Zeichnungen quasi gestalterisch thematisiert. Sehr selten hingegen wurde die Einheit *Unterwalden* über die übrigen Assoziationen zum Sprachraum diskutiert: Hier ist es einzig der Verweis auf ähnliche Sitten und Gebräuche wie das *Klaus Triicheln*, die *Fasnacht*, oder die *Älpler Chilbi*, die dazu angeführt werden, um die Einheit *Unterwaldens* herauszustreichen. Dies hat in erster Linie mit dem Kartenausschnitt und der dazugehörigen Fragestellung zu tun, der dazu provoziert, innerhalb des Areals von Ob- und Nidwalden Unterschiede festzumachen.¹²⁰ Nebst der Entsprechungsklasse *ui – öi – uu* wird dieser räumlichen Einteilung zusätzlich die Entsprechungsklasse *ee – öö* ($n = 5$) zugewiesen, allerdings mit erheblich geringerer Frequenz. Auch hier drängt sich die Interpretation auf, dass die Klasse *ui – öi – uu* derart prominent mit der Abgrenzung *Unterwaldens* gegen aussen in Verbindung gebracht wird, dass weitere merkmalsbezogene Legitimierungen nicht mehr nötig scheinen. Der Identifikationsraum *Unterwalden* als Ganzes scheint also in der Lautfolge *ui* sein sprachliches Korrelat zu haben.

Die drittprominenteste räumliche Ausdifferenzierung des Identifikationsraums *Unterwalden* ist jene der räumlichen Gliederung des Sprachraums in einen *oberen Teil Obwaldens* und das *restliche Unterwalden*. Für die Legitimierung dieser räumlichen Einteilung werden gleich mehrere Entsprechungsklassen angeführt: *io – ue* ($n = 20$), *ai – oi – au* ($n = 13$), *e – ä* ($n = 11$), *häind – hend* ($n = 10$).

¹²⁰ Der Eindruck aus den aggregierten handgezeichneten Karten, dass die Probandinnen und Probanden das Areal Unterwaldens gegen aussen abgrenzen, kommt nur einzig darüber zu Stande, dass die einzelnen handgezeichneten Gebiete insgesamt die Kantonsgrenzen kaum je überschreiten; es ist nicht so (oder höchst selten), dass die Probandinnen und Probanden den Untersuchungsraum als Ganzes in Abgrenzung gegen aussen gestalterisch markieren.

Diese Einteilung korrespondiert v. a. mit dem diskursiven Standpunkt, dass sich Orte weiter *oben* und weiter *hinten* im Tal durch *spezifischere* Dialekte auszeichnen (vgl. auch die Ausführungen zu *Engelberg*), der Dialekt von *Lungern* habe über den naturräumlichen Übergang *Brünig* zusätzlich einen *Berner Einschlag* drin. Die Dialektkonzepte *Engelberg* und *Lungern*, die sich als prominent interindividuell repräsentiert erwiesen haben (vgl. Kap. 10.2.1.1 und 10.2.1.2), scheinen also auch mit Blick auf die konkreten dialektalen Merkmalsnennungen der Probandinnen und Probanden wieder auf: Die natur- und sozialräumliche Spezifik, die diesen zwei Orten attribuiert wird, wird zusätzlich über dialektale Merkmale legitimiert resp. sind es die als spezifisch eingeschätzten dialektalen Merkmale, die auch zur so wahrgenommenen natur- und sozialräumlichen Spezifik der beiden Orte beitragen.

Diese Zusammenstellung illustriert deutlich, dass die unterschiedlichen diskursiven Konstituenten sprachraumbezogener Alltagsdiskurse in klar interdependentem Verhältnis zueinander stehen: Auf sie wird metakommunikativ Bezug genommen, um je andere diskursive Konstituenten zu legitimieren. Was die dialektalen Merkmale angeht, auf denen in diesem Kapitel der Fokus lag, konnte gezeigt werden, dass sie – die metasprachlich verhandelt werden und damit als Elemente *dritter indexikalischer Ordnung* gelten können (vgl. die Ausführungen in Kap. 5.2.1) – mit unterschiedlichen (sprach)räumlichen Assoziationen aufgeladen sind. Die Ausführungen zum sprachraumbezogenen Alltagsdiskurs illustrieren nun, wie dialektale Merkmale mit solchen Assoziationen in Verbindung gebracht werden und bilden zusätzlich ab, wie man sich Prozesse des *enregisterment* konkret vorzustellen hat (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 5.2.2). Dass die dialektalen Merkmale, auf die die Probandinnen und Probanden zur Legitimierung ihrer räumlichen Einteilung primär Bezug nehmen, zumeist jene Merkmale sind, die im Vergleich zu den Partnermerkmalen in den Entsprechungsklassen als auffälliger im Sinne ihres singulären Vorkommens oder ihrer Standardferne gelten können, ermöglicht zusätzlich die theoretische Anbindung an die Thematik der Salienz in dem Sinne, als dass die eben referierten Ergebnisse für das Konzept der *soziolinguistischen Salienz* einige empirische Evidenz auszuweisen haben (vgl. dazu Auer 2014 und die Ausführungen in Kap. 4.2.1).

12.3 Zusammenfassung

Nach der Diskussion der mentalen Strukturierung und der diskursiven Konstituierung des Sprachraums durch die Probandinnen und Probanden interessierte in diesem Kapitel, welche konkreten sprachlichen Merkmale die Probandinnen und Probanden mit dem sie umgebenden Sprachraum in Verbindung bringen.

Während sich Anders (2010b) und Stoeckle (2014) dem sprachbezogenen Laienwissen mit einer – induktiv gewonnenen – Kategorisierung nähern, die konkrete Dialektbeschreibungen lautlicher, morphologischer und lexikalischer Ebene ebenso berücksichtigt wie Aussagen zur geografischen Beschaffenheit von Dialektgebieten, zum Charakter der Sprecherinnen und Sprecher, schlägt vorliegender Beitrag eine Herangehensweise mit zwei Kategorisierungen vor: Auf Grundlage des sozialgeografischen Konzepts des *erlebten Raumes* (vgl. Kap. 3.1.3) wurde in einem ersten Schritt eruiert, welche mannigfachen Assoziationen die Probandinnen und Probanden zu den von ihnen thematisierten Räumen haben, um aus den interindividuell prominent repräsentierten Inhalten abzuleiten, welche Einheiten den sprachraumbezogenen Alltagsdiskurs prägen (vgl. dazu Kap. 11). Ergänzt wurde diese Herangehensweise durch eine zweite Perspektivierung: Dabei wurde der Fokus einzig auf die von den Probandinnen und Probanden genannten dialektalen Merkmale gelegt.

Mit Rückgriff auf eine theoretische Vorlage von Oglesby (1991) wurden die interindividuell repräsentierten dialektalen Merkmale – nicht wie bei Anders (2010b) und Stoeckle (2014) nach Einzelmerkmalen, sondern – nach *Entsprechungsklassen* modelliert, da beim Betrachten der Daten auffiel, dass die Probandinnen und Probanden die dialektalen Merkmale, die sie mit ihrem Sprachraum in Verbindung bringen, gerne in Vergleich zu anderen dialektalen Merkmalen setzen und diese Strategie interindividuelle Gültigkeit hat. Auf diese Weise konnten zehn prominent interindividuell repräsentierte Entsprechungsklassen eruiert werden, die überdies mit historischen Bezugsgrößen in Verbindung gebracht werden konnten.

Die Zusammenführung der Ergebnisse zu den interindividuell prominent repräsentierten Dialektkonzepten (Kap. 10), zu den prominent diskursiv thematisierten Strukturen und Inhalten (Kap. 11) und zu den hier eruierten Ergebnissen der interindividuell prominent repräsentierten dialektalen Merkmale vermochte zu illustrieren, wie konkret dialektale Merkmale mit gesellschaftlicher Bedeutung (vgl. hierzu den Terminus des *social meaning*, Kap. 5.1) aufgeladen und somit zu soziosymbolisch relevanten Varianten gemacht werden. Auf einer Metaebene zeichnen diese Ergebnisse zusätzlich nach, wie man sich die Prozesse des *enregisterment* vorzustellen hat (vgl. Kap. 5.2.2). Insgesamt konnte deutlich aufgezeigt werden, dass die unterschiedlichen diskursiven Konstituenten sprachraumbezogener Alltagsdiskurse in klar interdependentem Verhältnis zueinanderstehen: Auf sie wird metakommunikativ Bezug genommen, um je andere diskursive Konstituenten zu legitimieren.

13 Gruppenspezifischer Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten

Wenn ich in Luzern sage, ich komme von Nidwalden, dann sagen sie, ich käme von den *Ländern*, das ist eh jenseits und abgeschieden und hinter den Bergen. Ich finde, wir haben einen schönen Dialekt, es ist einfach ein Grüpplein Menschen, die ihn noch sprechen.

Draw-a-map-task Grossraum, Proband PB58

Nachdem in den vorangehenden Kapiteln herausgearbeitet wurde, welche sprachlichen Merkmale für die Probandinnen und Probanden in Bezug auf den sie umgebenden Raum relevant sind und zusätzlich illustriert werden konnte, mit welchen räumlichen Kategorien und weiteren inhaltlichen Assoziationen diese Merkmale verbunden werden, soll es in diesem und im nächsten Kapitel darum gehen, den objektsprachlichen Gebrauch dieser Merkmale zu untersuchen. Diese Untersuchung – die damit die zweite leitende Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit zu beantworten sucht (vgl. Kap. 1.1) – ist auf zwei Ebenen angelegt: Auf einer ersten Ebene interessiert in vorliegendem Kapitel, wie der gruppenspezifische Gebrauch der soziosymbolisch relevanten Merkmale beschaffen ist. Es wird hierfür ein quantitativer Zugriff gewählt, der es möglich machen soll, zu eruieren, über welche Gruppenzugehörigkeiten der Sprachgebrauch der Probandinnen und Probanden am besten erklärt werden kann. Ergänzt wird dieser Zugriff im nächsten Kapitel sodann durch einen qualitativen Zugriff, der über die Auswahl einzelner Sprecher im Detail illustrieren soll, wie individuell die sprachliche Variation beschaffen sein kann. In beiden Fällen wird versucht, die sprachliche Variation mit dem Aspekt der sozialen Bedeutung in Verbindung zu bringen, die über den Sprachgebrauch transportiert bzw. konstruiert wird. Diese zweifache Herangehensweise an die Analyse der objektsprachlichen Daten gründet im Versuch, dem Sprachgebrauch der Probandinnen und Probanden möglichst umfassend beizukommen: Während es der quantitative Zugriff erlaubt, über die Kondensierung und Homogenisierung erhobener Daten Aussagen sowohl über die gesamte Datenmenge wie auch über alle Probandinnen und Probanden (als Vertreter und Vertreterinnen von Gruppen) zu machen, ist es über den qualitativen Zugang möglich, genauer hinzuschauen und die Probandinnen und Probanden nicht nur als Typen, sondern auch als Individuen mit je einzigartigen sprachlichen Strategien in den Blick zu nehmen. Die beiden Zugänge bereichern sich also gegenseitig und minimieren dabei auch jeweilige Nachteile wie eine zu allgemeine resp. zu spezifische Betrachtung der Sprache, ein zu stark deduktives resp. zu stark induktives Vorgehen

(vgl. dazu auch Gilles 2003, der zwischen «korrelativ-globalen» und «konversationell-lokalen» Forschungsmethoden unterscheidet und die jeweiligen Vor- und Nachteile im Detail diskutiert).

13.1 Vorbemerkungen zur quantitativen Analyse

Im vorliegenden Kapitel liegt der Fokus der Analyse der objektsprachlichen Daten demnach auf einem quantitativen Zugriff, wie er einführend erläutert wurde. Als Vorbemerkung zu den statistischen Berechnungen weiter unten sollen nun im Detail folgende Aspekte diskutiert werden: noch einmal und präziser die Forschungsfragen, die diesen quantitativen Teil der Datenauswertung strukturieren (Kap. 13.1.1), die Operationalisierung dieser Forschungsfragen und damit die Ausgestaltung der abhängigen wie auch der unabhängigen Variablen (Kap. 13.1.2) und schliesslich das statistische Vorgehen zur Klärung der Forschungsfragen auf Grundlage der aufbereiteten Daten und der unabhängigen Variablen (vgl. Kap. 13.1.3). Zuletzt wird die Struktur der Analysekapitel erläutert.

13.1.1 Forschungsfragen

Unter quantitativer Perspektive interessiert in erster Linie, inwiefern der Gebrauch der soziosymbolisch relevanten Variablen in Zusammenhang gebracht werden kann mit den Gruppenzugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden (vgl. Abb. 27).

Unter *Gruppenzugehörigkeiten* sind die Zugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden zu ihrem Wohnort, zu ihrer Bildungsschicht und zu ihrer Ortsloyalitätsgruppe gemeint (vgl. für eine detaillierte Diskussion der Auswahl dieser drei Parameter Kap. 8.2 und 8.4.6). Bezüglich des Gebrauchs soziosymbolisch relevanter Variablen wird sodann zwischen zwei situativen Kontexten unterschieden: zwischen der Situation SD (Spontandaten), die ungefähr einer spontanen Gesprächssituation entspricht, und der Situation FD (Fragebuchdaten), die durch ein klassisch-dialektologisches Fragebogeninterview strukturiert wird. Es wird angenommen, dass sich der Sprachgebrauch in diesen beiden Situationen dahingehend unterscheidet, als pro Situation je unterschiedliche Variationsmuster dominant sind und damit auch je unterschiedliche Aspekte sozialer Bedeutung konstruiert werden (vgl. für eine detaillierte Diskussion der je eigenen Charakteristik der beiden Situationen im Kontext des vorliegend rezipierten theoretischen Hintergrunds Kap. 8.4.2). Überdies interessiert, ob sich nicht nur innerhalb der Situationen SD und FD spezifische Variationsmuster

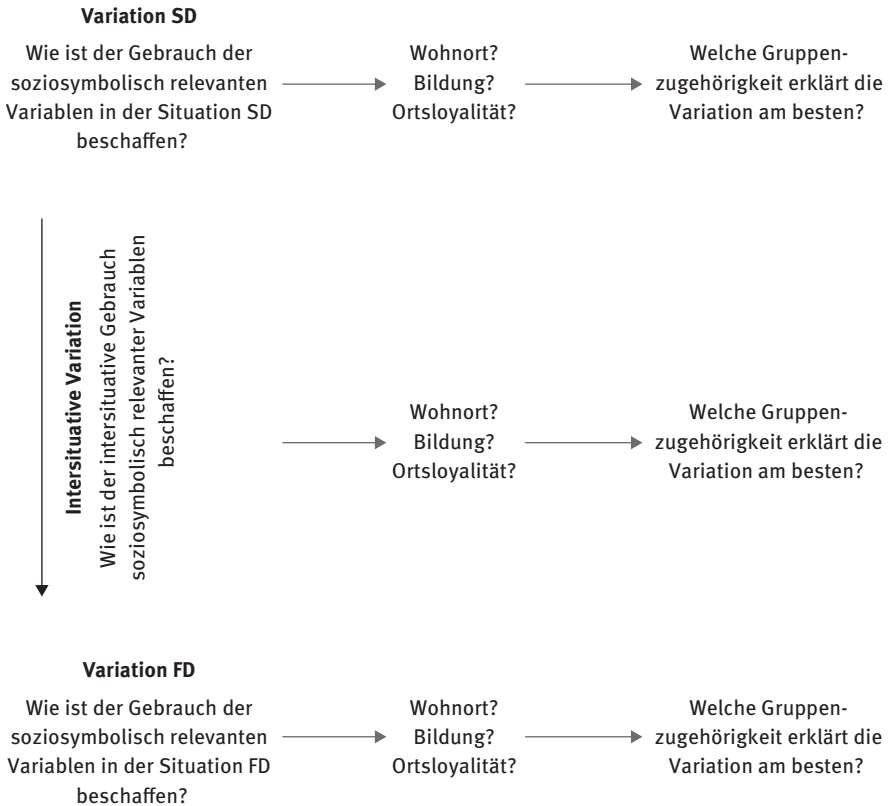


Abb. 27: Überblick über die zentralen Forschungsfragen der quantitativen Analyse

ergeben, sondern ob auch die intersituative Variation (FD-SD) Muster generiert, die man an der jeweiligen Zugehörigkeit der Probandinnen und Probanden zu einem Wohnort, einer Bildungsschicht oder einer Ortsloyalitätsgruppe festmachen kann. Die zentralen Forschungsfragen, die vorliegend interessieren, und die auch in Abb. 27 modellartig zusammengestellt sind, können wie folgt knapper und konzipieller formuliert werden:

- Können die Variationsmuster über die unterschiedlichen Gruppenzugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden erklärt werden resp. welche Gruppenzugehörigkeiten erklären die Variationsmuster am besten?
- Unterscheiden sich die Variationsmuster bezüglich der unterschiedlichen situativen Kontexte?
- Unterscheiden sich die Variationsmuster bezüglich der ihnen zugrundeliegenden unterschiedlichen Sprachvariablen?

Der quantitativen Analyse werden bewusst diese drei offen formulierten Forschungsfragen vorangestellt und keine statistischen Hypothesen. Der Grund dafür liegt darin, dass es sich vorliegend um eine Studie explorativen Charakters handelt: Es kann auf keine Ergebnisse Bezug genommen werden, die es ermöglichen hätten, für vorliegende Untersuchung statistische Hypothesen im engen Sinne zu formulieren (vgl. zum Charakter statistischer Hypothesen etwa Rasch et al. 2014a, S. 44–46). Dies bedeutet nicht, dass keine Vorannahmen bestehen über mögliche Zusammenhänge: Diese Vorannahmen spiegeln sich aber einzig in der Konfiguration des Settings und nicht in der Formulierung gerichteter Hypothesen (Spontandaten vs. Fragebuchdaten, da dort ein je unterschiedlicher Sprachgebrauch erwartet wird; Wohnort vs. Bildung vs. Ortsloyalität, da vermutet wird, dass mehr Bildung mit weniger Dialekt einhergeht usw.). Nachfolgend soll nun detailliert beschrieben werden, wie die für die vorliegend interessierenden Forschungsfragen relevanten Parameter – die Instanz *Sprachgebrauch*, die unterschiedlichen situativen Kontexte und die drei Gruppenzugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden – für die quantitative Analyse operationalisiert wurden.

13.1.2 Operationalisierung der relevanten Parameter

Um die Forschungsfragen, die oben formuliert wurden, quantitativ bearbeiten zu können, mussten die relevanten Parameter *Sprachgebrauch*, *Situation* und *Gruppenzugehörigkeiten* operationalisiert, d. h. in statistische Variablen überführt werden. Dabei wurde der Sprachgebrauch SD, FD sowie FD-SD als je eigene abhängige Variable und die Gruppenzugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden als unabhängige Variablen definiert (vgl. zu abhängigen und unabhängigen Variablen Rasch et al. 2014b, S. 19).

13.1.2.1 Abhängige Variable *Sprachgebrauch*

Die abhängige Variable bildet in vorliegendem Setting der Sprachgebrauch. Mit *Sprachgebrauch* ist generell der Gebrauch der soziosymbolisch relevanten Variablen gemeint. Diese Dialektvariablen wurden aufgrund der Kommentare der Probandinnen und Probanden ermittelt und über das Entsprechungsklassenmodell mit historischen Bezugsgrößen in Verbindung gesetzt (vgl. Kap. 12). In Tab. 11 sind alle Dialektvariablen, die über diesen Prozess eruiert werden konnten, aufgelistet. Verzeichnet sind daneben die jeweiligen Token, die pro Variable für die Situation FD und für die Situation SD vorliegen. Die Anzahl Token sind für die Situation SD in jedem Fall geringer als für die Situation FD,

was primär mit der Erhebungssituation zusammenhängt: Während die Token in der Situation FD planmässig abgefragt wurden, wurden sie in der Situation SD rein zufällig realisiert. Zudem fällt auf, dass die unterschiedlichen Dialektvariablen, sprich Types, eine je unterschiedliche Anzahl Token verzeichnen, was in erster Linie mit der natürlichen Vorkommenshäufigkeit der Variablen im Sprachalltag zu tun hat. Die Token, die in ihrer Rohform je unterschiedliche Realisierungsmöglichkeiten der jeweiligen Variablen repräsentieren (bezüglich mhd. *î* etwa die Realisierungsmöglichkeiten *ii*, *ei* und *i*, vgl. dazu näher Tab. 4), werden für die statistische Auswertung nicht in ihren ursprünglichen Ausprägungen, sondern in den recodierten Ausprägungen *basisdialektal* und *grossräumig* betrachtet (vgl. dazu Kap. 9.2.2): Erst diese Recodierung und die damit einhergehende Homogenisierung der Ausprägungen macht es möglich, mittels quantitativer Methoden vergleichbare Aussagen zu den Dialektvariablen zu machen. Pro Dialektvariable und pro Proband ist also verzeichnet, zu welchen Teilen der Proband die Dialektvariable basisdialektal realisiert und zu welchen Teilen grossräumig. Dieses Verhältnis wird dabei nicht in absoluten, sondern in relativen Häufigkeiten abgebildet: Grund dafür ist die stark variierende Anzahl Token pro Variable, die – zumindest in den Spontandaten – durchaus eine gewisse sprachliche Realität abbildet, für mathematische Zwecke in dieser Form allerdings ungünstig ist. Das Skalenniveau¹²¹ der abhängigen Variablen kann schliesslich als intervallskaliert angenommen werden: Es wird davon ausgegangen, dass die Abstände zwischen den den Variablen zugeordneten Werten auch den Abständen zwischen den Einheiten des Konstrukts entsprechen, oder anders formuliert, dass ein bestimmter Zahlenabstand (ein Intervall) immer den gleichen Qualitätsunterschied in der Merkmalsausprägung abbildet (Kriterium der Äquidistanz) (vgl. dazu Rasch et al. 2014a, S. 8).

Von allen in der Tab. 11 aufgeführten potenziell-möglichen abhängigen Variablen wurden 16 Dialektvariablen ausgewählt, die sich aufgrund der Menge der erhobenen Token und deren Verteilung über die Probanden am besten für die quantitative Analyse eignen: Es handelt sich dabei um Variablen, für welche pro Einheit (d. h. pro Person und Type sowohl in den Spontan- wie auch in den Fragebuchdaten) mindestens ein Token existiert. Durch die Möglichkeit, gewisse Variablen aufgrund ihrer dialektalen Ähnlichkeit zusammenzufassen, wurden die Variablen mhd. *î* vor Konsonant, mhd. *î* im Auslaut; mhd. *û* vor Konsonant, mhd. *û* im Auslaut; mhd. *iu*; mhd. *ou*, mhd. *ou* + *w*, mhd. *ou* Sonderfall

¹²¹ Das Skalenniveau, bei dem gemeinhin zwischen Nominal-, Ordinal- und Intervallskala unterschieden wird, bildet ab, nach welchen Regeln einer Variable Zahlen zugeordnet werden, die die Quantität oder die Qualität dieser Variable widerspiegeln (Rasch et al. 2014a, S. 6).

glauben; mhd. *uo*, mhd. *l*. und die Entrundungen von mhd. *iu*, *ö*, *oe*, *öu*, *ü* und *üe* als Grundlage für die nachfolgenden statistischen Berechnungen ausgewählt (vgl. Tab. 12).

Die Dialektvariablen mhd. *î* vor Konsonant und mhd. *î* im Auslaut bilden im vorliegenden Setting sodann die abhängige Variable mhd. *î*, die durch 2'220 Token in den Fragebuchdaten und 1'381 Token in den Spontandaten repräsentiert ist. Auch die Dialektvariablen mhd. *û* vor Konsonant und mhd. *û* im Auslaut konnten aufgrund vergleichbarer dialektaler Charakteristik zusammengefasst werden, und zwar in Form der abhängigen Variable mhd. *û*, die in den Fragebuchdaten mit 1560 und in den Spontandaten mit 800 Token repräsentiert ist. Die Dialektvariable mhd. *iu* konnte mit keiner anderen Dialektvariable zusammengefasst werden. Sie erfüllt die oben formulierten Bedingungen (mindestens ein Token pro Type und Person) aber auch selbst, weshalb sie, mit 960 Token in den Fragebuchdaten und mit 472 Token in den Spontandaten, die abhängige Variable mhd. *iu* repräsentiert. Zusammengefasst zur abhängigen Variable mhd. *ou* sind die Dialektvariablen mhd. *ou*, mhd. *ou + w* und mhd. *ou* Sonderfall *glauben* mit 480 Token in den Fragebuchdaten und 666 Token in den Spontandaten. Die Dialektvariable mhd. *uo* repräsentiert sodann die abhängige Variable mhd. *uo* mit 480 Token in den Fragebuchdaten und 554 Token in den Spontandaten. Auch die Dialektvariable mhd. *l* erfüllt die Anforderungen aus sich heraus und bildet somit die abhängige Variable mhd. *l*, die in den Fragebuchdaten mit 1'860 und in den Spontandaten mit 1'970 Token repräsentiert ist. Schliesslich wurden noch die Entrundungen der Dialektvariablen mhd. *iu*, *ö*, *oe*, *öu*, *ü* und *üe* zur abhängigen Variable *Entrundung* zusammengefasst, die mit 3'180 Token in den Fragebuchdaten und mit 1'512 Token in den Spontandaten repräsentiert ist. Zusätzlich zu diesen sieben abhängigen Variablen, die immer noch den inhaltlichen Charakter der ihnen zugrundeliegenden Dialektvariablen widerspiegeln und damit repräsentieren, wie mit den singulären Merkmalen mhd. *î*, mhd. *û*, mhd. *iu*, mhd. *uo*, mhd. *ou*, mhd. *l* und der *Entrundung* objektsprachlich umgegangen wird, sprich, wie die Probandinnen und Probanden diese Variablen brauchen, wurde noch eine weitere abhängige Variable aus den Dialektvariablen generiert: die abhängige Variable *gesamt*. Diese abhängige Variable umfasst nun alle in Tab. 11 aufgeführten Dialektvariablen und ist dementsprechend mit 14'340 Token in den Fragebuchdaten und mit 8'974 Token in den Spontandaten repräsentiert. Diese Variable soll – im Gegensatz zu den oben erläuterten sieben Variablen, die den spezifischen Gebrauch singulärer Merkmale beleuchten sollen – abbilden, wie der Gebrauch der soziosymbolisch relevanten Variablen insgesamt beschaffen ist.

Tab. 11: Übersicht über alle Dialektvariablen, die sich von ihrer Datenstruktur her als abhängige statistische Variablen eignen

Abhängige Variable	Token FD	Token SD	Ausprägungen	Wert	Skalenniveau
mhd. <i>î</i> vor Konsonant	1'560	988	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>î</i> im Auslaut	660	393	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>î</i> im Hiatus	180	27	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>û</i> vor Konsonant	840	788	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>û</i> im Auslaut	720	12	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>û</i> im Hiatus	60	45	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>iu</i>	960	472	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>iu</i> im Hiatus	180	7	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>ou</i>	360	615	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>ou</i> + <i>w</i>	60	14	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>ou</i> Sonderfall <i>glauben</i>	60	37	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>öu</i> + <i>w</i>	60	1	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>öu</i> vor Nasal	60	6	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>uo</i>	480	554	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>üe</i>	360	145	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
aobd. <i>iu</i>	60	1	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
aobd. <i>iu</i> (fliegen, lügen)	60	5	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
aobd. <i>iu</i> + <i>w</i>	120	1	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>e</i> vor Nasal + Konsonant	180	112	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Sekundärumlaut vor Nasal + Konsonant	60	38	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>rn</i>	180	57	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>l</i>	1'860	1'970	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
(Nicht)Umlaut von mhd. <i>u</i>	360	234	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Entrundung mhd. <i>iu</i>	960	495	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Entrundung mhd. <i>ö</i>	300	222	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Entrundung mhd. <i>oe</i>	480	181	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert

Entrundung mhd. <i>öu</i>	360	1	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Entrundung mhd. <i>ü</i>	720	505	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Entrundung mhd. <i>üe</i>	360	108	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Rundung mhd. <i>e</i>	300	166	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Dehnung von alter Kürze im einsilbigen Wort	180	35	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Dehnung von alter Kürze in offener Silbe	180	32	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Diminutiv	360	40	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Normalverb 3. Pl. Ind. Präs.	240	176	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
'sehr'	120	76	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
'immer'	60	170	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
'noch'	180	230	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
'hinunter'	60	15	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
	14'340	8'974			
	23'314				

Tab. 12: Übersicht über alle abhängigen Variablen, die in die quantitative Analyse einfließen

Abhängige Variable	Token FD	Token SD	Ausprägungen	Wert	Skalenniveau
mhd. <i>î</i>	2'220	1'381	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>û</i>	1560	800	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>iu</i>	960	472	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>uo</i>	480	666	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>ou</i>	480	554	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
mhd. <i>l</i>	1'860	1'970	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
Entrundung	3'180	1'512	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert
gesamt	14'340	8'974	<i>basisdialektal/grossräumig</i>	Prozent	intervallskaliert

13.1.2.2 Unabhängige Variablen *Gruppenzugehörigkeiten*

Als unabhängige Variablen können im vorliegenden Setting die Gruppenzugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden eingestuft werden, sprich, in welche Wohnorts-, Bildungs- und Ortsloyalitätsgruppen die Probandinnen und Probanden eingeteilt werden können (vgl. Tab. 13).¹²² Was den Wohnort angeht, gibt es acht Möglichkeiten: Sie entsprechen den acht Erhebungsorten Emmetten, Hergiswil, Seelisberg, Stans, Lungern, Melchtal, Engelberg und Sarnen, aus denen die Probandinnen und Probanden stammen. Bezüglich der Bildung gibt es zwei Möglichkeiten: Und zwar können die Probandinnen und Probanden entweder in die Gruppe der primär oder in jene der tertiär Gebildeten eingeteilt werden. Was die Ortsloyalität angeht, so werden die Probandinnen und Probanden zumindest für die statistisch schliessenden Verfahren nicht eigentlich in Gruppen eingeteilt, sondern jedem/jeder von ihnen wird eine Art Ortsloyalitätsindex zugewiesen, der die Verbundenheit mit ihrem Wohnort repräsentieren soll.¹²³ Der Ortsloyalitätsindex entspricht dabei dem Mittelwert aller Antworten,

Tab. 13: Übersicht über alle unabhängigen Variablen, die in die quantitative Analyse einfließen

Unabhängige Variable	Ausprägungen	Werte	Skalenniveau
<i>Wohnort</i>	Emmetten / Hergiswil / Seelisberg / Stans / Lungern / Melchtal / Engelberg / Sarnen	Emmetten = 1, Hergiswil = 2, Seelisberg = 3, Stans = 4, Lungern = 5, Melchtal = 6, Engelberg = 7, Sarnen = 8	nominalskaliert
<i>Bildung</i>	primär gebildet / tertiär gebildet	primär gebildet = 1, tertiär gebildet = 2	ordinalskaliert
<i>Ortsloyalität</i>	Ortsloyalitätswert pro Proband	Mittelwert des Ortsloyalitätstests	intervallskaliert

122 Auch der Parameter der Situation stellt eigentlich eine unabhängige Variable dar, er wird allerdings auf eine andere Art und Weise variiert als die übrigen unabhängigen Variablen: Während die unabhängigen Variablen *Wohnort*, *Bildung* und *Ortsloyalität* dazu genutzt werden, die Sprachdaten innerhalb beider Situationen (FD und SD) zu gruppieren, dient der Parameter der Situation (FD und SD) dazu, die abhängige Variable *Sprachgebrauch* in zwei Gruppen zu teilen.

123 Für die deskriptive quantitative Betrachtungsweise des unterschiedlichen Sprachgebrauchs in Gruppen wurde auch aus den Daten zum Ortsloyalitätstest mittels Clusteranalyse Gruppen gebildet (vgl. dazu Kap. 9.4), um das Verhalten dieser Gruppen etwa anhand von Boxplots zu visualisieren.

die der Proband/die Probandin im Ortsloyalitätstest geliefert hat (vgl. dazu Kap. 8.4.6 und 9.4). Die Gruppenzugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden werden für die quantitative Analyse wie folgt operationalisiert: Die Zugehörigkeit der Probandinnen und Probanden zu ihrem Wohnort wird über die unabhängige Variable *Wohnort* abgebildet. Sie kennt die acht Ausprägungen Emmetten = 1, Hergiswil = 2, Seelisberg = 3, Stans = 4, Lungern = 5, Melchtal = 6, Engelberg = 7, Sarnen = 8. Vom Skalenniveau her kann diese Variable als nominalskaliert eingeschätzt werden: Die Zuweisung der acht Werte zu den Ausprägungen erfolgte rein willkürlich; die Werte symbolisieren einzig, dass sich die acht Wohnorte voneinander unterscheiden (vgl. zur Nominalskalierung Rasch et al. 2014a, S. 7). Die Gruppenzugehörigkeit der Probandinnen und Probanden zu ihrer Bildungsgruppe wird über die unabhängige Variable *Bildung* repräsentiert. Diese Variable kennt zwei Ausprägungen: primär gebildet = 1, tertiär gebildet = 2. Das Skalenniveau dieser Variable entspricht einer Ordinalskala: Die Werte, die den Ausprägungen zugewiesen wurden, entsprechen nun nicht mehr lediglich der Information, dass es zwischen Ausprägungen unterschiedlicher Werte einen Unterschied gibt, sie qualifizieren diesen Unterschied inhaltlich auf einer kleiner-grösser-Skala, ohne die Unterschiede präzise zu benennen (vgl. zur Ordinalskalierung Rasch et al. 2014a, S. 7). Bezüglich der unabhängigen Variable *Bildung* bedeutet dies nun, dass primär Gebildete auf einer kleiner-grösser-Skala weiter unten angesiedelt sind als tertiär Gebildete. Die Gruppenzugehörigkeit der Probandinnen und Probanden zu ihrer Ortsloyalitätsgruppe schliesslich wird über die unabhängige Variable *Ortsloyalität* abgebildet. Diese Variable kennt eine Vielzahl an Ausprägungen, die jeweils dem Ortsloyalitätsindex der Probandinnen und Probanden entsprechen. Dementsprechend kann diese Variable als einzige der unabhängigen Variablen als intervallskaliert angenommen werden: Die Unterschiede, die die Werte repräsentieren, die den Ausprägungen zugewiesen wurden, transportieren hier die Information eines grösser-kleiner-Unterschieds und zwar eines mit regelmässigen Abständen (Kriterium der Äquidistanz) (vgl. dazu Rasch et al. 2014a, S. 8).

13.1.3 Statistisches Vorgehen

Zur Beantwortung der in Kap. 13.1.1 formulierten quantitativen Forschungsfragen auf der Grundlage der in Kap. 13.1.2 beschriebenen abhängigen und unabhängigen Variablen wird vorliegend folgendes Vorgehen propagiert.

13.1.3.1 Statistisch-beschreibender Zugriff

Zunächst werden die interessierenden Variablen unter einem deskriptiven Blickpunkt betrachtet. Einleitend wird pro Variable diskutiert, wie der Sprach-

gebrauch der betreffenden Variable situativ interindividuell beschaffen ist. Auch die wichtigsten deskriptiven Masszahlen werden in diesem Zusammenhang besprochen. Anschliessend wird der Sprachgebrauch der betreffenden Variablen unter einem gruppenspezifischen Blickpunkt betrachtet: Boxplots visualisieren den mutmasslich unterschiedlichen Gebrauch der interessierenden Variablen in den wie auch zwischen den unterschiedlichen Situationen. Überdies wird über Verfahren wie den *t*-Test und die *analysis of variance* ANOVA diskutiert, inwiefern die beobachteten Gruppenunterschiede resp. genauer die Mittelwertsunterschiede statistisch signifikant sind.¹²⁴ Dieser deskriptive statistische Zugriff soll einerseits einen Überblick über die wichtigsten Kennzahlen (Mittelwerte, Streuung usw.) der jeweiligen Variablen ermöglichen und andererseits bereits erste Überlegungen zur Gruppenspezifität des (inter)situativen Sprachgebrauchs der unterschiedlichen Variablen erlauben.

13.1.3.2 Statistisch-schliessender Zugriff

Anschliessend an die deskriptiven Betrachtungen der interessierenden Variablen sollen inferenzstatistische Verfahren eine Antwort auf die Frage ermöglichen, welche der unabhängigen Variablen die Ausprägungen der abhängigen Variablen am besten erklären, sprich, auf welche Gruppenzugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden der Sprachgebrauch bzw. die Variation in den Sprachdaten zurückgeführt werden kann. Dafür wird die Methode der multiplen linearen Regression verwendet – einer Erweiterung der einfachen linearen Regression (Brosius 2013, S. 564) –, die ermöglicht, den Einfluss unabhängiger Variablen auf eine abhängige Variable zu messen, während sie übrige unabhängige Variablen kontrolliert.¹²⁵ Es wird dabei auf die spezifische Variante der schrittweisen multiplen linearen Regression zurückgegriffen.¹²⁶ Bei dieser Variante werden die unabhängigen Variablen bei jedem Schritt auf Aufnahme in das (gemäss einer Wahrscheinlichkeit von $p = 0.05$) resp. auf Ausschluss

124 Bei der Diskussion der Mittelwertsunterschiede zwischen den Gruppen werden mögliche Einflüsse übriger Gruppenzugehörigkeiten nicht kontrolliert: Es geht einzig darum, zu beschreiben, ob die betrachteten Gruppenunterschiede signifikant sind. Die Kontrolle des Einflusses übriger Gruppenzugehörigkeiten wird sodann in der Regression geleistet.

125 Zunächst wurde zur Prüfung der Forschungsfragen das Verfahren der ANOVA eingesetzt, das sich im Grunde ebenfalls geeignet hätte, das aber den Nachteil hat, dass es stets nur den Einfluss einer unabhängigen Variable auf die abhängige messen kann; währenddem gerade die multiple Regression die Berücksichtigung mehrerer unabhängiger Variablen zulässt (vgl. dazu Rasch et al. 2014b, S. 1–34).

126 Vgl. für andere Varianten wie «Einschluss», «Rückwärts», «Vorwärts» Brosius 2013, S. 587–588.

aus dem (gemäss einer Wahrscheinlichkeit von $p = 0.1$) Regressionsmodell geprüft, bis keine Möglichkeit der Aufnahme bzw. keine Notwendigkeit des Ausschlusses mehr besteht (Brosius 2013, S. 588). Die Methode der schrittweisen Regression wurde v. a. darum gewählt, weil sie den quantitativen Forschungsfragen konzeptionell sehr gut entspricht, die konkret danach fragen, welche unabhängigen Variablen die Varianz der abhängigen Variablen am besten erklären. Kritisierbar ist dieses Modell in erster Linie aufgrund des Algorithmus (Aufnahme und Ausschluss der unabhängigen Variablen), der die Berechnungen steuert.¹²⁷ Was oft als Nachteil taxiert wird, wird in vorliegendem Fall aber gerade als Stärke gewertet: Dass der Algorithmus entscheidet, welche unabhängigen Variablen ins Modell aufgenommen werden – basierend auf dem Kriterium, ob die Variablen einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leisten – wird darum positiv eingeschätzt, weil auf diese Weise jene Variablen bestimmt werden, die die Variation in den Sprachdaten am besten erklären. Sich für die Interpretation der Ergebnisse an diesen sogenannten besten Variablen zu orientieren, wird darum als gewinnbringend eingeschätzt, weil die vorliegende Studie einen stark explorativen Charakter hat: Über dieses statistische Auswahlverfahren ist es möglich, vergleichsweise allgemeine Aussagen zur Einflussnahme der vorliegend interessierenden unabhängigen Variablen *Wohnort*, *Bildung* und *Ortsloyalität* treffen zu können.¹²⁸

Voraussetzung für die Durchführung einer multiplen Regression bilden – nebst dem Umstand, dass die abhängige Variable intervallskaliert sein muss, was vorliegend der Fall ist – hauptsächlich fünf Anforderungen: vier Anforderungen an die Residuen und eine Anforderung an die unabhängigen Variablen. Was die Anforderungen an die Residuen¹²⁹ angeht, wird verlangt, dass diese normalverteilt sind (Brosius 2013, S. 575), dass sie für jeden Wert der unabhängigen Variablen den Erwartungswert 0 (bedingter Erwartungswert) aufweisen und dass sie die gleiche Varianz verzeichnen (Homoskedastizität). Diese Voraussetzungen wurden vorliegend über grafische Verfahren überprüft. Ausserdem wird verlangt, dass die Residuen keinem systematischen Muster folgen (Brosius 2013, S. 574).¹³⁰ Dieses Kriterium wurde mittels Durbin-Watson-Test

127 Vgl. für weiterführende Kritik an der Methode der schrittweisen Regression Brosius 2013, S. 584–586.

128 Bortz und Schuster 2010, S. 462, streichen ebenfalls heraus, dass die schrittweise Regression geeignet ist für «den Bereich der Hypothesenerkundung».

129 Bei den Residuen handelt es sich um die Differenzen zwischen den tatsächlich beobachteten und den durch die Regressionsgleichung geschätzten Werten der abhängigen Variable (Brosius 2013, S. 574).

130 Ursachen für die Musterhaftigkeit der Residuen können sein: Es wurden nicht alle relevanten erklärenden Variablen in das Regressionsmodell aufgenommen, es besteht kein lineares

geprüft: Der Durbin-Watson-Koeffizient, der mit der Teststatistik ausgegeben wird, kann Werte zwischen 0 und 4 annehmen. Koeffizienten um den Wert 2 herum deuten dabei auf ein geringes Ausmass an Autokorrelation hin; Werte unterhalb deuten auf eine positive, Werte oberhalb auf eine negative Autokorrelation hin. Eine Faustregel besagt, dass Werte zwischen 1.5 und 2.5 akzeptabel sind (Brosius 2013, S. 579). Was die Anforderung an die unabhängigen Variablen angeht, wird verlangt, dass diese nicht zu stark miteinander korrelieren. Eine allfällige Kollinearität¹³¹ der erklärenden Variablen wird ebenfalls von der Teststatistik ausgegeben.¹³² Hier gilt als Faustregel: Toleranzwerte unter 0.1 wecken den Verdacht auf das Vorliegen von Kollinearität, Toleranzwerte unter 0.01 lassen auf das Vorliegen von Kollinearität schliessen (Brosius 2013, S. 583).

Die Variablen mhd. *î*, mhd. *û*, mhd. *iu*, mhd. *uo*, mhd. *uo*, mhd. *l*, die *Entrundung* und die Variable *gesamt*, die weiter oben als abhängige Variablen definiert wurden, wurden alsdann auf ihre Eignung zur Aufnahme in das Regressionsmodell hin geprüft. Dabei erwies sich v. a. das Kriterium der Homoskedastizität der Residuen als Kriterium, das nicht von allen Variablen erfüllt werden konnte: Die Grafiken wiesen hier z. T. starke Muster auf. Aufgrund des Nicht-Erfüllens v. a. dieses Kriteriums wurden die Variablen mhd. *î*, mhd. *uo* und mhd. *ou* aus der quantitativen Analyse ausgeschlossen. Die übrigen Variablen – mhd. *û*, mhd. *iu*, mhd. *l*, die Variable *Entrundung* und die Variable *gesamt* – erfüllen die Kriterien insgesamt in vertretbarer Weise,¹³³ weshalb diese fünf Variablen in die nachfolgenden Analysen miteinbezogen werden.

rer, sondern z. B. ein quadratischer Zusammenhang zwischen den Variablen usw. (Brosius 2013, S. 578).

131 Kollinearität, die häufig auch als Multikollinearität bezeichnet wird, liegt vor, wenn zwischen zwei oder mehreren erklärenden Variablen eine deutliche Korrelation besteht (Brosius 2013, S. 580–581).

132 Des Weiteren werden z. T. als Voraussetzungen angeführt: die Linearität des Zusammenhangs, die Linearität der Koeffizienten, die Unabhängigkeit der Stichprobe und die Stichprobenvariation der unabhängigen Variablen (https://www.methodenberatung.uzh.ch/de/datenanalyse_spss/zusammenhaenge/mreg.html (letzter Zugriff 10. 06. 2019)). Während die Linearität des Zusammenhangs und der Koeffizienten vorliegend theoretisch angenommen werden können, kann der Voraussetzung der zufälligen Stichprobe nur z. T. entsprochen werden. Die Stichprobenvariation der unabhängigen Variablen ist auch nur teilweise erfüllt.

133 Noch besser geeignet für die vorliegende Datenstruktur hätte sich eine logistische Regression, da diese Variante der Regression besser umgehen kann mit Werten der abhängigen Variablen, die gegen 0 und 100 streben. Allerdings ist diese Variante der Regression schwieriger zu interpretieren, weshalb die Entscheidung auf die Variante der linearen Regression fiel. An der Datenstruktur der abhängigen Variablen wurde für die vorliegenden Berechnungen indes nichts verändert; eine entsprechende Transformation der Daten hätte zur Folge gehabt, dass die Daten besser zur linearen Regression gepasst hätten. Darauf wurde verzichtet, da eine

Auch die unabhängigen Variablen *Wohnort*, *Bildung* und *Ortsloyalität* mussten auf ihre Eignung zur Aufnahme ins Modell hin geprüft werden. Die Variable *Wohnort*, die oben als nominalskaliert beschrieben wurde, wurde – da das Regressionsmodell bei unabhängigen Variablen einzig intervallskalierte Variablen und Dummy-Variablen toleriert (Bortz und Schuster 2010, S. 342) – über eine sogenannte Dummycodierung in mehrere dichotome Variablen übersetzt (siehe zum konkreten Vorgehen Bortz und Schuster 2010, S. 364). Auch die Variable *Bildung* wurde dummycodiert. Die Variable *Ortsloyalität* konnte als intervallskalierte Variable direkt ins Modell aufgenommen werden.

13.1.4 Struktur der Analysekapitel

In den Folgekapiteln werden jene fünf Variablen mittels statistisch-beschreibender und mittels statistisch-schliessender Methoden diskutiert, die sich aufgrund ihrer Datenstruktur für eine Regressionsanalyse eignen: die Variable *gesamt*, mhd. *û*, mhd. *iu*, mhd. *l* und die *Entrundung*, und zwar jeweils in ihren Ausprägungen in den Situationen SD und FD sowie zwischen den Situationen FD-SD. Für jede Variable werden in einem ersten Unterkapitel zunächst der interindividuelle Gebrauch der Variable sowie die wichtigsten deskriptiven Kennzahlen diskutiert. Anschliessend wird über Boxplots illustriert, wie der gruppenspezifische Gebrauch der Variable ausgestaltet ist: Hier wird immer zuerst die Gruppe *Wohnort*, dann die Gruppe *Bildung* und schliesslich die Gruppe *Ortsloyalität* diskutiert. *T*-Tests sowie ANOVAS erläutern überdies, ob die beobachteten Gruppenunterschiede statistisch signifikant sind. In einem zweiten Unterkapitel wird schliesslich auf das inferenzstatistische Verfahren der Regressionsanalyse zurückgegriffen: Anhand deren Ergebnisse – die für eine bessere Übersicht pro Variable in einer Tabelle zusammengestellt sind – wird diskutiert, welche Gruppenzugehörigkeiten die Varianz in den Daten in resp. zwischen den jeweiligen Situationen am besten zu erklären vermögen.

Alle grafischen Darstellungen und Berechnungen basieren auf den Daten der abhängigen Variablen, die verzeichnen, zu welchen prozentualen Anteilen die Probandinnen und Probanden eine Variable basisdialektal und zu welchen Teilen sie sie grossräumig realisieren. Da es sich dabei um eine binäre Kategorie handelt – die prozentualen basisdialektalen Anteile und die prozentualen grossräumigen Anteile ergeben insgesamt 100 % der Anteile – wird für die Darstellungen und Berechnungen immer nur auf den Anteil basisdialektal realisier-

Transformation der Daten auch immer eine qualitative Veränderung des Ursprungsmaterials mit sich bringt.

ter Varianten zurückgegriffen: Es wird also stets verzeichnet, zu welchen prozentualen Häufigkeiten die Probandinnen und Probanden die fragliche Variable basisdialektal realisieren. Der Anteil der grossräumig realisierten Varianten ergibt sich dann jeweils aus der Differenz des Maximums von 100 % basisdialektaler Realisierung und dem tatsächlichen Prozentsatz basisdialektaler Realisierung pro Variante.

13.2 Variable *gesamt*

Die abhängige Variable *gesamt* subsumiert alle soziologisch relevanten Dialektvariablen, die sich von ihrer Datenstruktur her für das vorliegende Design als abhängige Variablen eignen (vgl. dazu Kap. 13.1.2.1 und Tab. 11). Die abhängige Variable *gesamt* repräsentiert damit, wie der Sprachgebrauch der soziologisch relevanten Varianten insgesamt beschaffen ist.

13.2.1 Deskriptive statistische Betrachtung

Zunächst wird über einen statistisch-beschreibenden Zugriff dargestellt, welchen Mustern der Gebrauch der abhängigen Variable *gesamt* in den Situationen SD und FD sowie zwischen den Situationen FD-SD folgt.

13.2.1.1 Variation SD

Der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable *gesamt* in der Situation SD variiert pro Proband interindividuell. Ein Blick auf die deskriptiven Masszahlen¹³⁴ zeigt, dass die Probandinnen und Probanden im Mittel¹³⁵ 75.64 % der Varianten basisdialektal realisieren (Minimalwert bei 46.50 %, Maximalwert bei 91.30 %). Der Median¹³⁶ liegt mit 76.80 % ähnlich wie der Mittelwert. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung¹³⁷ von 10.47 %

134 Eine statistische Masszahl stellt einen Aspekt von Variablenwerten wie deren Lage oder Verteilung in einer einzigen Zahl dar, womit eine grosse Komplexitätsreduktion verbunden ist. Diese Komplexitätsreduktion hat allerdings den Vorteil, Informationen zu einer sonst unüberschaubaren Menge an Werten schnell erfassen und mit Informationen anderer Werteverteilungen vergleichen zu können (Brosius 2013, S. 368–369).

135 Der Mittelwert resp. das arithmetische Mittel ist das gebräuchlichste Mass der zentralen Tendenz: Es gibt den Durchschnitt der Messergebnisse wieder (Rasch et al. 2014a, S. 11).

136 Der Median ist der Wert, der eine Verteilung halbiert: Eine Hälfte der Messwerte liegt unter dem Median, eine andere darüber (Rasch et al. 2014a, S. 11).

137 Die am häufigsten betrachteten Streuungsmasse sind die Varianz und die Standardabweichung, wobei letztere die Quadratwurzel der Varianz darstellt. Je näher die einzelnen Werte beim Mittelwert liegen, desto kleiner ist die Varianz und umgekehrt. Während der Wert der

um den Mittelwert, was im Vergleich zu den übrigen vier abhängigen Variablen einer eher geringen Streuung entspricht. Die Verteilung kann mit -0.70 als leicht linksschief¹³⁸ beschrieben werden: Die Werte streuen auf der linken Seite der Verteilung, d. h. bei den tieferen Basisdialektalitätswerten, demnach stärker als bei den höheren. Die Kurtosis¹³⁹ beläuft sich auf -0.16 , was widerspiegelt, dass die abgebildete Kurve in etwa der Normalverteilungskurve entspricht. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung als näherungsweise normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen nicht für die einzelnen Probandinnen und Probanden, sondern für die Gruppen, die sich über die Zugehörigkeiten der Probanden zu ihrer Bildungsschicht, ihrem Wohnort und ihrer Ortsloyalitätsgruppe ergeben, lassen sich anhand von Boxplots¹⁴⁰ folgende Unterschiede konstatieren. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 28) liegen die Mediane bei 76.00 % (Emmetten), 66.39 % (Hergiswil), 73.58 % (Seelisberg), 80.98 % (Stans), 85.14 % (Lungern), 82.14 % (Melchtal), 78.11 % (Engelberg) und 78.83 % (Sarnen). Die Probandinnen und Probanden aus Lungern und Melchtal realisieren damit die höchsten Basisdialektalitätswerte (nicht nur die Mediane, auch der Wertebereich der mittleren 50 % der Werte kommt bei diesen beiden Orten am höchsten zu liegen). Auch die Probandinnen und Probanden aus Sarnen, Engelberg und Stans verzeichnen recht hohe Basisdialektalitätswerte, die Werte streuen

Varianz nicht in der Einheit der Variablenwerte gemessen wird, erhält man mit der Standardabweichung eine Grösse in der Dimension der Variablenwerte (Brosius 2013, S. 372).

138 Ist eine Verteilung nicht symmetrisch, wird sie als schief bezeichnet. Streuen die Werte auf der rechten Seite der Verteilung (bei den höheren Werten) stärker als auf der linken Seite, nennt man die Verteilung rechtsschief, streuen die Werte auf der linken Seite (bei den tieferen Werten) stärker, nennt man die Verteilung linksschief. Ist die Verteilung rechtsschief, wird vom Statistikprogramm SPSS ein positiver Wert ausgegeben und umgekehrt (Brosius 2013, S. 373).

139 Die Kurtosis gibt an, wie steil eine Verteilung ist. Ist die Kurtosis positiv, ist die Verteilung steiler als die zum Vergleich herangezogene Normalverteilung: Eine steile Verteilung spiegelt eine starke Häufung der Werte an einer bestimmten Stelle. Ist die Kurtosis negativ, ist die Verteilung flacher als die Normalverteilung: Die Werte häufen sich hier nicht so stark (Brosius 2013, S. 373–374).

140 Boxplots bieten eine Möglichkeit, Lage und Verteilung von Werten grafisch darzustellen, und eignen sich besonders, um Lage und Verteilung von Werten zu vergleichen. Die schwarze horizontale Linie innerhalb der rechteckigen Fläche (Box) kennzeichnet die Lage des Medians (50 %-Perzentil), die untere Grenze der Box kennzeichnet das 25 %-Perzentil und die obere Grenze das 75 %-Perzentil. Innerhalb des durch die Box dargestellten Wertebereichs liegen somit die mittleren 50 % der Werte. Die dünnen Querstriche ober- und unterhalb der Box geben den grössten bzw. den kleinsten Wert an, der noch keinen Ausreisser oder Extremwert darstellt. Als Ausreisser werden in diesem Zusammenhang solche Werte gekennzeichnet, die um mehr als das 1.5-fache der Höhe über oder unterhalb der Box liegen, als Extremwerte solche, die mehr als das 3-fache über oder unter der Box liegen (Brosius 2013, S. 401).

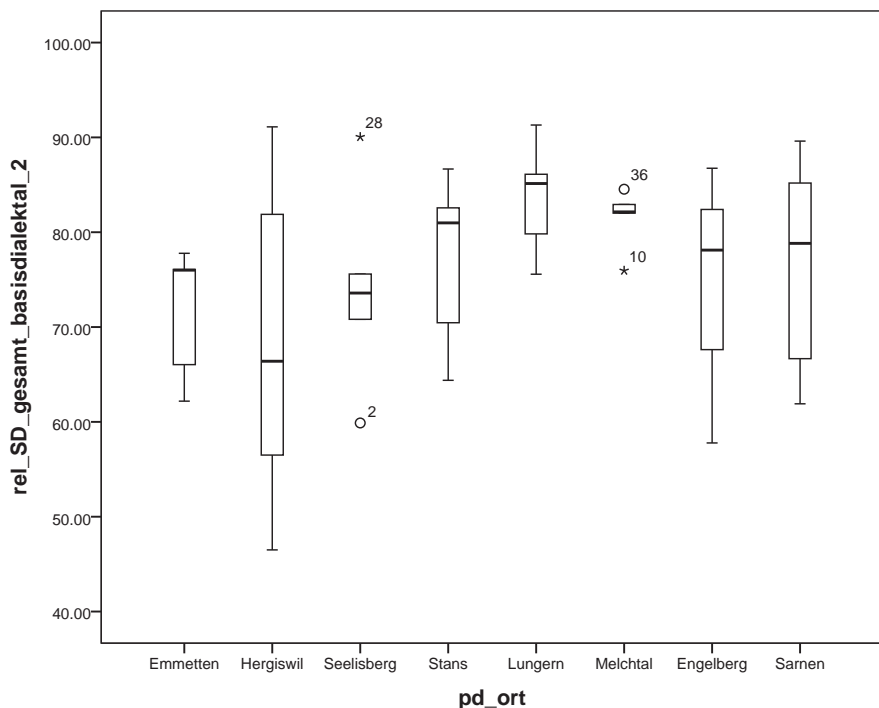


Abb. 28: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe

dort allerdings erheblich mehr. Weniger hohe basisdialektale Werte produzieren die Gruppen aus Emmetten und Seelisberg, am wenigsten die Gruppe aus Hergiswil, bei der die Streuung verglichen mit den anderen Gruppen am grössten ist. Der Welch-Test¹⁴¹ weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.078$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 29) liegt der Median der primär Gebildeten mit 81.85 % höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 72.59 %. Auch der Interquartilbereich liegt bei der primären Bildungsgruppe höher als bei der tertiären, ausserdem streut dieser weniger stark als jener. Insgesamt illustriert der Boxplot, dass die Gruppe der primär Gebildeten im Schnitt mehr basisdialektale Werte realisiert als die Gruppe der tertiär Gebildeten. Der Sprachgebrauch der primär Gebildeten scheint dabei – die zwei Ausreisser aus-

¹⁴¹ Beim Welch-Test handelt es sich um eine Variante der ANOVA, die dann eingesetzt werden soll, wenn die von der ANOVA geforderte Varianzgleichheit nicht gegeben ist.

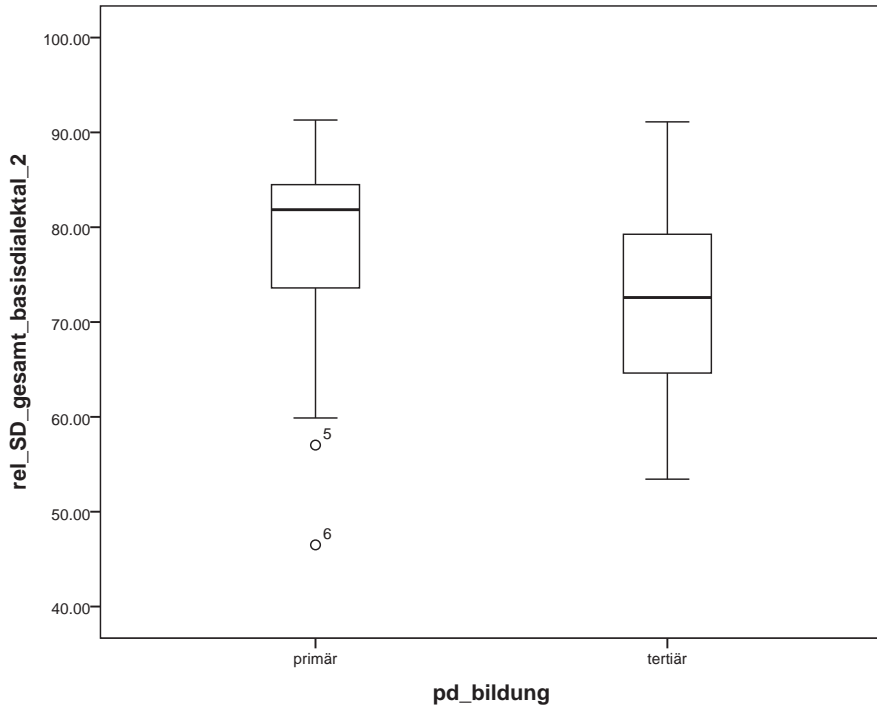


Abb. 29: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation SD pro Bildungsgruppe

genommen – homogener zu sein als der Sprachgebrauch der tertiär Gebildeten, wo die Werte stärker streuen. Der *t*-Test¹⁴² weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.035$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 30) liegt der Median der wenig Loyalen bei 70.21%, der Median der eher Loyalen bei 75.83% und der Median der sehr Loyalen bei 79.91%: Die sehr loyalen Probandinnen und Probanden realisieren damit mehr basisdialektale Varianten als die eher loyalen und diese mehr als die wenig loyalen. Der Wertebereich der mittleren 50 % der Werte streut bei der Gruppe der wenig Loyalen und bei jener der eher Loyalen etwas stärker als bei der Gruppe der sehr Loyalen: Der Sprachgebrauch der ersten beiden Gruppen kann demnach als etwas heterogener eingeschätzt werden als

¹⁴² Der *t*-Test ermittelt, ob sich die Mittelwerte zweier Gruppen statistisch signifikant voneinander unterscheiden (vgl. dazu im Detail Rasch et al. 2014a, S. 33–80).

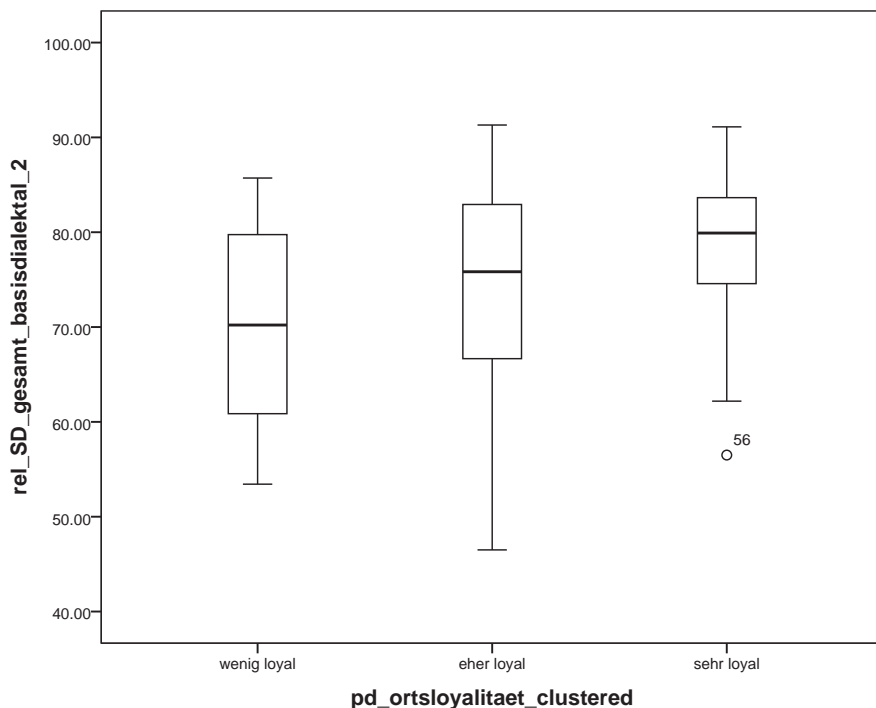


Abb. 30: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe

jener der dritten Gruppe. Die ANOVA¹⁴³ weist die Gruppenmittelwerte insgesamt allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.160$).

13.2.1.2 Variation FD

Der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable *gesamt* pro Proband variiert auch in der Situation FD: Es ist interindividuelle Variation feststellbar, die nicht viel anders beschaffen ist als die Variation derselben Variable in der Situation SD. Die deskriptiven Masszahlen verzeichnen, dass die Probandinnen und Probanden im Durchschnitt 79.46 % der Varianten basisdialektal realisieren; das ist nur wenig mehr als in der Situation SD (Minimalwert bei 39.61 %, Maximalwert bei 94.71 %). Der Median liegt allerdings etwas höher bei 83.80 %. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von

¹⁴³ Die ANOVA ermittelt, ob sich die Mittelwerte mehrerer Gruppen statistisch signifikant voneinander unterscheiden (vgl. dazu im Detail Rasch et al. 2014b, S. 1–34).

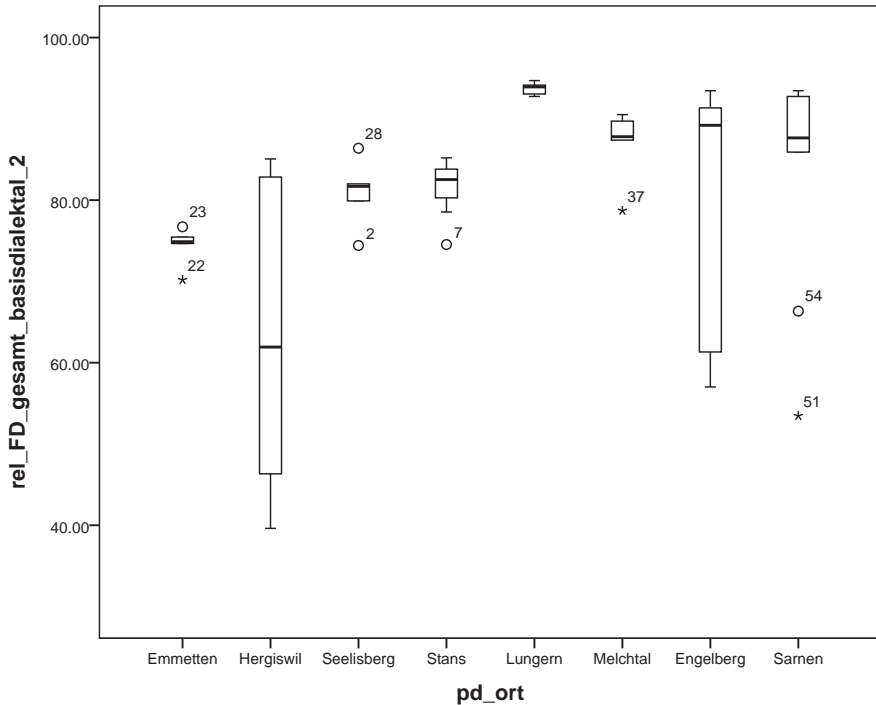


Abb. 31: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation FD pro Wohnortsgruppe

13.81 % um den Mittelwert, was verglichen mit den übrigen abhängigen Variablen einer eher geringen Streuung entspricht. Die Verteilung kann mit -1.26 als linksschief beschrieben werden: Die Probandinnen und Probanden am linken Ende der Verteilung (bei den tiefen basisdialektalen Werten) variieren demnach stärker als jene, die sich am rechten Ende der Verteilung befinden (bei den hohen Basisdialektalitätswerten). Die Kurtosis beläuft sich auf 0.87 ; die Verteilung ist damit etwas steiler als die Normalverteilung, was u. a. auf eine Häufung der Werte hinweisen kann. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung nur eingeschränkt als normalverteilt aus, was vorliegend aber unproblematisch ist, da die Regressionsanalyse keine Normalverteilung der Werte der Ausgangsvariablen voraussetzt.

Ein Blick auf die gruppenspezifische Verteilung der Lage und die Verteilung der Werte mit Hilfe von Boxplots ergibt Folgendes: Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 31) liegen die Mediane bei 74.89 % (Emmetten), 61.93 % (Hergiswil), 81.69 % (Seelisberg), 82.53 % (Stans), 93.93 % (Lungern), 87.80 % (Melchtal), 89.20 % (Engelberg) und 87.65 % (Sarnen). Insgesamt ist bei dieser

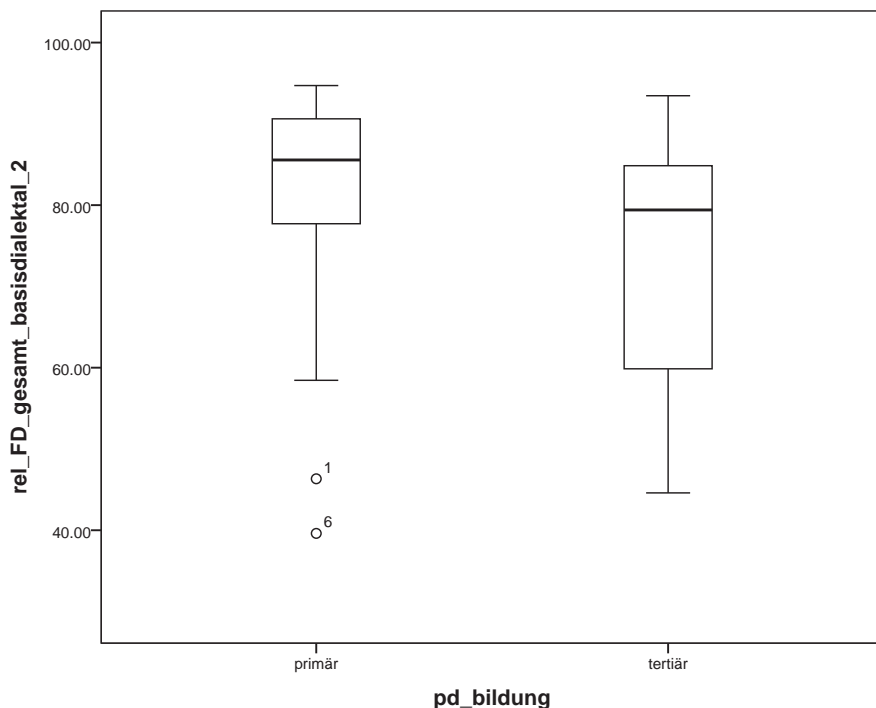


Abb. 32: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation FD pro Bildungsgruppe

Darstellung auffällig, dass die Probandinnen und Probanden fast aller Gruppen in der Situation FD weniger Variation verzeichnen als in der Situation SD. Viele realisieren auch höhere Basisdialektalitätswerte als in der Situation FD. Mehr Variation hingegen weist der Sprachgebrauch der Personen aus Hergiswil und Engelberg auf; bezüglich Engelberg liegt der Median in der Situation FD zudem tiefer als in der Situation SD. Insgesamt bedeutet dies, dass die Probandinnen und Probanden der meisten Wohnortsgruppen sich in der Situation FD sprachlich homogener verhalten als in der Situation SD und dass sie auch mehr basisdialektale Varianten brauchen. Die Personen aus Hergiswil und Engelberg hingegen variieren in der Situation FD stärker zwischen basisdialektalen und grossräumigen Varianten. Die Personen aus Hergiswil realisieren in der Situation FD überdies weniger basisdialektale Varianten als in der Situation SD. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als hoch signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.000$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 32), liegt der Median der primär Gebildeten mit 85.56 % wie bereits in der Situation SD höher als der Median der

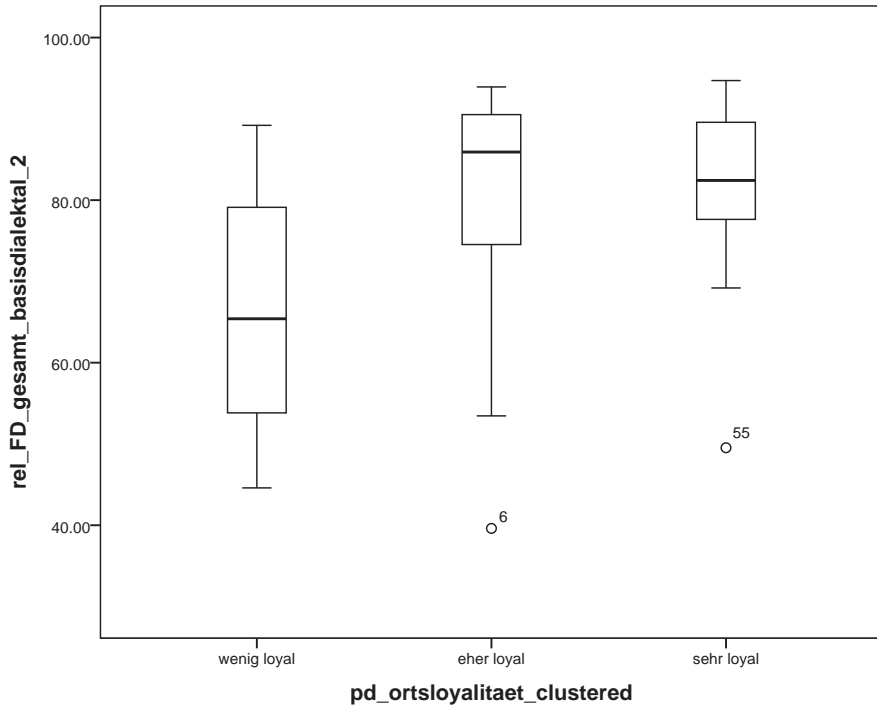


Abb. 33: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *gesamt* in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe

tertiär Gebildeten mit 79.40 %. Auch der Wertebereich der mittleren 50 % der Werte liegt bei der primären Bildungsgruppe höher als jener der tertiären Bildungsgruppe. Das heisst, dass die weniger gut ausgebildeten Probandinnen und Probanden im Schnitt mehr basisdialektale Varianten realisieren als die besser ausgebildeten Probandinnen und Probanden. Überdies ist der Sprachgebrauch der weniger gut ausgebildeten Probandinnen und Probanden homogener als der Sprachgebrauch der besser ausgebildeten Probandinnen und Probanden: Für letztere wird in den Boxplots mehr Varianz verzeichnet. Der *t*-Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.018$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 33) liegt der Median der wenig Loyalen bei 65.40 %, jener der eher Loyalen bei 85.92 % und jener der sehr Loyalen bei 82.42 %. Der Interquartilbereich reicht bei den wenig Loyalen dabei deutlich tiefer in den unteren Bereich, während er bei den eher Loyalen und den sehr Loyalen weiter oben zu liegen kommt. Bei den wenig Loyalen und den eher Loyalen ist zudem mehr Varianz auszumachen als bei den sehr Loyalen.

Die Boxplots illustrieren damit wie bereits in der Situation SD, dass es einen gruppenspezifischen Unterschied gibt bei der Realisierung basisdialektaler Varianten bzgl. der Ortsloyalitätsgruppen: Die ortsloyaleren Probandinnen und Probanden realisieren dabei in der Regel mehr basisdialektale Varianten als die weniger ortsloyalen. Im Vergleich zur Situation SD wird in der Situation FD der Unterschied zumindest zwischen der Gruppe der wenig Loyalen und der eher sowie sehr Loyalen diesbezüglich noch deutlicher; die Mediane dieser beiden Gruppen liegen weiter auseinander. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.103$).

13.2.1.3 Situative Variation

Wieder interessiert, wie hoch der Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable *gesamt* pro Probandin und Proband ist; diesmal auf Grundlage der intersituativen Variation, d. h. auf Basis von Daten, die illustrieren, inwiefern sich der Sprachgebrauch der Probandinnen und Probanden zwischen der Fragebuchsituation FD und dem Spontangespräch SD unterscheidet. Um dieses sprachliche Verhalten zu simulieren, wurde der Anteil basisdialektaler Realisierungen der Situation FD vom Anteil basisdialektaler Realisierungen der Situation SD subtrahiert: Liegen die hier präsentierten Werte im Plusbereich, bedeutet dies, dass die Probandinnen und Probanden in der Situation FD im Schnitt mehr basisdialektale Werte realisieren als in der Situation SD; liegen die Werte im Minusbereich, gilt das Gegenteil. Bezüglich der Variable *gesamt* kann nun festgehalten werden, dass die Probandinnen und Probanden im Mittel 3.81 % basisdialektale Werte produzieren und damit im Schnitt in der Situation FD etwas mehr als in der Situation SD (Minimalwert bei -23.88 %, Maximalwert bei 24.00 %). Der Median liegt bei 4.66 % etwas höher. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 9.31 % um den Mittelwert, was einer vergleichsweise schwachen Streuung entspricht. Mit -0.43 ist die Verteilung als leicht links-schief einzustufen, die Kurtosis beläuft sich auf 0.26. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung als näherungsweise normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Werte für die vorliegend interessierenden Gruppen, können folgende Muster eruiert werden. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (Abb. 34) liegen die Mediane bei -0.55 % (Emmetten), -7.58 % (Hergiswil), 8.41 % (Seelisberg), 2.40 % (Stans), 7.62 % (Lungern), 5.66 % (Melchtal), 7.37 % (Engelberg) und 7.69 % (Sarnen). Die Probandinnen und Probanden aus den Orten Hergiswil, Seelisberg, Lungern, Engelberg und Sarnen variieren sprachlich demnach intersituativ ähnlich stark. Weniger intersituative Variation verzeichnen die Probanden aus Melchtal, Stans und Emmetten. Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte zudem als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.016$).

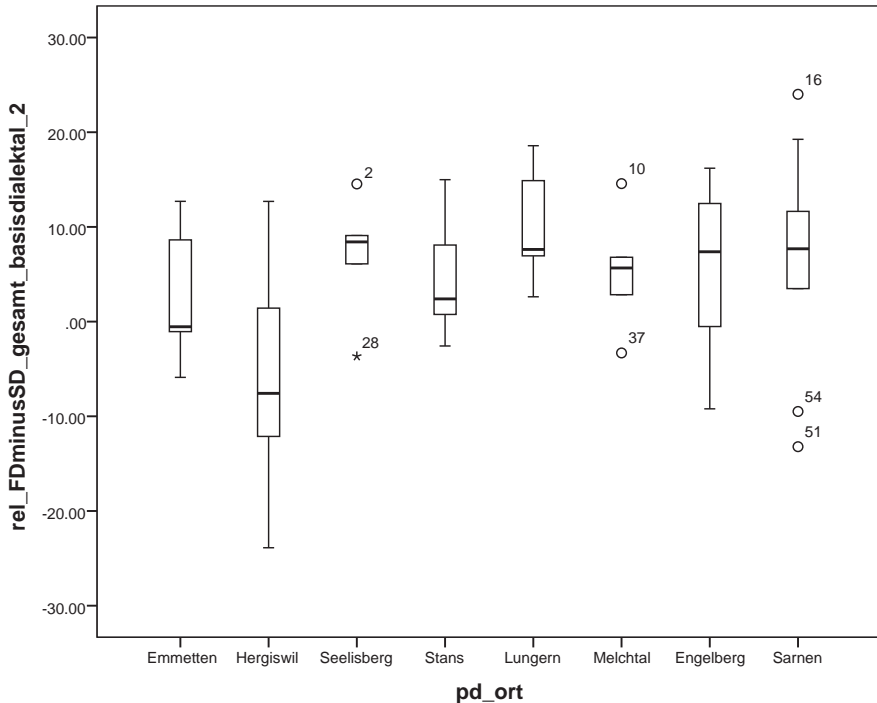


Abb. 34: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *gesamt* pro Wohnortsgruppe

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 35) liegt der Median der primär Gebildeten mit 5.58 % höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 0.35 %, d. h., die primär Gebildeten realisieren im Schnitt in der Situation FD im Vergleich zur Situation SD mehr basisdialektale Varianten als die tertiär Gebildeten. Dabei scheint der Sprachgebrauch der Probandinnen und Probanden der primären Bildungsgruppe homogener zu sein: Die Werte streuen dort weniger als bei der tertiären Bildungsgruppe. Der *t*-Test weist die Gruppenmittelwerte allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.157$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 36) liegt der Median der wenig Loyalen bei -0.52 %, der Median der eher Loyalen bei 5.47 % und der Median der sehr Loyalen bei 5.93 %. Dieses Muster gleicht jenem, das bereits in der Situation SD über die Ortsloyalitätsgruppen abgebildet wurde. Nicht nur die Lage der Mediane, auch die Lage der mittleren 50 % der Werte sieht ähnlich aus wie in Situation SD: Bei den wenig Loyalen reicht er tiefer in den unteren Bereich als bei den übrigen Gruppen. Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.069$).

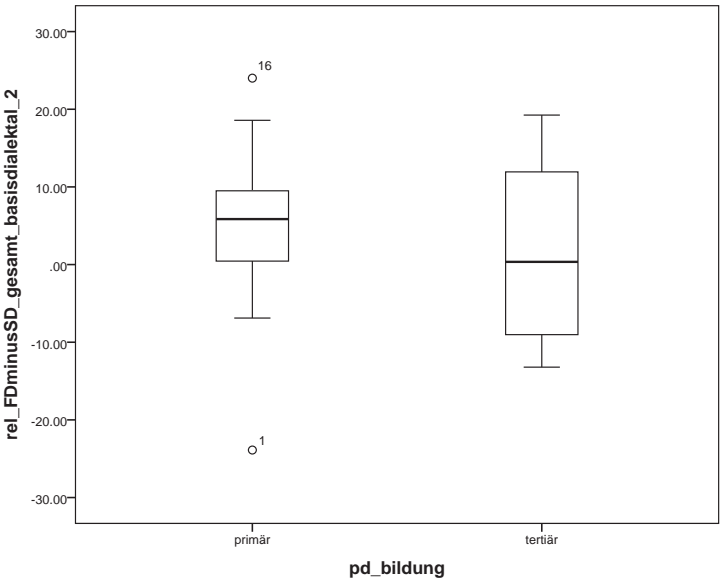


Abb. 35: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *gesamt* pro Bildungsgruppe

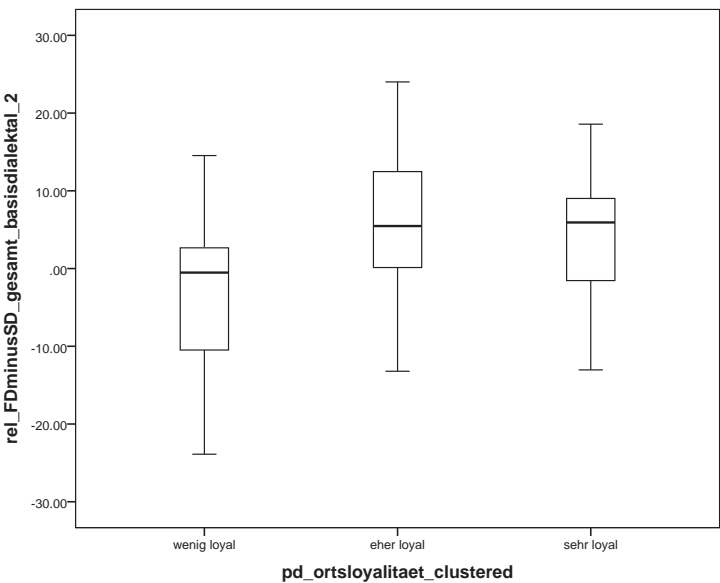


Abb. 36: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *gesamt* pro Ortsloyalitätsgruppe

13.2.2 Inferenzstatistische Berechnung

Über einen statistisch-schliessenden Zugriff soll nun dargestellt werden, welche bereits deskriptiv diskutierten unabhängigen Variablen den Gebrauch der abhängigen Variable *gesamt* am besten zu erklären vermögen.

In Tab. 14 sind die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable *gesamt* dargestellt. In den Spalten ist verzeichnet, welche unabhängigen Variablen von der Regressionsrechnung für die interessierenden Situationen SD und FD sowie zwischen den Situationen FD-SD als massgeblich für die Aufklärung der Varianz verantwortlich gemacht werden können (vgl. dazu im Detail die Ausführungen in Kap. 13.1.3.2): Die Werte, die den unabhängigen Variablen zugeordnet sind, entsprechen den Regressionskoeffizienten: Sie beziffern den Erklärungsgehalt der unabhängigen Variablen (Brosius 2013, S. 567). Verzeichnet sind einzig die signifikanten Ergebnisse; die nicht signifikanten Ergebnisse werden von der schrittweisen Regression nicht ausgegeben. Pro signifikantes Resultat ist überdies auch der Standardfehler angegeben, der angibt, wie stark der von der Regressionsgleichung vorhergesagte Wert vom wahren Wert abweicht (Brosius 2013, S. 555–557). Nebst den Resultaten der signifikant gewordenen unabhängigen Variablen ist überdies jeweils das R^2 und das korrigierte R^2 verzeichnet. Die Werte, die diesen beiden Grössen zugeordnet sind, repräsentieren, wie die Güte des Modells einzustufen ist. Da sich die Mo-

Tab. 14: Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable *gesamt*

Abhängige Variable: <i>gesamt</i>	(1) SD	(2) FD	(3) Intersituative Variation
Wohnort_Hergiswil	–8.326** (3.490)	–18.872*** (3.699)	–12.004*** (2.843)
Wohnort_Emmetten		–14.643*** (5.120)	
Bildung_tertiär		–6.992** (3.047)	
Ortsloyalität		2.929** (1.351)	
Konstante	77.029*** (1.425)	69.984*** (7.918)	5.815*** (1.161)
<i>n</i>	60	60	60
R^2	0.089	0.470	0.235
Korrigiertes R^2	0.074	0.432	0.222

*** $p < 0.01$, ** $p < 0.05$, * $p < 0.1$, Standardfehler in Klammern

dellgüte resp. der Fit der Regressionsgleichung bei jedem Einschluss weiterer Variablen nur verbessern kann, wird nicht das R^2 , sondern zumeist das korrigierte R^2 für die Interpretation betrachtet, bei dessen Berechnung zusätzlich die Anzahl der bei der Schätzung verwendeten erklärenden Variablen berücksichtigt wird (Brosius 2013, S. 565–566).

Für die Situation SD ergibt die schrittweise multiple Regression bezüglich der abhängigen Variable *gesamt* nun, dass einzig die unabhängige Variable *Wohnort* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leistet ($F(1,58) = 5.69$, $p = 0.020$).¹⁴⁴ Konkret handelt es sich dabei um den Dummy *Hergiswil*, der sich im Vergleich zu den anderen Wohnorts-Dummys signifikant anders verhält.¹⁴⁵ Der entsprechende Regressionskoeffizient $\beta = -8.33$ ($p = 0.020$) weist aus, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil durchschnittlich um 8.33 Prozentpunkte tiefere basisdialektale Werte produzieren als die Probandinnen und Probanden aus den anderen interessierenden Wohnorten.¹⁴⁶ Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.074, was bedeutet, dass 7.4 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen durch den Dummy *Hergiswil* erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.08, was einem schwachen Effekt entspricht.¹⁴⁷

144 Es ist kein Einzelfall, dass bei der Regressionsanalyse solche unabhängige Variablen als signifikante Erklärungsgrößen eruiert werden, die bei der deskriptiven Betrachtung der Mittelwertsunterschiede in sich keine signifikanten Unterschiede zeigen, wie hier die Variable *Wohnort* (vgl. zu den deskriptiven Ergebnissen Kap. 13.2.1.1). Dies ist dem Umstand geschuldet, dass es sich bei der Betrachtung von Mittelwertsunterschieden einerseits und der Analyse der Regression andererseits um zwei unterschiedliche statistische Verfahren der Datenauswertung handelt: Bei der Analyse der Mittelwertsunterschiede steht die Frage im Zentrum, ob die einzelnen Variablen (hier die Variable *Wohnort* in ihren acht Ausprägungen) in sich gruppenspezifische Unterschiede zeigen, ob also die Einwohner von z. B. Stans die gefragte abhängige Sprachvariable signifikant anders realisieren als die Bewohner von z. B. Engelberg. Bei der Regressionsanalyse hingegen interessiert, welche von allen drei interessierenden unabhängigen Variablen (*Wohnort*, *Bildung*, *Ortsloyalität*) insgesamt sich als erklärende Größen manifestieren bezüglich der untersuchten sprachlichen Varianz.

145 Bei den Wohnorts-Dummys dienen alle anderen Wohnorts-Dummys zusammen als Referenzkategorie zur Ermittlung des Erklärungsgehalts der Dummys. Problematisch ist dabei, dass man nicht weiss, ob der fragliche signifikant gewordene Dummy wirklich zu jedem anderen Dummy verschieden ist, sondern nur, dass er zu den anderen Dummys als Gruppe verschieden ist. Um dies zu eruieren, müsste eine andere Variante der Regression gewählt werden («Einschluss»). Zusätzlich müsste über post-hoc-Tests eruiert werden, welche Wohnorts-Dummys genau signifikant voneinander verschieden sind.

146 Vgl. hierzu auch Brosius 2013, S. 567.

147 Die Effektstärke f^2 verzeichnet, wie die Bedeutsamkeit der Ergebnisse einzustufen ist. Über das R^2 wird ausgegeben, welcher Anteil der Varianz über die hier signifikant gewordenen unabhängigen Variablen erklärt werden kann. Es stellt sich nun zusätzlich die Frage, ob dieser Anteil erklärter Varianz als bedeutsam eingestuft werden kann oder nicht. Es gibt verschiedene

Für die Situation FD können mehrere unabhängige Variablen eruiert werden, die die Varianz der Daten statistisch signifikant erklären ($F(4,55) = 12.22$, $p = 0.000$). Es sind dies die Variable *Wohnort* und konkret die Dummies *Hergiswil* und *Emmetten*, weiter die Variable *Bildung* (Dummy *tertiär Gebildete*) und zudem die Variable *Ortsloyalität* (intervallskaliert). Bezüglich der Variable *Wohnort* weisen die Korrelationskoeffizienten der Dummies *Hergiswil* ($\beta = -18.87$, $p = 0.000$) und *Emmetten* ($\beta = -14.64$, $p = 0.006$) aus, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil im Schnitt um 18.87 und jene aus Emmetten im Schnitt um 14.64 Prozentpunkte tiefere Basisdialektalitätswerte produzieren: Personen aus diesen Orten sprechen demnach – allgemeiner formuliert – weniger Basisdialekt als die Personen aus den anderen Orten. Bezüglich der Variable *Bildung* wird festgestellt, dass die tertiär gebildeten Probandinnen und Probanden im Vergleich zu den primär gebildeten durchschnittlich um 6.99 Prozentpunkte tiefere basisdialektale Werte produzieren ($\beta = -6.99$, $p = 0.026$). Hier lässt sich feststellen, dass die besser gebildeten Personen weniger Basisdialekt sprechen als die weniger gut gebildeten. Auch bezüglich der Variable *Ortsloyalität* können Aussagen getroffen werden: Der Korrelationskoeffizient von $\beta = 2.93$ ($p = 0.035$) sagt voraus, dass ein Anstieg der Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden mit einem Anstieg der Basisdialektalitätswerte um 2.93 Prozentpunkte einhergeht: Je ortsloyaler ein Proband, desto mehr Basisdialekt spricht er. Vergleicht man die vier Variablen in Hinsicht auf ihren Erklärungsbeitrag miteinander, zeigt sich, dass die Variable *Wohnort* den grössten Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert (Dummy *Hergiswil*: stand. $\beta = -0.51$; Dummy *Emmetten*: stand. $\beta = -0.30$), gefolgt von den Variablen *Bildung* (Dummy *tertiär Gebildete*: stand. $\beta = -0.24$) und *Ortsloyalität* (stand. $\beta = 0.23$).¹⁴⁸ Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.432: 43.2% der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen können durch die eben thematisierten signifikant gewordenen Variablen erklärt werden. Dies entspricht einem starken Effekt nach Cohen (1992) ($f^2 = 0.76$).

Was nun den Datentyp FD-SD anbetrifft, der die intersituative sprachliche Variation der Probandinnen und Probanden simuliert, kann dort nur eine abhän-

Arten, Effektstärken zu berechnen, vorliegend wird auf die Effektstärke f^2 nach Cohen 1992 zurückgegriffen. Dabei entspricht $f^2 = 0.02$ einem schwachen Effekt, $f^2 = 0.15$ einem mittleren Effekt und $f^2 = 0.35$ einem starken Effekt.

148 Für den Vergleich des Erklärungsbeitrages der unabhängigen Variablen untereinander orientiert man sich nicht an den Regressionskoeffizienten, sondern an den standardisierten Regressionskoeffizienten (vgl. Brosius 2013, S. 573). Die Erklärungskraft der standardisierten Regressionskoeffizienten ist dabei diskutabel: So wird gemeinhin geraten, diese standardisierten Koeffizienten nur als ungefähre Orientierungsgrösse zu interpretieren.

gige Variable als statistisch signifikant ermittelt werden: Die Variable *Wohnort* bzw. konkret der Dummy *Hergiswil* ist es, der einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leistet ($F(1,58) = 17.82, p = 0.000$). Dem Regressionkoeffizienten ($\beta = -12.00, p = 0.000$) kann entnommen werden, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil im Vergleich zu den Probandinnen und Probanden aus den übrigen Wohnorten im Schnitt um 12.00 Prozentpunkte tiefere basisdialektale Werte produzieren: Personen aus Hergiswil sprechen demnach signifikant weniger Basisdialekt als Personen aus anderen Orten. Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.222: 22.2 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen können durch den Dummy *Hergiswil* erklärt werden. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.29, was einem eher starken Effekt entspricht.

13.2.3 Zusammenfassung

Die deskriptiven Betrachtungen zur Variable *gesamt* lassen insgesamt folgende Interpretationen zu: In der Situation SD realisieren die Probandinnen und Probanden mit 75.64 % im Mittel weniger basisdialektale Varianten, d. h., sie sprechen weniger Basisdialekt als in der Situation FD mit 79.46 %. Zudem streuen die Werte in der Situation FD etwas stärker als in der Situation SD: Der Sprachgebrauch der Probandinnen und Probanden ist in der Situation FD demnach variabler als in der Situation SD. Überdies ist die Verteilung in der Situation FD deutlicher linksschief als in der Situation SD: Die Probandinnen und Probanden, die niedrigere Basisdialektalitätswerte verzeichnen, d. h. weniger Basisdialekt sprechen, variieren sprachlich stärker.

Für die Betrachtung der Gruppen ergibt sich Folgendes: Auch hier sind die Anteile basisdialektaler Varianten und auch die Varianz in der Situation FD zumeist höher als in der Situation SD. Was die Bildungsgruppen betrifft, liegt der Median der Gruppe der primär Gebildeten (SD: 81.85 %, FD: 85.56 %) in beiden Fällen höher als jener der tertiär Gebildeten (SD: 72.59 %, FD: 79.40 %); dies gilt auch für die Situation FD-SD (primär Gebildete: 5.58 %, tertiär Gebildete: 0.35 %): Besser gebildete Probandinnen und Probanden scheinen demnach in beiden Situationen weniger Basisdialekt zu sprechen als schlechter gebildete; überdies machen sie weniger stark von der situativen Strategie Gebrauch, in den FD mehr Basisdialekt zu sprechen als in den SD. Der Sprachgebrauch der besser Gebildeten ist indes variabler als jener der schlechter Gebildeten. Was die Wohnortgruppen betrifft, fällt v. a. auf, dass der variable Dialektgebrauch innerhalb der Gruppen in der Situation FD erheblich geringer ist als in der Situation SD: In der Situation FD wird also deutlich homogener gesprochen als in der Situation SD. Einzig zwei Gruppen fallen aus diesem Muster: Hergiswil und

Engelberg. Dort variieren die Probandinnen und Probanden in der Situation FD sprachlich ähnlich stark wie in der Situation SD. Interessant ist in Bezug auf die Gruppe Hergiswil überdies, dass der Median dort in der Situation SD (66.39 %) sogar höher ist als in der Situation FD (61.93 %): Hergiswilerinnen und Hergiswiler sprechen in der Situation FD also weniger Basisdialekt als in der Situation SD. Bezüglich der Ortsloyalitätsgruppen ist schliesslich interessant, dass die Gruppe der eher (SD: 75.83 %, FD: 85.92 %) und der sehr ortsloyalen Probandinnen und Probanden (SD: 79.91 %, FD: 82.42 %) in der Situation FD mehr Basisdialekt sprechen als in der Situation SD. Demgegenüber verfolgen die wenig ortsloyalen Probandinnen und Probanden die genau entgegengesetzte sprachliche Strategie: Sie sprechen in der Situation SD mehr Basisdialekt als in der Situation FD (SD: 70.21 %, FD: 65.40 %). Die Varianz ist bei der Gruppe der wenig Loyalen etwas grösser als bei jener der eher und der sehr Loyalen.

Die inferenzstatistischen Berechnungen zeigen nun, dass die Variation im Sprachgebrauch der Variable *gesamt* in allen drei betrachteten Datentypen über die Variable *Wohnort* resp. konkret über den Dummy *Hergiswil* erklärt werden kann: Zurückzuführen ist dies darauf, dass die Probandinnen und Probanden mit Wohnort Hergiswil im Schnitt signifikant weniger basisdialektale Varianten realisieren als jene aus anderen Orten (SD: $\beta = -8.33$; FD: $\beta = -18.87$; FD-SD: $\beta = -12.00$). In der Situation FD leistet zudem ebenfalls der Dummy *Emmetten* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell ($\beta = -14.64$), wie auch die Variablen *Bildung* (Dummy *tertiär Gebildete*: $\beta = -6.99$) und *Ortsloyalität* ($\beta = 2.93$). Die Regressionskoeffizienten weisen diesbezüglich darauf hin, dass die Probandinnen und Probanden aus Emmetten, wie bereits jene aus Hergiswil, signifikant weniger Basisdialekt sprechen als die Probandinnen und Probanden aus den übrigen Orten. Die besser gebildeten Probandinnen und Probanden sprechen sodann weniger Basisdialekt als die schlechter gebildeten. Bezüglich der Ortsloyalität schliesslich wird deutlich, dass die Praxis, Basisdialekt zu sprechen, mit steigender Ortsloyalität zunimmt. Damit können gewisse Effekte, die ausgehend von den Ergebnissen der deskriptiven Statistik erwartet wurden, unter Einbezug und Kontrolle aller interessierenden Variablen inferenzstatistisch bestätigt werden.

13.3 Variable mhd. \hat{u}

Die Variable mhd. \hat{u} korrespondiert mit der Entsprechungsklasse $ui - \ddot{o}i - uu$, die von den Probandinnen und Probanden angeführt wird, um Ob- und Nidwal-den gesamthaft nach aussen hin abzugrenzen.

13.3.1 Deskriptive statistische Betrachtung

Zunächst wird über einen statistisch-beschreibenden Zugriff dargestellt, wie der Gebrauch der abhängigen Variable mhd. \hat{u} in den Situationen SD und FD sowie zwischen den Situationen FD-SD beschaffen ist.

13.3.1.1 Variation SD

Auch hier interessiert zunächst, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable mhd. \hat{u} in der Situation SD pro Proband ist. Die interindividuelle Variation ist im Vergleich zur Variable *gesamt* in der gleichen Situation deutlich heterogener, und zwar v. a. in der Hinsicht, als hier das mögliche Spektrum besser ausgefüllt wird als oben (Minimalwert bei 0.00 %, Maximalwert bei 83.33 %). Auch der Mittelwert von mhd. \hat{u} ist anders beschaffen als jener der Variable *gesamt*: Mit 38.95 % kommt er um einiges tiefer zu liegen (Median bei 36.36 %). Auch die Varianz ist grösser: mit einer Standardabweichung von 24.06 % streuen die Werte mehr als das Doppelte. Die Verteilung kann mit -0.12 als minimal linksschief beschrieben werden. Die Kurtosis beläuft sich auf -0.97 . Normalverteilungsplots weisen die Verteilung als näherungsweise normalverteilt aus.

Betrachtet man die Lage und Verteilung der Werte für die vorliegend interessierenden Gruppen, weisen Boxplots folgende Unterschiede aus. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 37) liegen die Mediane bei 23.18 % (Emmetten), 12.63 % (Hergiswil), 33.33 % (Seelisberg), 50.00 % (Stans), 50.00 % (Lungern), 55.56 % (Melchtal), 33.33 % (Engelberg) und 48.18 % (Sarnen). Im Schnitt realisieren die Gruppen in Bezug auf Variable mhd. \hat{u} demnach weniger basisdialektale Werte als in Bezug auf die Variable *gesamt* in der gleichen Situation. Die Varianz der mittleren 50 % der Werte ist bei mhd. \hat{u} innerhalb der Gruppen ausgeglichener als bei der Variable *gesamt*: Vorliegend scheinen alle Gruppenangehörigen stärker sprachlich zu variieren als oben. Das Verhältnis zwischen den Gruppen ist allerdings ähnlich wie oben: Während Melchtal, Lungern und Stans insgesamt eher hohe Basisdialektalitätswerte verzeichnen, liegen Sarnen, Engelberg, Seelisberg und Emmetten darunter und Hergiswil am tiefsten (unteres Quartil bei 0.00 %). Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte nur als knapp signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.049$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 38) liegt der Median der primär Gebildeten mit 44.95 % höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 31.25 %. Betrachtet man den Wertebereich der mittleren 50 % der Werte, wird dieser Eindruck noch verstärkt: Das untere Quartil der tertiären Bildungsgruppe liegt sehr tief bei 5.97 %, dasjenige der primären Bildungsgruppe immerhin bei 28.89 %. Probandinnen und Probanden mit tieferer Bildung realisieren demnach auch

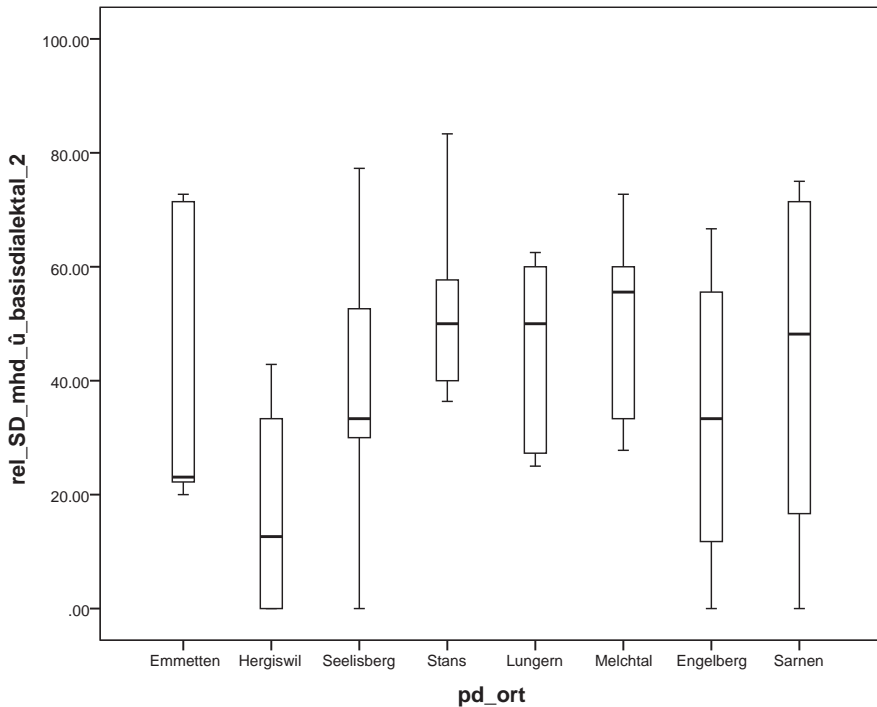


Abb. 37: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. \hat{u} in der Situation SD pro Wohnortsgruppe

bezüglich der Variable mhd. \hat{u} mehr basisdialektale Varianten als jene mit tertiärer Bildung. Die Differenz zwischen den Bildungsgruppen ist bei der vorliegend betrachteten Variable mhd. \hat{u} allerdings um einiges grösser als bei der Variable *gesamt* in der gleichen Situation. Trotzdem weist der *t*-Test die Gruppenmittelwerte als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.053$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 39) liegt der Median der wenig Loyalen bei 11.77 %, der Median der eher Loyalen bei 33.33 % und der Median der sehr Loyalen bei 50.00 %. Die Streuung der Werte ist innerhalb der Gruppe der wenig Loyalen am grössten. Das Muster, das die Mediane verzeichnen, ist damit vergleichbar mit jenem der Variable *gesamt*: Offenbar realisieren die Probandinnen und Probanden mit zunehmendem Ortsloyalitätsgrad auch mehr basisdialektale Varianten. Bei der hier betrachteten Variable mhd. \hat{u} allerdings sind die Gruppenunterschiede deutlicher als bei der Variable *gesamt*. Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte dennoch als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.059$).

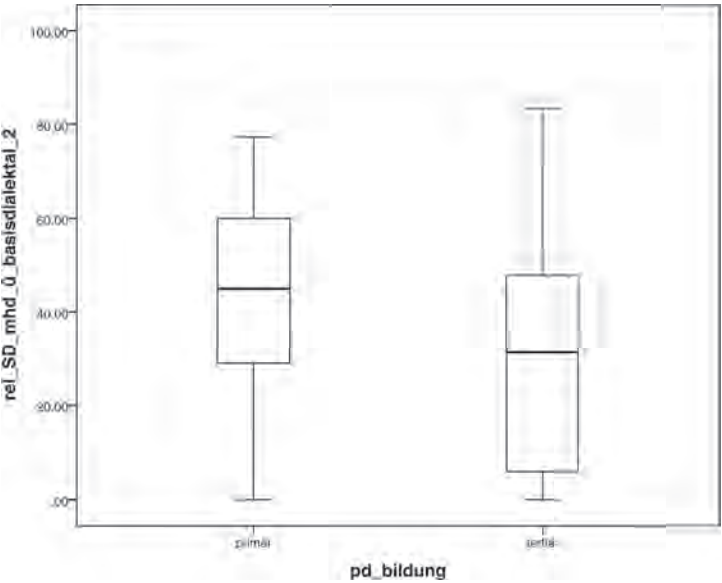


Abb. 38: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. \hat{u} in der Situation SD pro Bildungsgruppe

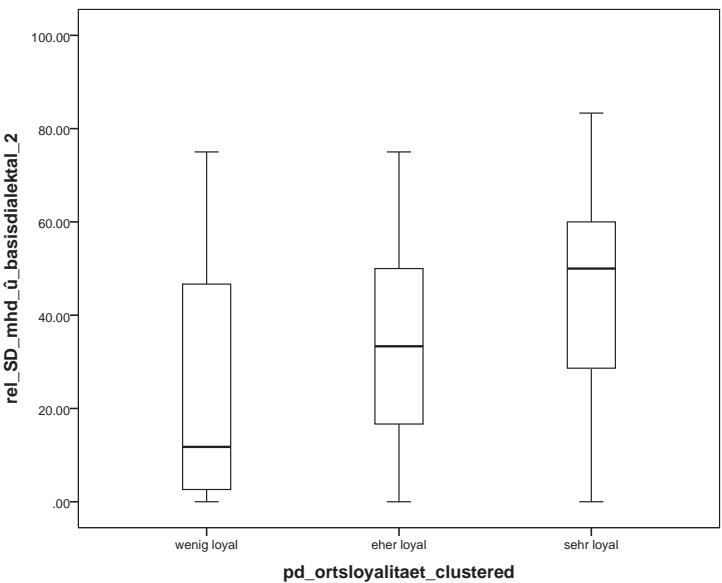


Abb. 39: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. \hat{u} in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe

13.3.1.2 Variation FD

Interessiert, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable mhd. \hat{u} pro Proband in der Situation FD ist, zeigt sich, dass die sprachliche Variation ähnlich heterogen ist wie jene der gleichen Variable in der Situation SD; sie scheint aber etwas anderen Mustern zu folgen. Der Mittelwert etwa ist mit 61.97 % (Minimalwert bei 0.00 %, Maximalwert bei 87.50 %) erheblich höher als jener bei mhd. \hat{u} in Situation SD. Der Median liegt mit 74.04 % noch höher. Die Werte streuen indes ähnlich stark (Standardabweichung bei 28.41 %). Die Verteilung ist mit -1.35 vorliegend allerdings wieder deutlich schiefer als in der Situation SD: Die Probandinnen und Probanden, die wenig basisdialektale Werte realisieren, variieren demnach sprachlich stärker als in der Situation SD. Die Kurtosis beläuft sich auf 0.34. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung eingeschränkt als normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen wiederum für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich anhand von Boxplots folgende Unterschiede konstatieren. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 40) liegen die

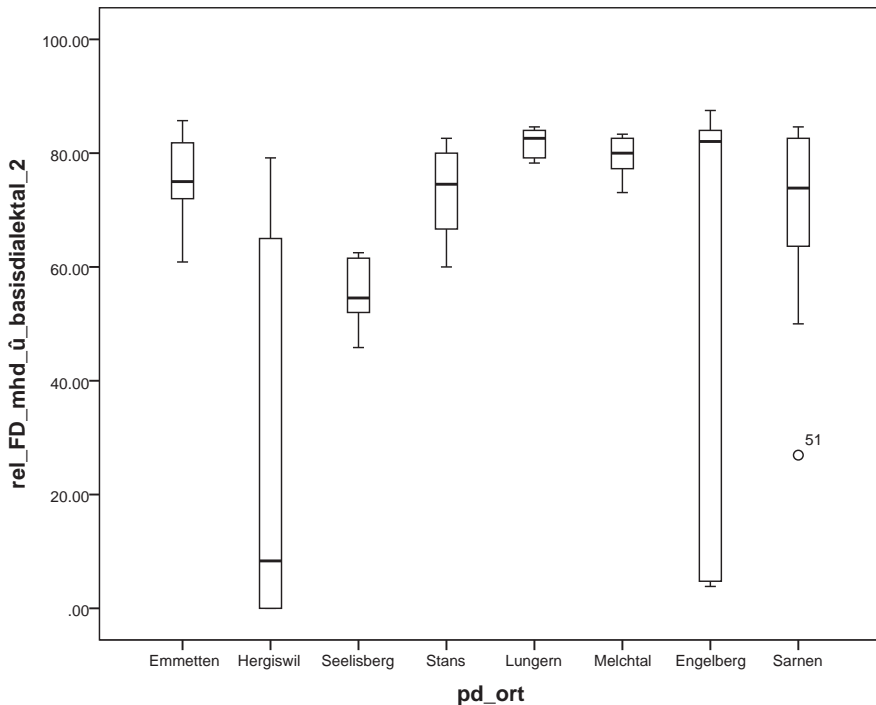


Abb. 40: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. \hat{u} in der Situation FD pro Wohnortsgruppe

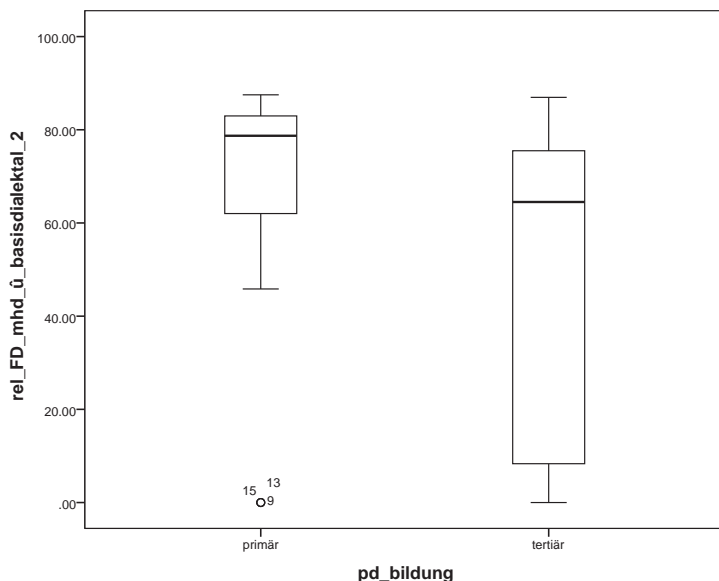


Abb. 41: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. \hat{u} in der Situation FD pro Bildungsgruppe

Mediane bei 75.00 % (Emmetten), 8.33 % (Hergiswil), 54.55 % (Seelisberg), 74.54 % (Stans), 82.61 % (Lungern), 80.00 % (Melchtal), 82.05 % (Engelberg) und 73.86 % (Sarnen). Während die Probandinnen und Probanden der meisten Gruppen also sehr hohe Basisdialektalitätswerte produzieren, fällt Hergiswil bezüglich des Medians stark ab. Betrachtet man die Varianz innerhalb der Gruppen, ist diese bei den meisten Gruppen sehr homogen, ausser bei Hergiswil und bei Engelberg; dort reichen die unteren und oberen Quartile sehr weit nach unten resp. nach oben (Hergiswil: 0.00 % resp. 65.00 %; Engelberg 4.76 % resp. 84.00 %). Im Vergleich zur selben Variable in der Situation SD liegen die Mediane der allermeisten Wohnortsgruppen hier deutlich höher und die mittleren 50 % der Werte streuen weniger stark um den Median. Ausnahmen bezüglich der Varianz bilden einzig Hergiswil und Engelberg; Dort scheinen die Probandinnen und Probanden in der Situation FD stärker sprachlich zu variieren. Jene aus Hergiswil realisieren zudem weniger basisdialektale Varianten als in der Situation SD. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als hoch signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.000$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 41) liegt der Median der primär Gebildeten mit 78.71 % höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 64.50 %, überdies streuen die Werte in der Gruppe der Tertiären deutlich stärker (unteres Quartil bei 8.33 %, oberes Quartil bei 75.50 %). Auch hier kann bezüglich der

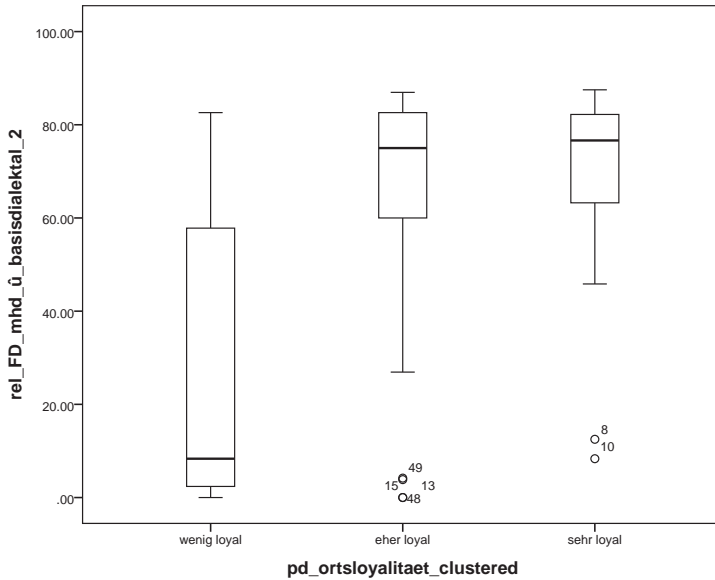


Abb. 42: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. \hat{u} in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe

Bildungsgruppe also ein Unterschied im Gebrauch basisdialektaler Varianten verzeichnet werden: Schlechter gebildete Probandinnen und Probanden sprechen mehr Basisdialekt als besser gebildete. Der Unterschied ist im Vergleich zur selben Variable in der Situation SD zusätzlich deutlicher, sowohl, was die Lage der Mediane betrifft, als auch, was die Streuung innerhalb der Gruppen angeht. Der t -Test weist die Gruppenmittelwerte denn auch als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.016$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 42) liegt der Median der wenig Loyalen bei 8.33 %, der Median der eher Loyalen bei 75.00 % und der Median der sehr Loyalen bei 76.64 %, was einem ausnehmend grossen Unterschied zwischen der Gruppe der wenig Loyalen und den Gruppen der eher und der sehr Loyalen gleichkommt. Das Muster, dass die erste Gruppe in der Situation FD im Vergleich zur Situation SD erheblich weniger basisdialektale Werte produziert als die anderen zwei Gruppen, konnte bereits bezüglich der Variable *gesamt* eruiert werden. Während in der Situation SD also ein Anstieg des Ortsloyalitätsgrades kontinuierlich mit einem Anstieg des Gebrauchs basisdialektaler Varianten einherzugehen scheint, entsteht in der Situation FD ein deutlicher Bruch v. a. zwischen der ersten und den zwei zweiten Ortsloyalitätsgruppen, was zu einem Teil sicher auf die je unterschiedliche Spezifik der Situation zurückgeführt werden kann. Die Variation ist in der Gruppe der wenig Loyalen (unteres

Quartil bei 2.38 %, oberes Quartil bei 57.82 %) zudem wieder um eines grösser als bei den anderen beiden Gruppen. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.035$).

13.3.1.3 Situative Variation

Zuletzt ist von Interesse, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable *mhd. \hat{u}* pro Proband ist, wenn die intersituative Variation betrachtet wird. Das Muster, das sich hier ergibt, weicht v. a. in der Hinsicht vom intersituativen Muster der Variable *gesamt* ab, als es nur wenige Probandinnen und Probanden gibt, die in den Minusbereich fallen: Im Schnitt werden bezüglich der Variable *mhd. \hat{u}* in den Fragebuchdaten also erheblich mehr basisdialektale Werte produziert als in den Spontandaten. Dieser Umstand spiegelt sich auch in den deskriptiven Masszahlen: Der Minimalwert vorliegender Verteilung liegt bei -31.44 %, der Maximalwert bei 72.73 %, der Mittelwert bei 23.02 % (der Median weicht mit 22.46 % nur wenig davon ab). Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 23.30 % ähnlich stark wie in den Situationen SD und FD. Die Verteilung kann mit -0.11 als minimal linksschief beschrieben werden. Die Kurtosis beläuft sich auf -0.65. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung als näherungsweise normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich anhand von Boxplots folgende Unterschiede konstatieren. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 43) liegen die Mediane bei 38.65 % (Emmetten), 0.00 % (Hergiswil), 24.55 % (Seelisberg), 22.46 % (Stans), 34.00 % (Lungern), 21.72 % (Melchtal), 30.88 % (Engelberg) und 15.72 % (Sarnen). Dieses Muster unterstützt jene Interpretation, die bereits auf der Basis der Wohnortsgruppen-Resultate in den Situationen SD und FD propagiert wurde: Die Probandinnen und Probanden aller Orte realisieren in der Situation FD mehr basisdialektale Varianten als in der Situation SD, ausser jene aus Hergiswil, dort liegt der Median der intersituativen Variation bei 0.00 %. Die Strategie, in den Fragebuchdaten mehr basisdialektale Varianten zu produzieren als in den Spontandaten, verfolgen dagegen am deutlichsten die Probandinnen und Probanden aus Emmetten, Lungern und Engelberg. Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.360$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 44) liegt der Median der primär Gebildeten mit 24.58 % höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 8.33 %. Der Wertebereich der mittleren 50 % der Werte gleicht diesen Unterschied allerdings etwas aus (primäre Bildungsgruppe: unteres Quartil bei 10.89 %, oberes Quartil bei 47.04 %; tertiäre Bildungsgruppe: unteres Quartil bei -6.13 %, oberes Quartil bei 36.36 %). Auch bezüglich der intersituativen Variation scheinen die

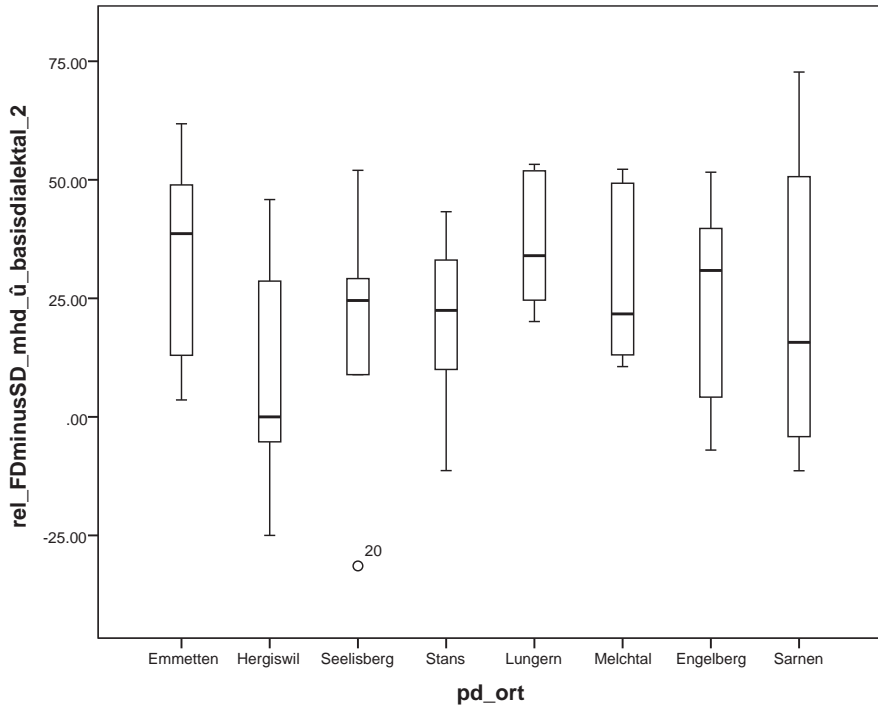


Abb. 43: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. \hat{u} pro Wohnortsgruppe

primär Gebildeten also tendenziell jene zu sein, die mehr basisdialektale Werte produzieren als die tertiär Gebildeten und konkret von jener Strategie Gebrauch machen, in der Situation FD mehr Basisdialekt zu sprechen als in der Situation SD. Der t -Test weist die Gruppenmittelwerte allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.177$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 45) liegt der Median der wenig Loyalen bei -5.26% , jener der eher Loyalen bei 31.40% und jener der sehr Loyalen bei 24.58% , was einem ausserordentlich grossen Unterschied v. a. zwischen der ersten und den anderen zwei Gruppen gleichkommt. Was die Varianz anbetrifft, streut der Interquartilbereich bei der ersten Gruppe interessanterweise weniger als bei den übrigen: Dieses Ergebnis bildet einen Kontrapunkt zu den bisherigen Ergebnissen. Offenbar ist der intersituative Sprachgebrauch der Gruppe der wenig Loyalen homogener als jener der eher und der sehr Loyalen. In den Fragebuchdaten nicht unbedingt mehr basisdialektale Varianten zu produzieren als in den Spontandaten, scheint damit einem vergleichsweise einheitlichen Sprachgebrauch der Gruppe der wenig Loyalen zu entsprechen. Die Varianz in

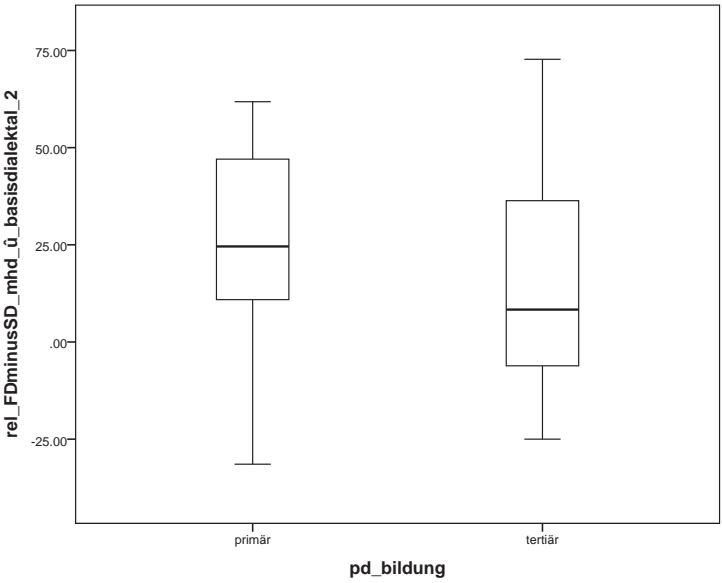


Abb. 44: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. \hat{u} pro Bildungsgruppe

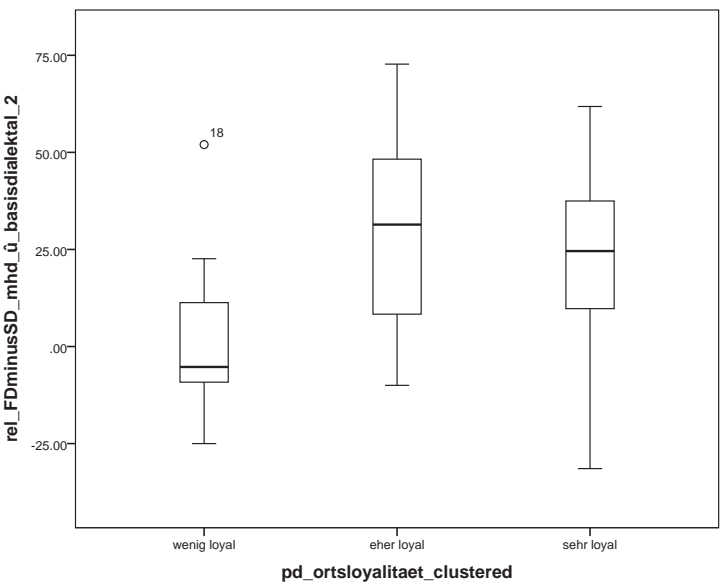


Abb. 45: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. \hat{u} pro Ortsloyalitätsgruppe

den Gruppen der eher Loyalen und den sehr Loyalen ist indes grösser: Dort scheinen die sprachlichen Strategien der Probandinnen und Probanden weniger einheitlich zu sein. Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als knapp signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.047$).

13.3.2 Inferenzstatistische Berechnung

Über einen statistisch-schliessenden Zugriff soll nun dargestellt werden, welche bereits deskriptiv diskutierten unabhängigen Variablen den Gebrauch der abhängigen Variable mhd. \hat{u} am besten zu erklären vermögen.

In Tab. 15 sind die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. \hat{u} dargestellt. Für die Situation SD ergibt die Regression nun, dass einzig die unabhängige Variable *Wohnort* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leistet ($F(1,58) = 11.68$, $p = 0.001$). Konkret handelt es sich dabei um den Dummy *Hergiswil*, der sich im Vergleich zu den anderen Wohnorts-Dummys signifikant anders verhält. Der entsprechende Regressionskoeffizient $\beta = -26.21$ ($p = 0.001$) weist aus, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil durchschnittlich um 26.21 Prozentpunkte tiefere basisdialektale Werte produzieren als die Probandinnen und Probanden aus den anderen interessierenden Wohnorten. Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.153, was bedeutet, dass 15.3% der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen durch den Dummy *Hergiswil* erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.18, was einem mittleren Effekt entspricht.

Tab. 15: Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. \hat{u}

Abhängige Variable: mhd. \hat{u}	(1) SD	(2) FD	(3) Intersituative Variation
Wohnort _Hergiswil	-26.205*** (7.668)	-39.931*** (7.681)	-17.865** (7.795)
Ortsloyalität		7.955*** (2.646)	
Konstante	43.320*** (3.130)	24.723 (15.149)	26.000*** (3.182)
n	60	60	60
R^2	0.168	0.430	0.083
Korrigiertes R^2	0.153	0.410	0.067

*** $p < 0.01$, ** $p < 0.05$, * $p < 0.1$, Standardfehler in Klammern

Für die Situation FD können mehrere unabhängige Variablen eruiert werden, die die Varianz der Daten statistisch signifikant erklären ($F(2,57) = 21.53$, $p = 0.000$). Es sind dies die Variable *Wohnort* und konkret der Dummy *Hergiswil* sowie weiter die Variable *Ortsloyalität* (intervallskaliert). Bezüglich der Variable *Wohnort* weist der Korrelationskoeffizient des Dummys *Hergiswil* ($\beta = -39.93$, $p = 0.000$) aus, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil im Schnitt um 39.93 Prozentpunkte tiefere Basisdialektalitätswerte produzieren als die Probandinnen und Probanden der anderen Wohnorte: Personen aus diesen Orten sprechen demnach – allgemeiner formuliert – weniger Basisdialekt als die übrigen. Bezüglich der Variable *Ortsloyalität* ($\beta = 7.96$, $p = 0.004$) kann festgestellt werden, dass ein Anstieg der Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden mit einem Anstieg der Basisdialektalitätswerte um 7.96 Prozentpunkte einhergeht: Je ortsloyaler ein Proband, desto mehr Basisdialekt spricht er. Vergleicht man die zwei Variablen in Hinsicht auf ihren Erklärungsbeitrag miteinander, zeigt sich, dass die Variable *Wohnort* den grösseren Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert (Dummy *Hergiswil*: stand. $\beta = -0.53$) als die Variable *Ortsloyalität* (stand. $\beta = 0.31$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.410: 41.0 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen können durch die eben thematisierten signifikant gewordenen Variablen erklärt werden. Dies entspricht einem starken Effekt nach Cohen (1992) ($f^2 = 0.69$).

Was den Datentyp FD-SD anbetrifft, der die situative sprachliche Variation der Probandinnen und Probanden simuliert, kann dort nur eine abhängige Variable als statistisch signifikant ermittelt werden: Die Variable *Wohnort* bzw. konkret der Dummy *Hergiswil* ist es, der einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leistet ($F(1,58) = 5.25$, $p = 0.026$). Dem Regressionkoeffizienten ($\beta = -17.87$, $p = 0.026$) kann entnommen werden, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil im Vergleich zu den Probandinnen und Probanden aus den übrigen Wohnorten im Schnitt um 17.87 Prozentpunkte tiefere basisdialektale Werte produzieren: Personen aus Hergiswil sprechen demnach signifikant weniger Basisdialekt als Personen aus anderen Orten. Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.067: 6.7 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen können durch den Dummy *Hergiswil* erklärt werden. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.07, was einem schwachen Effekt entspricht.

13.3.3 Zusammenfassung

Was die Variable mhd. \hat{u} angeht, kann man aus der deskriptiven Beschreibung folgende Interpretationen ableiten: Wie bereits bei der Variable *gesamt*, sprechen die Probandinnen und Probanden mit 61.97 % auch hier in der Situation

FD im Mittel mehr Basisdialekt als in der Situation SD mit 38.95 %; die Differenz ist zudem ungleich grösser als bei der Variable *gesamt*. Auch die Streuung der Werte ist in der Situation FD höher als in der Situation SD und die Verteilung in der Situation FD mit -1.35 deutlich schief als in der Situation SD mit -0.12 : Die Probandinnen und Probanden sprechen in der Situation FD also deutlich heterogener, jene Probandinnen und Probanden, die vergleichsweise wenig Basisdialekt sprechen, variieren umso mehr.

Betrachtet man die deskriptiven Werte für die vorliegend interessierenden Gruppen, zeigt sich für die Bildungsgruppen, dass auch hier der Unterschied zwischen den Situationen ungleich grösser ist als bei der Variable *gesamt* (primär Gebildete: SD: 44.95 %, FD: 78.71 %, FD-SD: 24.58 %; tertiär Gebildete: SD: 31.25 %, FD: 64.50 %, FD-SD: 8.33 %). Insgesamt können die Boxplots so interpretiert werden, dass die Gruppe der primär Gebildeten mehr Basisdialekt spricht als die Gruppe der tertiär Gebildeten. Die Varianz ist in der Gruppe der besser Gebildeten grösser als in jener der schlechter Gebildeten. Auch bezüglich der Wohnortsgruppen kann festgehalten werden, dass in der Situation FD höhere Basisdialektalitätswerte realisiert werden als in der Situation SD. Daneben ist die Varianz innerhalb der Wohnortsgruppen in der Situation FD erheblich geringer als in der Situation SD: In der Situation FD wird also deutlich homogener gesprochen als in der Situation SD. Einzig die Wohnortsgruppen Hergiswil und Engelberg verhalten sich anders; dort variieren die Probandinnen und Probanden in der Situation FD sprachlich ähnlich stark wie in der Situation SD. Interessant ist in Bezug auf die Wohnortsgruppe Hergiswil überdies, dass der Median dort in der Situation SD (12.63 %) sogar höher ist als in der Situation FD (8.33 %): Die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil realisieren in der Situation FD demnach weniger basisdialektale Varianten als in der Situation SD. Die Betrachtung der Ortsloyalitätsgruppen zeigt schliesslich, dass die Gruppe der wenig Loyalen in der Situation SD (11.77 %) mehr basisdialektale Varianten produziert als in der Situation FD (8.33 %), bei der Gruppe der eher (SD: 33.33 %, FD: 75.00 %) und der sehr Loyalen (SD: 50.00 %, 76.64 %) hingegen ist es gerade umgekehrt. Die Varianz ist bei der Gruppe der wenig Loyalen am grössten.

Die inferenzstatistischen Berechnungen zeigen nun, dass die Variation im Sprachgebrauch der Variable mhd. \hat{u} in allen drei betrachteten Datentypen über die Variable *Wohnort* resp. konkret über den Dummy *Hergiswil* erklärt werden kann: Zurückzuführen ist dies darauf, dass die Probandinnen und Probanden mit Wohnort Hergiswil im Schnitt signifikant weniger basisdialektale Varianten realisieren als jene aus anderen Orten (SD: $\beta = -26.21$; FD: $\beta = -39.93$; FD-SD: $\beta = -17.87$). Die Regressionskoeffizienten verzeichnen für mhd. \hat{u} verglichen mit der Variable *gesamt* indes höhere Prozentpunktabweichungen von den übrigen

Wohnortsgruppen. In der Situation FD leistet zudem die Variable *Ortsloyalität* ($\beta = 7.96$) einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell. Die Regressionskoeffizienten weisen bezüglich der Ortsloyalität darauf hin, dass die Praxis, Basisdialekt zu sprechen, mit steigender Ortsloyalität zunimmt. Der Anstieg an Prozentpunkten, der vom Regressionskoeffizienten verzeichnet wird, ist für mhd. \hat{u} ungleich grösser als für die Variable *gesamt*. Insgesamt können gewisse Effekte, die ausgehend von den Ergebnissen der deskriptiven Statistik erwartet wurden, unter Einbezug und Kontrolle aller interessierenden Variablen inferenzstatistisch bestätigt werden.

13.4 Variable mhd. *iu*

Die Variable mhd. *iu* ist jene Variable, die von den Probandinnen und Probanden metakommuniziert wird, um die gängige Dreiteilung Unterwaldens in Obwalden (*ii*), Nidwalden (*ei*) und Engelberg (*ui*) geltend zu machen. Ihr emblematischer Charakter kommt der Variable mhd. *iu* über den Vergleich der Varianten innerhalb des Untersuchungsgebiets zu und nicht etwa, wie im Falle von mhd. \hat{u} , über den Vergleich nach aussen.

13.4.1 Deskriptive statistische Betrachtung

Zunächst wird über einen statistisch-beschreibenden Zugriff dargestellt, welchen Mustern der Gebrauch der abhängigen Variable mhd. *iu* in den Situationen SD und FD sowie zwischen den Situationen FD-SD folgt.

13.4.1.1 Variation SD

Erneut interessiert, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable mhd. *iu* pro Proband in der Situation SD ist. Auffallend ist dabei sowohl im Vergleich zur Variable *gesamt* als auch im Vergleich zur Variable mhd. \hat{u} , dass die Werte hier – in der Situation SD – stark gegen 0 % und 100 % streben. Minimal- und Maximalwerte liegen denn auch genau dort, der Mittelwert liegt bei 64.16 %, was einem sehr hohen Basisdialektalitätswert entspricht. Der Median liegt mit 83.97 % noch höher. Die Streuung der Werte ist mit einer Standardabweichung von 41.49 % indes die höchste, die bisher verzeichnet wurde. Mit -0.66 ist die Verteilung insgesamt leicht linksschief, mit einer Kurtosis von -1.34 eher steil. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung denn auch nur eingeschränkt als normalverteilt aus.

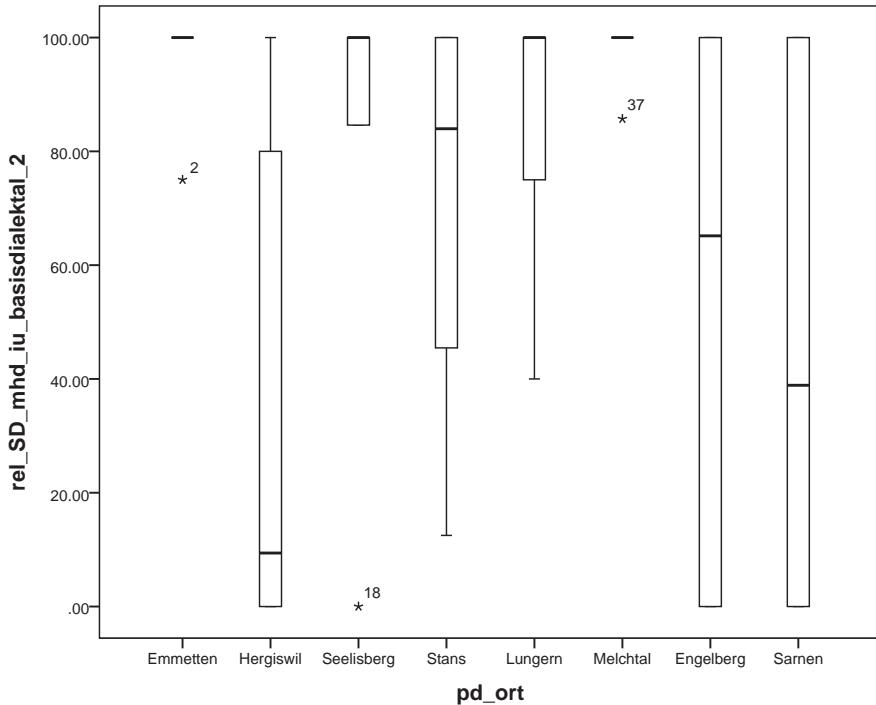


Abb. 46: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich anhand von Boxplots folgende Unterschiede konstatieren. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 46) liegen die Mediane bei 100.00 % (Emmetten), 9.42 % (Hergiswil), 100.00 % (Seelisberg), 83.97 % (Stans), 100.00 % (Lungern), 100.00 % (Melchtal), 65.15 % (Engelberg) und 38.89 % (Sarnen): Während die Probandinnen und Probanden aus Emmetten, Seelisberg, Stans, Lungern und Melchtal sehr hohe Basisdialektalitätswerte verzeichnen, fallen Engelberg und Sarnen und – am deutlichsten – Hergiswil ab: Dort realisieren die Probandinnen und Probanden die Variable mhd. *iu* vermehrt in ihrer grossräumigen Variante. Was die Wertebereiche der mittleren 50 % der Werte anbetrifft, fällt v.a. auf, dass Emmetten, Seelisberg, Lungern und Melchtal – d.h. die kleineren Orte im Design – kaum Varianz aufweisen, während die Orte Hergiswil, Stans, Engelberg und Sarnen erhebliche Varianz aufweisen. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte denn auch als sehr signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.003$).

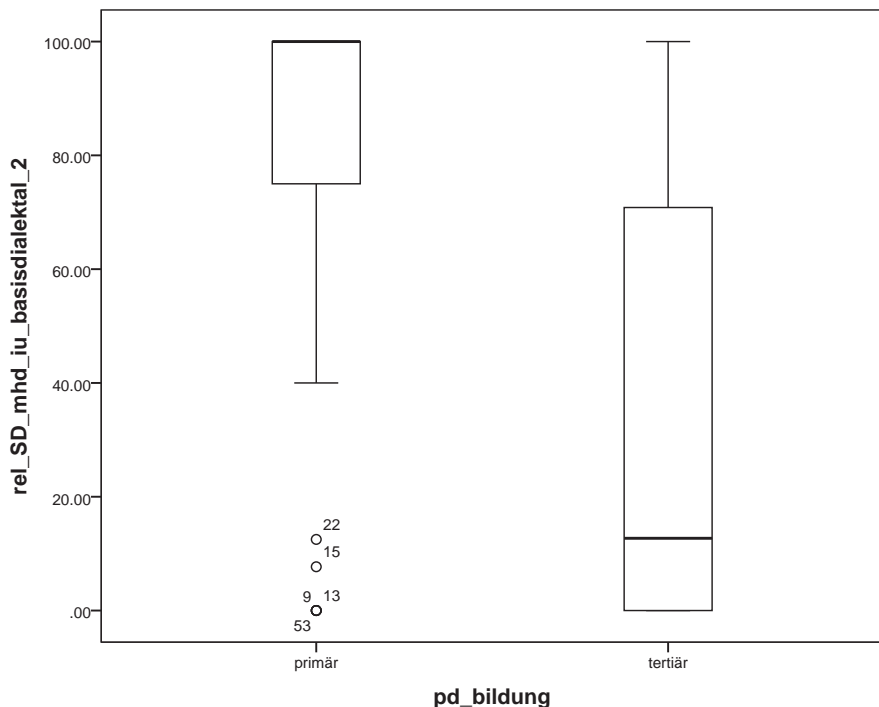


Abb. 47: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation SD pro Bildungsgruppe

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 47) liegt der Median der primär Gebildeten mit 100.00 % markant höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 12.70 %. Auch der Wertebereich der mittleren 50 % der Werte liegt bei der primären Bildungsgruppe (unteres Quartil bei 75.00 %, oberes Quartil bei 100.00 %) erheblich höher und streut weniger als jener der tertiären Bildungsgruppe (ausgenommen die Ausreisser im unteren Bereich). Die beiden Bildungsgruppen realisieren bezüglich der Variable mhd. *iu* in der Situation SD also markant unterschiedliche Basisdialektalitätswerte: die primär Gebildeten solche, die um ein Vielfaches höher sind als jene der tertiär Gebildeten. Der *t*-Test weist die Gruppenmittelwerte denn auch als hoch signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.000$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 48) liegt der Median der wenig Loyalen bei 0.00 %, der Median der eher Loyalen bei 63.64 % und der Median der sehr Loyalen bei 100.00 %, was wieder einem sehr grossen sprachlichen Unterschied zwischen den Gruppen gleichkommt: Während der Median der wenig Loyalen beim Minimum liegt, liegt derjenige der sehr Loyalen beim Maxi-

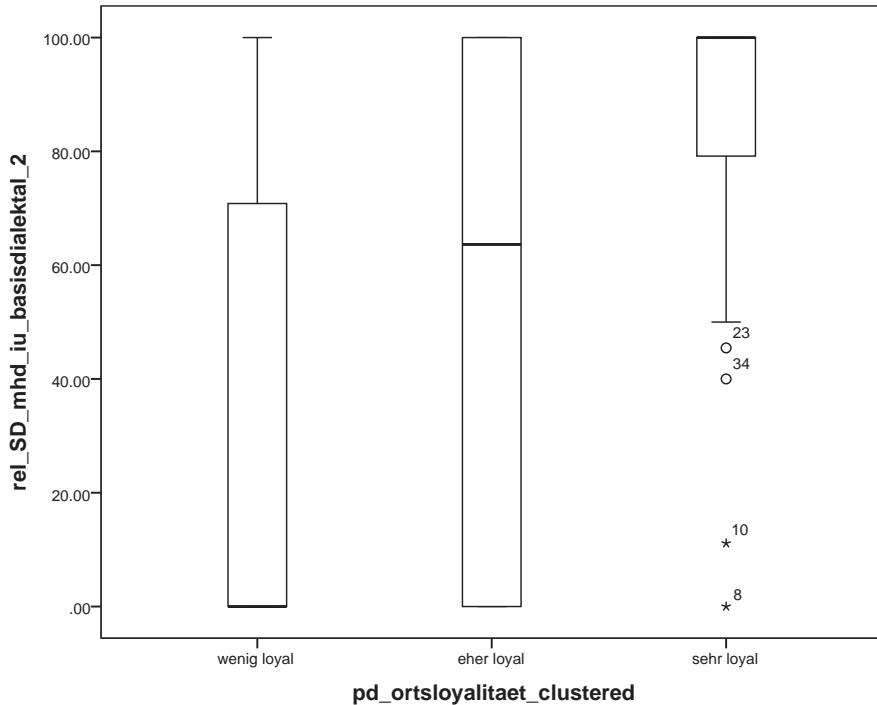


Abb. 48: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe

mum. Auch hier wird also das mögliche Spektrum von 0 %–100 % bespielt. Was den Wertebereich der mittleren 50 % der Werte angeht, so streut er für jede Gruppe stark, am stärksten allerdings für die Gruppe der eher Loyalen. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte als sehr signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.006$).

13.4.1.2 Variation FD

Eruiert man, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable mhd. *iu* in der Situation SD pro Proband ist, fällt auf, dass das Muster, das die Verteilung generiert, nicht allzu stark abweicht vom Muster der gleichen Variable in der Situation SD: Die Varianz ist auch hier sehr hoch (Minimalwert bei 0.00 %, Maximalwert bei 100.00 %). Der Mittelwert liegt mit 81.67 % vorliegend aber ungleich höher als in der Situation SD, der Median beläuft sich gar auf 100.00 %. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 33.64 % hingegen weniger stark als in der Situation SD. Die Verteilung kann

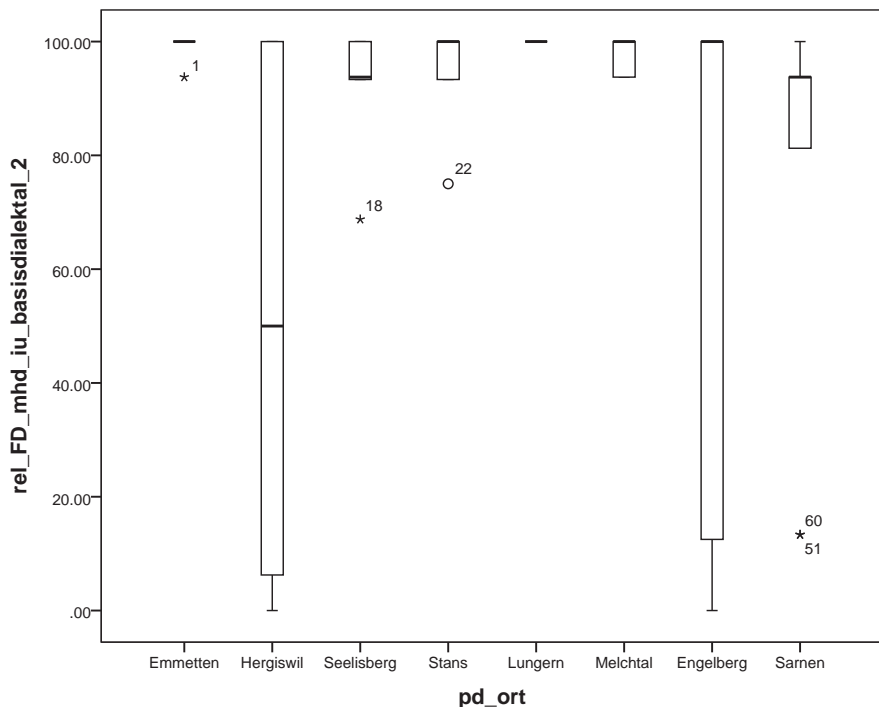


Abb. 49: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *mhd. iu* in der Situation FD pro Wohnortsgruppe

mit -1.74 als deutlich linksschief beschrieben werden: Die Probandinnen und Probanden, die tiefe Basisdialektalitätswerte verzeichnen, variieren demnach sprachlich stärker. Die Kurtosis beläuft sich auf 1.35 , die Verteilung ist also steiler als eine Normalverteilung. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung denn auch nur eingeschränkt als normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich anhand von Boxplots folgende Unterschiede konstatieren. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 49) lässt sich im Vergleich zur Situation SD feststellen, dass die Mediane hier insgesamt ebenfalls sehr hoch sind mit 100.00% (Emmetten), 50.00% (Hergiswil), 93.75% (Seelisberg), 100.00% (Stans), 100.00% (Lungern), 100.00% (Melchtal), 100.00% (Engelberg) und 93.75% (Sarnen). Darüber hinaus verzeichnen die meisten Orte – Hergiswil und Engelberg ausgenommen – kaum Varianz, was auf einen äusserst homogenen Sprachgebrauch innerhalb der Gruppen hinweist. Stark streuen einzig die Gruppen Hergiswil (unteres Quartil bei 6.25% , oberes Quartil bei 100.00%) und Engelberg (unteres Quartil bei 12.50% , oberes Quartil bei

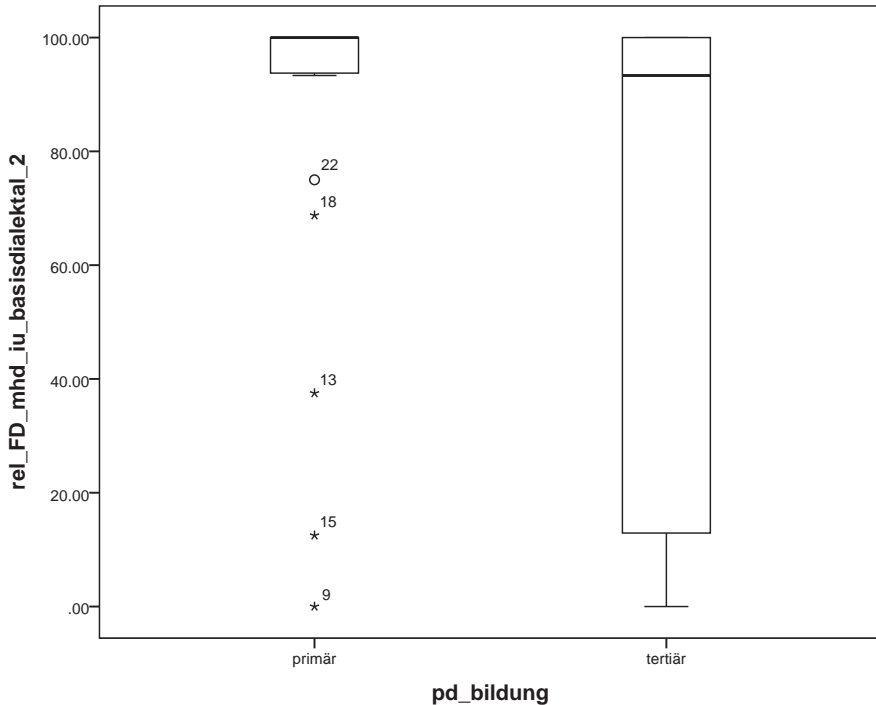


Abb. 50: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. *iu* in der Situation FD pro Bildungsgruppe

100.00 %). Weder ANOVA noch Welch-Test können zur Prüfung signifikanter Mittelwertsunterschiede herangezogen werden, da mindestens eine der betrachteten Gruppen die Varianz 0 aufweist.

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 50) fällt im Vergleich zur Situation SD v. a. auf, dass der Median der primär Gebildeten mit 100.00 % nur unwesentlich höher ist als der Median der tertiär Gebildeten mit 93.33 %. In der Situation SD war der Unterschied hier ausnehmend gross. Der Wertebereiche der mittleren 50 % der Werte weist – mit seiner fast maximalen Streuung – nun darauf hin, dass das Sprachverhalten innerhalb der Gruppe der tertiär Gebildeten in dieser Situation sehr heterogen ist. Deutlich homogener ist – von einzelnen Ausreißern und Extremwerten abgesehen – hingegen das Sprachverhalten der primären Bildungsgruppe: Hier liegen das untere und das obere Quartil nur ganz knapp auseinander. Der *t*-Test weist die Gruppenmittelwerte als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.017$).

Auch bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (Abb. 51) ist Ähnliches festzustellen: Hier liegt der Median der wenig Loyalen bei 62.50 %, der Median der eher

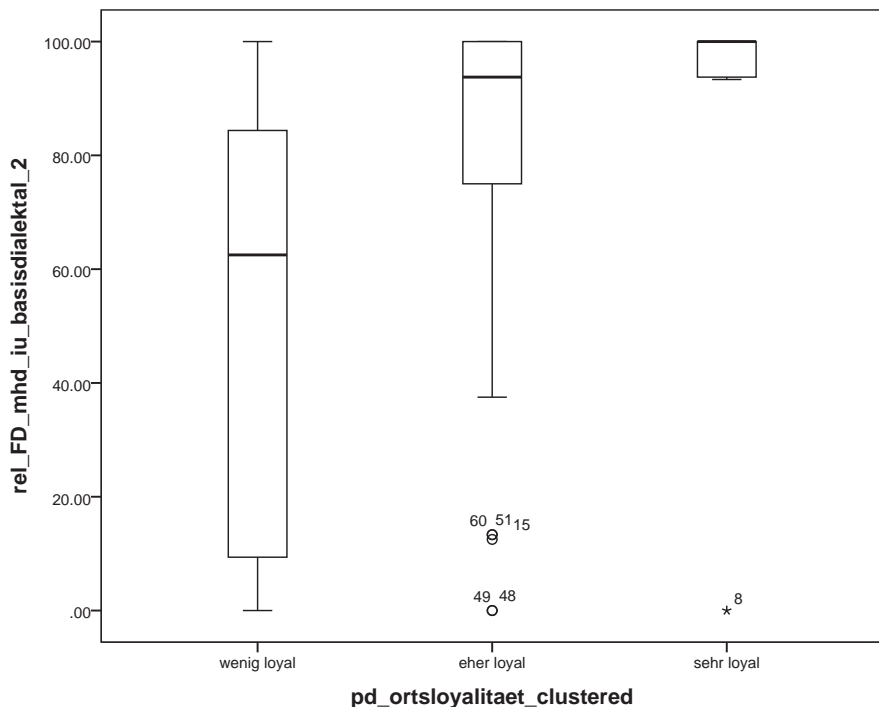


Abb. 51: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *mhd. iu* in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe

Loyalen bei 93.75% und der Median der sehr Loyalen bei 100.00%, was im Vergleich zur Situation SD insgesamt höheren Basisdialektalitätswerten pro Gruppe entspricht. Zudem sind die Unterschiede zwischen den Gruppen weniger gross als in Situation SD. Varianz verzeichnen die wenig Loyalen – wie auch bei anderen betrachteten abhängigen Variablen – tendenziell mehr als die übrigen beiden Gruppen. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.017$).

13.4.1.3 Situative Variation

Nun interessiert, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable *mhd. iu* pro Proband ist, wenn die intersituative Variation betrachtet wird. Im Vergleich zu den übrigen intersituativen Variationsmustern fällt das Muster der Verteilung von *mhd. iu* um einiges heterogener aus, v. a. weil viele Werte bei 0% liegen und einige bei fast 100%. Der Mittelwert der Verteilung liegt bei 17.51% (Minimalwert bei -12.50%, Maximalwert bei

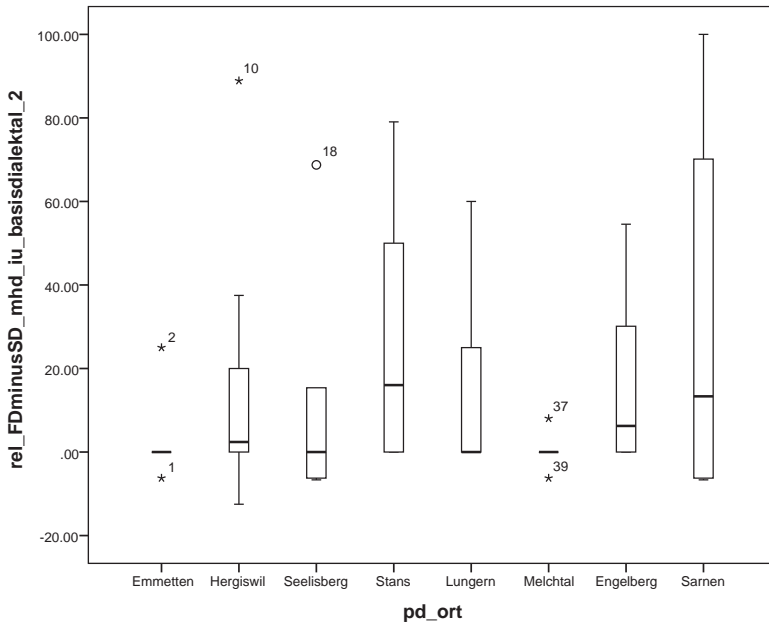


Abb. 52: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *iu* pro Wohnortsgruppe

100.00 %), der Median mit 0.00 % allerdings deutlich tiefer. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 28.49 %, was einem eher hohen Wert entspricht. Die Verteilung kann mit 1.46 als rechtsschief beschrieben werden, die sprachliche Varianz ist bei den Probandinnen und Probanden, die mehr Basisdialekt sprechen, demnach grösser. Die Kurtosis beläuft sich auf 1.17, was einer steilen Verteilung entspricht. Die Verteilung ist nur eingeschränkt normalverteilt.

Betrachtet man die Lage und Verteilung der Werte für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich folgende Unterschiede feststellen. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 52) liegen die Mediane bei 0.00 % (Emmetten), 2.40 % (Hergiswil), 0.00 % (Seelisberg), 16.03 % (Stans), 0.00 % (Lungern), 0.00 % (Melchtal), 6.25 % (Engelberg) und 13.33 % (Sarnen): Es lässt sich diesbezüglich also zwischen Gruppen mit intersituativ kaum variierendem Sprachgebrauch unterscheiden (Emmetten, Seelisberg, Lungern, Melchtal) und Gruppen, deren Probandinnen und Probanden intersituativ stärker variieren in dem Sinne, als sie in den Fragebuchdaten mehr basisdialektale Varianten produzieren als in den Spontandaten (aufsteigend von Hergiswil über Engelberg und Sarnen bis Stans). Dieser Unterschied ist nun wohl in erster Linie auf die Bevöl-

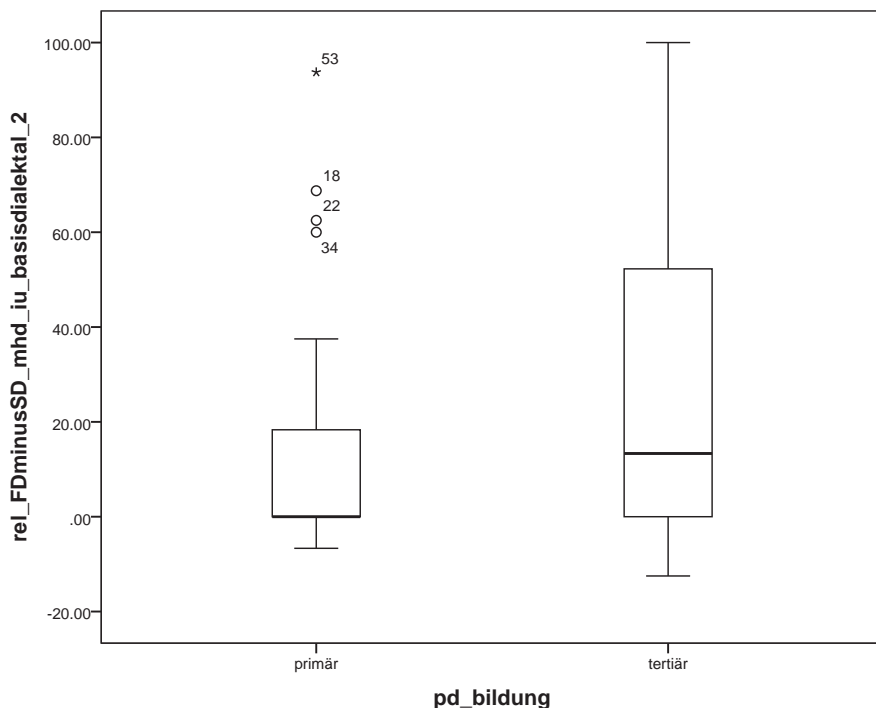


Abb. 53: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *mhd. iu* pro Bildungsgruppe

kerungsstruktur der kleinen resp. der grossen Orte zurückzuführen: In den grösseren Orten wurden zur Hälfte Personen tertiärer Bildung befragt, in den kleineren nur Personen primärer Bildung. Das Ergebnis, dass in den grösseren Orten unter dem Strich mehr basisdialektale Werte produziert werden als in den kleineren Orten, hängt vermutlich in erster Linie damit zusammen. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.081$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 53) liegt der Median der tertiär Gebildeten mit 13.33% höher als der Median der primär Gebildeten mit 0.00%. Dieses Ergebnis ist interessant, da die primäre Bildungsgruppe bislang immer höhere Basisdialektalitätswerte verzeichnet hatte als die tertiäre Bildungsgruppe. Die tertiäre Bildungsgruppe scheint sich – bei einiger Varianz in der Gruppe – demnach bzgl. der Variable *mhd. iu* im Vergleich zu den übrigen abhängigen Variablen stärker der Strategie zu bedienen, in den Fragebuchdaten mehr basisdialektale Varianten zu produzieren als in den Spontandaten. Der *t*-Test

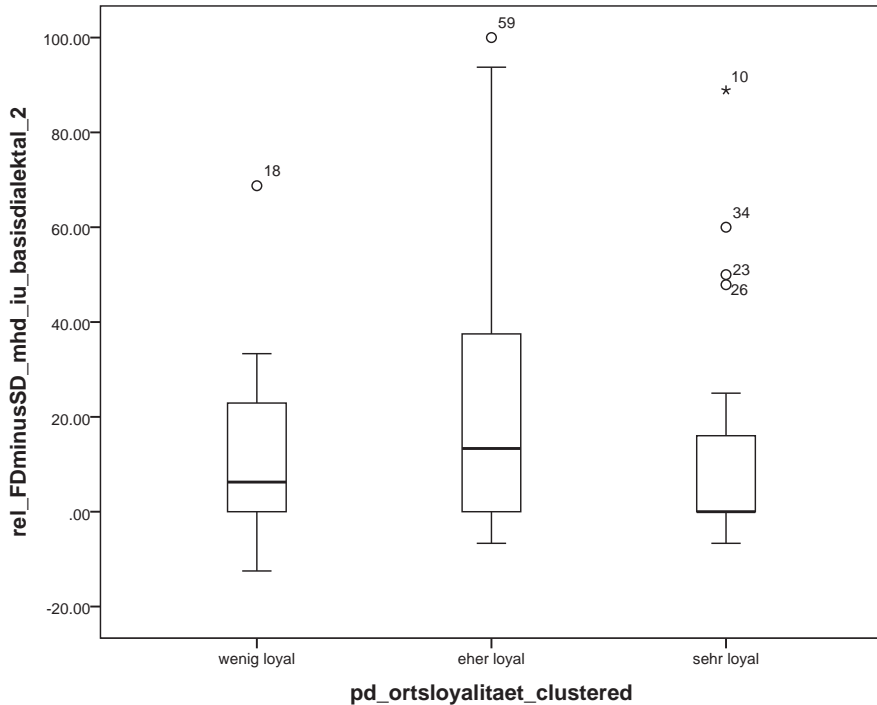


Abb. 54: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. *iu* pro Ortsloyalitätsgruppe

weist die Gruppenmittelwerte insgesamt allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.056$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 54) liegt der Median der wenig Loyalen bei 6.25 %, der Median der eher Loyalen bei 13.33 % und der Median der sehr Loyalen bei 0.00 %. Damit wird ein Muster abgebildet, das bei den übrigen betrachteten Variablen so noch nicht aufgetreten ist: Vielfach war der Gruppenunterschied zumindest zwischen der Gruppe der wenig Loyalen und der Gruppen der eher und der sehr Loyalen deutlicher in dem Sinne, als die wenig Loyalen weniger basisdialektale Werte produzieren als die eher und sehr Loyalen. Hier wird dieser Unterschied nun nicht mehr so deutlich, die Mediane liegen sehr nahe zusammen wie auch die Wertebereiche der mittleren 50 % der Werte. Das intersituative Variationsverhalten lässt sich also nicht ohne Weiteres mit den Ortsloyalitätsgruppen in Einklang bringen. Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte indes auch nicht als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.230$).

13.4.2 Inferenzstatistische Berechnung

Über einen statistisch-schliessenden Zugriff soll nun dargestellt werden, welche bereits deskriptiv diskutierten unabhängigen Variablen den Gebrauch der abhängigen Variable mhd. *iu* am besten zu erklären vermögen.

In Tab. 16 sind die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. *iu* dargestellt. Für die Situation SD ergibt die Regression nun, dass die unabhängigen Variablen *Bildung* und *Ortsloyalität* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leisten ($F(2,57) = 13.32, p = 0.000$). Bezüglich der *Bildung* ist es konkret der Dummy *tertiär Gebildete*, der sich im Vergleich zum Dummy *primär Gebildete* signifikant anders verhält. Der entsprechende Regressionskoeffizient $\beta = -36.37$ ($p = 0.001$) weist aus, dass die besser gebildeten Probandinnen und Probanden aus Hergiswil durchschnittlich um 36.37 Prozentpunkte tiefere basisdialektale Werte produzieren als die schlechter gebildeten Probandinnen und Probanden. Bezüglich der Variable *Ortsloyalität* ($\beta = 10.33, p = 0.022$) kann festgestellt werden, dass ein Anstieg der Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden mit einem Anstieg der Basisdialektalitätswerte um 10.33 Prozentpunkte einhergeht: Je ortsloyaler ein Proband, desto mehr Basisdialekt spricht er. Vergleicht man die zwei Variablen in Hinsicht auf ihren Erklärungsbeitrag miteinander, zeigt sich, dass die Variable *Bildung* (stand. $\beta = -0.42$) den grösseren Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert als die Variable *Ortsloyalität* (stand. $\beta = 0.27$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.295, was bedeutet, dass 29.5 % der Gesamtvarianz

Tab. 16: Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. *iu*

Abhängige Variable: mhd. <i>iu</i>	(1) SD	(2) FD	(3) Intersituative Variation
Wohnort _Hergiswil		-27.541*** (9.905)	
Bildung_tertiär	-36.371*** (10.050)	-16.604** (8.113)	16.994** (7.546)
Ortsloyalität	10.327** (4.378)	9.397* (3.548)	
Konstante	19.281 (25.812)	39.923* (21.109)	11.843*** (4.357)
<i>n</i>	60	60	60
R^2	0.318	0.344	0.080
Korrigiertes R^2	0.295	0.309	0.065

*** $p < 0.01$, ** $p < 0.05$, * $p < 0.1$, Standardfehler in Klammern

der basisdialektalen Realisierungen durch den Dummy *Hergiswil* erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.42, was einem mittleren Effekt entspricht.

Für die Situation FD können mehrere unabhängige Variablen eruiert werden, die die Varianz der Daten statistisch signifikant erklären ($F(3,56) = 9.79$, $p = 0.000$). Es sind dies die Variable *Wohnort* und konkret der Dummy *Hergiswil*, die Variable *Bildung* mit dem Dummy *tertiär Gebildete* und die Variable *Ortsloyalität* (intervallskaliert). Bezüglich der Variable *Wohnort* weist der Korrelationskoeffizient des Dummys *Hergiswil* ($\beta = -27.54$, $p = 0.007$) aus, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil im Schnitt um 27.54 Prozentpunkte tiefere Basisdialektalitätswerte produzieren als die Probandinnen und Probanden der anderen Wohnorte: Personen aus diesen Orten sprechen demnach – allgemeiner formuliert – weniger Basisdialekt als die übrigen. Bezüglich der Variable *Bildung* zeigt sich, dass die besser gebildeten Probandinnen und Probanden im Schnitt um 16.60 Prozentpunkte mehr Basisdialekt sprechen ($\beta = -16.60$, $p = 0.045$) als die schlechter gebildeten Probandinnen und Probanden. Bezüglich der Variable *Ortsloyalität* ($\beta = 9.40$, $p = 0.010$) kann festgestellt werden, dass ein Anstieg der Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden mit einem Anstieg der Basisdialektalitätswerte um 9.40 Prozentpunkte einhergeht: Je ortsloyaler ein Proband, desto mehr Basisdialekt spricht er. Vergleicht man die zwei Variablen in Hinsicht auf ihren Erklärungsbeitrag miteinander, zeigt sich, dass die Variable *Wohnort* den grösseren Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert (Dummy *Hergiswil*: stand. $\beta = -0.31$), gefolgt von der Variable *Ortsloyalität* (stand. $\beta = -0.24$) und der Variable *Bildung* (Dummy *tertiär Gebildete*: stand. $\beta = -0.24$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.309: 30.9% der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen können durch die eben thematisierten signifikant gewordenen Variablen erklärt werden. Dies entspricht einem starken Effekt nach Cohen (1992) ($f^2 = 0.45$).

Was den Datentyp FD-SD anbetrifft, der die situative sprachliche Variation der Probandinnen und Probanden simuliert, kann dort nur eine abhängige Variable als statistisch signifikant ermittelt werden: Die Variable *Bildung* bzw. der Dummy *tertiär Gebildete* ist es, der einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leistet ($F(1,58) = 5.07$, $p = 0.028$). Dem Regressionkoeffizienten ($\beta = 16.99$, $p = 0.028$) kann entnommen werden, dass die besser gebildeten Probandinnen und Probanden im Vergleich zu den schlechter gebildeten Probandinnen und Probanden intersituativ im Schnitt um 16.99 Prozentpunkte höhere basisdialektale Werte produzieren: Besser gebildete Probandinnen und Probanden machen demnach signifikant mehr von der Strategie Gebrauch, in der Situation FD mehr Basisdialekt zu sprechen als schlechter gebildete Probandinnen und Probanden.

Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.065: 6.5 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen können demnach durch den Dummy *tertiär Gebildete* erklärt werden. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.07, was einem schwachen Effekt entspricht.

13.4.3 Zusammenfassung

Bezüglich der Variable mhd. *iu* können mit Rückgriff auf die deskriptiven Beschreibungen folgende Aussagen getroffen werden: Wie bereits bei den Variablen *gesamt* und mhd. *û* kann auch für mhd. *iu* festgehalten werden, dass in der Situation FD (81.67 %) insgesamt mehr basisdialektale Werte produziert werden als in der Situation SD (64.15 %). Auch Streuung und Schiefe der Verteilung verhalten sich ähnlich wie bei den anderen beiden betrachteten Variablen. Interessant bezüglich des Mittelwerts ist nun, dass sich die Variable mhd. *iu* in Bezug auf die intersituative Differenz hier ähnlich verhält wie die Variable mhd. *û*: Bei beiden Variablen steigt der Anteil basisdialektaler Werte von Situation SD zu Situation FD um ca. 20 % an. Die Mittelwerte von mhd. *iu* liegen mit 64.15 % resp. 81.67 % allerdings deutlich höher als jene von mhd. *û* mit 38.95 % resp. 61.97 %.

Betrachtet man die deskriptiven Werte für die Gruppen, zeigt sich ein etwas anderes Bild als bei den bereits betrachteten Variablen: Innerhalb der Bildungsgruppen liegt der Median der primär Gebildeten sowohl in den SD als auch in den FD bei 100.00 % (mit einigen Ausreißern und Extremwerten); der Median der tertiär Gebildeten hingegen steigt von 12.70 % in den SD auf 93.33 % in den FD enorm an. Das bislang allgemeingültige Ergebnis, dass Probanden mit niedrigerer Bildung situativ uneingeschränkt mehr basisdialektale Werte produzieren, stimmt für die Variable mhd. *iu* also nur für die Situation SD; in der Situation FD sind die Anteile fast ausgeglichen. Auch bezüglich der Wohnortsgruppen findet sich ein etwas anderes Muster als bei den Variablen *gesamt* und mhd. *û*: Zwar variieren die Probandinnen und Probanden in der Situation FD sprachlich wiederum deutlich weniger als in der Situation SD (ausgenommen sind Probandinnen und Probanden aus Engelberg und Hergiswil) und auch die Basisdialektalitätswerte sind in der Situation FD insgesamt wieder höher. Dieses Mal aber trifft der zweite Befund auf alle Wohnortsgruppen zu: Auch die Wohnortsgruppe Hergiswil realisiert in den Fragebuchdaten (50.00 %) mehr basisdialektale Werte als in den Spontandaten (9.42 %). Auch was die Ortsloyalitätsgruppen angeht, ist das Bild ein anderes als jenes, das die Variablen *gesamt* und mhd. *û* ergeben: Alle drei Loyalitätsgruppen verzeichnen hier einen Anstieg von der Situation SD (wenig loyal: 0.00 %, eher loyal: 63.64 %, sehr loyal: 100.00 %)

zur Situation FD (wenig loyal: 62.50 %, eher loyal: 93.75 %, sehr loyal: 100.00 %) (bei den sehr Loyalen bleibt der Median konstant bei 100 %).

So sind denn auch die Ergebnisse, die die inferenzstatistischen Methoden liefern, nicht unbedingt vergleichbar mit den Ergebnissen der anderen beiden Variablen. Es kann etwa gezeigt werden, dass die sprachliche Variation vorliegend hauptsächlich über die Variable *Bildung* resp. konkret über den Dummy *tertiär Gebildete* erklärt werden kann: Zurückzuführen ist dies darauf, dass die besser gebildeten Probandinnen und Probanden in den Situationen SD und FD im Schnitt signifikant weniger basisdialektale Varianten realisieren als die schlechter gebildeten (SD: $\beta = -36.37$; FD: $\beta = -16.60$). Intersituativ hingegen – und das ist ein spannendes Resultat – machen die besser gebildeten Probandinnen und Probanden signifikant häufiger von der Strategie Gebrauch, in der Situation FD mehr basisdialektale Varianten zu produzieren als in der Situation SD (FD-SD: $\beta = 16.99$). Für die Situation SD leistet zudem die Variable *Ortsloyalität* und für die Situation FD die Variablen *Ortsloyalität* und *Wohnort* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell: Die Regressionskoeffizienten weisen bezüglich der Variable *Ortsloyalität* darauf hin, dass die Praxis, Basisdialekt zu sprechen, mit steigender Ortsloyalität zunimmt (SD: $\beta = 10.33$; FD: $\beta = 9.40$). Bezüglich der Variable *Wohnort* erweist sich der Dummy *Hergiswil* als signifikant von allen anderen Wohnortsgruppen verschieden: Probandinnen und Probanden aus Hergiswil sprechen im Schnitt um 27.54 Prozentpunkte weniger Basisdialekt ($\beta = 27.54$). Insgesamt können gewisse Effekte, die ausgehend von den Ergebnissen der deskriptiven Statistik erwartet wurden, unter Einbezug und Kontrolle aller interessierenden Variablen inferenzstatistisch bestätigt werden.

13.5 Variable mhd. /

Bei der Variable mhd. / haben wir es insofern mit einer speziellen Variable zu tun, als dass sie die einzige Variable im Korpus darstellt, bezüglich der die dialektologische und die laienlinguistische Beschreibung und Einschätzung auseinanderklaffen. Der SDS weist als Reflexe von mhd. / im Untersuchungsgebiet kategorisch / aus, wohingegen die Probandinnen und Probanden metakommunizieren, dass mhd. / in Nidwalden vokalisiert realisiert würde.

13.5.1 Deskriptive statistische Betrachtung

Zunächst wird über einen statistisch-beschreibenden Zugriff dargestellt, wie der Gebrauch der abhängigen Variable mhd. / in den Situationen SD und FD sowie zwischen den Situationen FD-SD beschaffen ist.

13.5.1.1 Variation SD

Zuerst interessiert, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable *mhd. l* pro Proband in der Situation SD ist. Dabei ist auffällig, dass viele Werte gegen 100 % streben. Der Mittelwert liegt mit 82.79 % denn auch vergleichsweise hoch (Minimalwert bei 13.33 %, Maximalwert bei 100.00 %), der Median liegt gar bei 95.95 %. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 21.85 %, also etwa gleich stark wie die Variable *mhd. û*, stärker allerdings als die Variable *mhd. iu* und schwächer als die Variable *gesamt*. Die Verteilung kann mit -1.12 als linksschief beschrieben werden: Die Werte streuen bei den niedrigen Basisdialektalitätswerten demnach deutlich mehr. Die Kurtosis beläuft sich auf 0.46, die Verteilung ist also ähnlich steil wie eine Normalverteilung. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung eingeschränkt als normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich folgende Unterschiede konstatieren. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 55) liegen die Mediane bei 52.94 % (Emmetten), 91.53 % (Hergiswil), 52.94 % (Seelisberg), 71.65 % (Stans), 100.00 % (Lungern), 61.11 % (Melchtal), 100.00 % (Engelberg), 100.00 % (Sarnen).

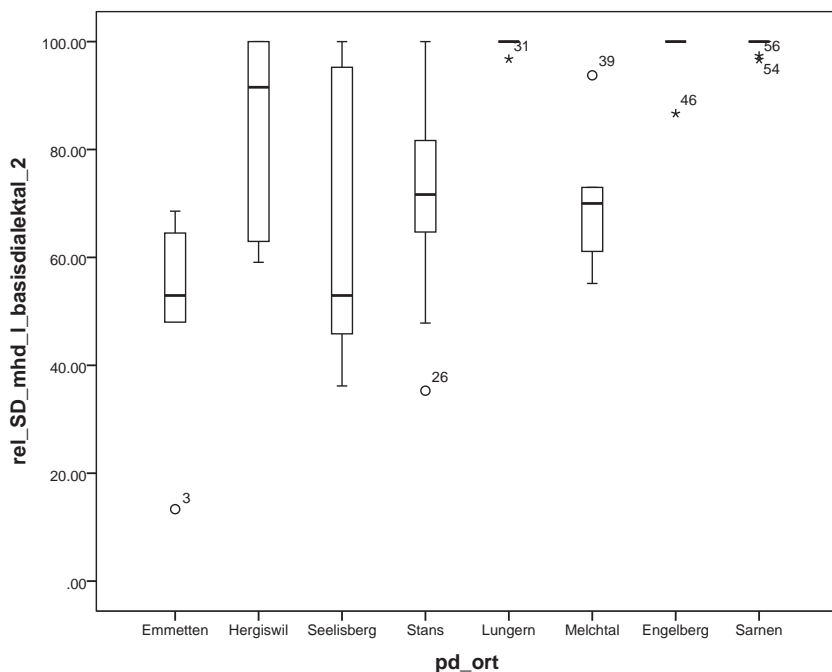


Abb. 55: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *mhd. l* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe

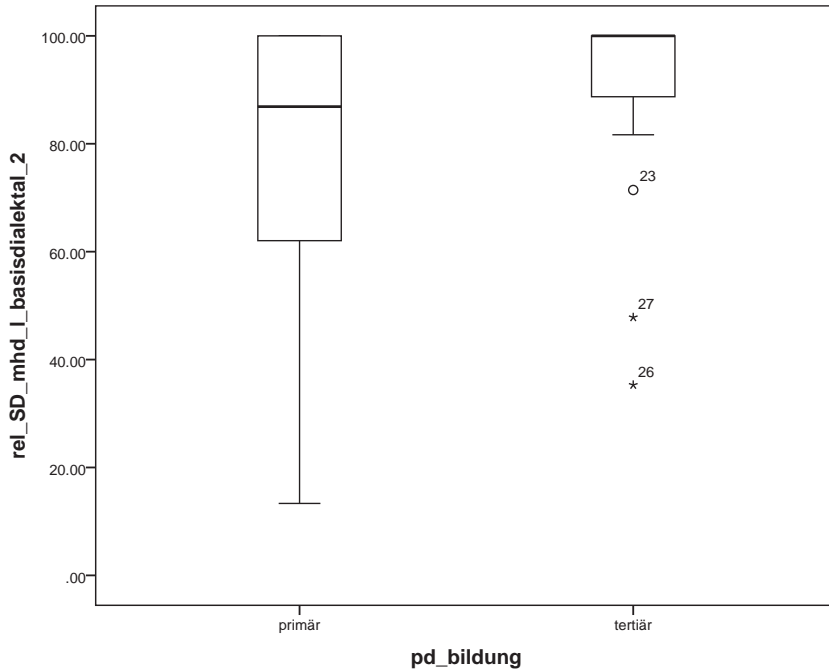


Abb. 56: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. I in der Situation SD pro Bildungsgruppe

70.00 % (Melchtal), 100.00 % (Engelberg) und 100.00 % (Sarnen). Es zeigt sich demnach ein deutlicher Unterschied zwischen den Gruppen Lungern, Engelberg und Sarnen, die allesamt bei 100.00 % liegen und kaum Varianz aufweisen, und den übrigen Gruppen, die tiefer zu liegen kommen und mehr Varianz aufweisen. Am tiefsten ist der Wert der Gruppe Emmetten mit 52.94 %. Die Probandinnen und Probanden aus Lungern, Engelberg und Sarnen realisieren die Variable mhd. I demnach fast kategorisch basisdialektal, während die Probandinnen und Probanden aus den anderen Orten sprachlich variieren. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als hoch signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.000$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 56) liegt der Median der primär Gebildeten mit 86.88 % weniger hoch als der Median der tertiär Gebildeten mit 100.00 %. Auch der Wertebereich der mittleren 50 % der Werte liegt bei der primären Bildungsgruppe (unteres Quartil bei 62.03 %, oberes Quartil bei 100.00 %) tiefer als jener der tertiären Bildungsgruppe (unteres Quartil bei 88.72 %, oberes Quartil bei 100.00 %). Dies ist erstaunlich, da die tertiären Bildungsgruppen bei den bisher betrachteten Variablen stets weniger hohe Basis-

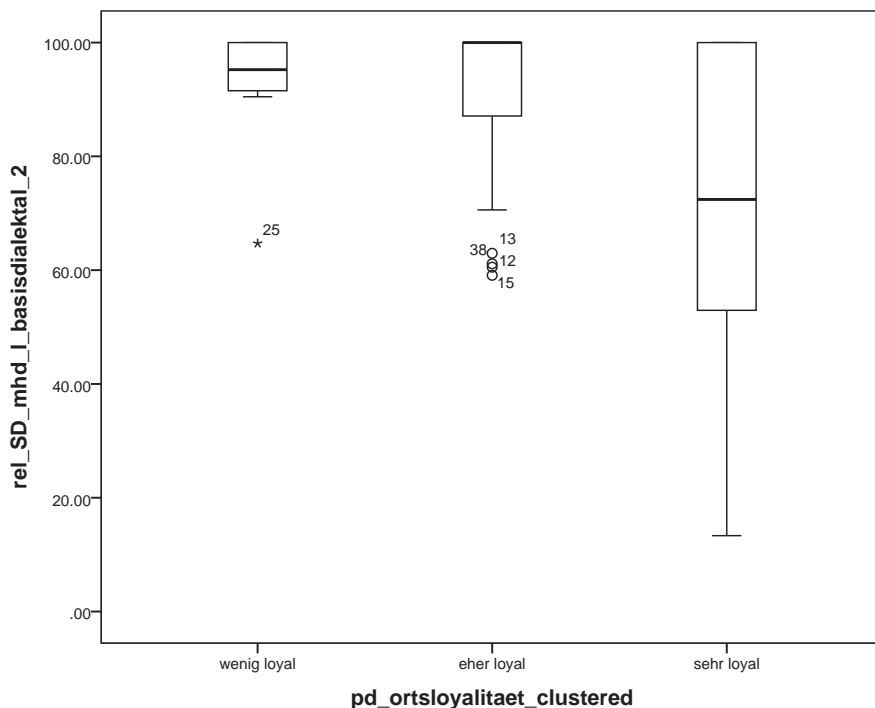


Abb. 57: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. / in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe

dialektalitätswerte verzeichnet hatten: Die Interpretation lautete stets, besser gebildete Probandinnen und Probanden sprächen weniger Basisdialekt als schlechter gebildete Probandinnen und Probanden. Das scheint bezüglich mhd. / nicht so zu sein. Der *t*-Test weist die Gruppenmittelwerte zudem als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.045$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 57) liegt der Median der wenig Loyalen bei 95.24 %, der Median der eher Loyalen bei 100.00 % und derjenige der sehr Loyalen bei 72.42 %. Es wird also v. a. ein Unterschied zwischen der Gruppe der sehr Loyalen (tiefster Basisdialektalitätswert) und den Gruppen der eher sowie der wenig Loyalen sichtbar (höhere Basisdialektalitätswerte). Die Streuung ist in der Gruppe der sehr Loyalen indes deutlich stärker (unteres Quartil bei 52.94 %, oberes Quartil bei 100.00 %) als in der Gruppe der eher (unteres Quartil bei 87.10 %, oberes Quartil bei 100.00 %) und der wenig Loyalen (unteres Quartil bei 91.53 %, oberes Quartil bei 100.00 %). Auch dieses Ergebnis überrascht, weil die ortsloyaleren Gruppen bis anhin stets höhere Basisdialektalitätswerte verzeichnet hatten als die weniger ortsloyalen Gruppen. Der

Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte zudem als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.013$).

13.5.1.2 Variation FD

Anschliessend ist von Interesse, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable mhd. I pro Proband ist, diesmal in der Situation FD. Im Vergleich zur Verteilung derselben Variable in der Situation SD fällt hier auf, dass die Basisdialektalitätswerte intersituativ nicht etwa zunehmen – wie das bislang eigentlich bei allen Variablen der Fall war –, sondern dass sie abnehmen. Der Mittelwert der basisdialektalen Realisierungen liegt nur mehr bei 64.37 % (Minimalwert bei 0.00 %, Maximalwert bei 100.00 %), der Median bei 82.14 %. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 36.94 % um den Mittelwert, was im Vergleich zu den bereits betrachteten Variablen einer eher starken Streuung entspricht. So streuen vorliegende Werte denn auch stärker als jene der Situation SD. Die Verteilung kann mit -0.42 als leicht links-schief beschrieben werden. Die Kurtosis beläuft sich auf -1.49 , d. h., die Kurve ist flacher als eine Normalverteilungskurve. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung nur eingeschränkt als normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich folgende Unterschiede feststellen. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 58) liegen die Mediane bei 3.33 % (Emmetten), 41.43 % (Hergiswil), 44.83 % (Seelisberg), 23.68 % (Stans), 100.00 % (Lungern), 65.52 % (Melchtal), 100.00 % (Engelberg) und 96.67 % (Sarnen). Das bereits bezüglich der Situation SD thematisierte Muster, dass die Gruppen Lungern, Engelberg und Sarnen hohe Basisdialektalitätswerte verzeichnen und zudem kaum Varianz, wird auch hier wieder sichtbar. Die Werte dieser drei Gruppen verändern sich intersituativ denn auch kaum. Eine Veränderung lässt sich allerdings bezüglich der fünf übrigen Gruppen konstatieren: Diese Gruppen verzeichnen allesamt tiefere Basisdialektalitätswerte als in der Situation SD. Am deutlichsten sichtbar ist diese Veränderung bei der Gruppe Emmetten: Dort beläuft sich der Basisdialektalitätswert in der Situation FD nur mehr auf 3.33 %, überdies ist die Varianz ausgesprochen klein (unteres Quartil bei 3.23 %, oberes Quartil bei 6.67 %). Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als hoch signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.000$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 59) liegt der Median der primär Gebildeten mit 71.09 % tiefer als der Median der tertiär Gebildeten mit 96.61 %. Die Wertebereiche der mittleren 50 % der Werte liegen bei beiden Bildungsgruppen ähnlich (primäre Bildungsgruppe: unteres Quartil bei 28.61 %, oberes Quartil bei 99.17 %; tertiäre Bildungsgruppe: unteres Quartil bei 34.76 %, oberes Quartil bei 100.00 %). Das Muster von mhd. I in der Situation FD ist demnach

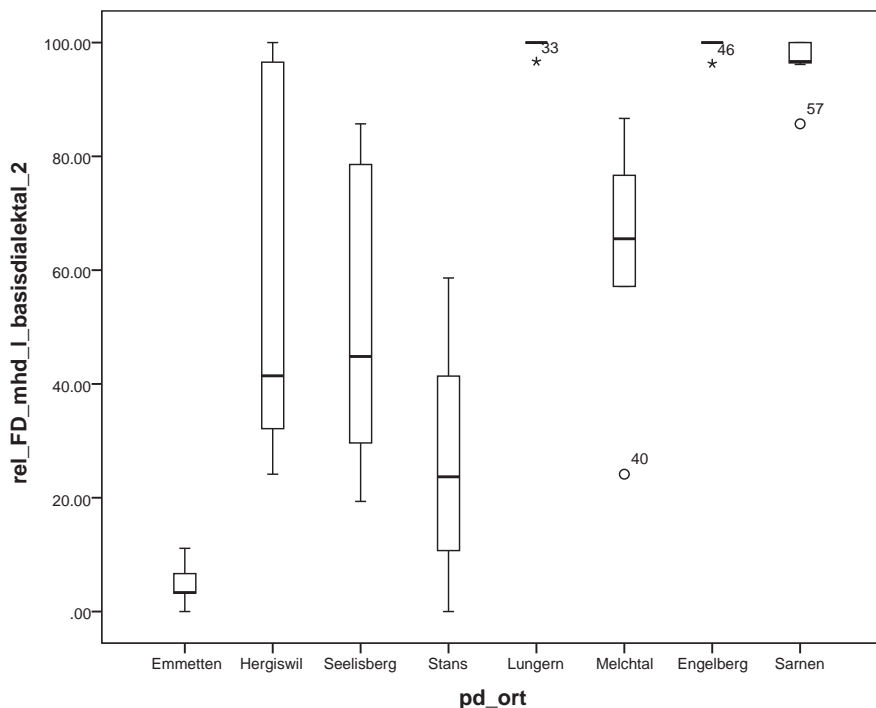


Abb. 58: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. / in der Situation FD pro Wohnortgruppe

ähnlich beschaffen wie jenes in der Situation SD: Die tertiär Gebildeten realisieren mehr basisdialektale Varianten als die primär Gebildeten, allerdings liegen die Werte beider Gruppen nicht mehr ganz so hoch wie in der Situation SD. Der t -Test weist die Gruppenmittelwerte als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.318$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 60) liegt der Median der wenig Loyalen bei 96.67 %, der Median der eher Loyalen bei 96.67 % und der Median der sehr Loyalen bei 41.43 %. Auch dies entspricht dem Muster, das dieselbe Variable in der Situation SD verursacht: Es ist v. a. ein Unterschied zwischen der Gruppe der sehr Loyalen und den Gruppen der wenig sowie eher Loyalen festzustellen: Die Gruppe der sehr Loyalen realisiert vergleichsweise niedrige Basisdialektalitätswerte, während die Gruppen der eher und der wenig Loyalen hohe Basisdialektalitätswerte aufweisen. Dieser Unterschied ist in der Situation FD indes deutlicher als in der Situation SD, obwohl in der Situation FD insgesamt mehr Varianz verzeichnet wird. Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte denn auch als sehr signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.003$).

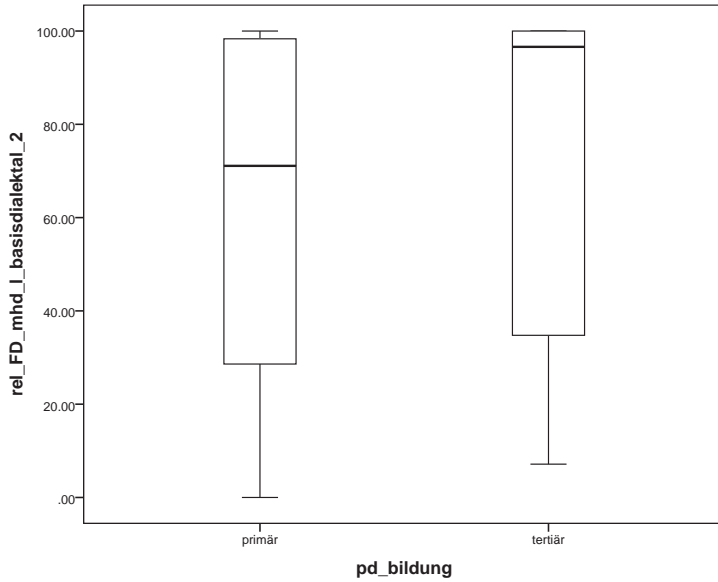


Abb. 59: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. / in der Situation FD pro Bildungsgruppe

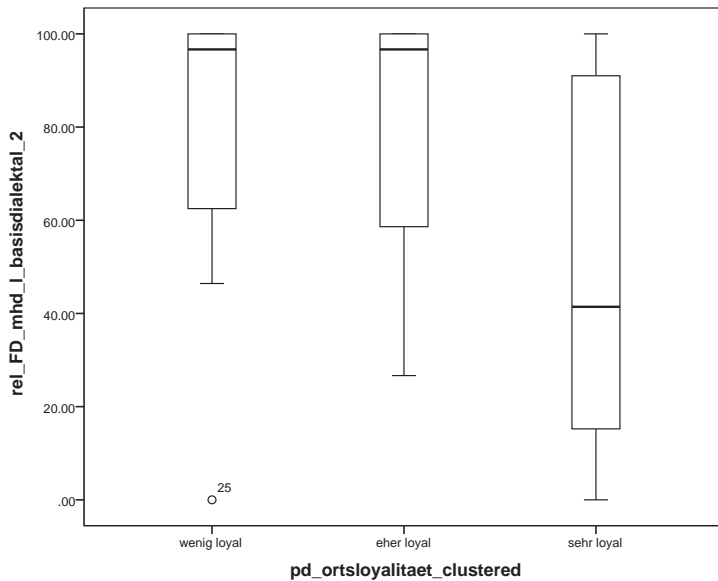


Abb. 60: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable mhd. / in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe

13.5.1.3 Situative Variation

Schliesslich interessiert, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable mhd. *l* pro Proband ist, wenn die Anteile der Spontandaten von den Anteilen der Fragebuchdaten subtrahiert werden (intersituative Variation). Das Muster, das sich hier ergibt, unterscheidet sich von den bereits bekannten. Der Mittelwert der Verteilung liegt bei -18.42% (Median bei -4.17%), der Minimalwert bei -75.86% , der Maximalwert bei 15.56% : Derart tiefe Minimal- und Maximalwerte wurden bislang noch nicht verzeichnet. Es zeichnet sich also bereits hier ab, dass bezüglich der Variable mhd. *l* nicht das bisher bekannte Muster *mehr basisdialektale Werte in der Situation FD als in der Situation SD* greift, sondern das Gegenteil: *mehr basisdialektale Werte in der Situation SD als in der Situation FD*. Die Verteilung kann mit -0.89 als leicht linksschief beschrieben werden. Die Kurtosis beläuft sich auf -0.41 . Normalverteilungsplots weisen die Verteilung eingeschränkt als normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die interessierenden Gruppen, lassen sich folgende Unterschiede feststellen. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 61) liegen die Mediane bei -41.83% (Emmetten), -31.11% (Hergiswil), -16.67% (Seelisberg), -41.73% (Stans), 0.00% (Lungern), -4.49% (Melchtal), 0.00% (Engelberg) und -4.70% (Sarnen). Was den Wertebereich der mittleren 50% der Werte angeht, ist bei den Orten Seelisberg, Lungern, Melchtal, Engelberg und Sarnen kaum Varianz zu beobachten, während die Orte Emmetten (unteres Quartil bei -61.18% , oberes Quartil bei -41.33%), Hergiswil (unteres Quartil bei -44.10% , oberes Quartil bei -3.45%) und Stans (unteres Quartil bei -55.50% , oberes Quartil bei -28.54%) sehr stark streuen. Die Probandinnen und Probanden aus Seelisberg, Lungern, Melchtal, Engelberg und Sarnen zeichnen sich also durch ein recht homogenes sprachliches Verhalten aus: Sie realisieren in der Situation FD alle ähnlich viele basisdialektale Varianten wie in der Situation SD (nur Seelisberg mit -16.67% weicht etwas davon ab). Die Probandinnen und Probanden aus Emmetten, Hergiswil und Stans hingegen weisen sich durch ein Sprachverhalten aus, mit dem in der Situation FD dezidiert weniger basisdialektale Werte produziert werden als in der Situation SD. Dieses Verhalten wird indes nicht von allen Bewohnerinnen und Bewohnern dieser Orte geteilt: Die Varianz ist nämlich eher gross. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als hoch signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.000$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 62) liegt der Median der primär Gebildeten mit -10.21% tiefer als der Median der tertiär Gebildeten mit -3.39% . Die Wertebereiche der mittleren 50% der Werte liegen bei beiden Gruppen ähnlich. Die primär Gebildeten scheinen also von der Strategie, in den Fragebuchdaten weniger basisdialektale Werte zu produzieren als in den Spontandaten, etwas mehr Gebrauch zu machen als die tertiär Gebildeten. Diese Strategie ist

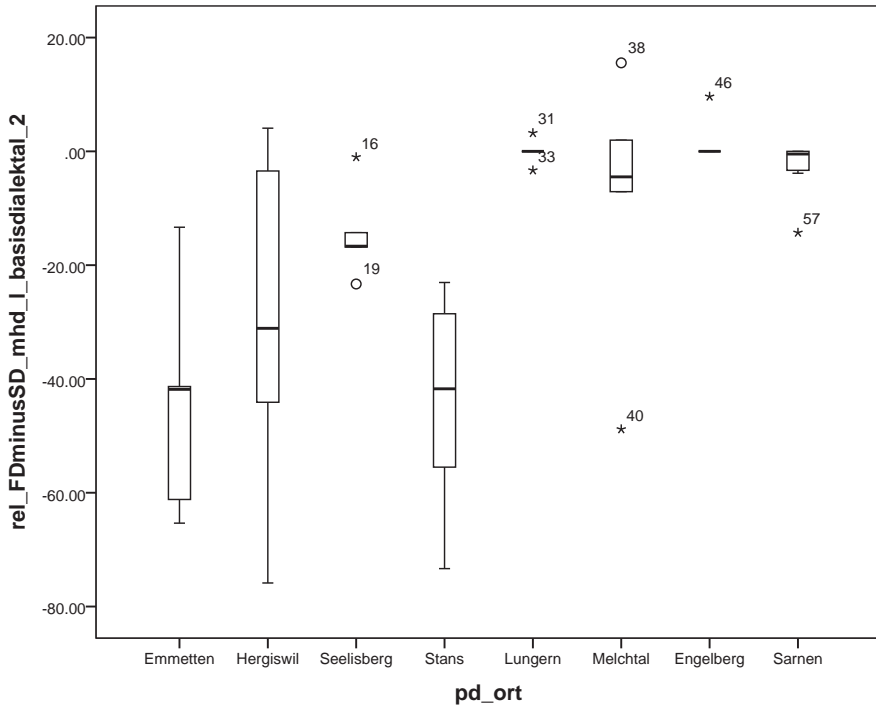


Abb. 61: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. / pro Wohnortsgruppe

in vorliegendem Setting auch eher untervertreten: Normalerweise verhalten sich die primär Gebildeten sprachlich gerade umgekehrt (wie auch die tertiär Gebildeten). Der t -Test weist die Gruppenmittelwerte insgesamt als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.868$).

Was die Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 63) betrifft, ist der Unterschied im Sprachgebrauch hier etwas weniger klar, aber immer noch erkennbar. Der Median der wenig Loyalen und der eher Loyalen liegt bei 0.00 %, der Median der sehr Loyalen bei -20.06 %: Die Gruppen der wenig und der eher Loyalen variieren sprachlich situativ demnach kaum (es gibt allerdings eine gewisse Varianz innerhalb der Gruppen), währenddem die Gruppe der sehr Loyalen – wie die Bewohnerinnen und Bewohner aus den Orten Emmetten, Hergiswil und Stans – sich der Strategie bedienen, in der Situation FD mehr basisdialektale Varianten zu produzieren als in der Situation SD. Die ANOVA weist die Gruppenmittelwerte insgesamt allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.069$).

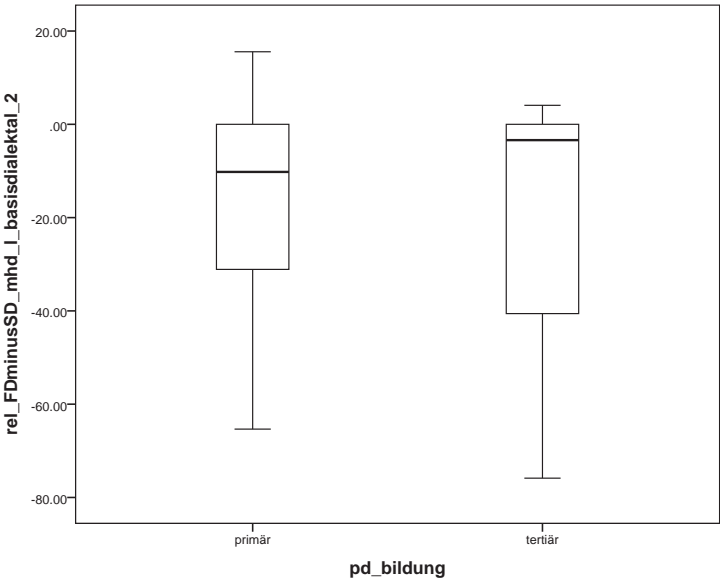


Abb. 62: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. / pro Bildungsgruppe

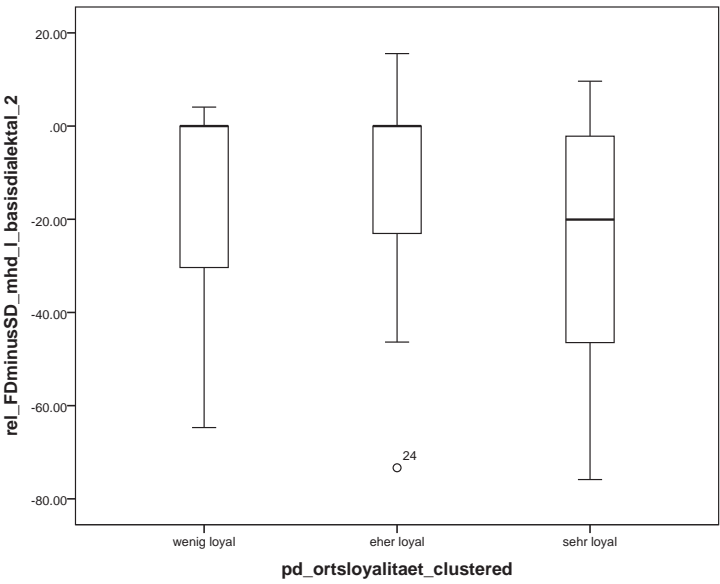


Abb. 63: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable mhd. / pro Ortsloyalitätsgruppe

13.5.2 Inferenzstatistische Berechnung

Über einen statistisch-schliessenden Zugriff soll nun dargestellt werden, welche bereits deskriptiv diskutierten unabhängigen Variablen den Gebrauch der abhängigen Variable mhd. I am besten zu erklären vermögen.

In Tab. 17 sind die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. I dargestellt. Für die Situation SD ergibt die Regression nun, dass einzig die unabhängige Variable *Wohnort* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leistet ($F(5,54) = 13.96$, $p = 0.000$). Konkret sind es die Dummies *Emmetten* ($\beta = -49.63$, $p = 0.000$), *Stans* ($\beta = -28.43$, $p = 0.000$), *Seelisberg* ($\beta = -33.06$, $p = 0.000$), *Melchtal* ($\beta = -28.50$, $p = 0.000$) und *Hergiswil* ($\beta = -13.84$, $p = 0.017$), die sich im Vergleich zu den übrigen Wohnorts-Dummys signifikant anders verhalten. Die entsprechenden Regressionskoeffizienten weisen dabei aus, dass die Probandinnen und Probanden dieser Orte im Vergleich zu den Probandinnen und Probanden anderer Orte signifikant weniger Basisdialekt sprechen, jene aus Emmetten etwa um 49.63 Prozentpunkte weniger und jene aus Hergiswil um 13.84 Prozentpunkte weniger, um die beiden Extreme zu

Tab. 17: Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable mhd. I

Abhängige Variable: mhd. I	(1) SD	(2) FD	(3) Intersituative Variation
Wohnort _Hergiswil	-13.838** (5.643)	-45.653*** (6.577)	-27.650*** (5.749)
Wohnort _Emmetten	-49.627*** (7.389)	-87.486*** (9.007)	-40.857*** (7.665)
Wohnort _Melchtal	-28.498*** (7.389)	-32.718*** (8.746)	
Wohnort _Seelisberg	-33.062*** (7.389)	-44.938*** (8.631)	
Wohnort _Stans	-28.432*** (5.643)	-69.454*** (6.620)	-39.922*** (5.749)
Ortsloyalität		-5.065** (2.252)	
Konstante	99.099*** (3.017)	125.278*** (12.432)	-3.748 (2.710)
<i>n</i>	60	60	60
R^2	0.564	0.798	0.569
Korrigiertes R^2	0.523	0.775	0.546

*** $p < 0.01$, ** $p < 0.05$, * $p < 0.1$, Standardfehler in Klammern

nennen. Vergleicht man die unterschiedlichen Dummies auf ihren Erklärungsgehalt hin miteinander, so ergibt sich folgende Reihenfolge: Am meisten zur Erklärung der Varianz der Variable steuert der Dummy *Emmetten* (stand. $\beta = 0.63$) bei, gefolgt von den Dummies *Stans* (stand. $\beta = 0.49$), *Seelisberg* (stand. $\beta = 0.42$), *Melchtal* (stand. $\beta = 0.36$) und *Hergiswil* (stand. $\beta = 0.24$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.523, was bedeutet, dass 52.3 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen durch die Dummies *Emmetten*, *Stans*, *Seelisberg*, *Melchtal*, *Hergiswil* erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 1.10, was einem sehr starken Effekt entspricht.

Für die Situation FD können wieder mehrere unabhängige Variablen eruiert werden, die die Varianz der Daten statistisch signifikant erklären ($F(3,56) = 9.79$, $p = 0.000$): Es sind dies die unabhängigen Variablen *Wohnort* und *Ortsloyalität*. Bezüglich der Variable *Wohnort* sind es wiederum die Dummies *Emmetten* ($\beta = -87.49$, $p = 0.000$), *Stans* ($\beta = -69.45$, $p = 0.000$), *Seelisberg* ($\beta = -44.94$, $p = 0.000$), *Melchtal* ($\beta = -32.72$, $p = 0.000$) und *Hergiswil* ($\beta = -45.65$, $p = 0.000$), die sich im Vergleich zu den übrigen Wohnorts-Dummies signifikant anders verhalten. Die entsprechenden Regressionskoeffizienten weisen dabei aus, dass die Probandinnen und Probanden dieser Orte im Vergleich zu den Probandinnen und Probanden anderer Orte signifikant weniger Basisdialekt sprechen; jene aus Emmetten etwa um 87.49 Prozentpunkte weniger und jene aus Melchtal um 32.72 Prozentpunkte weniger, um wiederum die beiden Extreme zu nennen. Des Weiteren ist es die Variable *Ortsloyalität* ($\beta = -5.07$, $p = 0.029$), die einen erklärenden Beitrag zur Varianz leistet: Diesbezüglich kann festgestellt werden, dass ein Anstieg der Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden mit einem Rückgang der Basisdialektalitätswerte um 5.07 Prozentpunkte einhergeht: Je ortsloyaler ein Proband, desto weniger Basisdialekt spricht er. Vergleicht man die unterschiedlichen Variablen bzw. Dummies auf ihren Erklärungsgehalt hin miteinander, so zeigt sich, dass der Dummy *Stans* (stand. $\beta = -0.71$) den grössten Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert, gefolgt von den Dummies *Emmetten* (stand. $\beta = -0.66$), *Hergiswil* (stand. $\beta = -0.46$) *Seelisberg* (stand. $\beta = -0.34$), *Melchtal* (stand. $\beta = -0.25$) und der Variable *Ortsloyalität* (stand. $\beta = -0.15$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.775, was bedeutet, dass 77.5 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen durch die eben besprochenen Dummies resp. die besprochenen Variablen erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 3.44, was einem sehr starken Effekt entspricht.

Was der Datentyp FD-SD anbetrifft, der die situative sprachliche Variation der Probandinnen und Probanden simuliert, kann dort wieder nur eine abhängige Variable als statistisch signifikant ermittelt werden: Die Variable *Wohnort*

bzw. konkret die Dummies *Stans* ($\beta = -39.92$, $p = 0.000$), *Emmetten* ($\beta = -40.86$, $p = 0.000$) und *Hergiswil* ($\beta = -27.65$, $p = 0.000$) sind es, die einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leisten ($F(3,56) = 24.67$, $p = 0.000$). Die Regressionskoeffizienten weisen aus, dass die Probandinnen und Probanden aus *Stans*, *Emmetten* und *Hergiswil* signifikant häufiger von der Strategie Gebrauch machen, in der Fragebuchsituation weniger basisdialektale Varianten zu produzieren als in den Spontandaten. Vergleicht man die drei Dummies in Hinsicht auf ihren Erklärungsbeitrag miteinander, zeigt sich, dass der Dummy *Stans* (stand. $\beta = -0.63$) den grössten Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert, gefolgt von den Dummies *Emmetten* (stand. $\beta = 0.48$) und *Hergiswil* (stand. $\beta = -0.44$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.546, was bedeutet, dass 54.6 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen durch die Dummies *Stans*, *Emmetten* und *Hergiswil* erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 1.29, was einem sehr starken Effekt entspricht.

13.5.3 Zusammenfassung

Bezüglich der Variable mhd. I ergeben die deskriptiven Betrachtungen Folgendes: Im Gegensatz zu allen bis anhin besprochenen Variablen erzielt die Variable mhd. I im Mittel in den Spontandaten (82.79 %) deutlich höhere Basisdialektalitätswerte als in den Fragebuchdaten (64.37 %). Das heisst, die Probandinnen und Probanden sprechen in Bezug auf die Variable mhd. I im spontanen Gespräch mehr Basisdialekt als im Fragebogeninterview, was sehr erstaunt. Die Varianz und die Schiefe (linksschief) ist indes vergleichbar in ihrer Ausprägung mit Varianz und Schiefe der anderen Variablen (mehr Varianz in den Fragebuchdaten; linksschiefe Verteilung v. a. in den Fragebuchdaten).

Betrachtet man die deskriptiven Werte für die Gruppen, wiederholt sich dieser erstaunliche Kontrapunkt auf unterschiedlichen Ebenen: In den Bildungsgruppen etwa ist es so, dass die tertiär Gebildeten durchwegs mehr Basisdialekt sprechen (SD: 100.00 %, FD: 96.61 %) als die primär Gebildeten (SD: 86.88 %, FD: 71.09 %). Bezüglich der Wohnortsgruppen ergibt sich ein ganz anderes Bild als bei den bisher betrachteten Variablen. Hier zeigt sich deutlich, dass die Gruppen Lungern (SD: 100.00 %, FD: 100.00 %), Engelberg (SD: 100.00 %, FD: 100.00 %) und Sarnen (SD: 100.00 %, FD: 96.67 %) in beiden Situationen fast identische Basisdialektalitätswerte aufweisen; auch die Varianz ist ähnlich gering. Ganz anders verhalten sich die Gruppen Emmetten (SD: 52.94 %, FD: 3.33 %), Hergiswil (SD: 91.53 %, FD: 41.43 %), Seelisberg (SD: 52.94 %, FD: 44.83 %) und Stans (SD: 71.65 %, FD: 23.68 %): Diese vier Gruppen realisieren

in den Fragebuchdaten deutlich weniger basisdialektale Varianten als in den Spontandaten; am wenigsten Emmetten, in beiden Situationen. Interessant scheint auch die Gruppe Melchtal zu sein, die in beiden Situationen ähnlich stark Basisdialekt spricht (SD: 70.00 %, FD: 65.52 %). Bei den Ortsloyalitätsgruppen schliesslich zeigt sich wie bei den Bildungsgruppen das gewohnte Bild gerade verdreht: Die wenig (SD: 95.24 %, FD: 96.67 %) und die eher Loyalen (SD: 100.00 %, FD: 96.67 %) erzielen höhere Basisdialektalitätswerte als die sehr Loyalen (72.42 %, 41.43 %); in den Spontandaten sind die Daten durchwegs höher als in den Fragebuchdaten.

Der inferenzstatistische Zugriff lässt bezüglich der Variable *mhd. l* nun folgende Schlüsse zu: In beiden Situationen ist offenbar in erster Linie die Zugehörigkeit zu einer Wohnortsgruppe ausschlaggebend dafür, ob die Variante *mhd. l* basisdialektal realisiert wird oder nicht. Die Variable *Wohnort* wird für die Situation SD, FD und für die situative Variation durchwegs signifikant. In den Situationen SD und FD sind es die Dummies *Emmetten*, *Stans*, *Seelisberg*, *Melchtal*, *Hergiswil*, die die Varianz zu erklären vermögen, betreffend der situativen Variation sind es die Dummies *Stans*, *Emmetten*, *Hergiswil*. Während für die Situationen SD und FD das Muster ausgemacht werden konnte, dass die Probandinnen und Probanden aus den erwähnten Orten im Schnitt signifikant weniger Basisdialekt sprechen, so entspricht die Signifikanz bezüglich der situativen Variation dem sprachlichen Verhalten, in der Situation SD mehr Basisdialekt zu sprechen als in der Situation FD, von dem in den drei Orten Stans, Emmetten und Hergiswil stärker Gebrauch gemacht wird als in den übrigen Orten. In der Situation FD leistet zudem die Variable *Ortsloyalität* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell. Die Regressionskoeffizienten weisen bezüglich der Ortsloyalität darauf hin, dass die Praxis, Basisdialekt zu sprechen, mit steigender Ortsloyalität abnimmt. Insgesamt können einige Effekte, die ausgehend von den Ergebnissen der deskriptiven Statistik erwartet wurden, unter Einbezug und Kontrolle aller interessierenden Variablen inferenzstatistisch bestätigt werden.

13.6 Variable *Entrundung*

Die Variable *Entrundung* wird von den Probandinnen und Probanden – ähnlich wie die eben thematisierte Variable *mhd. l* – vergleichsweise selten metakommuniziert. Wenn, dann wird sie dazu gebraucht, um die sprachlichen Eigenheiten der Kantone Ob- und Nidwalden (hauptsächlich entrundete Formen ausser in Engelberg) gegenüber grossräumigen runden resp. nicht entrundeten Formen abzugrenzen.

13.6.1 Deskriptive statistische Beschreibung

Zunächst wird über einen statistisch-beschreibenden Zugriff dargestellt, welchen Mustern die abhängige Variable *Entrundung* in den Situationen SD und FD sowie zwischen den Situationen FD-SD folgt.

13.6.1.1 Variation SD

Zuerst interessiert, wie hoch der Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable *Entrundung* in der Situation SD ist. Auffallend ist hier, dass ein Viertel der Probanden die *Entrundung* fast kategorisch basisdialektal realisiert. Bei den übrigen Probanden ist mehr Variation auszumachen. Im Mittel werden die Varianten zu 71.65 % basisdialektal realisiert (Minimalwert bei 0.00 %, Maximalwert bei 100.00 %), der Median liegt noch etwas höher bei 86.67 %. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 32.18 %, was einer vergleichsweise grossen Varianz entspricht. Die Verteilung kann mit -1.00 als linksschief beschrieben werden, die tieferen Basisdialektalitätswerte streuen in dem Fall stärker. Die Kurtosis beläuft sich auf -0.52 . Normalverteilungsplots weisen die Verteilung nur eingeschränkt als normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich anhand von Boxplots folgende Unterschiede feststellen. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 64) liegen die Mediane bei 96.43 % (Emmetten), 18.61 % (Hergiswil), 82.76 % (Seelisberg), 73.30 % (Stans), 86.67 % (Lungern), 94.44 % (Melchtal), 100.00 % (Engelberg) und 42.66 % (Sarnen): Die Unterschiede sind also v. a. zwischen Hergiswil und Sarnen einerseits und den übrigen Gruppen andererseits markant. Dieser Umstand spiegelt sich auch in den Wertebereichen der mittleren 50 % der Werte: Während diese bei Emmetten, Seelisberg, Lungern, Melchtal und Engelberg im oberen Bereich zu liegen kommen, liegen sie bei Hergiswil (unteres Quartil bei 8.33 %, oberes Quartil bei 90.00 %) und Sarnen (unteres Quartil bei 19.35 %, oberes Quartil bei 77.27 %) deutlich tiefer. Die Varianz ist indes auch bei Stans grösser. Die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil, Stans und Sarnen scheinen bezüglich der *Entrundung* demnach weniger basisdialektale Werte zu produzieren als die Probandinnen und Probanden aus den übrigen Orten. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte als hoch signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.000$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 65) liegt der Median der primär Gebildeten mit 89.18 % deutlich höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 58.58 %; beide sind vergleichsweise hoch. Auch der Wertebereich der mittleren 50 % der Werte liegt bei der primären Bildungsgruppe (unteres Quartil bei 75.40 %, oberes Quartil bei 96.43 %) höher als jener der tertiären Bildungsgruppe

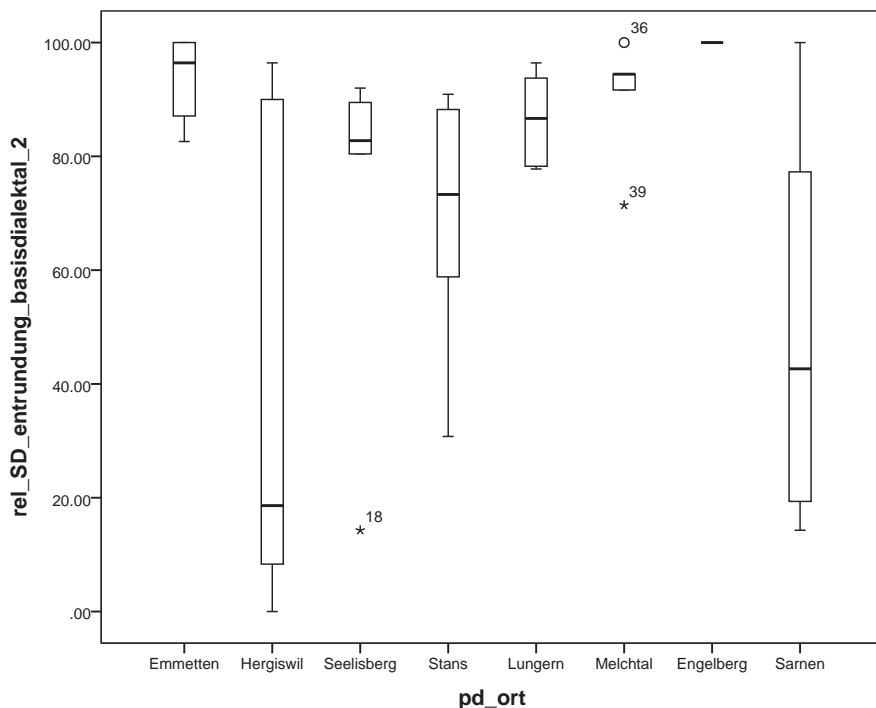


Abb. 64: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation SD pro Wohnortsgruppe

(unteres Quartil bei 21.60 %, oberes Quartil bei 98.21 %). Jener der zweiten Bildungsgruppe streut zudem stärker. Bezüglich der Variable *Entrundung* in der Situation SD ergibt sich für die Bildungsgruppe also jenes Bild, das sich auch bei den meisten übrigen Variablen gezeigt hat: Die primäre Bildungsgruppe spricht mehr Basisdialekt als die tertiäre Bildungsgruppe. Der *t*-Test weist die Gruppenmittelwerte zudem als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.029$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 66) liegt der Median der wenig Loyalen bei 54.54 %, der Median der eher Loyalen bei 90.91 % und der Median der sehr Loyalen bei 87.67 %. Bezüglich der Variable *Entrundung* zeigt sich für die Ortsloyalitätsgruppen anders als bei mhd. I also wieder das bekannte Bild: Probandinnen und Probanden jener Gruppen, die sich stärker mit ihrem Ort identifizieren, realisieren auch mehr basisdialektale Varianten. Die Werte streuen bei der Gruppe der wenig und der eher Loyalen aber deutlich stärker als bei der Gruppe der sehr Loyalen. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte als signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.038$).

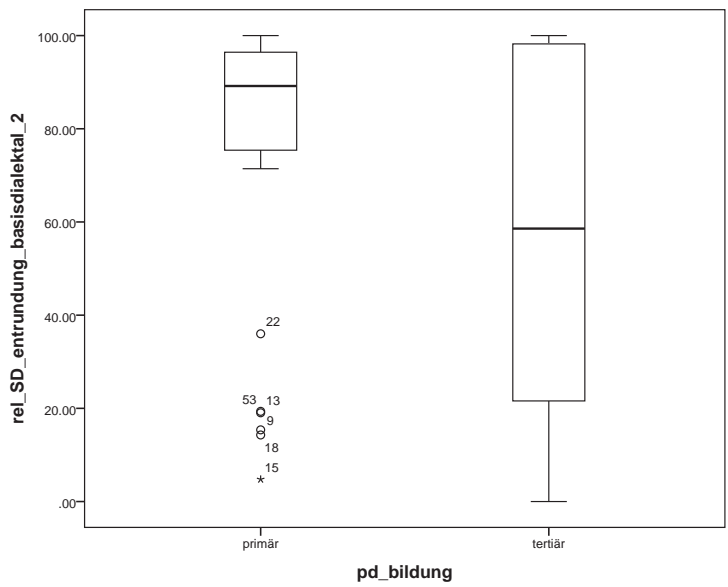


Abb. 65: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation SD pro Bildungsgruppe

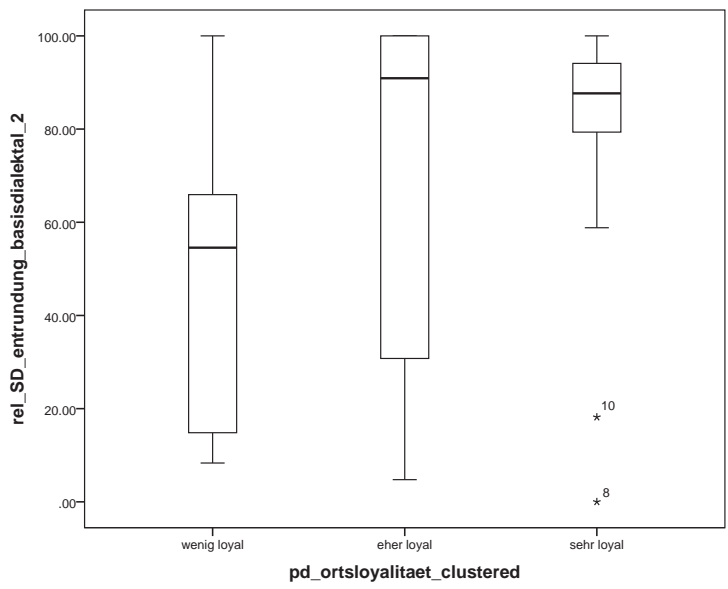


Abb. 66: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation SD pro Ortsloyalitätsgruppe

13.6.1.2 Variation FD

Anschließend ist von Interesse, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich der Variable *Entrundung* pro Proband in der Situation FD ist. Das Muster, das sich hier zeigt, ist vergleichbar mit jenem der Situation SD: Die Basisdialektalitätswerte liegen einzig etwas höher als jene in der Situation SD. Im Schnitt realisieren die Probandinnen und Probanden 84.08 % der Werte basisdialektal (Minimalwert bei 0.00 %, Maximalwert bei 100.00 %), der Median liegt mit 95.00 % noch höher. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 26.81 %, was einer eher starken Varianz entspricht. Die Verteilung kann mit -2.24 als stark linksschief beschrieben werden. Die Kurtosis beläuft sich auf 3.99: Es ist also eine starke Häufung gleicher Werte anzunehmen. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung nur eingeschränkt als normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die vorliegend interessierenden Gruppen, lassen sich folgende Unterschiede konstatieren. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 67) liegen die Mediane bei 96.00 % (Emmetten), 57.91 % (Hergiswil), 93.88 % (Seelisberg), 93.75 % (Stans), 97.83 % (Lungern), 93.88 % (Melchtal), 100.00 % (Engelberg) und 86.75 % (Sarnen). Im Vergleich

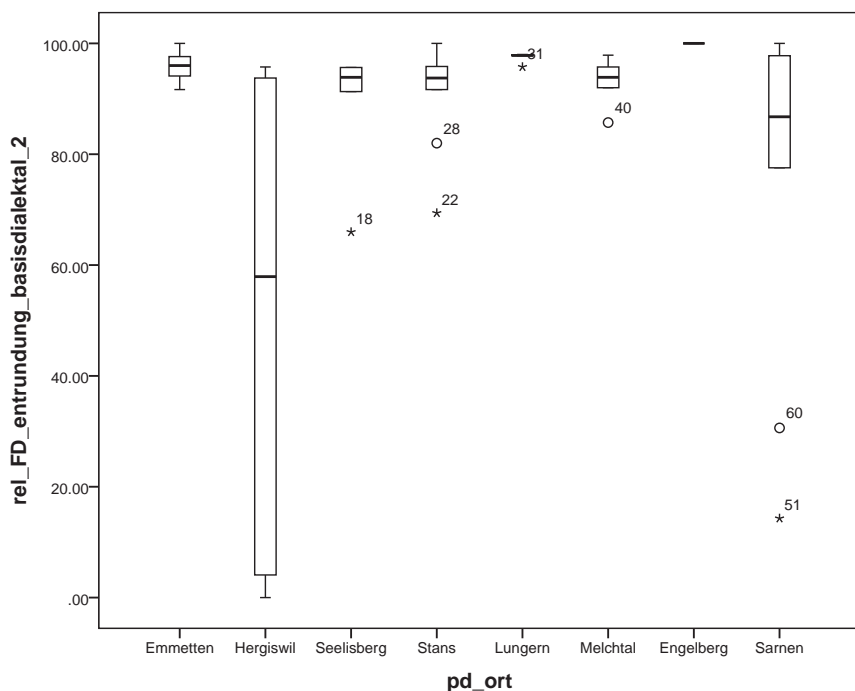


Abb. 67: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation FD pro Wohnortsgruppe

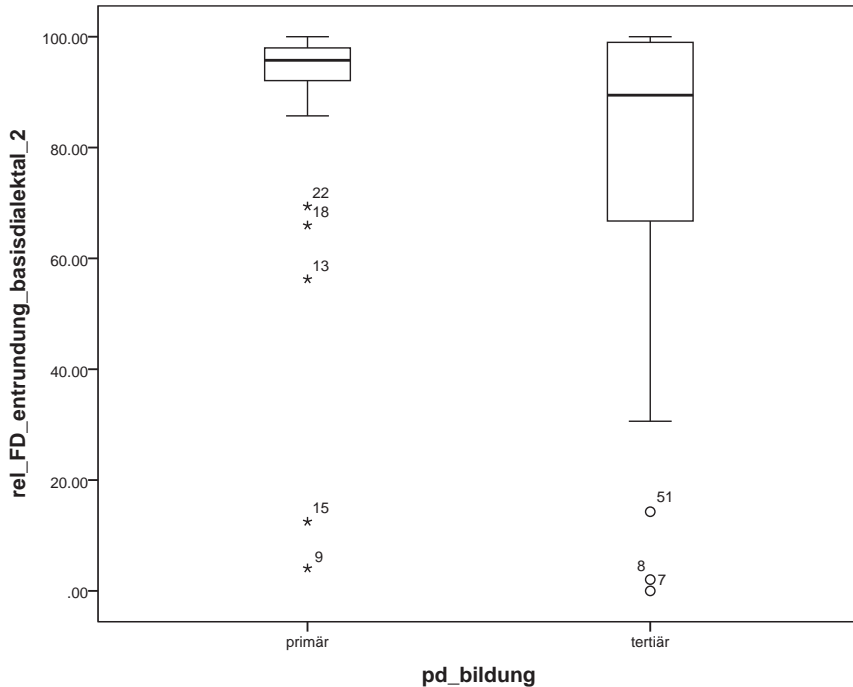


Abb. 68: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation FD pro Bildungsgruppe

zu derselben Variable in der Situation SD sieht das Muster hier dahingehend anders aus, als die Probandinnen und Probanden aller Wohnortsgruppen in der Situation FD mehr Basisdialekt sprechen als in der Situation SD. Zudem scheint der Sprachgebrauch innerhalb der Wohnortsgruppen homogener zu sein: Die Varianz ist in der Situation SD bei allen Wohnortsgruppen grösser. Anders verhalten sich diesbezüglich einzig Sarnen und Hergiswil: Diese beiden Gruppen streuen deutlich stärker; Hergiswil fällt zudem mit einem viel tieferen Median auf. Weder ANOVA noch Welch-Test können allerdings zur Prüfung signifikanter Mittelwertsunterschiede herangezogen werden, da mindestens eine der betrachteten Gruppen die Varianz 0 aufweist.

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 68) liegt der Median der primär Gebildeten mit 95.75 % höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 89.46 %. Auch der Wertebereich der mittleren 50 % der Werte liegt bei der primären Bildungsgruppe höher als jener der tertiären Bildungsgruppe, letzterer streut im Interquartilbereich zudem mehr. Das Muster, das sich vorliegend über den gruppenspezifischen Sprachgebrauch ergibt, ist ähnlich wie jenes derselben Variable in der Situation SD: Die primär Gebildeten realisieren mehr basisdialekta-

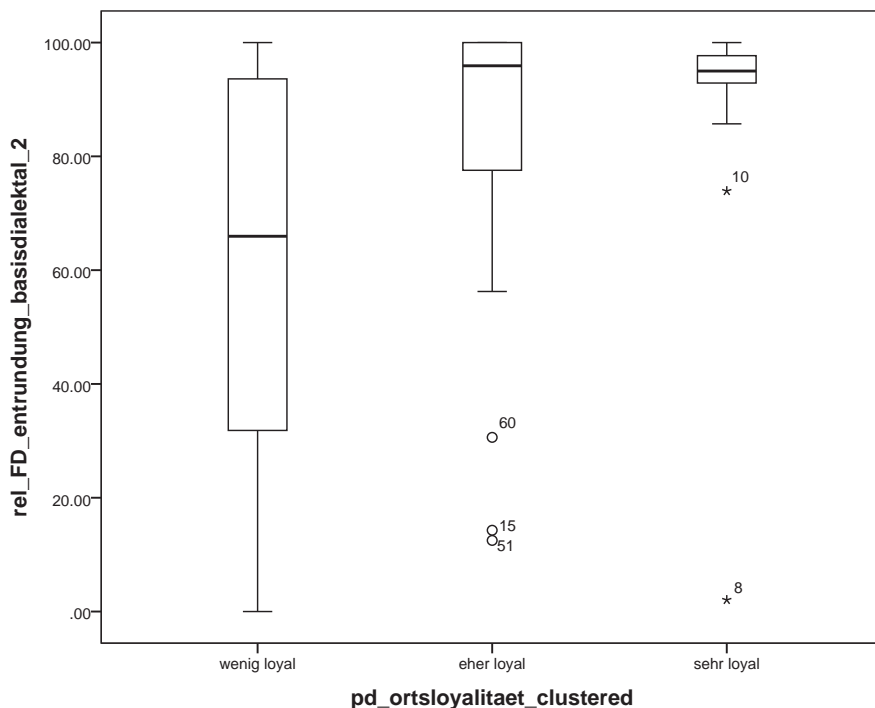


Abb. 69: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der Variable *Entrundung* in der Situation FD pro Ortsloyalitätsgruppe

le Varianten als die tertiär Gebildeten. Die Werte sind im Vergleich zur Situation SD allerdings bei beiden Gruppen höher; zudem sind die Unterschiede zwischen den Gruppen hier nicht mehr so deutlich wie in der Situation SD. Der *t*-Test weist die Gruppenmittelwerte denn auch nicht als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.075$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 69) liegt der Median der wenig Loyalen bei 65.96 %, jener der eher Loyalen bei 95.92 % und jener der sehr Loyalen bei 95.00 %. Das Muster, das hier abgebildet wird, ist ähnlich wie jenes für die *Entrundung* in der Situation SD; die Basisdialektalitätswerte liegen allerdings für alle Ortsloyalitätsgruppen etwas höher. Die Varianz ist wieder bei der Gruppe der wenig Loyalen am grössten (unteres Quartil bei 31.83 %, oberes Quartil bei 93.62 %); auffällig gering ist sie bei der Gruppe der sehr Loyalen (unteres Quartil bei 92.89 %, oberes Quartil bei 97.70 %). Insgesamt zeigt sich auch hier, dass ein Mehr an Ortsloyalität mit einem Mehr an Basisdialekt einhergeht. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.132$).

13.6.1.3 Situative Variation

Schliesslich interessiert, wie hoch der prozentuale Anteil basisdialektaler Realisierungen bezüglich des intersituativen Gebrauchs der Variable *Entrundung* pro Proband ist. Hier zeigt sich noch einmal anders, was bereits vorangehend festgestellt wurde: Ein Viertel der Probanden verhält sich auffällig homogen, während bei den übrigen Probanden Varianz ausgemacht werden kann. Der Mittelwert liegt dabei bei 12.43 % (Minimalwert bei -11.30 %, Maximalwert bei 12.43 %), der Median gar nur bei 3.43 %. Die Werte streuen mit einer Standardabweichung von 18.87 %, was einer vergleichsweise mittleren Varianz entspricht. Die Verteilung kann mit 1.26 als rechtsschief beschrieben werden; bei den höheren Basisdialektalitätswerten gibt es mehr Varianz. Die Kurtosis beläuft sich auf 0.83. Normalverteilungsplots weisen die Verteilung nur eingeschränkt als normalverteilt aus.

Betrachtet man die deskriptiven Masszahlen für die interessierenden drei Gruppen, lassen sich anhand von Boxplots folgende Unterschiede konstatieren. Bezüglich der Gruppe *Wohnort* (vgl. Abb. 70) liegen die Mediane bei -2.38 % (Emmetten), 2.23 % (Hergiswil), 11.12 % (Seelisberg), 24.61 % (Stans), 11.33 %

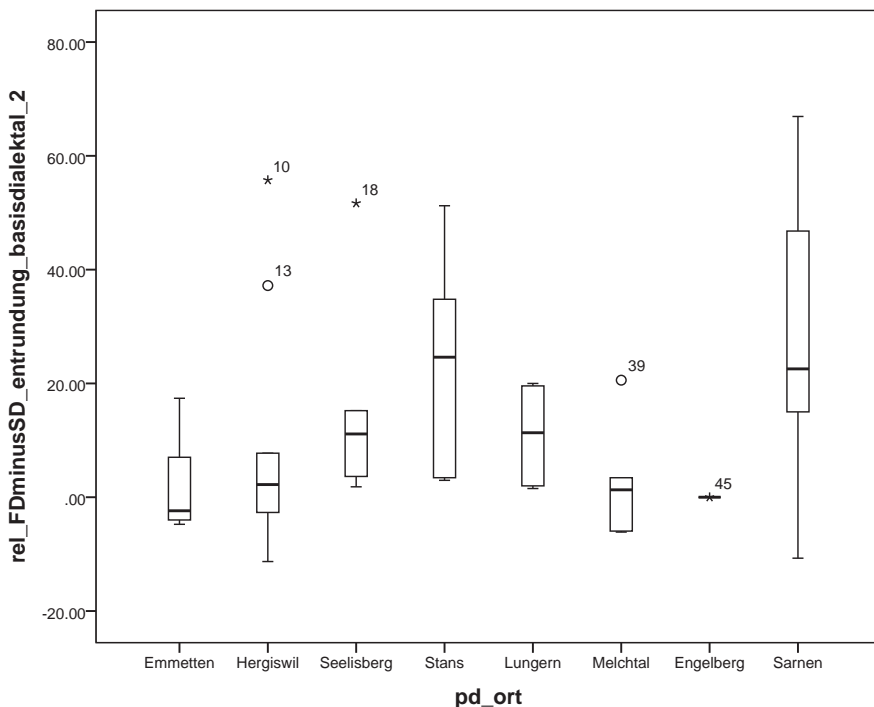


Abb. 70: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *Entrundung* pro Wohnortsgruppe

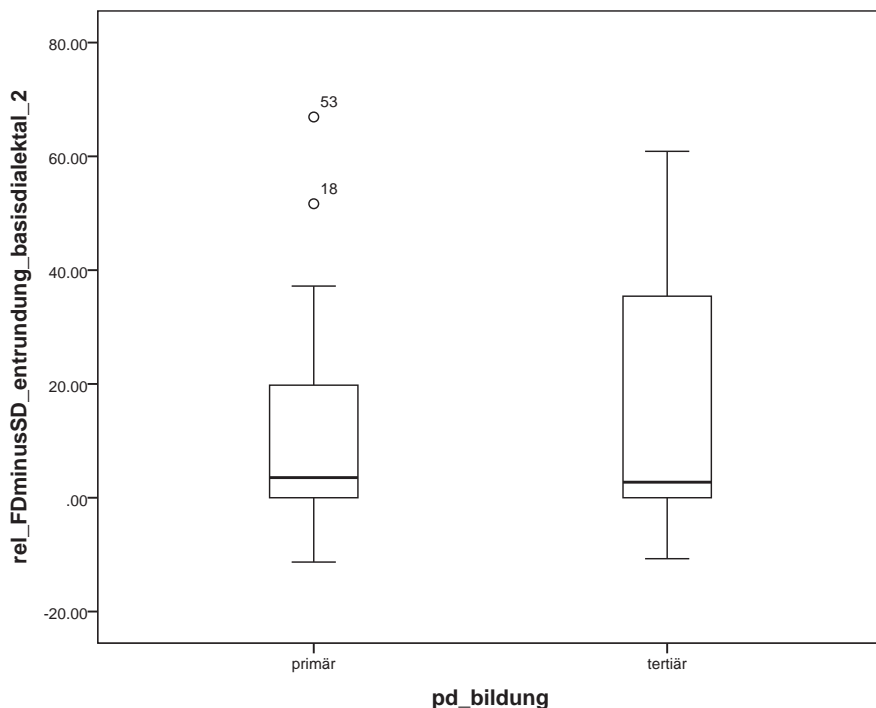


Abb. 71: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *Entrundung* pro Bildungsgruppe

(Lungern), 1.30 % (Melchtal), 0.00 % (Engelberg) und 22.56 % (Sarnen). Auffällig bezüglich der Mediane sind hier v. a. die Gruppen Engelberg, wo der Median bei 0.00 % liegt, und die Gruppen Stans und Sarnen, wo die Mediane demgegenüber vergleichsweise hoch sind. Probandinnen und Probanden aus Engelberg variieren sprachlich situativ demnach kaum, wohingegen Probandinnen und Probanden aus Stans und Sarnen stark variieren. Für diese beiden Orte streuen die Werte zudem ziemlich stark (Stans: unteres Quartil bei 3.43 %, oberes Quartil bei 34.79 %; Sarnen: unteres Quartil bei 15.00 %, oberes Quartil bei 46.78 %); die sprachlichen Strategien der Probandinnen und Probanden sind demnach nicht sehr homogen. Der Welch-Test weist die Gruppenmittelwerte als sehr signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.000$).

Bezüglich der Gruppe *Bildung* (vgl. Abb. 71) liegt der Median der primär Gebildeten mit 3.54 % etwas höher als der Median der tertiär Gebildeten mit 2.74 %, bei der tertiären Bildungsgruppe ist allerdings mehr Varianz festzustellen (unteres Quartil bei 0.00 %, oberes Quartil bei 35.42 %). Die primär Gebildeten realisieren in der Situation FD demnach mehr basisdialektale Varianten als

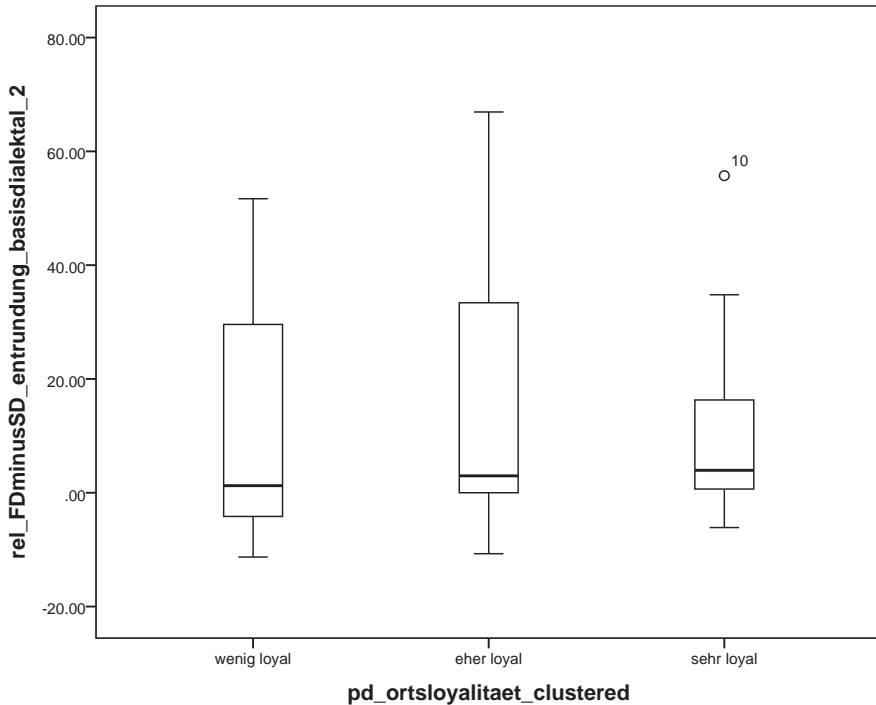


Abb. 72: Prozentualer Anteil basisdialektaler Varianten bzgl. der intersituativen Variation der Variable *Entrundung* pro Ortsloyalitätsgruppe

die tertiär Gebildeten, der Unterschied ist allerdings nur schwach. Der *t*-Test weist die Gruppenmittelwerte denn auch nicht als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.319$).

Bezüglich der Gruppe *Ortsloyalität* (vgl. Abb. 72) liegt der Median der wenig Loyalen bei 1.24 %, jener der eher Loyalen bei 2.97 % und jener der sehr Loyalen bei 3.94 %: Damit wird abgebildet, dass ortsloyalere Probandinnen und Probanden eher von der Strategie Gebrauch machen, in der Situation FD mehr Basisdialekt zu sprechen als in der Situation SD. Der Welch-Test weist die Mittelwerte allerdings als nicht signifikant voneinander verschieden aus ($p = 0.448$).

13.6.2 Inferenzstatistische Berechnung

Über einen statistisch-schliessenden Zugriff soll nun dargestellt werden, welche deskriptiv diskutierten unabhängigen Variablen den Gebrauch der abhängigen Variable *Entrundung* am besten zu erklären vermögen.

In Tab. 18 sind die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable *Entrundung* dargestellt. Für die Situation SD ergibt die Regression, dass einzig die unabhängige Variable *Wohnort* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leistet ($F(3,56) = 13.08$, $p = 0.000$). Konkret sind es die Dummies *Hergiswil* ($\beta = -49.95$, $p = 0.000$), *Sarnen* ($\beta = -40.69$, $p = 0.000$) und *Stans* ($\beta = -21.45$, $p = 0.024$), die sich im Vergleich zu den übrigen Wohnorts-Dummies signifikant anders verhalten. Die entsprechenden Regressionskoeffizienten weisen dabei aus, dass die Probandinnen und Probanden dieser Orte im Vergleich zu den Probandinnen und Probanden anderer Orte signifikant weniger Basisdialekt sprechen, jene aus Sarnen etwa um 40.69 Prozentpunkte weniger. Vergleicht man die drei Dummies in Hinsicht auf ihren Erklärungsbeitrag miteinander, zeigt sich, dass der Dummy *Hergiswil* ($\beta = -0.58$) den grössten Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert, gefolgt von den Dummies *Sarnen* ($\beta = -.05$) und *Stans* ($\beta = -.25$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.381, was bedeutet, dass 38.1 % der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen durch die drei Dummies erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.62, was einem starken Effekt entspricht.

Tab. 18: Übersicht über die Ergebnisse der schrittweisen Regression für die abhängige Variable *Entrundung*

Abhängige Variable: <i>Entrundung</i>	(1) SD	(2) FD	(3) Intersituative Variation
Wohnort _Hergiswil	-49.951*** (9.247)	-34.747*** (7.393)	
Wohnort _Engelberg		16.104** (7.397)	
Wohnort _Sarnen	-40.689*** (9.247)		20.761*** (6.001)
Wohnort _Stans	-21.451** (9.247)		15.886** (6.001)
Ortsloyalität		7.443*** (2.537)	
Konstante	90.332*** (4.624)	46.101*** (14.913)	6.317** (2.684)
<i>n</i>	60	60	60
R^2	0.412	0.452	0.219
Korrigiertes R^2	0.381	0.422	0.191

*** $p < 0.01$, ** $p < 0.05$, * $p < 0.1$, Standardfehler in Klammern

Für die Situation FD kann nebst der Variable *Wohnort* zusätzlich die Variable *Ortsloyalität* eruiert werden, die die Varianz der Daten statistisch signifikant erklärt ($F(3,56) = 13.58$, $p = 0.000$). Bezüglich der Variable *Wohnort* sind es die Dummies *Hergiswil* ($\beta = -34.75$, $p = 0.000$) und *Engelberg* ($\beta = 16.10$, $p = 0.034$), die sich im Vergleich zu den übrigen Wohnorts-Dummys signifikant anders verhalten. Die entsprechenden Regressionskoeffizienten weisen dabei aus, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil signifikant weniger Basisdialekt sprechen als die Probandinnen und Probanden aus anderen Orten; die Probandinnen und Probanden aus Engelberg hingegen sprechen statistisch signifikant mehr Basisdialekt als die Probandinnen und Probanden übriger Orte. Des Weiteren ist es die Variable *Ortsloyalität* ($\beta = 7.44$, $p = 0.005$), die einen erklärenden Beitrag zur Varianz leistet: Diesbezüglich kann festgestellt werden, dass ein Anstieg der Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden mit einem Rückgang der Basisdialektalitätswerte um 7.44 Prozentpunkte einhergeht: Je ortstloyaler ein Proband, desto weniger Basisdialekt spricht er. Vergleicht man die unterschiedlichen Variablen bzw. Dummies auf ihren Erklärungsgehalt hin miteinander, so zeigt sich, dass der Dummy *Hergiswil* (stand. $\beta = -0.49$) den grössten Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert, gefolgt von der Variable *Ortsloyalität* (stand. $\beta = 0.30$) und dem Dummy *Engelberg* (stand. $\beta = .23$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.422, was bedeutet, dass 42.2% der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen durch den Dummy *Hergiswil* erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.73, was einem starken Effekt entspricht.

Was die situative sprachliche Varianz anbetrifft, kann dort wieder nur eine abhängige Variable als statistisch signifikant ermittelt werden: Die Variable *Wohnort* bzw. konkret die Dummies *Sarnen* ($\beta = 20.76$, $p = 0.001$) und *Stans* ($\beta = 15.89$, $p = 0.010$) sind es, die einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leisten ($F(2,57) = 7.98$, $p = 0.001$). Die Regressionskoeffizienten weisen aus, dass die Probandinnen und Probanden aus Sarnen und Stans signifikant häufiger von der Strategie Gebrauch machen, in der Fragebuchsituation weniger basisdialektale Varianten zu produzieren als in den Spontandaten. Vergleicht man die zwei Dummies in Hinsicht auf ihren Erklärungsbeitrag miteinander, zeigt sich, dass der Dummy *Sarnen* (stand. $\beta = 0.41$) den grösseren Beitrag zur Erklärung des Gebrauchs basisdialektaler Varianten liefert als der Dummy *Stans* (stand. $\beta = .32$). Was die Modellgüte angeht, so liegt das korrigierte R^2 bei 0.191, was bedeutet, dass 19.1% der Gesamtvarianz der basisdialektalen Realisierungen durch den Dummy *Hergiswil* erklärt werden können. Die Effektstärke f^2 liegt nach Cohen (1992) bei 0.24, was einem mittleren Effekt entspricht.

13.6.3 Zusammenfassung

Betrachtet man die Variable *Entrundung* unter Berücksichtigung der deskriptiv-statistischen Ergebnisse, lässt dies folgende Interpretationen zu: Wie für die ersten drei betrachteten Variablen kann auch für die Variable *Entrundung* festgehalten werden, dass in der Situation FD mehr basisdialektale Varianten produziert werden als in der Situation SD. Bezüglich des Variationsmusters gleicht die Variable *Entrundung* dabei eher den Variablen mhd. *û* und mhd. *iu* als der Variable *gesamt*: Die Probandinnen und Probanden realisieren die Varianten hier in der Situation SD im Mittel zu 71.65 % basisdialektal, während der Basisdialektalitätswert in der Situation FD bei 84.08 % liegt; die Werte streuen auch bei dieser Variable in der Situation FD stärker und die Verteilung ist in der Situation FD deutlicher linksschief als in der Situation SD. Die Zunahme von Situation SD zu Situation FD beträgt bei der Variable *Entrundung* also gut 12 %, bei der Variable mhd. *iu* gut 17 %, bei der Variable mhd. *û* gut 23 % und bei der Variable *gesamt* lediglich knapp 4 %.

Betrachtet man die deskriptiven Werte für die Gruppen, ergeben sich bezüglich der Bildung ähnliche Ergebnisse wie bei mhd. *û*: Die Werte beider Bildungsgruppen steigen von Situation SD zu Situation FD an und in beiden Situationen sprechen die primär Gebildeten (SD: 89.18 %, FD: 95.75 %) mehr Basisdialekt als die tertiär Gebildeten (SD: 58.58 %, FD: 89.46 %). Die intersituative Variation der Bildungsgruppe der primär Gebildeten ist demnach nicht so gering und jene der tertiären Bildungsgruppe nicht so gross wie bei Variable mhd. *iu*, sondern eher vergleichbar mit der intersituativen Variation, die auch die Variable mhd. *û* ausgibt. Auch bezüglich der Wohnortsgruppen verhält sich die Variable *Entrundung* ähnlich zur Variable mhd. *û*: In der Situation FD werden tendenziell mehr basisdialektale Varianten produziert als in der Situation SD, darüber hinaus ist in der Situation FD die Varianz der einzelnen Wohnortsgruppen übers Ganze gesehen geringer als in der Situation SD. Bezüglich der einzelnen Wohnortsgruppen sticht wiederum Hergiswil am deutlichsten ins Auge, das in beiden Situationen eine ähnlich grosse Varianz aufweist, währenddem diese für die anderen Wohnortsgruppen zumindest in der Situation FD vernachlässigbar klein ist. Anders als bei mhd. *û* allerdings realisiert die Wohnortsgruppe Hergiswil in der Situation SD (18.61 %) weniger basisdialektale Werte als in der Situation FD (57.91 %). Auch was die Ortsloyalitätsgruppen angeht, ist das Muster der Variable *Entrundung* vergleichbar mit jener von mhd. *û*. Der Unterschied besteht einzig darin, dass alle drei Ortsloyalitätsgruppen von der Situation SD zur Situation FD ansteigen (wenig Loyale: 54.54 % SD, 65.96 % FD; eher Loyale: 90.91 % SD, 95.92 % FD; sehr Loyale: 87.67 % SD, 95.00 % FD), was bei mhd. *û* und auch bei der Variable *gesamt* nicht der Fall war: Dort sank der Basisdialektalitätswert in der Gruppe der wenig Loyalen von der Situation FD zur Situation SD ab.

Die inferenzstatistischen Methoden liefern bezüglich der Variable *Entrundung* nun folgende Ergebnisse: Die Regression zeigt für die *Entrundung* in der Situation SD, dass die Gesamtvarianz der Daten durch die Dummies *Hergiswil*, *Sarnen* und *Stans* ($F(3,56) = 13.08$, $p = 0.00$) zu 38.1 % erklärt werden kann, was einem starken Effekt entspricht ($f^2 = 0.62$). Alle diese drei Gruppen weisen in der Situation SD eine dezidiert grössere Varianz auf als die übrigen Wohnortsgruppen. Dem Beta-Koeffizienten kann man entnehmen, dass alle diese drei Wohnortsgruppen dazu beitragen, dass insgesamt weniger basisdialektale Varianten produziert werden; insgesamt beeinflusst der Dummy *Hergiswil* die Varianz am meisten, gefolgt von *Sarnen* und *Stans*. Was die Situation FD angeht, zeigt sich hier, dass die Dummies *Hergiswil*, *Ortsloyalität* und *Engelberg* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leisten ($F(3,56) = 13.58$, $p = 0.00$): Sie vermögen die Gesamtvarianz der Daten zu 42.2 % zu erklären, was einem starken Effekt entspricht ($f^2 = 0.73$). Am meisten trägt der Dummy *Hergiswil* zur Erklärung der Varianz bei, gefolgt von den Variablen *Ortsloyalität* und *Engelberg*. Zurückzuführen ist dies darauf, dass die Zugehörigkeit zur Wohnortsgruppe *Hergiswil* und zur Wohnortsgruppe *Engelberg* zu einer signifikanten Abnahme von Basisdialektalitätswerten führt; während ein Mehr an *Ortsloyalität* auch zu einem Mehr an Basisdialektalität beiträgt. Die schrittweise multiple Regression ergibt bezüglich der intersituativen Variation der Variable *Entrundung* schliesslich, dass die Dummies *Sarnen* und *Stans* einen signifikanten Erklärungsbeitrag zum Modell leisten ($F(2,57) = 7.98$, $p = 0.00$): Diese zwei Ortsgruppen weisen für die intersituative Variation erheblich höhere Werte aus als die anderen Ortsgruppen (*Stans*: 24.61 %, *Sarnen*: 22.56 %; zum Vergleich *Seelisberg* 11.12 %). Auch die Varianz dieser beiden Ortsgruppen ist um einiges grösser als jene der übrigen, die kaum intersituative Varianz verzeichnen.

Der inferenzstatistische Zugriff lässt bezüglich der Variable *Entrundung* nun folgende Schlüsse zu: In beiden Situationen ist offenbar in erster Linie die Zugehörigkeit zu einer Wohnortsgruppe ausschlaggebend dafür, ob die *Entrundung* basisdialektal realisiert wird oder nicht. Die Variable *Wohnort* wird für die Situation SD, FD und für die situative Variation durchwegs signifikant. In der Situation SD sind es die Dummies *Hergiswil*, *Sarnen* und *Stans*, in der Situation FD die Dummies *Hergiswil* und *Engelberg* und bezüglich der situativen Variation sind es die Dummies *Sarnen* und *Stans*, die einen signifikanten Effekt auf die Variation im Sprachgebrauch erzielen. Die Regressionskoeffizienten lassen sodann darauf schliessen, dass die Zugehörigkeit zu den Gruppen *Hergiswil*, *Sarnen* und *Stans* mit vergleichsweise niedrigen Basisdialektalitätswerten korrespondiert, die Zugehörigkeit zu *Engelberg* hingegen korrespondiert mit vergleichsweise höheren Basisdialektalitätswerten. In der Situation FD wird zusätzlich die Variable *Ortsloyalität* signifikant. Die Regressionskoeffizienten weisen bezüglich der *Ortsloyalität*

darauf hin, dass die Praxis, Basisdialekt zu sprechen, mit steigender Ortsloyalität abnimmt. Insgesamt können einige Effekte, die ausgehend von den Ergebnissen der deskriptiven Statistik erwartet wurden, unter Einbezug und Kontrolle aller interessierenden Variablen inferenzstatistisch bestätigt werden.

13.7 Zusammenfassung zu den relevanten Parametern

In diesem Kapitel ging es darum, zu eruieren, wie die Probandinnen und Probanden dialektale Varianten, die als soziosymbolisch relevant eingestuft wurden, gruppenspezifisch realisieren: Es wurde sowohl über deskriptive statistische Zugänge als auch über inferenzstatistische Verfahren aufzudecken versucht, welchen Mustern der Gebrauch dieser Varianten folgt. Die inferenzstatistischen Ergebnisse sind in Tab. 19 noch einmal zusammengestellt.

Nachfolgend sollen die zentralen Ergebnisse dieses Kapitels in Hinblick auf jene fünf abhängigen Sprachvariablen detailliert besprochen werden, die mit der inferenzstatistischen Methode der Regression modelliert werden konnten: die Variablen *gesamt*, mhd. *û*, mhd. *iu*, mhd. *l* und *Entrundung*. Fasst man die in Tab. 19 ausführlich dargestellten Ergebnisse für diese fünf abhängigen Sprachvariablen gegliedert nach den vorliegend interessierenden drei sprachlichen Kontexten SD (Sprachgebrauch in den Spontandaten), FD (Sprachgebrauch in den Fragebuchdaten) und FD-SD (intersituativer Sprachgebrauch) dergestalt zusammen, dass nur mehr die statistisch relevanten erklärenden Variablen pro abhängige Sprachvariable aufgelistet sind, ergibt dies folgendes Bild (vgl. Tab. 20).

Diese von den konkreten statistischen Werten abstrahierte Darstellung soll nun den Ausgangspunkt dafür bilden, die wichtigsten Ergebnisse des quantitativen Teils zu diskutieren. Gegliedert ist die Diskussion in jene Parameter, die im Hinblick auf den Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten vorrangig interessieren: die unabhängigen Variablen *Wohnort*, *Bildung* und *Ortsloyalität* und damit die Frage, wie stark der Einfluss dieser Variablen auf den Sprachgebrauch ist; die drei Datentypen SD, FD und FD-SD und die Frage, ob sich diese Datentypen durch einen je spezifischen Sprachgebrauch auszeichnen; und schliesslich noch die abhängigen Sprachvariablen selbst und die Frage, inwiefern ihr Status als soziosymbolisch relevante Varianten zu je eigenen Variationsmustern beiträgt.

Tab. 19: Übersicht über die Ergebnisse der Regressionsanalyse

	Statistisches Verfahren	Berücksichtigte Variablen	Relevante Variablen/Dummies	Modell
SD_gesamt	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -8.33$)	korr. $R^2 = 0.074$, $p = 0.020$, $f^2 = 0.08$
FD_gesamt	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -18.87$), Emmetten ($\beta = -14.64$), Bildung tertiär ($\beta = -6.99$), Ortsloyalität ($\beta = 2.93$)	korr. $R^2 = 0.432$, $p = 0.000$, $f^2 = 0.76$
FD-SD_gesamt	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -12.00$)	korr. $R^2 = 0.222$, $p = 0.000$, $f^2 = 0.29$
SD_mhd. \hat{u}	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -26.21$)	korr. $R^2 = 0.153$, $p = 0.001$, $f^2 = 0.18$
FD_mhd. \hat{u}	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -39.93$), Ortsloyalität ($\beta = 7.96$)	korr. $R^2 = 0.410$, $p = 0.000$, $f^2 = 0.69$
FD-SD_mhd. \hat{u}	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -17.86$)	korr. $R^2 = 0.067$, $p = 0.026$, $f^2 = 0.07$
SD_mhd. iu	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Bildung tertiär ($\beta = -36.37$), Ortsloyalität ($\beta = 10.33$)	korr. $R^2 = 0.295$, $p = 0.000$, $f^2 = 0.42$
FD_mhd. iu	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -27.54$), Bildung tertiär ($\beta = -16.60$), Ortsloyalität ($\beta = 9.40$)	korr. $R^2 = 0.309$, $p = 0.000$, $f^2 = 0.45$
FD-SD_mhd. iu	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Bildung tertiär ($\beta = 17.00$)	korr. $R^2 = 0.065$, $p = 0.028$, $f^2 = 0.07$
SD_mhd. l	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Emmetten ($\beta = -49.63$), Stans ($\beta = -28.43$), Seelisberg ($\beta = -33.06$), Melchtal ($\beta = -28.50$), Hergiswil ($\beta = -13.84$)	korr. $R^2 = 0.523$, $p = 0.000$, $f^2 = 1.10$
FD_mhd. l	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Seelisberg ($\beta = -44.94$), Emmetten ($\beta = -87.49$), Hergiswil ($\beta = -45.65$), Stans ($\beta = -69.54$), Melchtal ($\beta = -32.72$), Ortsloyalität ($\beta = -5.07$)	korr. $R^2 = 0.775$, $p = 0.000$, $f^2 = 3.44$
FD-SD_mhd. l	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Stans ($\beta = -39.92$), Emmetten ($\beta = -40.86$), Hergiswil ($\beta = -27.65$)	korr. $R^2 = 0.546$, $p = 0.000$, $f^2 = 1.29$
SD_Eintrundung	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -49.95$), Sarnen ($\beta = -40.69$), Stans ($\beta = -21.45$)	korr. $R^2 = 0.381$, $p = 0.000$, $f^2 = 0.62$
FD_Eintrundung	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Hergiswil ($\beta = -34.75$), Engelberg ($\beta = 16.10$), Ortsloyalität ($\beta = 7.44$)	korr. $R^2 = 0.422$, $p = 0.000$, $f^2 = 0.73$
FD-SD_Eintrundung	Regression (schrittweise)	Wohnort, Bildung, Ortsloyalität	Sarnen ($\beta = 20.76$), Stans ($\beta = 15.88$)	korr. $R^2 = 0.191$, $p = 0.001$, $f^2 = 0.24$

Tab. 20: Übersicht über die Ergebnisse der Regressionsanalyse: abstrahiert

Abhängige Sprachvariable	Unabhängige erklärende Variablen
SD_gesamt	Wohnort (Hergiswil)
FD_gesamt	Wohnort (Hergiswil, Emmetten), Bildung , Ortsloyalität
FD-SD_gesamt	Wohnort (Hergiswil)
SD_mhd. <i>û</i>	Wohnort (Hergiswil)
FD_mhd. <i>û</i>	Wohnort (Hergiswil), Ortsloyalität
FD-SD_mhd. <i>û</i>	Wohnort (Hergiswil)
SD_mhd. <i>iu</i>	Bildung , Ortsloyalität
FD_mhd. <i>iu</i>	Wohnort (Hergiswil), Bildung , Ortsloyalität
FD-SD_mhd. <i>iu</i>	Bildung
SD_mhd. <i>l</i>	Wohnort (Emmetten, Stans, Seelisberg, Melchtal, Hergiswil)
FD_mhd. <i>l</i>	Wohnort (Stans, Emmetten, Hergiswil, Seelisberg, Melchtal), Ortsloyalität
FD-SD_mhd. <i>l</i>	Wohnort (Stans, Emmetten, Hergiswil)
SD_Entrundung	Wohnort (Hergiswil, Sarnen, Stans)
FD_Entrundung	Wohnort (Hergiswil, Engelberg), Ortsloyalität
FD-SD_Entrundung	Wohnort (Sarnen, Stans)

13.7.1 Zusammenfassung zu den erklärenden Variablen

In das statistische Modell zur Berechnung der Einflussgrössen auf die basisdialektale Realisierung soziosymbolisch relevanter Varianten wurden drei erklärende Variablen aufgenommen: die unabhängige Variable *Wohnort* (dummycodiert: 8 Wohnortsgruppen), die unabhängige Variable *Bildung* (dummycodiert: 2 Bildungsgruppen) und die unabhängige Variable *Ortsloyalität* (intervallskaliert). Es steht ausser Frage, dass diese drei erklärenden Variablen das Gesamt an möglichen erklärenden Variablen nicht vollständig abdecken: Die drei vorliegend verwendeten erklärenden Variablen standen – wie überhaupt die Idee einer statistischen Modellierung und Auswertung der Daten – auch nicht von Anfang an fest, vielmehr haben sie sich aus dem Arbeitsprozess ergeben. Aus theoretischer Perspektive aber kann argumentiert werden, dass es sich bei den drei vorliegend verwendeten unabhängigen Variablen um solche handelt, denen gemeinhin ein erheblicher Einfluss auf den Sprachgebrauch nachgesagt wird, womit ihre Auswahl zumindest teilweise legitimiert ist. Auch mit Verweis auf den explorativen Charakter der Studie kann dafür argumentiert werden, die komplexen sprachlichen Verhältnisse auf der Ebene der Einflussgrössen so zu modellieren.

Auffallend ist bezüglich der Ergebnisse zu den unabhängigen Variablen *Bildung*, *Wohnort* und *Ortsloyalität*, dass die Einflussgrösse *Wohnort* insgesamt am häufigsten, nämlich 13 von 15 Mal, statistisch als signifikanter Faktor ausgemacht werden konnte. Gefolgt wird sie von der Einflussgrösse *Ortsloyalität*, die sechs Mal statistisch als Einflussgrösse ausgegeben wurde. Am wenigsten vertreten ist die Einflussgrösse *Bildung*, die nur vier Mal auftritt (vgl. Tab. 20).

Dieses Ergebnis ist nun darum interessant, weil allgemeine Übereinstimmung darüber herrscht, dass die arealspezifische Realisierung von Phänomenen im Rückgang begriffen ist (vgl. dazu Kap. 1). Die vorliegenden Ergebnisse allerdings widersprechen diesen Annahmen z. T.: So ist die Ortszugehörigkeit einer jener Faktoren, die am häufigsten mitbestimmen, zu welchen Anteilen eine Variable basisdialektal realisiert wird. Sichtbar wird in solchen sprachlichen Handlungen – vor dem vorliegend vertretenen theoretischen Hintergrund – nicht etwa das quasi automatische oder gar angeborene Produzieren einer dialektalen Form, sondern vielmehr die Möglichkeit der Probandinnen und Probanden, von dialektalen Formen – die gesellschaftlich für einen gewissen Ort als spezifische Formen diskursiv verhandelt werden und somit sprachräumlichen Normen entsprechen – Gebrauch zu machen oder eben auch nicht. Dieses Ergebnis ist also ein Abbild davon, dass Normen zu sprachräumlichen Spezifika diskursiv kursieren und man sich ihrer stärker oder weniger stark bedienen kann.

Dass die *Ortsloyalität* an zweiter Stelle steht, was die Erklärungskraft ausersprachlicher Variablen angeht, ist darum erstaunlich, weil andere Studien Konzepten, die mit der hier verwendeten *Ortsloyalität* vergleichbar sind, weniger oder weniger eindeutige Erklärungskraft attestiert hatten (vgl. dazu auch Kap. 8.4.6). Dies kann nun an rein inhaltlichen Gründen liegen. Es kann aber auch daran liegen, dass die Settings der vorliegenden und der anderen Studien nicht genügend vergleichbar sind. Oder aber die Diskrepanz in den Ergebnissen kann darauf zurückgeführt werden, dass das Konzept der *Ortsloyalität* nicht vergleichbar erhoben wurde. Mit dem vorliegend verwendeten Messinstrument des psychologischen Tests – der in seiner Disziplin anerkannt ist – ist die *Ortsloyalität* in einer Art abgefragt, die sich für die Weiterverwendung in quantitativen Studien ausserordentlich gut eignet. Dies mag auch einen methodischen Impetus auf die Erklärungskraft der *Ortsloyalität* gehabt haben.

Schliesslich noch zur Variable *Bildung*: Bei dieser Variable scheint es nun so zu sein, dass sie in vorliegendem Setting die vergleichsweise schwächste Erklärungskraft besitzt, was in erster Linie darauf hinweist, dass die Zugehörigkeit zu einer Bildungsgruppe einen geringeren Einfluss darauf hat, ob die fraglichen soziosymbolisch relevante Varianten basisdialektal realisiert werden oder nicht (vgl. dazu aber Kap. 14.3).

13.7.2 Zusammenfassung zu den Situationen

Der Einfluss der unabhängigen erklärenden Variablen *Bildung*, *Wohnort* und *Ortsloyalität* auf die abhängigen Sprachvariablen *gesamt*, mhd. *û*, mhd. *iu*, *Ent-rundung* und mhd. *l* wurde auf der Basis von drei voneinander differierenden Datentypen gemessen, die einen je unterschiedlichen Sprachgebrauch abbilden. Die Fragebuchdaten (FD) stehen stellvertretend für einen Sprachgebrauch, der in der Hinsicht spezifisch ist, als sich die Probandinnen und Probanden in einer dialektologischen Abfragesituation befinden, die – so wird vorliegend angenommen – einen anderen Sprachgebrauch provoziert als den alltäglichen. Die Spontandaten (SD) hingegen stehen stellvertretend für einen Sprachgebrauch, der der alltäglichen Sprechweise der Probandinnen und Probanden nahekommt. Der letzte Datentyp mit Namen FD-SD schliesslich bildet ab, wie das situative Variationsverhalten zwischen den Situationen FD und SD beschaffen ist. Operationalisiert wurde die intersituative Variation damit, als die interessierenden Werte der Situation SD von jenen der Situation FD subtrahiert wurden (vgl. dazu genauer Kap. 13.1.2.1).

13.7.2.1 Situation FD

Die Entscheidung für eine je spezifische Untersuchung von Sprachdaten des Typus FD und von Sprachdaten des Typus SD wurde vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrung sowie von Ergebnissen anderer Studien getroffen, in denen gezeigt wird, dass Probandinnen und Probanden vor dem Mikrofon anders sprechen als wenn sie vermuten, das Mikrofon sei ausgeschaltet. Für die spezifische Untersuchung von Sprachdaten, die einerseits in einer Situation produziert werden, in der sich die Probandinnen und Probanden bewusst sind, dass sie die sprachlichen Formen des Ortes realisieren müssen, und andererseits in einer solchen, in denen sich die Probandinnen und Probanden dessen, dass sie aufgenommen werden, weniger bis gar nicht bewusst sind, hat sich bspw. die terminologische Unterscheidung *Sprachgebrauchsdaten* (hier: Spontandaten) und *Wissensdaten* (hier: Fragebuchdaten) etabliert. Vor dem vorliegend interessierenden theoretischen Hintergrund wird die Unterscheidung zwischen den Situationen nun weniger mit Rückgriff auf Konzepte wie *bewusst/unbewusst* getroffen als vielmehr mit der Begründung, dass die Fragebuchsituation eine ist, in der die Probandinnen und Probanden durch die Wahl spezifischer Varianten ein anderes sprachliches Bild von sich konstruieren als im Spontangespräch (vgl. dazu Kap. 13.1.2.1).

Die Hypothese, dass in der Fragebogensituation anders gesprochen wird als in der Spontansituation, kann vorliegend deutlich bestätigt werden. In den deskriptiven Betrachtungen zeigt sich durchwegs, dass in der Fragebogensitua-

tion mehr basisdialektale Varianten produziert werden als im Spontangespräch; die situativen Gruppenunterschiede werden überdies häufig als statistisch signifikant voneinander verschieden ausgewiesen. Dieses Ergebnis wird nun derart interpretiert, dass viele Probandinnen und Probanden in der Fragebuchsituation den idealen Ortsdialekt *stylen* (vgl. dazu Kap. 6.3): Sie nutzen die Situation, in welcher sie von einer Interviewerin befragt werden, dazu, sich selbst als ideale sprachliche Vertreter ihres Ortes zu positionieren. Unterstützung erhält diese These durch ein anderes frappantes Resultat: durch das Ergebnis nämlich, dass der Faktor *Ortsloyalität* mit einer Ausnahme ausschliesslich in der Fragebuchsituation statistisch als signifikante Einflussgrösse eruiert wird. Der markant höhere Gebrauch basisdialektaler Varianten korrespondiert demnach mit dem psychologischen Merkmal der Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden, d. h.: Probandinnen und Probanden, die sich stark mit ihrem Wohnort verbunden fühlen, demonstrieren diese Verbundenheit in den Fragebuchdaten auch sprachlich, indem sie sich als ideale Ortsvertreter inszenieren; Probandinnen und Probanden, die sich nur schwach mit ihrem Wohnort verbunden fühlen, zeichnen sich durch das entgegengesetzte sprachliche Verhalten aus. Dass dies nur in der Fragebuchsituation so passiert, ist bemerkenswert: Man kann demnach nämlich nicht sagen, dass der Sprachgebrauch an sich etwas mit der Verbundenheit einer Person zu einem Ort zu tun hat: Jemand, der über- resp. unterdurchschnittlich ortsloyal ist, realisiert nicht unhinterfragt und situativ unabhängig ständig mehr resp. weniger basisdialektale Varianten. Vielmehr lassen sich die Ergebnisse zu Ortsloyalität und Sprachgebrauch so deuten, dass sowohl die Sprache wie auch der Ortsloyalitätstest von den Probandinnen und Probanden so genutzt werden, ihre (Nicht)Verbundenheit zu einem Ort zu signalisieren bzw. zu demonstrieren.

Als erklärende Variablen in der Situation FD treten immer auch Dummies auf, die der Variable *Wohnort* zugeordnet werden können. Im Gegensatz zur Variable *Ortsloyalität* allerdings tritt die Variable *Wohnort* in Situation FD, in Situation SD und zwischen den Situationen FD-SD häufig auf. Auffallend ist hier: Wenn die Wohnortsdummys, die in der Situation FD als erklärende Variablen auftreten, von denjenigen Wohnortsdummys abweichen, die in den Situationen SD und zwischen den Situationen FD-SD als erklärende Variablen auftreten, sind es v. a. solche Wohnortsdummys, die bezüglich der zugrundeliegenden abhängigen Sprachvariable einen besonderen Status haben. Bezüglich der Variable *gesamt* etwa tritt der Dummy *Emmetten* als erklärende Variable in Erscheinung; dies darum, weil in Emmetten in der Situation FD signifikant weniger basisdialektale Varianten produziert werden als an den anderen Orten. Zurückzuführen ist dieses Ergebnis darauf, dass der Dummy *Emmetten* bezüglich der Sprachvariable mhd. *l* die tiefsten Basisdialektalitätswerte aufweist, weil im Ort

Emmetten die Sprachvariable mhd. *l* am häufigsten vokalisiert wird (was der soziosymbolisch relevanten Norm entspricht). Auch bezüglich der basisdialektalen Realisierung der Variablen mhd. *iu* und mhd. *î* weist der Dummy *Emmetten* die tiefsten Basisdialektalitätswerte auf und zwar aus dem Grund, dass in Emmetten, wo als basisdialektale Form die (entrundete und) diphthongierte Variante *ei* codiert wurde, dieses *ei* im Schnitt viel weniger häufig realisiert wird als etwa die nicht diphthongierte Variante *ii* in Sarnen. Dieses Ineinandergreifen von verschiedenen Faktoren führt nun dazu, dass die Gruppe Emmetten im Vergleich zu den anderen Wohnortsgruppen in der Situation FD weniger basisdialektale Varianten produziert. Was die Variante mhd. *l* anbetrifft, die die Probandinnen und Probanden aus Emmetten in der Situation FD erheblich häufiger vokalisieren als in den anderen beiden Situationen, korrespondiert dieses Verhalten nun – auch wenn es auf den ersten Blick nicht so schien – mit dem gängigen Muster, dass in der Situation FD insgesamt mehr solcher Varianten produziert werden, die für die Probandinnen und Probanden soziosymbolisch relevant sind. Gibt es eine Diskrepanz in puncto Auftreten spezifischer Wohnortsdummy's zwischen den fraglichen Situationen, kann dies also ebenfalls auf die Intention der Probandinnen und Probanden zurückgeführt werden, in der Situation FD als ideale Dialektsprecher wahrgenommen zu werden. Dies trifft bezüglich der Sprachvariable mhd. *l* dezidiert auf die Bevölkerung Emmettens zu: Die Realisierung von mhd. *l* als *u* als Nidwaldner Form wird diskursiv thematisiert und in diesem Zusammenhang gerne auch mit den ländlichen Gegenden Nidwaldens in Verbindung gebracht. Die Bewohnerinnen und Bewohner von Emmetten entsprechen mit ihrem Sprachgebrauch also dem Stereotyp, dass man als ländlicher Nidwaldner / als ländliche Nidwaldnerin mhd. *l* zu vokalisieren hat.

Ein weiterer Fall, der in diese Richtung weist, betrifft den Wohnortsdummy *Engelberg*, der bezüglich der abhängigen Sprachvariable *Entrundung* in der Situation FD als erklärende Variable auftritt; allerdings nicht in der Situation SD und bezüglich der intersituativen Variation. Ein Blick auf die deskriptiven Werte macht nun deutlich, dass die Engelbergerinnen und Engelberger die *Entrundung* in der Situation FD zu 100 % kategorisch basisdialektal realisieren, was sie von den übrigen Wohnortsgruppen unterscheidet. Die Regression ergibt, dass die Probandinnen und Probanden aus Engelberg die Variable *Entrundung* signifikant häufiger basisdialektal realisieren als die Probandinnen und Probanden der übrigen Wohnortsgruppen. Dahinter verbirgt sich die gleiche Praxis, wie sie eben bezüglich der Emmetterinnen und Emmetter und ihrer Realisierung von mhd. *l* zu beobachten war: Die Engelbergerinnen und Engelberger – dessen bewusst, dass sie die fraglichen Vokale weitherum als einzige nicht entrunden – entsprechen dieser Norm, weshalb der Wohnortsdummy *Engelberg* einen Großteil der Variation in der Situation FD zu erklären vermag.

Bezüglich der abhängigen Sprachvariable *Entrundung* fallen zwei weitere Wohnortsdummys auf: *Sarnen* und *Stans*. Bei diesen beiden Dummys ist es nun so, dass sie nicht etwa in der Situation FD als erklärende Variablen in Erscheinung treten, dafür aber in der Situation SD und bezüglich der intersituativen Variation: Dort weist die Regression aus, dass die Zugehörigkeit zu Sarnen bzw. zu Stans ein Prädiktor dafür ist, dass weniger basisdialektale Werte produziert werden. Dass dies in der Situation FD nun gerade nicht so ist, lässt sich damit erklären, dass die Bewohnerinnen und Bewohner von Sarnen und Stans in der Situation FD deutlich mehr Basisdialekt sprechen als in der Situation SD, dies wohl wiederum mit der Absicht, sich als perfekte Sprecher der Ortsdialekte Sarnen und Stans zu inszenieren. Damit lässt sich auch dieser Fall so interpretieren, dass dahinter die weit verbreitete Strategie steht, sich als idealen Dialektsprecher zu positionieren.

Insgesamt wird also auf mehreren Ebenen deutlich, dass die Sprecherinnen und Sprecher die Situation FD nutzen, um dort den idealen Dialektsprecher zu *stylen*. Das wird einmal an den höheren Basisdialektalitätswerten sichtbar, die die Situation FD im Vergleich zur Situation SD verzeichnet. Dann zeigt sich, dass die erklärende Variable *Wohnort* – die in vorliegendem Setting die Varianz über die verschiedenen abhängigen Sprachvariablen hinweg am besten erklären kann – jeweils dann in der Situation FD spezifisch in Erscheinung tritt, wenn gewisse Orte im Hinblick auf die interessierende abhängige Sprachvariable einen besonderen Status haben. Dabei konnte eruiert werden, dass spezifische Wohnortsdummys – so etwa *Emmetten*, *Engelberg*, *Sarnen* und *Stans* – dann zu erklärenden Variablen werden, wenn die Sprecherinnen und Sprecher dieser Orte dem Schema *idealer Ortsvertreter* ganz besonders genügen wollen. Die Strategie – und das ist das dritte und wichtigste Ergebnis bezüglich der Situation FD – sich als *idealen Ortsvertreter* zu positionieren, korrespondiert schliesslich mit einer weiteren unabhängigen Variable, der Variable *Ortsloyalität*. Hierbei zeigt sich, dass ein Ansteigen des Ortsloyalitätswerts mit einem Ansteigen des Basisdialektalitätswerts einhergeht. Ortsloyalere Menschen machen von der Strategie, sich als ideale Dialektsprecher zu inszenieren, demnach mehr Gebrauch als weniger ortsloyale Menschen; was so interpretiert werden kann, dass die Zugehörigkeit zu einem Ort auch über die Sprache transportiert wird nach dem Schema: je mehr ortsspezifische Dialektformen ich nenne, desto deutlicher wird, dass ich mich mit dem Ort identifiziere, weil ich ja auch so spreche, wie ich sprechen muss, wenn ich aus diesem Ort bin.

13.7.2.2 Situation SD

Was die Situation SD angeht, ist es für alle abhängigen Sprachvariablen – bis auf die Sprachvariable mhd. *iu*, siehe dazu unter Kap. 13.7.3 – so, dass deren Varianz

allein durch unabhängige Variable *Wohnort* erklärt werden kann. Die Gesamtvarianz der abhängigen Sprachvariablen *gesamt* und mhd. *û* kann in erster Linie am Wohnortsdummy *Hergiswil* festgemacht werden (und zwar damit, dass die Sprecherinnen und Sprecher aus Hergiswil in Bezug auf diese Varianten signifikant weniger basisdialektale Varianten produzieren als die anderen), die Gesamtvarianz der abhängigen Sprachvariablen *Entrundung* und mhd. *l* an je eigenen Wohnortsdummys.

Die *Entrundung* etwa wird – erneut durch die tiefen Basisdialektalitätswerte – durch den Dummy *Hergiswil* erklärt, darüber hinaus aber zusätzlich durch die Dummys *Sarnen* und *Stans*. Dies ist darauf zurückzuführen, dass nicht nur die Sprecherinnen und Sprecher aus Hergiswil, sondern auch jene aus Sarnen und Stans in den Spontandaten signifikant weniger basisdialektale Varianten produzieren als die Sprecherinnen und Sprecher aus den anderen Orten (vgl. dazu auch die Ausführungen in Kap. 11.5.1). Interessant ist dieses Ergebnis in der Hinsicht, als hier quasi ein objektsprachliches Korrelat zu jener Einschätzung der Sprecherinnen und Sprecher vorliegt, dass der Dialekt in den Hauptorten «verwässert» sei und «abgeflacht». Dass die *Entrundung* gerade in den Hauptorten signifikant weniger häufig durchgeführt wird, unterstützt diese Einschätzung.

Die Varianz der abhängigen Sprachvariable mhd. *l* kann an die Wohnortsdummys *Emmetten*, *Stans*, *Seelisberg*, *Melchtal* und *Hergiswil* angebunden werden. Dies darüber, dass die Sprecherinnen und Sprecher der Orte Emmetten, Stans, Seelisberg, Melchtal und Hergiswil signifikant weniger basisdialektale Varianten produzieren als die Sprecherinnen und Sprecher anderer Orte. Weniger basisdialektale Varianten heisst im Falle von mhd. *l*, dass die Sprecherinnen Variante *u* – also die vokalisierte Variante von mhd. *l* – realisieren und damit zumindest im Kanton Nidwalden der gesellschaftlichen Norm entsprechen. Vokalisiert wird die Variable nun aber nicht nur von Sprechern aus Orten, für die die Variante *u* als ortsspezifische Variante metakommuniziert wird – nämlich von Sprechern aus Stans, Emmetten und Hergiswil –, sondern auch von Sprechern aus den Orten Seelisberg und Melchtal. Dies ist höchst interessant, da es sich bei den Orten Seelisberg und Melchtal aus der Warte des konstruierten Charakters von Orten um je spezifische Orte handelt. *Seelisberg* ist interindividuell repräsentiert als Ort, der zwar politisch zum Kanton Uri gehört, natur- und sozialräumlich aber nach Nidwalden ausgerichtet ist (vgl. dazu Kap. 10.2.1.9 und 11.2.2): Dass sich diese Zwitterstellung gerade bei der nidwaldenspezifischen Realisierung von mhd. *l* als *u* deutlich macht, ist darum bemerkenswert, da der geografischen und gesellschaftlichen Nähe zu Nidwalden hier über die Sprache Ausdruck gegeben wird. Der Ort *Melchtal* hingegen ist mental interindividuell quasi nicht repräsentiert (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 10.2.1.10); damit kursieren auch keine geteilten Meinungen zu sprachlichen Merkmalen, die die-

sem Ort zugehörig sind. Dass nun gerade in Melchtal das mhd. *l* zu *u* vokalisiert wird, kann – vor dem Hintergrund, dass es für Melchtal so nicht metakommuniziert wird – mehrere Gründe haben: 1) Das sprachräumliche Konstrukt *Melchtal* ist mental interindividuell quasi inexistent, d. h., es besteht kaum Übereinkunft darüber, wie in Melchtal gesprochen wird. Demgegenüber sind die sprachlichen Vorstellungen zu den übrigen *Obwaldner* Orten *Lungern*, *Sarnen* und *Engelberg* ziemlich klar (vgl. dazu Kap. 10.2.1) und damit auch die Übereinkunft, dass in Obwalden mhd. *l* als *l* realisiert wird und nicht als *u*. Dass in Melchtal mhd. *l* auch als *u* realisiert wird, kann demnach so interpretiert werden, dass hier eine Orientierung an einer interindividuell gültigen Norm fehlschlägt und mhd. *l* aus diesem Grund als *u* realisiert wird. Die vokalisierte Realisierung wäre – im Vergleich zu Seelisberg – nur schwer damit zu begründen, dass mit dieser Realisierung mittels Sprache eine sozialräumliche Zugehörigkeit zu Nidwalden signalisiert werden soll, vielmehr müssen die Gründe hier anderswo liegen. 2) Die Gründe dafür, dass nun in Melchtal z. T. die vokalisierte Variante realisiert wird, kann mit der Standardferne des Reflexes *u* von mhd. *l* in Zusammenhang gebracht werden: Diese Standardferne wird von den Probandinnen und Probanden mit einer gewissen *Historizität* und auch mit einer *natürlichen Gewachsenheit* (vgl. hierzu Couplands 2003 Zusammenstellung von Wesensmerkmalen, die für Menschen im Alltag *authentischen* Charakter haben) und damit auch mit einer traditionellen Form von Dialekt in Verbindung gebracht. Traditionelle Dialekte, so hat die Analyse der diskursiven Konstituenten des sprachraumbezogenen Alltagsdiskurses gezeigt (vgl. dazu Kap. 11.6), werden von den Menschen gemeinhin *oben* und *hinten* im Raum verortet. Dass Melchtal ein Ort ist, der geografisch in einem Hochtal und zwar eher im hinteren Teil dieses Hochtales zu liegen kommt, mag für die Melchtaler Probandinnen und Probanden nun Grund genug sein dafür, mhd. *l* als *u* zu realisieren, die sie wohl als ältere und traditionellere Form halten als die Form *l*.

Insgesamt tritt in der Situation SD also die unabhängige Variable *Wohnort* als erklärende Variable je unterschiedlich in Erscheinung. Wichtig ist hierbei allerdings festzuhalten, dass (ausser bei mhd. *iu*, siehe dazu unter Kap. 13.7.3) die Variation in der Situation SD offenbar in erster Linie durch die Variable *Wohnort* erklärt werden kann und nur in Ausnahmen durch die Variablen *Bildung* und *Ortsloyalität*: Dies weist auf einer Metaebene darauf hin, dass die gefühlte Zugehörigkeit zu einem Ort und auch die Zugehörigkeit zu einer Bildungsschicht sprachlich in aller Regel nicht in der Situation SD ausgehandelt wird, sondern vielmehr in der Situation FD, die auch als Situation gelten kann, in welcher das Bewusstsein dafür, dass man in Hinblick auf die Sprache beobachtet wird, aktiviert ist: Offenbar bietet die Situation FD für die Probandinnen und Probanden darum den angemesseneren Raum dafür, sprachlich eine

gefühlte Ortszugehörigkeit oder eine Zugehörigkeit zu einer Bildungsschicht zu *stylen*. Wie bereits für die Ortsloyalität kann also auch für die Bildung festgehalten werden, dass diese nicht ständig sprachlich resp. vermittelt sprachlicher Varianten markiert wird, sondern nur in spezifischen Kontexten: Der Gebrauch basisdialektaler Varianten ist demnach nicht per se ein Indikator für eine gefühlte Ortszugehörigkeit oder eine Ausbildungsschicht; aber sie kann – situationsgebunden – ein Indikator sein dafür.

13.7.2.3 Situation FD-SD

Die intersituative Variation FD-SD ist bezüglich ihrer Charakteristik im Hinblick auf relevante erklärende Variablen ähnlich aufgestellt wie die Variation in Situation SD: Es sind fast ausschliesslich spezifische Wohnortsdummys, die als erklärende Variablen in Erscheinung treten. Dies ist nun v. a. dahingehend interessant, als der Datentyp FD-SD artifiziell angelegt wurde (faktisch handelt es sich dabei um die Differenz zwischen den basisdialektalen Anteilen, die in der Situation FD realisiert werden, und den basisdialektalen Anteilen, die in der Situation SD realisiert werden). Damit sollte eruiert werden, ob das intersituative Variationsverhalten der Probandinnen und Probanden etwa mit der Ortsloyalität oder der Bildung der Probandinnen und Probanden in Zusammenhang gebracht werden kann. Implizite Vorannahmen waren hier, dass bspw. besser gebildete Probanden stärker intersituativ variieren als weniger gebildete in der Hinsicht, als sie in der Fragebogensituation erheblich weniger basisdialektale Varianten realisieren als in der Spontansituation, oder aber auch, dass ortsloyalere Probanden stärker intersituativ variieren in der Hinsicht, als sie in der Fragebogensituation erheblich mehr basisdialektale Werte produzieren. Diese Hypothesen konnten beide nicht bestätigt werden: Die intersituative sprachliche Variation scheint durch andere Faktoren beeinflusst zu sein als durch die Bildung oder die Ortsloyalität der Probandinnen und Probanden. In vorliegendem Setting erweist sich in erster Linie der Wohnort der Probandinnen und Probanden als relevantes Element. Dieser Umstand wird vorliegend nun nicht etwa so interpretiert, dass Probanden, die aus einem bestimmten Ort sind, die sprachliche Norm dieses Ortes automatisch produzieren, sondern dass sie sich in ihren Realisierungen der Variablen an genau solchen sprachlichen Ortsnormen orientieren. Mit sprachlichen Ortsnormen sind dialektale Formen gemeint, die von ansässigen Sprecherinnen und Sprechern prominent mit einem Ort in Verbindung gebracht werden und damit als interindividuell geteilt gelten können. Diese Formen decken sich zumeist mit den als basisdialektal ausgewiesenen Formen im SDS, doch es gibt auch Ausnahmen (vgl. dazu die Ausführungen zur Realisierung von mhd. *l* in Nidwalden). Nebst der Orientierung an einer interindividuell verbürgten sprachlichen Ortsnorm existieren weitere Orientierungs-

größen für die Probandinnen und Probanden: Meine persönliche Einschätzung ist die, dass das intersituative Variationsverhalten auch stark von individuellen, hier nicht beobachteten Faktoren abhängt (vgl. dazu im Detail Kap.14).

13.7.3 Zusammenfassung zu den abhängigen Sprachvariablen

Als abhängige Variablen wurden in vorliegendem Forschungsdesign fünf verschiedene Sprachvariablen angesetzt: Die Variable *gesamt*, die eine ganze Reihe dialektologischer Einzelvariablen subsumiert (vgl. dazu Kap. 13.1.2.1), dann die soziosymbolisch relevanten Einzelvariablen mhd. *û*, mhd. *iu*, *Entrundung* und mhd. *l* (vgl. zur Auswahl genau dieser Variablen Kap. 13.1.3). Bezüglich dieser fünf abhängigen Sprachvariablen interessiert nun, inwiefern sie sich bezüglich der Sprachgebrauchsmuster ähnlich verhalten. Dies gibt Aufschluss darüber, in welcher Weise das Variationsverhalten der Probandinnen und Probanden nicht nur von den unabhängigen Variablen *Bildung*, *Wohnort* und *Ortsloyalität* und von den Situationen FD, SD und FD-SD abhängig ist, sondern inwiefern es eben auch von der je spezifischen Charakteristik der abhängigen Sprachvariablen beeinflusst wird.

Ob der Gebrauch der fünf abhängigen Sprachvariablen je unterschiedlich ausgestaltet ist, wird über zwei Zugriffe geklärt. Einerseits wird eruiert, welche der fünf abhängigen Sprachvariablen intersituativ am stärksten variiert werden. Darüber hinaus wird ermittelt, wie die interindividuellen Variationsmuster bezüglich der fünf abhängigen Sprachvariablen ausstaffiert sind im Hinblick darauf, welche unabhängigen Variablen die Varianz der abhängigen Sprachvariablen in welchen Situationen zu erklären vermögen. Die Ergebnisse dieser beiden Zugriffe werden mit der soziosymbolischen Relevanz der fünf Sprachvariablen – d. h. mit Informationen dazu, welche Bedeutung diese Variablen für die Sprachgemeinschaft haben, für welche Räume und weitere Wissensinhalte sie stehen – abgeglichen. Es wird versucht, den je unterschiedlichen Gebrauch dieser fünf Variablen mit Rückgriff auf solche Informationen zu erklären.

13.7.3.1 Unterschiede bezüglich der Muster der situativen Variation

In einem ersten Schritt soll vergleichend geklärt werden, inwiefern sich die fünf abhängigen Sprachvariablen hinsichtlich der Musterhaftigkeit ihres Gebrauchs unterscheiden. In Tab. 21 ist zusammengestellt, zu welchen prozentualen Häufigkeiten die fünf Sprachvariablen in den Situationen SD und FD basisdialektal realisiert werden (vgl. zu den Details Kap. 13.1.4). Zusätzlich ist verzeichnet, mit welchem Wert die Differenz zwischen den beiden Situationen beziffert werden kann (FD-SD).

Tab. 21: Prozentuale Häufigkeiten, mit denen die fünf abhängigen Variablen pro Situation basisdialektal realisiert werden

Abhängige Sprachvariable	Basisdialektale Realisierung in Prozent
SD_gesamt	75.64 %
FD_gesamt	79.46 %
FD-SD_gesamt	3.82 %
SD_mhd. <i>û</i>	38.95 %
FD_mhd. <i>û</i>	61.97 %
FD-SD_mhd. <i>û</i>	23.02 %
SD_mhd. <i>iu</i>	64.15 %
FD_mhd. <i>iu</i>	81.67 %
FD-SD_mhd. <i>iu</i>	17.52 %
SD_mhd. <i>l</i>	82.79 %
FD_mhd. <i>l</i>	64.37 %
FD-SD_mhd. <i>l</i>	-18.42 %
SD_Entrundung	71.65 %
FD_Entrundung	84.07 %
FD-SD_Entrundung	12.42 %

Die prozentualen Basisdialektalitätswerte zeigen nun, dass bezüglich der Variable *gesamt* von 75.64 % bis 79.46 % der engste Variationsbereich ausgemacht werden kann (3.82 %). Den breitesten Variationsbereich (23.02 %) – und zusätzlich denjenigen, der im Vergleich zu den anderen Sprachvariablen am tiefsten zu liegen kommt – weist demgegenüber die Variable *mhd. û* aus: Sie erstreckt sich von 38.95 % zu 61.97 %. Vergleichbare Variationsbereiche sind schliesslich für die Variablen *mhd. iu*, *Entrundung* und *mhd. l* feststellbar: Der Variationsbereich von *mhd. iu* kommt zwischen 64.15 % und 81.67 % zu liegen (17.52 %), der Variationsbereich der Variable *Entrundung* zwischen 71.65 % und 84.07 % (12.42 %) und der Variationsbereich von *mhd. l* zwischen 82.79 % und 64.37 %. Das Variationsspektrum ist bei *mhd. iu* (17.52 %) und *mhd. l* (-18.42 %) allerdings ähnlicher als bei der Variable *Entrundung* (12.42 %). Trägt man diese Variationsbereiche grafisch zusammen, werden die Unterschiede noch etwas deutlicher (vgl. Abb. 73). Es wird ersichtlich, dass die Variable *gesamt* – die darstellt, wie die vorliegend als soziosymbolisch relevant eingestuft Variablen insgesamt variiert werden – den engsten Variationsbereich aufweist. Im Mittel werden die soziosymbolisch relevanten Variablen intersituativ also zu knapp 4 % variiert, der Basisdialektalitätswert liegt dabei bei ca. 80 %. Nimmt man diese Variable als Ausgangsvariable – so war sie konzeptionell gedacht – zeigt sich,

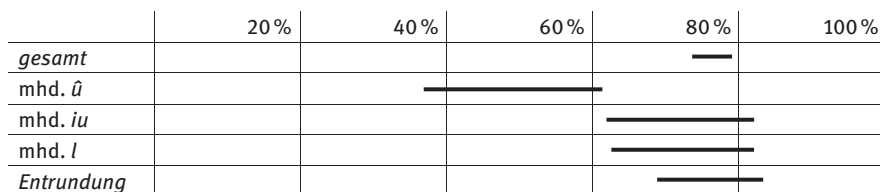


Abb. 73: Intersituative Variationsbereiche pro abhängige Variable

dass die übrigen vier Variablen *mhd. û*, *mhd. iu*, *Entrundung* und *mhd. l* davon abweichen.

Am deutlichsten ist die Abweichung bei der Variable *mhd. û*, deren Variationsspektrum am tiefsten zu liegen kommt und dabei zusätzlich am breitesten ist. Dass der Basisdialektalitätswert von *mhd. û* in der Spontansituation nur bei knapp 40 %, in der Fragebuchsituation lediglich bei etwa 60 % liegt – was im Vergleich zur Ausgangsvariable *gesamt*, aber auch im Vergleich zu den übrigen drei Variablen eine niedrige Rate ist –, kann unterschiedliche Gründe haben. Zunächst ist hier zu nennen, dass die Variable *mhd. û* die einzige Variable im Setting ist, die bezüglich ihrer basisdialektalen Realisierungsformen für jeden Ortspunkt resp. für jeden Sprecher im Vergleich zu basisdialektalen Realisierungsformen von *mhd. û* in umliegenden grossräumigen Regionen als singuläre Form markiert ist: Die basisdialektalen Realisierungsformen *ui* (für Ob- und Nidwalden) und *öi* (für Engelberg) gibt es so nur im Untersuchungsgebiet. Das heisst, diese objektsprachliche Ausgangslage ist anders als bei den übrigen drei Variablen, bei denen sich gewisse Varianten in ihrer basisdialektalen Realisierungsform mit der basisdialektalen Realisierungsform umliegender Orte oder Regionen decken (der Reflex *ii* von *mhd. iu* etwa, der auch in Teilen von Uri, Bern und des Wallis so realisiert wird; entrundete Formen wie etwa der Reflex *ee* von *mhd. oe*, der ebenfalls in Teilen von Uri, Bern und des Wallis so realisiert wird, und schliesslich die nicht vokalisierte Variante *l* der *mhd.* Bezugsgrösse *l*, die, nicht vokalisiert, eine im Schweizer Sprachraum durchaus verbreitete Grösse ist). Diese Ausgangslage, dass keine der basisdialektalen Varianten von *mhd. û* für die fraglichen Untersuchungsorte im vorliegenden Design eine unmarkierte Variante darstellt, kann sich nun dergestalt auswirken, dass diese Varianten darum insgesamt rein rechnerisch weit weniger häufig basisdialektal realisiert werden als die basisdialektalen Varianten anderer Variablen, die z. T. nicht als singuläre Varianten markiert sind. Zudem zeigt ein qualitativer Blick in die den Prozentzahlen zugrundeliegenden Daten, dass bezüglich der Variable *mhd. û* überdurchschnittlich häufig Varianten exzerpiert wurden, die unbetont realisiert wurden, was dann innerhalb der quantitativen Datenaufbereitung und

-auswertung dazu führte, dass die so codierte Variante als grossräumige Variante recodiert wurde (vgl. dazu im Detail Kap. 9.2.2). Gleichwohl soll aber auch auf eine dritte und m. E. ebenso plausible Möglichkeit der Dateninterpretation eingegangen werden: Es bietet sich nämlich ebenfalls an, die niedrigen Häufigkeiten und die grosse Streuung der intersituativen basisdialektalen Realisierung von mhd. *û* als *ui* resp. *öi* mit Rückgriff auf den soziosymbolischen Status dieser Variable zu erklären. Es lässt sich nämlich nicht nur feststellen, dass sich die Reflexe *ui* und *öi* von mhd. *û* objektsprachlich von ihrer dialektalen Umgebung als singuläre Reflexe abheben; die Metakommunikate der Probandinnen und Probanden haben überdies ergeben, dass v. a. die Variante *ui* als Emblem für die Räume *Ob- und Nidwalden* prominent interindividuell repräsentiert ist. Überdies wird die Lautfolge *ui* nicht nur aus der Innenperspektive, sondern auch aus der Aussenperspektive als repräsentativ für diese Räume wahrgenommen. Die niedrige Frequenz der basisdialektalen Realisierung von mhd. *û* als *ui* und deren grosse intersituative Varianz kann nun durchaus mit dieser Gleichsetzung der Lautfolge *ui* mit den Räumen Ob- und Nidwaldens in Zusammenhang gebracht werden: Der Emblemcharakter dieser Lautfolge kann nämlich auch dazu führen, dass diese Lautfolge – bewusst oder unbewusst – eben gerade nicht realisiert wird. Die Ergebnisse der Regressionsanalyse etwa zeigen, dass gerade in der Fragebuchsituation der Gebrauch von mhd. *û* als *ui* mit dem Ortsloyalitätsgrad der Probandinnen und Probanden korrespondiert: Das heisst, dass die ortsloyalen Probandinnen und Probanden mhd. *û* eher basisdialektal als *ui* realisieren als die weniger ortsloyalen. Der Gebrauch von mhd. *û* als *ui* kann also zumindest in den FD auch als Akt der räumlichen Zugehörigkeitsbekundung aufgefasst werden. Die insgesamt niedrigen Basisdialektalitätswerte von mhd. *û* lassen sich vor diesem Hintergrund dergestalt interpretieren, dass die Lautfolge *ui* aufgrund ihres prominenten Emblemcharakters wohl z. T. auch als stigmatisiert aufgefasst wird, was zu einer Vermeidung der Realisierung der basisdialektalen Variante führen mag; und zwar in einer höheren Masse, als dies bei anderen soziosymbolisch relevanten Varianten zu beobachten ist.

Am zweitdeutlichsten ist die Abweichung der soziosymbolisch relevanten Einzelvariablen von der soziosymbolischen Gesamtvariable bei den Variablen mhd. *iu* und mhd. *l*, die sich von den Basisdialektalitäts- und den Variationsbereichen ziemlich ähnlich sind. Dass die Basisdialektalitätsbereiche bei beiden Variablen zwischen gut 60 % und 80 % zu liegen kommen, also ziemlich hohe Werte verzeichnen, lässt sich einerseits wiederum mit dem objektsprachlichen Argument des (nicht) singulären Status der jeweiligen basisdialektalen Varianten erklären: Sowohl bei mhd. *iu* wie auch bei mhd. *l* sind die ortsspezifischen basisdialektalen Unterwaldner Reflexe nur z. T. singulär für den Schweizer Dialektraum, was vermutlich dazu führt, dass sie in der Regel mit hoher Frequenz

basisdialektal realisiert werden. Eine Rückkoppelung an den soziosymbolischen Status von mhd. *iu* und mhd. *l* scheint demgegenüber nicht so einfach wie bei mhd. *û*: Mhd. *iu* wird von den meisten Probandinnen und Probanden metakommuniziert und kann darum als hochprominent interindividuell repräsentiert angesehen werden. Die Varianten *ii* – *ui* – *ei* stehen dabei für die gängige Unterteilung Unterwaldens in *Obwalden*, *Nidwalden* und *Engelberg*. Mhd. *l* wird im Gegensatz dazu kaum metakommuniziert und kann darum nur als schwach interindividuell repräsentiert bezeichnet werden. Dass die beiden Variablen bezüglich ihres Basisdialektalitätswerts und der Variation ein ähnliches Muster aufweisen, ist darum einigermassen überraschend. Dass mhd. *iu* etwa so hohe Basisdialektalitätswerte verzeichnet und zudem auch intersituativ stark streut, könnte man darauf zurückführen, dass es sich dabei um die am prominentesten repräsentierte Variable im Design handelt. Diese Argumentation ist allerdings vor dem Hintergrund, dass der Basisdialektalitätswert und die Variation bei mhd. *l* ähnlich aussieht, nur schwer haltbar.

Am wenigsten weicht das Muster der Variable *gesamt* indes vom Muster der Variable *Entrundung* ab: Der Basisdialektalitätswert kommt hier ungefähr zwischen 70 % und 80 % zu liegen, also am höchsten im Vergleich zu den übrigen einzelnen soziosymbolisch relevanten Variablen, und weist die geringste Variationsbreite auf. Wie bereits die Variablen mhd. *iu* und mhd. *l* ist es auch bei der Variable *Entrundung* so, dass ihre basisdialektalen Reflexe im Untersuchungsgebiet nicht durchwegs singulären Charakter haben, im Gegenteil: Sowohl entrundete wie auch nicht entrundete Formen sind im Schweizer Sprachraum für unterschiedliche Regionen breit belegt. Es handelt sich also weder bei den einen noch bei den anderen Formen um spezifische Unterwaldner Formen. Dieser Umstand wiederum scheint sich in den Metakommunikaten der Probandinnen und Probanden zu spiegeln, die die Entrundung als eigenes sprachliches Phänomen nur selten diskutieren. Dass die Variable *Entrundung* nun vergleichsweise hohe Basisdialektalitätswerte erzielt und eine vergleichsweise geringe intersituative Variation, lässt sich unter Umständen darauf zurückführen, dass sie interindividuell nur schwach als spezifische Form von Unterwalden repräsentiert ist.

Aus wahrnehmungsdialektologischer Perspektive lässt sich bezüglich der vorliegend interessierenden soziosymbolisch relevanten Varianten also Folgendes vermuten: Die – im Vergleich zur Ausgangsvariable *gesamt* – deutlichste Differenz der Höhe und der Streuung basisdialektaler Werte der Variable mhd. *û* kann u. a. auf die interindividuelle Prominenz der Lautfolge *ui* zurückgeführt werden, die wohl zuweilen gar als Stigma empfunden wird. Dass die basisdialektalen Realisierungen dieser Variable insgesamt deutlich tiefer liegen als jene der übrigen Variablen und dass die intersituative Variation hoch ist, unterstüt-

zen diese Lesart. Auch die im Vergleich zur Ausgangsvariable *gesamt* geringste Differenz bezüglich Basisdialektalitätswert und Variation, die die Variable *Entrundung* verzeichnet, lässt sich wahrnehmungsdiagnostisch interpretieren: Damit nämlich, dass die Entrundung als Phänomen von den Probandinnen und Probanden nur selten metakommuniziert wird und damit einen nicht so grossen Stellenwert einnimmt bezüglich der Konstruktion der sprachräumlichen Umgebung. Dass diese Variable objektsprachlich auch weniger einheitlich variiert wird im Sinne einer deutlichen basisdialektalen resp. nicht-basisdialektalen Realisierung, kann bei dieser Variable im Vergleich zu den anderen nicht festgestellt werden. Insgesamt deuten diese Ergebnisse darauf hin, dass die Variable *Entrundung* weniger eindeutigen Variationsmustern unterworfen ist, weil sie auch weniger prominent interindividuell repräsentiert ist. Schwieriger ist eine plausible wahrnehmungsdiagnostische Erklärung des objektsprachlichen Variationsverhaltens der Probandinnen und Probanden nun bezüglich der Variablen mhd. *iu* und mhd. *l*: Während sich der Gebrauch von mhd. *iu* vor dem Hintergrund der bei mhd. *û* und der *Entrundung* angeführten Argumentation durchaus erklären lässt – die vergleichsweise stolze Höhe der Basisdialektalitätswerte lässt sich darauf zurückführen, dass die metakommunizierten Reflexe von mhd. *iu*, *ii*, *ei* und *ui* als Embleme für die Regionen Obwalden, Nidwalden und Engelberg gelten, denen man sich sprachlich offenbar gerne zugehörig zeigt, worauf auch die deutliche intersituative Variation der Variable hinweist – lässt sich das sehr ähnliche Basisdialektalitäts- und Variationsmuster von mhd. *l* nicht recht an die Metakommunikate der Probandinnen und Probanden anbinden: Diese Variable wird nur schwach metakommuniziert resp. ist nur schwach interindividuell repräsentiert. Was lässt sich nun daraus ableiten?

1) Aufgrund dieser Sachlage könnte man einerseits schliessen, dass die sprachliche Variation nicht in Einklang zu bringen ist mit der Sprachwahrnehmung des Menschen: Vielmehr, als die laienlinguistische Bewertung von Variablen hat die Art und Weise, wie und wie stark Menschen sprachliche Variablen variieren, mit einem viel technischeren Aspekt der Singularität bzw. der Reichweite der eigenen Variante zu tun. So zeigen die Ergebnisse nämlich, dass in dieser Hinsicht eine Erklärung der Variationsmuster durchaus gelingt: Während die Reflexe von mhd. *û*, das am stärksten variiert wird, für alle fragten Ortspunkte in seiner basisdialektalen Ausprägung singular sind, sind es die Reflexe von mhd. *iu* und mhd. *l* zumindest zum Teil, die Reflexe der *Entrundung* hingegen gar nicht mehr. Die spezifische Art und Weise, wie die Sprecherinnen und Sprecher die soziosymbolisch relevanten Varianten realisieren, hat also eher etwas mit der objektsprachlichen Singularität dieser Varianten zu tun als mit einer Bewertung dieser Variablen durch Menschen (vgl. hierzu etwa die Diskussion zu materialgebundenen Aspekten von Salienz).

2) Nimmt man allerdings an, dass vielmehr objektsprachliche Unterschiede etwa bezüglich der Reichweite bzw. der Singularität von Varianten des Variationsverhalten von Sprechern steuern, muss vor vorliegender theoretischer Modellierung angenommen werden, dass diese objektsprachliche Variation den Sprecherinnen und Sprechern in irgendeiner Weise auffällt. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass mhd. *û* am zweithäufigsten interindividuell repräsentiert ist, dessen Unterwaldner Reflexe schweizweit als singuläre Reflexe eingestuft werden können. Und auch mhd. *iu* mit den Reflexen *ei* und *ui* ist in diesen beiden Fällen als singulär einzustufen, was für die Probandinnen und Probanden offenbar mit ein Grund ist, genau die Lautfolgen *ii – ei – ui* als spezifisch für ihren Sprachraum anzugeben. Es kann also angenommen werden, dass Unterschiede, die aus dialektologischer Perspektive als Singularitäten des einen oder anderen Dialekts bestimmt werden können, auch aus Laienperspektive als solche wahrgenommen und zu relevanten Merkmalen des eigenen Dialektes gemacht werden können. Die Diskrepanz, die nun auftreten kann zwischen der gesellschaftlichen Prominenz eines dialektalen Merkmals und dessen Verhalten im Zuge des Sprachgebrauchs ist möglicherweise darauf zurückzuführen, dass Laien nicht alles, was ihnen an sprachlichen Unterschieden oder Spezialitäten auffällt, metakommunizieren: Es ist also durchaus möglich, dass sehr viele Probandinnen und Probanden einen lautlichen Unterschied wahrnehmen zwischen der Realisierung von mhd. *l* als *l* in Obwalden und mhd. *l* als *u* in Nidwalden, dies allerdings nicht so metakommunizieren (können) (vgl. zu diesem Problembereich die theoretischen Überlegungen zur Metasprache, Kap. 4.2): Vielleicht wird dieser sprachliche Unterschied genauso wahrgenommen wie etwa der sprachliche Unterschied zwischen *ii – ei – ui*, nur wird er weniger häufig metakommuniziert, was wiederum dazu führt, dass seine Prominenz im Diskurs viel geringer ist als etwa jene der Lautfolge *ii – ei – ui*, die interindividuell am prominentesten repräsentiert ist, wohl weil sie gesellschaftlich so stark diskutiert und damit auch reproduziert wird (vgl. hierzu die Überlegungen zur soziolinguistischen Salienz, Kap. 4.2.1).

3) Der Schluss, der aus den Überlegungen 1) und 2) gezogen werden kann, wäre demnach weniger ein theoretischer, als vielmehr ein methodischer: Die Möglichkeit, dass Sprecherinnen und Sprecher Variablen objektsprachlich variieren, weil sie für sie von einer bestimmten Bedeutung sind, ist theoretisch vor vorliegendem Hintergrund immer noch möglich. Vielmehr muss man methodisch kritisieren, dass von der Reihenfolge, die sich aus der schieren Frequenz laienlinguistischer Merkmalsnennungen ergibt, nicht unhinterfragt auf die mentale Repräsentation sowie auf die Relevanz geschlossen werden kann, die solche (wahrgenommenen wenn auch nicht metakommunizierten) Variablen im Sprachgebrauch haben können: Genauso, wie Sprecherinnen und Sprecher sprachliche

Variablen im Gebrauch mehr oder weniger bewusst variieren, ist wohl auch anzunehmen, dass sie sprachliche Variablen mehr oder weniger bewusst wahrnehmen und diese Wahrnehmung dann mehr oder weniger bewusst über Metakommunikation weitergeben können.

13.7.3.2 Unterschiede bezüglich der Muster der erklärenden Variablen

Während im vorangehenden Kapitel Überlegungen dazu angestellt wurden, inwiefern über die gemittelten Häufigkeiten basisdialektaler Realisierung der fraglichen Varianten und deren intersituative Variation unter Rückgriff auf die soziologische Relevanz der Variablen für die Sprecherinnen und Sprecher Rückschlüsse gemacht werden können zur mentalen Steuerung sprachlicher Variation, soll das Gleiche nun auch hier geschehen, allerdings unter Berücksichtigung nicht der prozentualen Basisdialektalitätswerte, sondern der Muster, die sich durch das Gewicht der erklärenden Variablen *Bildung*, *Wohnort* und *Ortsloyalität* ergeben. Dafür soll noch einmal vereinfacht aufgelistet werden, welche der unabhängigen Variablen in welcher Situation für welche abhängige Sprachvariable über die Regression als erklärende Variable bestimmt werden konnte (vgl. Tab. 22).

Wird wie oben von der Variable *gesamt* ausgegangen, zeigt sich, dass diese Variable in der Situation SD wie auch bezüglich der situativen Variation FD-

Tab. 22: Übersicht über die Ergebnisse der Regressionsanalyse: abstrahiert

Abhängige Sprachvariable	Unabhängige erklärende Variablen
SD_gesamt	Wohnort (Hergiswil)
FD_gesamt	Wohnort (Hergiswil, Emmetten), Bildung , Ortsloyalität
FD-SD_gesamt	Wohnort (Hergiswil)
SD_mhd. <i>û</i>	Wohnort (Hergiswil)
FD_mhd. <i>û</i>	Wohnort (Hergiswil), Ortsloyalität
FD-SD_mhd. <i>û</i>	Wohnort (Hergiswil)
SD_mhd. <i>iu</i>	Bildung , Ortsloyalität
FD_mhd. <i>iu</i>	Wohnort (Hergiswil), Bildung , Ortsloyalität
FD-SD_mhd. <i>iu</i>	Bildung
SD_mhd. <i>l</i>	Wohnort (Emmetten, Stans, Seelisberg, Melchtal, Hergiswil)
FD_mhd. <i>l</i>	Wohnort (Stans, Emmetten, Hergiswil, Seelisberg, Melchtal), Ortsloyalität
FD-SD_mhd. <i>l</i>	Wohnort (Stans, Emmetten, Hergiswil)
SD_Entrundung	Wohnort (Hergiswil, Sarnen, Stans)
FD_Entrundung	Wohnort (Hergiswil, Engelberg), Ortsloyalität
FD-SD_Entrundung	Wohnort (Sarnen, Stans)

SD einzig durch die erklärende Variable *Wohnort* bestimmt werden kann (die Zugehörigkeit zum Wohnort Hergiswil verursacht einen signifikant tieferen Basisdialektalitätswert als die Zugehörigkeit zu den übrigen Wohnorten). In der Situation FD kann die Variation über die erklärenden Variablen *Wohnort* (die Zugehörigkeit zu den Wohnorten Hergiswil und Emmetten verursacht einen signifikant tieferen Basisdialektalitätswert als die Zugehörigkeit zu den übrigen Wohnorten), *Ortsloyalität* und *Bildung* bestimmt werden. Was die letzten beiden erklärenden Variablen angeht, verursacht eine Zunahme an Ortsloyalität ebenfalls eine Zunahme an basisdialektalen Äusserungen, während eine Zunahme an Bildung eine Abnahme an basisdialektalen Äusserungen auslöst. Während die unabhängige Variable *Wohnort* als erklärende Variable über die Situationen hinweg also konstant bleibt, treten die unabhängigen Variablen *Ortsloyalität* und *Bildung* einzig in der Situation FD in Erscheinung. Dies lässt sich so interpretieren, als dass die Probandinnen und Probanden diese Situation nutzen, um sich bezüglich ihrer Ortsloyalität und auch ihrer Bildung zu positionieren: Die Situation FD scheint also der Ort zu sein, wo die Probandinnen und Probanden über die Sprache ein Bild von sich selbst konstruieren; die Ortsloyalität wie auch die Bildung wird hier über die Sprachvariation ausgehandelt.

Nimmt man die Variable *gesamt* also als Ausgangspunkt, so weichen die übrigen vier Variablen alle von dieser Variable ab bezüglich des Musters, das die erklärenden Variablen ergeben. Innerhalb der vier verbleibenden Variablen allerdings weisen die drei Variablen mhd. *û*, *Entrundung* und mhd. *l* bezüglich der erklärenden Variablen ein ähnliches Muster auf, während sich das Muster der Variable mhd. *iu* davon unterscheidet.

Bezüglich der Variablen mhd. *û*, *Entrundung* und mhd. *l* sieht das Muster, das durch die Verteilung der erklärenden Variablen generiert wird, wie folgt aus: Die Variation der unabhängigen Variablen in SD und FD-SD wird einzig durch die unabhängige Variable *Wohnort* erklärt, während in der Situation FD zusätzlich zum *Wohnort* auch die Variable *Ortsloyalität* erklärungs wirksam wird. Das Muster der erklärenden Variablen sieht bezüglich der Variable mhd. *û* in der Hinsicht wiederum etwas anders aus als jenes der anderen beiden, als dass sich innerhalb der abhängigen Variable *Wohnort* einzig der Dummy *Hergiswil* als erklärende Variable manifestiert, die fast bei allen Variablen als erklärende Variable in Erscheinung tritt. Mhd. *û* ist unter dieser Perspektive also eine besondere Variable: Ihre Variation wird, ausser durch die unabhängige Variable *Wohnort* (Dummy *Hergiswil*), einzig durch die unabhängige Variable *Ortsloyalität* erklärt. Die Variation der übrigen beiden Variablen mhd. *l* und *Entrundung* werden in SD und FD-SD zusätzlich durch Dummys der unabhängigen Variable *Wohnort* erklärt, die über den Dummy *Hergiswil* hinausgehen: In Erscheinung treten hier zusätzliche Wohnortsdummys, die die sprachliche Variation in der

Hinsicht erklären, als sie darauf hinweisen, dass das Mass an basisdialektalen Realisierungen von Varianten in Bezug auf ganz spezifische Ortspunkte variiert, da sich die Probandinnen und Probanden an den jeweiligen sprachlichen Ortsnormen orientieren (vgl. dazu Kap. 13.7.2.3). Diesen beiden Variablen sieht man im Vergleich zur Variable mhd. *û* also an, dass sie bezüglich ihrer basisdialektalen Formen areale Unterschiede aufweisen, während bei mhd. *û* über die Variationsmuster ersichtlich wird, dass diesbezüglich keine arealen Unterschiede bestehen (die signifikant geringeren Basisdialektalitätswerte in Hergiswil stellen hier eine Ausnahme dar).

Die grössten Abweichungen bezüglich des Musters der erklärenden Variablen ergeben sich bei der abhängigen Variable mhd. *iu*, und zwar in zweierlei Hinsicht: So wird einerseits die Variation in SD und FD-SD nicht etwa durch die unabhängige Variable *Wohnort* bestimmt, sondern durch die Variablen *Bildung* und *Ortsloyalität* (SD) sowie durch die unabhängige Variable *Bildung* (FD-SD). Darüber hinaus wird die Variation in der Situation FD nicht alleine durch die Variablen *Wohnort* und *Ortsloyalität* erklärt, sondern zusätzlich durch die Variable *Bildung*. Aufgrund der Muster, die die erklärenden Variablen liefern, kann nun geschlossen werden, dass mit der Variable mhd. *iu* nicht alleine in der Situation FD Gruppenzugehörigkeiten wie jene zu bestimmten Ortsloyalitäts- und Bildungsgruppen aber auch Ortsgruppen konstruiert werden, sondern auch in der Situation SD und über die intersituative Variation FD-SD. Dies ist nun darum höchst interessant, weil diese Interpretation für keine weitere Variable im Setting geliefert werden kann: Mhd. *iu* scheint also in der Hinsicht eine besondere Variable zu sein, als über sie nicht nur in der Situation FD, sondern auch in anderen Situationen Identitätskonstruktionen vollführt werden. Dass die Ortsvariablen, die sonst bei allen abhängigen Variablen als erklärende Variablen ins Spiel kommen, hier fast vollständig fehlen, unterstreicht die Relevanz der übrigen erklärenden Variablen zusätzlich: Die unabhängigen Variablen *Bildung* und *Ortsloyalität* scheinen hier mit ihrer Erklärungskraft deutlich zu überwiegen.

Versucht man die eben erläuterten Muster, die die abhängigen Variablen erklärenden unabhängigen Variablen ergeben, wiederum wahrnehmungsdiagnostisch zu interpretieren, kann dies wie folgt aussehen: Ausgehend von der Variable *gesamt*, bei der festgestellt werden konnte, dass die Probandinnen und Probanden einzig in der Situation FD mittels Sprache ihre Zugehörigkeit zu einer gewissen Bildungs- und Ortsloyalitätsschicht konstruieren, wird deutlich, dass bei den Variablen mhd. *û*, *Entrundung* und mhd. *l* die Variable *Bildung* als erklärende Variable keine Rolle spielt, sondern nur die Variable *Ortsloyalität*: Diese Variablen werden also in erster Linie dafür gebraucht, um Ortsloyalitäten zu konstruieren – und zwar immer nur in der Situation FD. Bei den Variablen

Entrundung und mhd. *l* konnte überdies gezeigt werden, dass mittels sprachlicher Variation auch einer je unterschiedlichen Ortsnorm entsprochen wird (vgl. auch Kap. 13.7.2.3). Dies kann mit Rückgriff auf die Erläuterungen in Kap. 12.2 damit erklärt werden, dass mhd. *û*, das in seiner basisdialektalen Realisierung *ui* als Emblem für *Ob- und Nidwalden* gilt, von allen Sprecherinnen und Sprechern (ausser jenen aus Hergiswil) auf eine vergleichbare Art und Weise gebraucht wird: Keine der unabhängigen Variablen – ausser der Variable *Ortsloyalität* – stellt sich als erklärende Variable heraus, was bedeutet, dass keine Sprechergruppe sich besonders verhält in Bezug auf den basisdialektalen Gebrauch von mhd. *û*. Dieses homogene Sprachverhalten – alle Sprecherinnen und Sprecher variieren die Variable mhd. *û* auf die gleiche Art und Weise quasi unauffällig, ausser in der Situation FD, wenn sie zeigen wollen, dass sie *ortsloyal* sind – kann man nun auf den grossen interindividuellen Stellenwert dieser Variable zurückführen: mhd. *û* resp. die Entsprechungsklasse *ui – öi – uu* ist am zweithäufigsten interindividuell repräsentiert. Der emblematische Charakter von *ui* kann durchaus auch als Stigma wahrgenommen werden, was den homogenen Gebrauch dieser Variable zusätzlich unterstützt. Dass die abhängigen Variablen *Entrundung* und mhd. *l* nun weniger einheitlich variiert werden (was sich an den erklärenden Ortsvariablen zeigt: Hier treten die Sprecherinnen und Sprecher als sprachliche Vertreter von Orten in Erscheinung, indem sie sich an der dialektalen Ortsnorm orientieren, vgl. Kap. 13.7.2.3) lässt sich mit einer gewissen Vorsicht ebenfalls an die interindividuelle Repräsentation der dialektalen Merkmale anbinden: Diese beiden Variablen stehen in der Liste der Prominenz der mentalen interindividuellen Repräsentation weit unten. Und schliesslich noch zur Variable mhd. *iu*: Diese Variable sticht in der Weise deutlich hervor, als dass die Probandinnen und Probanden ihre Gruppenzugehörigkeiten nicht nur in der Situation FD, sondern auch in der Situation SD und über die intersituative Variation konstruieren. Zudem wird nicht nur die Ortsloyalität darüber ausgehandelt, sondern auch die Zugehörigkeit zu einer gewissen Bildungsschicht. Dies lässt sich ebenfalls mit dem mentalen Status der Entsprechungsklasse *ui – ii – ei* in Verbindung bringen: Diese Entsprechungsklasse wird von fast allen Probandinnen und Probanden metakommuniziert und ist dementsprechend bei fast allen Probandinnen und Probanden interindividuell repräsentiert (vgl. zu den Überlegungen nach Metakommunikation und Repräsentation von sprachlichen Merkmalen Kap. 4.2.2). Diese fast maximal-mögliche mentale Repräsentation der Variable mhd. *iu* mag nun erklären, weshalb mit dieser Variable nicht nur in der Situation FD, sondern auch in Situation SD und intersituativ entsprechend sprachlich gehandelt wird: Wahrscheinlich ist das Bewusstsein für diese Form so hoch, dass sie nicht nur in solchen Situationen zur Identitätsbezeugung genutzt wird, die Identitätsbezeugungen begünstigen, sondern auch in anderen.

14 Individueller Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten

Nicht erst im Militär, schon vorher, in der Berufsschule. Er kann wie umschalten, zwischen daheim und draussen. Unter anderen Leuten spricht er wie ein Luzerner. Er sagt, die anderen verstehen ihn nicht, und ich finde, er kann doch stolz sein darauf.

Draw-a-map-task Nahraum, Probandin PB30 über den Dialektgebrauch ihres Sohnes

In Kap. 13 wurde der Frage nachgegangen, inwiefern der Gebrauch der soziosymbolisch relevanten Merkmale quantitativ in Zusammenhang gebracht werden kann mit den Zugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden zu einem Ort, einer Bildungs- und einer Ortsloyalitätsgruppe. Dieser Zugriff ermöglichte, zu zeigen, dass die soziosymbolisch relevanten Merkmale in der Fragebuchsituation dazu gebraucht werden, um Ortsloyalität auszudrücken wie auch z. T. die Zugehörigkeit zu einer Bildungsschicht. Überdies zeigte sich, dass die soziosymbolisch relevanten Merkmale gebraucht werden, um bestimmten sprachlichen Ortsnormen zu entsprechen. Wie aber werden solche Bezüge zu Orten, Bildungs- und Ortsloyalitätsgruppen konkret sprachlich hergestellt? Wie konstruieren Probandinnen und Probanden solche Aspekte ihrer Identität über den Gebrauch sprachlicher Varianten? Solchen Fragen soll in diesem letzten Auswertungskapitel nun noch nachgegangen werden.

Ausgangspunkt für die Überlegungen dazu, wie Identität auf der Ebene der Sprachvariation konstruiert wird, bilden die Sprechweisen von vier Probandinnen und Probanden. Die Probandinnen und Probanden stammen allesamt aus Hergiswil, einem Ort, der in der quantitativen Analyse der Daten mehrfach thematisiert wurde, da die Bewohnerinnen und Bewohner dort in der Regel signifikant weniger basisdialektale Varianten realisieren als die Bewohnerinnen und Bewohner anderer Orte. Genauer betrachtet wird der Variantengebrauch der Probandinnen und Probanden PB19, PB21, PB16 und PB24, die sich bezüglich ihrer Bildung und ihrer Ortsloyalität je voneinander unterscheiden: PB19 ist primär gebildet und wenig ortsloyal, PB21 ist tertiär gebildet und wenig ortsloyal; PB16 ist primär gebildet und sehr ortsloyal, PB24 ist tertiär gebildet und sehr ortsloyal. Die vier Probandinnen und Probanden stehen also – bei neutral gesetztem Wohnort – gewissermassen für vier unterschiedliche Sprechertypen, anhand deren Sprechweise nachvollzogen werden kann, wie soziale Identität konkret über Sprache konstruiert wird.

14.1 Vier Sprechertypen im interindividuellen Vergleich

Die vier ausgewählten Sprecherinnen und Sprecher (PB19: primär gebildet, wenig ortsloyal; PB21 tertiär gebildet, wenig ortsloyal; PB16: primär gebildet, sehr ortsloyal; PB24 tertiär gebildet, sehr ortsloyal) stehen also jeweils für einen bestimmten Sprechertyp innerhalb des Settings, der entweder mehr oder weniger gebildet und auch mehr oder weniger ortsloyal ist. Um einen Überblick darüber zu erhalten, wo diese vier Sprechertypen im interindividuellen Vergleich stehen, sei auf nachfolgende Abbildung verwiesen: In Abb. 74 ist pro Proband verzeichnet, inwiefern sich der von ihm realisierte Anteil basisdialektaler Varianten zwischen den Situationen FD (Fragebuchdaten) und SD (Spontandaten) unterscheidet (FD-SD).

Mathematisch ermittelt wurde dieser Wert, indem die Anteile der in der Situation SD realisierten basisdialektalen Varianten von den in der Situation FD realisierten basisdialektalen Varianten subtrahiert wurden: Dies ergibt die intersituative Variation pro Person, wie sie in der Abbildung verzeichnet ist. Bewegen sich die Werte im Minusbereich, werden in den Spontandaten entschieden mehr basisdialektale Varianten produziert als in den Fragebuchdaten; bewegen sich die Werte im Plusbereich, werden in den Fragebuchdaten entschieden mehr basisdialektale Varianten produziert als in den Spontandaten; bewegen sich die Werte um den Nullpunkt, wird zwischen den Spontandaten und den Fragebuchdaten kaum variiert. Dieser Überblick über die vier Typen im interindividuellen Vergleich macht nun bereits einiges deutlich: Die vier Probandinnen und Probanden, deren Sprechweisen nachfolgend genauer untersucht werden sollen, befinden sich allesamt im linken Bereich der Abbildung, wo die Basisdialektalitätswerte gegen Minus streben: PB19 ist jene Probandin, die mit –23.88 % am wenigsten basisdialektale Varianten produziert, darauf folgt PB21 mit –12.13 %, PB24 mit –8.29 % und PB16 mit –5.19 % basisdialektaler Varianten. Dies illustriert das bereits in Kap. 13 mehrfach thematisierte Ergebnis, dass die Probandinnen und Probanden aus Hergiswil interindividuell signifikant weniger basisdialektale Varianten produzieren als die Probandinnen und Probanden aus anderen Orten. Dieser Umstand mag unterschiedliche Gründe haben; mit einem wahrnehmungsdiagnostologischen Rückgriff wiederum auf die mentalen Vorstellungen der Probandinnen und Probanden kann allerdings festgestellt werden, dass er mit der breit geteilten Idee der Bewohnerinnen und Bewohner von Unterwalden korrespondiert, Hergiswil gehöre sprachlich wie nicht sprachlich nicht zu Nidwalden. Fraglich ist jetzt natürlich, in welcher Beziehung die Einschätzung der Probandinnen und Probanden zur Sprachrealität steht: Ist sie lediglich eine Beobachtung dessen, dass Sprachwandel in Hergiswil bereits stattgefunden hat? Oder hat sie dazu beigetragen, dass es zum Sprachwandel

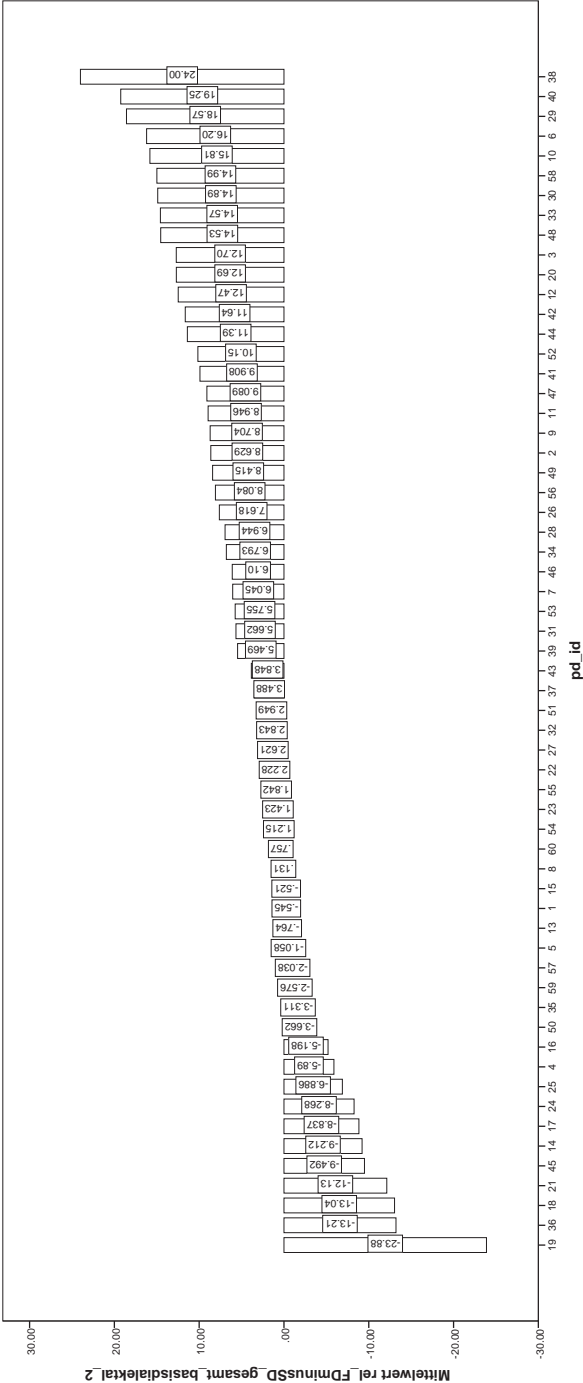


Abb. 74: Gesamthafte intersituative Variation pro Person

in Hergiswil kam? Diese Frage ist letztlich kaum zu beantworten; vor dem vorliegend vertretenen theoretischen Hintergrund nach der sozialen Bedingtheit von sprachlicher Variation allerdings wird dafür argumentiert, dass die diskursiven Prozesse rund um den Status von Hergiswil als (Un)Ort von Nidwalden mit einem Einfluss darauf haben, wie dort gesprochen wird und in diesem Sinne auch darauf, dass sich der Dialekt dort wandelt.

Daneben, dass die vier Probandinnen und Probanden PB19, PB21, PB16 und PB24 als Typen allesamt dem Ort Hergiswil zugehörig sind, repräsentieren sie je unterschiedliche Zugehörigkeiten zu Bildungs- und Ortsloyalitätsgruppen. Auch in dieser Hinsicht erweist sich die Überblicksdarstellung bereits als aufschlussreich: So wird etwa deutlich, dass jene beiden Probandinnen und Probanden, die wenig ortsloyal sind, intersituativ deutlich weniger basisdialektale Varianten produzieren (PB19 mit –23.88 % und PB21 mit –12.13 %) als die beiden Probanden, die sehr ortsloyal sind (PB24 mit –8.29 % und PB16 mit –5.19 %). Was die Bildung angeht, ist das Bild – wie auch bereits beim quantitativen Zugriff – nicht so klar: So sind es nicht etwa die besser gebildeten (PB21 und PB24), die weniger basisdialektale Varianten produzieren als die anderen (PB19 und PB16). Vielmehr liegen die beiden tertiär gebildeten Probanden vom Basisdialektalitätswert her näher zusammen als die übrigen beiden: Das heisst, PB21 und PB24 legen insgesamt ein ähnliches intersituatives Variationsverhalten an den Tag zwischen der Situation FD und der Situation SD; währenddem PB19 und PB16 von ihrem Variationsverhalten her deutlicher auseinanderliegen. Auf diese beiden Aspekte, die Konstruktion von Ortszugehörigkeit und von der Zugehörigkeit zu einer Bildungsgruppe, soll in nachfolgendem Kapitel nun vertieft eingegangen werden.

14.2 Vier Sprechertypen und ihre Sprechweisen

Die Art und Weise, mit der die Probandinnen und Probanden PB19, PB21, PB16 und PB24 die sprachlichen Variablen, die vorliegend von Interesse sind, (inter)situativ variieren, ist in Tab. 23 abgetragen.

Die Tabelle verzeichnet, mit welcher Häufigkeit die Variablen in den Situationen FD und SD basisdialektal realisiert werden. Die Spalten repräsentieren dabei auf der obersten Ebene die vier unterschiedlichen Probandinnen und Probanden und auf den unteren Ebenen deren Sprachgebrauch: Verzeichnet sind dabei sowohl die absoluten (*n*) als auch die relativen (%) Häufigkeiten der Realisierung basisdialektaler Varianten. Die Zeilen repräsentieren sodann die unterschiedlichen Variablen, die alle als soziosymbolisch relevante Variablen identifiziert wurden (vgl. Kap. 12.2.3): Im Gegensatz zu den quantitativen Aus-

Tab. 23: Übersicht über das Variationsverhalten von PB19, PB21, PB24, PB16 und PB24

	PB19 (Hergiswil, primär gebildet, wenig ortsloyal)				PB21 (Hergiswil, tertiär gebildet, wenig ortsloyal)				PB16 (Hergiswil, primär gebildet, sehr ortsloyal)				PB24 (Hergiswil, tertiär gebildet, sehr ortsloyal)			
	SD		FD		SD		FD		SD		FD		SD		FD	
	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%	n	%
mhd. <i>ö</i> basisdial. <i>scheen</i> 'schön'	0/4	0	2/4	50	3/5	60	1/3	33.3	100	8/8	100	5/5	100	5/6	83.3	
mhd. <i>ü</i> basisdial. <i>für</i> 'für'	0/9	0	0/4	0	2/8	25	0/1	0	10/11	90.9	4/5	80	88.9	13/14	92.9	
mhd. <i>î</i> im Ausl. basisdial. <i>sî</i> 'sie'	10/10	100	3/3	100	11/11	100	6/6	100	11/11	100	3/4	75	10/10	100	2/2	100
mhd. <i>î</i> vor Kons. basisdial. <i>lîse</i> 'Eisen'	21/21	100	23/23	100	18/24	75	9/9	100	22/23	95.7	18/19	94.7	18/20	90	28/28	100
mhd. <i>î</i> basisdial. <i>Gâld</i> 'Geld'	28/28	100	18/18	100	13/28	46.4	20/22	90.9	12/30	40	20/20	100	13/29	44.8	18/21	85.7
mhd. <i>ou</i> basisdial. <i>Âuge</i> 'Auge'	6/6	100	9/9	100	2/4	50	5/6	83.3	5/5	100	5/5	100	4/4	100	11/13	84.6
mhd. <i>û</i> vor Kons. basisdial. <i>Huis</i> 'Haus'	0/13	0	0/9	0	2/12	16.7	3/9	33.4	9/13	69.2	2/6	33.3	6/11	54.5	4/9	44.4
mhd. <i>uo</i> basisdial. <i>guet</i> 'gut'	6/7	85.7	8/8	100	6/7	85.7	2/2	100	5/5	100	16/16	100	6/7	85.7	8/8	100

wertungen in Kap. 13 kann hier nicht auf alle Variablen eingegangen werden, da nicht für alle Probanden Belege für die jeweiligen Variablen vorliegen (mhd. *iu* etwa fehlt). In der Tabelle finden sich also nur jene Variablen, für die sowohl in den FD als auch in den SD von allen vier Probandinnen und Probanden Belege vorliegen. Variablen, auf die das nicht zutrifft, werden in der Analyse nicht berücksichtigt, da ein interindividueller Vergleich hier unmöglich ist.

In den nachfolgenden Kapiteln wird nun auf das Variationsverhalten jedes der drei Sprechertypen, die durch die Probandinnen und Probanden PB19, PB21, PB16 und PB24 repräsentiert werden, eingegangen.

14.2.1 PB19, Hergiswil, primär gebildet, wenig ortsloyal

Tab. 24 bildet ab, zu welchen Teilen die Probandin PB19 aus Hergiswil die hier untersuchten soziosymbolisch relevanten Variablen basisdialektal realisiert. PB19 ist primär gebildet und kann über den Ortsloyalitätstest als wenig ortsloyal ermittelt werden (vgl. Kap. 9.4).

Tab. 24: Übersicht über das Variationsverhalten von PB19

	PB19 (Hergiswil, primär gebildet, wenig ortsloyal)			
	FD		SD	
	<i>n</i>	%	<i>n</i>	%
mhd. <i>ö</i> basisdial. <i>scheen</i> 'schön'	0/4	0	2/4	50
mhd. <i>û</i> basisdial. <i>fir</i> 'für'	0/9	0	0/4	0
mhd. <i>î</i> im Ausl. basisdial. <i>sii</i> 'sie'	10/10	100	3/3	100
mhd. <i>î</i> vor Kons. basisdial. <i>lise</i> 'Eisen'	21/21	100	23/23	100
mhd. <i>l</i> basisdial. <i>Gäld</i> 'Geld'	28/28	100	18/18	100
mhd. <i>ou</i> basisdial. <i>Äuge</i> 'Auge'	6/6	100	9/9	100
mhd. <i>û</i> vor Kons. basisdial. <i>Huis</i> 'Haus'	0/13	0	0/9	0
mhd. <i>uo</i> basisdial. <i>guet</i> 'gut'	6/7	85.7	8/8	100

Bei der Art und Weise, wie PB19 die soziosymbolisch relevanten Varianten gebraucht, ist ein Punkt besonders auffällig: All jene Variablen, deren basisdialektale Hergiswiler Realisierung aus dialektologischer Perspektive als kleinräumig oder gar als singulär einzustufen sind, realisiert PB19 nicht basisdialektal: mhd. *ö* und mhd. *ü* etwa werden (fast) kategorisch nicht entrundet, sondern als *ö* (*schön* 'schön') und *ü* (*für* 'für') realisiert; mhd. *û* wird kategorisch nicht diphthongiert und als *uu* (*Huus* 'Haus') realisiert. Die Variablen allerdings, deren basisdialektale Hergiswiler Realisierung als grossräumig eingestuft werden kann in dem Sinn, als sie nicht nur in Hergiswil als basisdialektal gilt, sondern in einem Grossraum des Schweizer Sprachraums, realisiert sie basisdialektal: mhd. *î* im Auslaut resp. vor Konsonant als *ii* (*sii* 'sie' resp. *Iise* 'Eisen'), mhd. *l* als *l* (*Gäld* 'Geld'), mhd. *ou* als *äu* (*Äuge* 'Auge') und mhd. *uo* als *ue* (*guet* 'gut').

Ein zweiter Punkt, der bezüglich der Sprechweise auffällt, ist, dass PB19 die Variablen, die hier in der Tabelle verzeichnet sind, kaum variiert: Die relativen Häufigkeiten sowohl in der Situation SD als auch in der Situation FD sind durchwegs ähnlich. Abweichungen sind einzig bei der Variable mhd. *ö* und bei der Variable mhd. *uo* zu verzeichnen. Die Variable mhd. *ö* etwa entrundet PB19 in der Situation SD in der Hälfte aller Fälle. Hierbei drängt sich die Interpretation auf, dass PB19 diese Entrundungen, die sprachlich einem klar lokalen Signal entsprechen (vgl. hierzu den Terminus der *spatial indices* bei Auer 2013), in der Situation FD tunlichst vermeiden will, währenddem sie ihr in der Situation SD (möglicherweise aufgrund von Unachtsamkeit oder dem Gefühl des Unbeobachtetseins) mehrfach entwischen. Dass dies gerade beim Phänomen der Entrundung passiert, das, wie weiter oben vermutet wurde (vgl. Kap. 13.7.3), ein Phänomen ist, das von den Sprecherinnen und Sprechern zwar für den Raum *Unterwalden* metakommuniziert wird, allerdings nicht so häufig und darum auch nicht als stark interindividuell repräsentiert angenommen werden kann, ist interessant: PB19 erweist sich in ihrem sonstigen Sprachgebrauch nämlich als Sprecherin, der ein klares lokales Signal fehlt. Dass sie gerade bei dieser Variable ein lokales Signal produziert, die interindividuell nicht sehr prominent mit dem Raum Unterwalden in Verbindung gebracht wird, kann nun so eingeschätzt werden, dass PB19, die offenbar darauf bedacht ist, nicht den Dialekt des Ortes zu sprechen, diesen Bedacht bei der Entrundung nicht aufrechterhalten kann, da die Entrundung als Hergiswiler resp. Unterwaldner Phänomen nicht so stark diskursiv thematisiert und wohl auch nicht prominent mental repräsentiert ist wie andere Phänomene. Bezüglich der Variable mhd. *uo* realisiert PB19 in den Fragebuchdaten FD einmal die Variante *üe* statt *ue* und zwar im Lexem 'Bruder': Anstelle des basisdialektalen *Brueder* realisiert sie hier die Variante *Brüeder*, die ebenfalls in grossen Teilen der Schweiz verbreitet ist und damit eher ein grossräumiges denn ein lokales Signal aussendet.

Insgesamt sind zwei Aspekte auffällig am Sprachgebrauch von PB19: Einerseits realisiert sie nur solche sprachlichen Varianten, die eine Zuordnung von ihr als Sprechern zu Hergiswil unmöglich machen. Zudem variiert sie zwischen den Situationen SD und FD praktisch gar nicht: Dieses Nicht-Aussenden lokaler sprachlicher Signale gilt also für beide Situationen gleichermaßen.

PB19 ist 1964 in Hergiswil geboren und aufgewachsen und von Beruf Hotelkauffrau. Sie hat – bis auf einen fünfjährigen Aufenthalt in Weggis und einen siebenjährigen Aufenthalt in Australien – ihr Leben komplett in Hergiswil verbracht und am Tag des Interviews gut 20 Jahre lang das gleiche Gasthaus geführt, das etwas oberhalb des Dorfes Hergiswil liegt. Der Ausblick von dort oben ist herrlich, man hat freie Sicht auf den Vierwaldstättersee und auch auf das räumliche Territorium der Kantone Ob- und Nidwalden, was viele Besucher und Besucherinnen und auch viele Touristen und Touristinnen anzieht, wie PB19 im Gespräch berichtet. Zum Zeitpunkt des Gesprächs ist PB19 allerdings gerade dabei, diese Wirtschaft und damit auch 20 Jahre Sesshaftigkeit aufzulösen. Auf meine Frage nach ihrer sozialräumlichen Identität, d. h. konkret, ob sie sich eher als Schweizerin oder als Hergiswilerin fühle, entgegnet sie:

PB19: [aso schwiizer sicher. hergiswiiler (----) äbe, si hend iez mich grad, ebe, ich gaa iez wägg i zwee wuche. und ich bi immer daa gsi, und ich han e spezielli funkzioon gha, ich ha da e bäiz gha zwänz jaar mit all siine positiive und negatiive, drum isch s da iez so es bitzli so chlii

INT1: dürzoge

PB19: ich bi ja nid e tüp-, äbe, bin ich e tüpisch, jaa. (----) nääi, nid wirklich. ich cha äu amne andere oort, aso

INT1: sii

PB19: es mues nid herg. hergis isch nid s beschte, aber s isch, s isch guet, oder. aso soo.¹⁴⁹

Auf meine Frage hin, ob sie sich auch als Hergiswilerin fühle, zögert PB19: Als Schweizerin fühle sie sich uneingeschränkt, sicherlich. Aber als Hergiswilerin? Hier stockt sie, beschreibt, dass sie gerade dabei sei, die Zelte abzubauen und dass sie sich auch nie eigentlich als «typische Hergiswilerin» gefühlt hätte; sie könne auch gut «an einem anderen Ort sein». Wohin der Weg sie denn nun führe, frage ich weiter und sie entgegnet, sie ziehe nach Stans, also nicht allzu weit weg, aber weg von Hergiswil:

149 Sinngemässe Übersetzung der Äusserung von PB19: «Also Schweizer sicher. Hergiswiler – eben, ich gehe jetzt weg, in zwei Wochen, und ich war immer hier und ich hatte eine spezielle Funktion: Ich habe dieses Gasthaus 20 Jahre geleitet, mit all seinen positiven und negativen Seiten. [...] Ich bin ja keine typische Hergiswilerin, oder bin ich das? Nein, nicht wirklich, ich kann auch an einem anderen Ort sein. [...] Es muss nicht Hergiswil sein, Hergiswil ist nicht das Beste. Aber es ist in Ordnung.»

PB19: [aso ich hätt iez nid grad welle irgendwie uf basel oder uf züri oder uf bäärn zie, so vo dem häär isch das scho grad echlii (----) miini häimat, aber s mues nid unbedingt iez grad wirklich nidwalde sii, s sind ja nur nüün gmäinde, oder aso, pff, ich hätt iez ä chönne uf obwalde züggle oder ud luzäärn. vo dem häär, s isch immer no s gliiche suff

INT1: m-mh. d ää, d innerschwiiz isch fasch no chli wichtiger so

PB19: jaa, so chli¹⁵⁰

Es scheint also, als ob PB19 durchaus einen emotionalen Bezug hat zu ihrer Region, so wählt sie sich denn auch ihren neuen Wohnort in der Region der Innerschweiz aus und meint explizit, dass sie weder nach Zürich noch nach Bern hätte ziehen wollen, da diese Region doch in gewissem Sinne «ihre Heimat» sei. Meine Frage danach, ob sie sich auch mit der «Urschweiz» in gewisser Hinsicht verbunden fühlte, meint sie:

PB19: aso füüle cha mer nid säge, aber ich tänkt so s git de gedanke, dass mer (----) aso wirklich im häärz vo der schwiiz äigentlich so chli dehäime isch, isch schono chli speziell. nid dass es (----) aber ich tänke das hend vilich anderi äü vo irem oort wo sii sind, wäiss äü nid.

INT1: aso s isch nid i däm sinn e gfüelti zueghöörigkeit, aber eifach d idee halt derfoo

PB19: d idee vom (----) jaa (----)

INT1: aber innerschwiiz isch sicher vom gfüel häär wichtiger als

PB19: isch grundsätzlich scho chli d häimat, so, jaa.¹⁵¹

PB19 zeigt sich also im Gespräch zu ihrer gefühlten Zugehörigkeit zu Hergiswil, dem Kanton Nidwalden, der Innerschweiz und auch der ganzen Schweiz als jemand, der durchaus eine emotionale Bindung hat zu ihrer Region, in Bezug auf den bisherigen Wohnort aber eher gemischt eingestellt ist. Dieses nur marginal ausgeprägte Zugehörigkeitsempfinden zu Hergiswil – das übrigens auch über den Ortsloyalitätstest als solches festgestellt werden kann – scheint sie nun auch über die Sprache zu transportieren: Die Sprache dient ihr hier dazu, so kann gemutmasst werden, ihre emotionale Distanz zu Hergiswil zu konstruieren. Im quantitativen Teil (vgl. Kap. 13.7.2.1) konnte festgestellt werden, dass den Probandinnen und Probanden v. a. die Situation FD dazu dient, um ihr räumliches Zugehörigkeitsempfinden zu ihrem Ort über die Sprache zu *stylen*:

150 Sinngemässe Übersetzung der Äusserung von PB19: «Also ich hätte jetzt nicht nach Basel, Zürich oder nach Bern gewollt, von daher ist das hier schon irgendwie meine Heimat. Aber es muss nicht unbedingt Nidwalden sein, das sind ja nur neun Gemeinden. Ich hätte gut auch nach Obwalden ziehen können oder nach Luzern. Es ist immer noch der gleiche Suff.»

151 Sinngemässe Übersetzung der Äusserung von PB19: «Fühlen kann man nicht sagen; aber es gibt ihn schon, den Gedanken, dass man im Herzen der Schweiz zu Hause ist, das ist schon speziell. Aber ich denke, das haben andere Leute aus anderen Orten möglicherweise auch. [...] [Die Innerschweiz] ist grundsätzlich schon so etwas wie eine Heimat.»

Bei PB19 beschränkt sich dieses *styling* der empfundenen Nicht-Zugehörigkeit zu Hergiswil indes nicht nur auf die Situation FD, sondern kann auch in der Situation SD festgestellt werden. PB19 ist im interindividuellen Vergleich jene Probandin, die von ihrem situativen Variationsverhalten her eine Extremposition einnimmt, da sie insgesamt am wenigsten basisdialektale Werte produziert. Dieser Umstand spiegelt sich bei der Betrachtung der konkreten situativen Verwendungsweise der Variablen: So dient PB19 nicht nur Situation FD zum *styling* einer wenig ausgeprägten Ortsloyalität gegenüber Hergiswil, sondern gar auch Situation SD. Die Ortsloyalität ist wohl auch gerade darum so wenig ausgeprägt, weil PB19 just im Moment der Befragung vor einem Wegzug aus Hergiswil steht, der eine entsprechende emotionale Loslösung von diesem Ort verlangt, die nun u. a. auch über die Sprache vermittelt wird.

14.2.2 PB21, Hergiswil, tertiär gebildet, wenig ortstloyal

Tab. 25 bildet ab, zu welchen Teilen der Proband PB21 aus Hergiswil die hier untersuchten soziosymbolisch relevanten Variablen basisdialektal realisiert: PB21 ist tertiär gebildet und kann über den Ortsloyalitätstest als wenig ortstloyal ermittelt werden (vgl. Kap. 9.4).

Bei PB21 fallen im Vergleich zum Variationsverhalten von PB19 zuallererst zwei Dinge auf: Einmal ist auch bei PB21 festzustellen, dass er jene Variablen, die in ihrer basisdialektalen Realisierung auf den Ort Hergiswil verweisen (mhd. *ö*, mhd. *ü*, mhd. *û*), tendenziell schwächer basisdialektal realisiert als jene, die auf einen grösseren Deutschschweizer Raum verweisen (mhd. *î*, mhd. *l*, mhd. *ou*, mhd. *uo*), wenn PB21 die Varianten auch nicht in der Masse kategorisch basisdialektal bzw. nicht basisdialektal realisiert wie PB19. Insgesamt ist bei PB21 allerdings viel mehr intersituative Variation feststellbar: Während PB19 kaum intersituativ variierte, variiert PB21 zwischen den Situationen in hohem Masse. Diese beiden Aspekte sollen nun im Detail erörtert werden.

PB21 realisiert wie PB19 jene Variablen, die in ihrer basisdialektalen Realisierung nach Hergiswil resp. nach Unterwalden verweisen, tendenziell schwächer basisdialektal als jene, die auf einen grösseren Deutschschweizer Raum verweisen, dies allerdings nicht kategorisch wie PB19: So finden sich bei den Variablen mhd. *ö*, mhd. *ü* und *Entrundung* nicht durchwegs 0 %-Werte, sondern Werte, die zwischen 20 % und 30 % variieren und zuweilen gar 60 % ausmachen (mhd. *ö*, Situation FD), und die allesamt für basisdialektal realisierte Variablen stehen wie etwa *zwelf* 'zwölf' und *Belle* 'Zwiebel' (mhd. *ö*), *Birste* 'Bürste' (mhd. *ü*) und *Muis* 'Maus' und *Puire* 'Bauern' (mhd. *û*). Bezüglich dieser Variablen ist der Realisierung von PB21 also durchaus ein gewisses lokales Signal zu entnehmen. Aus situativer Perspektive ist interessant, dass PB21 bei den Variablen mhd. *ö* und

Tab. 25: Übersicht über das Variationsverhalten von PB21

	PB21 (Hergiswil, tertiär gebildet, wenig ortsloyal)			
	FD		SD	
	<i>n</i>	%	<i>n</i>	%
mhd. ö basisdial. <i>scheen</i> 'schön'	3/5	60	1/3	33.3
mhd. ü basisdial. <i>fir</i> 'für'	2/8	25	0/1	0
mhd. î im Ausl. basisdial. <i>sii</i> 'sie'	11/11	100	6/6	100
mhd. î vor Kons. basisdial. <i>lise</i> 'Eisen'	18/24	75	9/9	100
mhd. l basisdial. <i>Gäld</i> 'Geld'	13/28	46.4	20/22	90.9
mhd. ou basisdial. <i>Äuge</i> 'Auge'	2/4	50	5/6	83.3
mhd. û vor Kons. basisdial. <i>Huis</i> 'Haus'	2/12	16.7	3/9	33.4
mhd. uo basisdial. <i>guet</i> 'gut'	6/7	85.7	2/2	100

mhd. ü in der Fragebuchsituation mehr basisdialektale Varianten realisiert als in der Spontansituation, bei der Variable mhd. û hingegen ist es gerade umgekehrt: Hier realisiert PB21 in den Spontandaten mehr basisdialektale Varianten als in den Fragebuchdaten. Bereits an mehreren Stellen in dieser Arbeit wurde erwogen, dass die *Entrundung* als gesellschaftlich geteiltes Unterwaldner Phänomen einen vergleichsweise niedrigen Stellenwert hat. Der Reflex *ui* von mhd. û hingegen ist prominent interindividuell repräsentiert. Vor diesem Hintergrund lassen sich die unterschiedlichen Basisdialektalitätsfrequenzen in den einzelnen Situationen so interpretieren, dass PB21 – der die Varianten, die nach Hergiswil verweisen, in der Tendenz wenig basisdialektal realisiert – gerade die Form *ui* in der Fragebogensituation eher zurückstellt, während er sie in der Spontansituation durchaus gebraucht. In diesem Variationsverhalten spiegelt sich der Anspruch, insgesamt nicht allzu viele basisdialektale Hergiswiler Formen produzieren zu wollen. Dass hingegen bei der *Entrundung* gerade in der Situation FD mehr entrundete Formen produziert werden als in der Situation SD, lässt sich unter Umständen darauf zurückführen, dass die *Entrundung* als Unterwaldner Form weniger stark interindividuell repräsentiert ist.

Was nun die Variablen angeht, deren basisdialektale Formen sich mit den Formen eines grösseren Schweizer Dialektraumes decken, ist auch hier Variation feststellbar. In der Situation SD ist diese Variation nur gering: Dort können einzig zwei vokalisierte Varianten von mhd. *l* festgestellt werden (beide allerdings im Wort *Woufeschiesse*, was darauf hinweist, dass die Vokalisierung hier vom Lexemgerüst abhängt) und eine palatalisierte Variante von mhd. *ou*. In der Situation FD hingegen ist die Variation – die hier einer Zunahme an lokalem sprachlichen Kolorit entspricht – stärker: Was die Realisierung von mhd. *î* angeht, so realisiert PB21 diese Variante nicht ausschliesslich als *ii*, was basisdialektal wäre, sondern sechsmal in der Variante *ei*. Die Diphthongierung von mhd. *î* zu *ei* ist im SDS für weite Teile von Nidwalden ausgewiesen, nicht aber für Hergiswil. Mental ist *ei* als Nidwaldner Form allerdings prominent interindividuell repräsentiert: Gerne wird es gebraucht, um sprachliche Unterschiede zwischen Ob- (*ii*) und Nidwaldnern (*ei*) zu markieren (vgl. Tab. 10). Dass PB21 nebst der basisdialektalen *ii*- in den FD auch die *ei*-Variante braucht, ist ein möglicher Hinweis darauf, dass er, der Symbolik von *ei* als Emblem für Nidwaldner Sprecherinnen und Sprecher bewusst, sich als Nidwaldner inszenieren möchte. Die gleiche Strategie wie bei mhd. *î* ist bei mhd. *l* zu beobachten: In den FD realisiert PB21 die Variable nicht ausschliesslich als *l*, was basisdialektal wäre, sondern vokalisiert sie. Die *l*-Vokalisierung ist eine besondere Variable innerhalb des Korpus. Sie ist im SDS für den Raum Unterwalden nicht verzeichnet, wird von den Laien aber als zum Kanton Nidwalden gehöriges Merkmal metakommuniziert und ist dort heute auch verbreitet (vgl. Christen 2001). Dass PB21 mhd. *l* in den FD mehr, in den SD weniger vokalisiert, ist ein Indiz dafür, dass er auch um die Symbolik dieser Variable Bescheid weiss, und sie ihm dazu dient, sich als Nidwaldner zu präsentieren. Die gleiche Strategie ist schliesslich bei mhd. *ou* zu beobachten: In den drei Fällen (SD und FD), in denen PB21 vom ortsüblichen *au/äu* (vgl. SDS) abweicht, realisiert er die Variante *ai* resp. *oi*, die im SDS für weite Teile von Ob- und Nidwalden ausgewiesen ist, allerdings nicht für Hergiswil. Bei *ai* und *oi* handelt es sich ebenfalls um Varianten, die mental interindividuell repräsentiert sind und als sprachliche Embleme für diese Regionen gelten.

Insgesamt ähnelt der Sprachgebrauch von PB21 jenem von PB19 also in der Hinsicht, dass auch PB21 jene Variablen, deren basisdialektale Realisierung nach Hergiswil verweisen, nicht allzu häufig basisdialektal realisiert, im Vergleich zu jenen Variablen, deren basisdialektale Realisierung sich mit den Entsprechungen eines grösseren Schweizer Dialektraumes decken. Gerade bei Letzteren allerdings weicht der Sprachgebrauch von PB21 erheblich von jenem von PB19 ab, da PB21 – scheinbar ganz gezielt – Formen realisiert, die spezifische Nidwaldner Formen darstellen, die für den Ortspunkt Hergiswil im SDS aber gar

nicht ausgewiesen sind. PB21 gebraucht hier also mehrfach Hyperformen, um, so wurde gemutmasst, sich als Nidwaldner Sprecher zu inszenieren. Solche Inszenierungen gehen der Probandin PB19 hingegen gänzlich ab. Insgesamt, und dies nun der letzte Punkt, variiert PB21 auffällig stärker als PB19.

PB21 ist 1971 in Hergiswil geboren und aufgewachsen und lebt noch heute dort. Als auswärtige Aufenthalte gibt er einzig fünf Jahre Studium in Zürich an, wo er sich zum Primarlehrer ausbilden liess. Primarlehrer ist er indes schon lange nicht mehr, sondern inzwischen Nationalrat und Journalist: In beiden Tätigkeiten ist er oft unterwegs und kommunikativ gefordert. Dieser Umstand scheint sich auch im Sprachgebrauch von PB21 deutlich abzubilden: Man bekommt den Eindruck, als ob PB21 – den Kontakt mit verschiedensprachigen Leuten gewohnt – auf unterschiedliche dialektale Varianten Zugriff hat, die er je nach Situation spezifisch einsetzen kann. Zudem scheint ihm auch die Symbolik der Varianten durchaus bewusst zu sein, wie der Gebrauch der Hyperformen in der Situation FD deutlich machte. Dieser gekonnte Umgang mit sprachlicher Variation spiegelt sich auch in den nachfolgenden Interview-Ausschnitten. Sie bilden ein Gespräch ab, in welchem PB21 von seiner Mitgliedschaft im Jodelklub seines Wohnortes und den dortigen sprachlichen Verhältnissen berichtet:

PB21: aber näi, ich bi im e jodelklubb, und dett wird dur s band natiirlich (---) gnidwaldneret, aber s isch halt, aso ich be deet scho e chli en exoot (---) der äinzig akadeemiker und so sache (---) der äinzig wo iez nid grad, sägemer, aso miini mueter, aso wäär isch e luzäärneri (---) wo ufme puurehoof uufgwachse isch, aber di mäischte sind, sind puire oder, oder, oder sind diräkt abstammig vo puire.¹⁵²

Er sei also gewissermassen ein «Exot» im Jodelklub, so PB21, v. a. darum, weil er nicht – wie alle anderen – ein Bauernsohn sei, und darüber hinaus noch Akademiker und nicht selbst Bauer geworden. Diesen Umstand bringt er mit der Sprache in Zusammenhang, von der er sagt, dass im Jodelklub «natürlich durchs Band Nidwaldner Dialekt» gesprochen würde – eine Sprechweise, von der er sich grundsätzlich ausnimmt, zu der er aber durchaus Zugang habe; durch sein «Umfeld», in dem er sich bewege, «nehme er den Dialekt an», wie er an anderer Stelle betont. Dass er diese Fähigkeit der spezifischen Variation, wie sie in der qualitativen Auswertung deutlich wurde, so weit beherrscht, dass er sie gar reflektieren und reflektierend kommentieren kann, davon zeugt fol-

152 Sinngemässe Übersetzung der Äusserung von PB21: «Ich bin in einem Jodelklub und dort wird natürlich durchs Band Nidwaldnerdeutsch gesprochen. Ich bin dort schon ein bisschen der Exot; der einzige Akademiker. Der einzige, der jetzt, sagen wir mal – also meine Mutter ist Luzernerin – nicht auf einem Bauernhof aufgewachsen ist. Denn die meisten dort sind Bauern oder aus direkter Abstammung von Bauern.»

gender Interview-Ausschnitt. Er illustriert, wie PB21 an der Fasnacht am Grillstand seines Jodelklubs Würste brät, damit sein Verein zu den nötigen Einnahmen kommt.

PB21: ää, was mer natiiürlich im sortimänt hend näbscht em hamburger, esom e (---) emene fäine hamburger, wo we me das sälber macht, es breetli vom beck isch eppis fäins, ää, hemmier natiiürlich bradwüürscht. (---) und zwaar (---) je nachdem sägids de <<imitiert> e weiss<e> oder <<imitiert> e bruiini> bradwuürscht, oder ich fraage de, oder <<imitiert> e chaubsbradwuürscht> oder <<imitiert> e schweinsbradwuürscht>. und das sind wirklich, chasch s iez säge wie d willsch, <<imitiert> e weiss<e> oder <<imitiert> e bruiini>, sind bäides, wo de sofort ghöörsch ob äine dialäkt rett oder niid.¹⁵³

PB21 erläutert hier anhand der Begriffe *weissi*, *bruiini*, *Chausbradwurscht*, *Schweinsbradwurscht* die Spezifika eines Dialekts, den er andernorts als *Nidwaldner Dialekt* bezeichnet. Er nimmt damit Bezug auf solche Merkmale, die auch interindividuell mehr oder weniger stark dem Dialektraum *Nidwalden* zugeschrieben werden: Mit *weissi* 'weisse' und *Schweinsbradwurscht* 'Schweinsbratwurst' spielt er auf die Diphthongierung vom mhd. *î* an und bezieht sich damit auf die Entsprechungsklasse *ii* – *ei* – (*ui*) (vgl. Tab. 10). Anhand von *bruiini* thematisiert er die Diphthongierung von mhd. *û*, die als Emblem für den Raum *Unterwalden* gelten kann, das diesen als solchen sprachlich greifbar und erkennbar macht (Entsprechungsklasse *ui* – *uu* – *üü*). Und schliesslich thematisiert PB21 auch die *l*-Vokalisierung anhand des Lexems *Chausbradwurscht* 'Kalbsbratwurst', die *Obwalden* (nicht vokalisiert) sprachlich von *Nidwalden* (vokalisiert) abgrenzt (Entsprechungsklasse *l* – *u*). Mit Rückgriff auf diese vier Lexeme illustriert PB21 also gekonnt, was den Nidwaldner Dialekt und damit auch Nidwaldner Sprecher ausmachen. Die Illustration dient ihm zu zweierlei: Einerseits zeigt er damit, wie leicht es ihm fällt, sprachliche Formen mit Orten und deren Sprechern in Verbindung zu bringen und auch, wie stark er diesen Prozess reflektieren kann. Zudem reflektiert er nicht nur die Formen und ihre Zugehörigkeiten, sondern auch seinen eigenen Sprachgebrauch: So streicht er nämlich direkt im Anschluss an das Bratwurst-Beispiel heraus, dass er – der von Haus aus eher einen «abgeschliffenen Hergiswiler Dialekt» spricht – sich gerne Sprechern anpasst, die solche Formen, wie er sie erläutert hat, brauchen. Normalerweise allerdings, so erwägt PB21, laufe die Anpassung eher in die an-

¹⁵³ Sinngemässe Übersetzung der Äusserung von PB21: «Was wir natürlich im Sortiment haben nebst dem Hamburger – einem sehr feinen Hamburger, den wir selbst machen – sind Bratwürste. Und zwar sagen die Leute dann je nach dem *e weiss<e>* oder *e bruiini Bradwuürscht*, oder ich frage dann *e Chausbradwuürscht* oder *e Schweinsbradwuürscht*. Und das sind nun solche [Ausdrücke], bei denen man sofort hört, ob jemand Dialekt spricht oder nicht.»

dere Richtung: Personen, die den Dialekt des Ortes sprechen, passen sich jenen an, die ihn nicht (mehr) sprechen, was er bedauert:

PB21: ds iibliche isch, isch nid d aapassig a dialäkt. sondern dass me sich vom dialäkt lööst. (---) und ich han (---) ha mich a anderne orientiert. äbe was ich gsäit ha, i de schuel (---) dass die wo de dialäkt mitbringid, das si sich de anderne aapassid und nid die wo det sind, dass si sich am dialäkt aapassid.¹⁵⁴

Insgesamt zeichnet PB21 über seinen Sprachgebrauch aber auch über die Meta-reflexion ein Bild von sich als Sprecher, der sprachlich äusserst flexibel ist und diese Flexibilität gekonnt einzusetzen weiss. Durch das Kommentieren von Dialektformen, die gemeinhin als «authentisch» wahrgenommen werden, schafft er zudem eine gewisse Distanz zum Dialekt und den Personen, die ihn sprechen: Ein gewisser ironischer Unterton schwingt beim Erläutern der Dialektformen immer mit. PB21 positioniert sich in seinem Gebrauch dialektaler Varianten also nicht unbedingt als jemand, der überhaupt keinen Bezug zum Dialekt bzw. zum Wohnort – oder in diesem Fall eher zur Region Nidwalden – hat, sondern konstruiert ein Bild von sich als gebildeten, versierten Kommunikator. Die Art und Weise, wie er mit den soziosymbolisch relevanten Varianten umgeht, kann indes nicht einfach als *styling* einer Ortszugehörigkeit resp. einer Nicht-Ortszugehörigkeit aufgefasst werden, wie das etwa bei PB19 der Fall war: Dafür ist die Variation viel zu hoch. Mit der Prägnanz, mit der PB21 zwischen grossräumigen und basisdialektalen Formen variiert und zusätzlich noch Hyperformen verwendet, lässt sich das Sprachverhalten von PB21 insgesamt eher als *stylization* im Sinne Couplands (2007) einschätzen: Mit seinem Sprachgebrauch kreiert PB21 nämlich eine Art *strategische Inauthentizität*, mit der eben gerade nicht ein unhinterfragter Identitätsbezug zu einer Gruppe hergestellt wird, sondern dieser Identitätsbezug vielmehr hinterfragt und von der Gruppe damit auch in gewisser Weise Distanz genommen wird. Auch im Ortsloyalitätstest kommt dieses gesplattene Verhältnis von PB21 zu dieser sozialräumlichen Gruppe zum Vorschein: Er weist sich als wenig verbunden mit seinem Wohnort aus.

¹⁵⁴ Sinngemässe Übersetzung der Äusserung von PB21: «Das Übliche ist nicht die Anpassung an den Dialekt, sondern dass man sich vom Dialekt löst. Und ich habe mich an anderen orientiert. Eben, wie ich es gesagt habe, auch in der Schule: Die, die den Dialekt sprechen, die passen sich den andern an und nicht umgekehrt.»

14.2.3 PB16, Hergiswil, primär gebildet, sehr ortsloyal

Tab. 26 bildet ab, zu welchen Teilen der Proband PB16 aus Hergiswil die hier untersuchten soziosymbolisch relevanten Variablen basisdialektal realisiert: PB16 ist primär gebildet und kann über den Ortsloyalitätstest als sehr ortsloyal ermittelt werden (vgl. Kap. 9.4).

Im Vergleich zu den bereits besprochenen Probandinnen und Probanden PB19 und PB21 fallen bei PB16 zwei Dinge auf: Zunächst realisiert PB16 alle soziosymbolisch relevanten Variablen – also sowohl jene, deren basisdialektale Realisierung nach Hergiswil verweist, wie auch jene, deren basisdialektale Realisierung sich mit der basisdialektalen Realisierung grossräumigerer Schweizer Dialektvarianten deckt – in der Tendenz basisdialektal. Darüber hinaus ist die Variation zwischen den Situationen SD und FD nicht so gering wie bei PB19, geringer allerdings als bei Proband 21: PB16 variiert nicht allzu stark zwischen den beiden Situationen. Was bei der intersituativen Variation von PB16 allerdings auffallend ist: Er variiert zumeist in eine Richtung; und zwar realisiert er in den Fragebuchdaten fast durchwegs mehr basisdialektale Varianten als in den Spontandaten. Schauen wir diese Aspekte wiederum im Detail an.

Tab. 26: Übersicht über das Variationsverhalten von PB16

	PB16 (Hergiswil, primär gebildet, sehr ortsloyal)			
	FD		SD	
	<i>n</i>	%	<i>n</i>	%
mhd. ö basisdial. <i>scheen</i> 'schön'	5/5	100	8/8	100
mhd. ū basisdial. <i>fir</i> 'für'	10/11	90.9	4/5	80
mhd. î im Ausl. basisdial. <i>sii</i> 'sie'	11/11	100	3/4	75
mhd. î vor Kons. basisdial. <i>lise</i> 'Eisen'	22/23	95.7	18/19	94.7
mhd. l basisdial. <i>Gäld</i> 'Geld'	12/30	40	20/20	100
mhd. ou basisdial. <i>Äuge</i> 'Auge'	5/5	100	5/5	100
mhd. û vor Kons. basisdial. <i>Huis</i> 'Haus'	9/13	69.2	2/6	33.3
mhd. uo basisdial. <i>guet</i> 'gut'	5/5	100	16/16	100

Was die Variablen angeht, deren basisdialektale Realisierung nach Hergiswil resp. in den Raum Unterwalden verweisen, realisiert PB16 die Variable mhd. *ö* etwa kategorisch basisdialektal, und zwar in beiden Situationen. Auch was die Variable mhd. *ü* angeht, sieht die Sachlage ähnlich aus: In den Fragebuchdaten realisiert PB16 nur einmal eine nicht entrundete Variante (*Fründin* 'Freundin'), dasselbe in den Spontandaten (*für* 'für'). Was die Variable mhd. *û* angeht, sind die Werte insgesamt weniger hoch, in den Fragebuchdaten aber allerdings deutlich höher als in den Spontandaten: Hier realisiert PB16 mhd. *û* in 9 von 13 Fällen als *ui*, so etwa in den Varianten *Muis* 'Maus', *uisgä* 'ausgeben' und *Puire* 'Bauern'. Nicht palatalisiert realisiert wird mhd. *û* in den Fragebuchdaten von PB16 einzig im Lexem 'auf' (*uf/ufem*), was wohl in erster Linie darauf zurückzuführen ist, dass mhd. *û* an dieser Stelle nicht betont wird (der SDS weist solche Qualitäten von mhd. *û* in unbetonter Stelle durchaus ebenfalls aus). Dasselbe ist für die Situation SD festzustellen: Dort realisiert PB16 die Variable mhd. *û* in zwei von sechs Fällen basisdialektal (*uislade* 'ausladen', *uisecho* 'herauskommen'), in den übrigen vier Fällen nicht palatalisiert in den Varianten *uf/ufe* 'auf/auf dem' und *us* 'aus'; diese nicht palatalisierte Realisierung ist wohl auch hier wiederum mit der unbetonten Stellung der Begriffe in Zusammenhang zu bringen. Bei genauerem Betrachten der einzelnen Lexeme, die dem Laut mhd. *û* als Träger dienen, wird also deutlich, dass PB16 auch bezüglich mhd. *û* alle solchen Laute in betonten Stellen palatalisiert realisiert und nur in unbetonten Stellen nicht palatalisiert als *uu*.

Was jene Variablen angeht, deren basisdialektale Realisierung sich mit den Entsprechungen eines grösseren Deutschschweizer Dialektraumes deckt, fällt auf, dass PB16 sowohl mhd. *uo* als auch mhd. *ou* in beiden Situationen jeweils kategorisch basisdialektal als *ue* resp. als *äu* realisiert: Er produziert also nicht Hyperformen wie *oi* für mhd. *uo*, wie das etwa PB21 macht, um sich als Nidwaldner zu stilisieren, sondern bleibt bei den verbürgten Hergiswiler Varianten. Diese starke Orientierung an der Hergiswiler Norm – PB16 thematisiert etwa gerade den Unterschied zwischen dem Hergiswil *äu* und dem übrigen *öi* resp. *ai* im Gespräch über den Dialekt selbst – macht sich auch bei der Realisierung von mhd. *î* bemerkbar. Auch hier weist PB16 im Gespräch darauf hin, dass in Hergiswil die Form *ii* beheimatet sei, während es im übrigen Kanton Nidwalden *ei* hiesse. An dieser Norm scheint sich PB16 denn auch stark zu orientieren, so realisiert er in den Fragebuchdaten mhd. *î* im Auslaut kategorisch undiphthongiert und damit basisdialektal, mhd. *î* vor Konsonant diphthongiert er nur in einem Fall, nämlich im Falle von *Zeite* 'Zeit'. In den Spontandaten hingegen tauchen diphthongierte Formen sowohl bei mhd. *î* im Auslaut wie auch bei mhd. *î* vor Konsonant auf, was ein möglicher Hinweis darauf ist, dass PB16 mhd. *î* im Alltag nicht kategorisch basisdialektal reali-

siert, sondern sich durchaus auch an der interindividuell prominent repräsentierten Nidwaldner Form *ei* orientiert. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Variation von PB16 bezüglich der Variable mhd. *l*: Diese ist im SDS für den Untersuchungsraum in der Form *l* als basisdialektal ausgewiesen (s. o.), die Probandinnen und Probanden metakommunizieren aber die vokalisierte Form *u* für den Raum Nidwalden. Bereits PB21 hat v. a. in den Fragebuchdaten mehrfach vokalisierte Reflexe von mhd. *l* realisiert, um zu zeigen, dass er dieser Form mental mächtig ist. Bei PB16 ist nun genau dasselbe festzustellen: Auch er realisiert in den Fragebuchdaten in 12 von 30 Fällen die Variable mhd. *l* vokalisiert. Dies ist nun darum besonders interessant, da sich PB16 sonst sehr an die Hergiswiler Norm gehalten hat. Die vokalisierte Variante von mhd. *l* allerdings wird vermehrt mit den ländlichen Regionen des Kantons Nidwalden assoziiert, wozu Hergiswil gemeinhin ja nicht gezählt wird (vgl. Kap. 10.2.1.7): PB16 äussert sich denn auch nicht selbst zu *l* resp. *u* als Nidwaldner Form, weshalb gemutmasst werden kann, dass er sich der Reichweite dieser Form eher unsicher ist; möglicherweise hat er eine vage Vermutung oder auch Anteil am Diskurs, der *u* als zu Nidwalden gehörig konstruiert, und orientiert sich nun daran; weil er es selbst nicht besser weiss oder zumindest nicht so genau, wie das bei den Entsprechungen von mhd. *ou* und mhd. *î* der Fall ist.

Insgesamt lässt sich aus dem Sprachgebrauch von PB16 ableiten, dass er die hier interessierenden soziosymbolisch relevanten Varianten insgesamt zu sehr hohen Anteilen basisdialektal realisiert, und zwar in der Fragebuch- wie auch in der Spontansituation. Wenn Variation feststellbar ist, dann immer in diese Richtung, dass in den Fragebuchdaten mehr basisdialektale Varianten produziert werden als in den Spontandaten, was bedeutet, dass in den Fragebuchdaten offenbar ein starkes sprachlich lokales Signal zum Ausdruck kommen sollte (vgl. dazu auch die Vokalisierung von mhd. *l* in den Fragebuchdaten als Nidwaldner Emblem).

PB16 ist 1959 in Hergiswil geboren und aufgewachsen und immer in Hergiswil geblieben. Längere auswärtige Aufenthalte gibt er keine an. Von Beruf ist er Landwirt und auch dies seit jeher: Der Betrieb von PB16 und seiner Familie findet sich oberhalb von Hergiswil, mit schöner Aussicht auf den Vierwaldstättersee und die Innerschweiz. Dieser Fleck scheint ihm auch wichtig zu sein; auf die Frage nach seinem räumlichen Radius und konkret danach, wo er sich für gewöhnlich im Alltag aufhalte, antwortet er knapp mit «hier». Das Leben an diesem Ort scheint ihm denn auch sehr viel zu bedeuten, wie nachfolgender Ausschnitt zeigt. Das Gespräch dreht sich um das Arbeiten und Geldverdienen und nimmt die Wende, dass PB16 von reichen Leuten aus Hergiswil erzählt, die ihre Kinder in Privatschulen schicken:

- PB16: ja guet, die wo s vermegid. das gseesch ja daa, das gseesch ja da hienig da diee, die liit wo id privaatschuel gend uf zuug dure, oder. das isch, das isch, das git nie li, nie eppis rächts us dene.
- INT1: jajaa, ja, mi düechts o.
- PB16: ich mäine, wenn epper nid wäiss wo s gäld härchunnt, de, das isch niit. das isch niit. das isch, das isch niit. mier hend da obe, da obina isch es tipisches biispiil, die hend vier chinnd aagnu.
- INT1: aagnoo?
- PB16: sind huere, huere vermegendi, vermegendi liit, huere vermegendi liit gsi. uund, und hend, hend ke chinnd uberchoo, de hends di aagnoo. aaber die hend de kontakt nie gha zu de schieler. die sind abegfaare, d chinnd uisglade, sind s i d schuel und wenn s vo de schuel häicho sind, isch s äuto dete gstande und wider häi, oder. isch e käne rächt uisecho vo dene. käne.¹⁵⁵

In diesem Beispiel kritisiert PB16 u. a., dass sich die reichen Leute nicht am Dorfleben beteiligen; ein Vorwurf, der in Hergiswil oft zur Sprache kommt. Illustriert wird dieser Vorwurf mit der Geschichte derselben gleichen reichen Leute, die ihre Kinder in die Schule fahren und von dort wieder abholen – womit ihnen ein Kontakt mit der ansässigen Bevölkerung ausserhalb der Schule verwehrt bleibt. Auch das habe dazu geführt, dass «nichts Anständiges geworden sei» aus diesen Leuten. Die Arbeit, das eigene Erschaffen einer Lebensgrundlage – wie dies ein Bauer tagtäglich tut – ist demnach ein sehr wichtiger Aspekt im Leben von PB16; überdies ist ihm eine gewisse räumliche Verbundenheit wichtig, die auch im obigen Gesprächsausschnitt zu Tage tritt. Dem engen Bezug zu seinem Wohnort und zu seiner Heimat verleiht PB16 auch im Ortsloyalitätstest Ausdruck: Er zeigt sich dort als sehr loyaler Bewohner von Hergiswil. Auch über den Gebrauch der soziosymbolisch relevanten Varianten scheint er ein solches Bild von sich zu zeichnen: Einerseits dadurch, dass er insgesamt, d. h. situativ unabhängig, sehr hohe Basisdialektalitätswerte verzeichnet. Überdies damit, dass er in den Fragebuchdaten diesen Basisdialektalitätswert noch steigert: Es scheint ihm also ein Anliegen zu sein, sich in der Fragebuchsituation als «authentischen» Hergiswiler Sprecher und damit auch als «authentischen» Hergiswiler Bürger zu positionieren. PB16 bildet damit ein konkretes Beispiel für das sehr abstrakte Ergebnis aus Kap. 13, wo festgestellt wurde, dass

155 Sinngemässe Übersetzung der Äusserung von PB16: «Gut, die, die es sich leisten können – das siehst du hier auch mit den Leuten, die in die Privatschulen gehen nach Zug. Aus denen wird nie etwas. [...] Ich meine, wenn jemand nicht weiss, woher das Geld kommt, das ist nicht gut. Wir haben hier oben ein typisches Beispiel, die haben vier Kinder angenommen. [...] Das sind sehr reiche Leute. Und dann haben sie keine Kinder bekommen und welche angenommen. Aber die Kinder hatten nie Kontakt zu den Schülern. Die Eltern haben sie mit dem Auto in die Schule gefahren und zurück. Aus keinem von denen ist etwas Rechtes geworden.»

die Situation FD gerne als Plattform genutzt wird, um eine gewisse Ortszugehörigkeit zu *stylen*: Am Beispiel von PB16 zeigt sich nun spezifisch, wie ein solches *styling* genau aussehen kann.

14.2.4 PB24, Hergiswil, tertiär gebildet, sehr ortsloyal

Tab. 27 bildet ab, zu welchen Teilen der Proband PB24 aus Hergiswil die hier untersuchten soziosymbolisch relevanten Variablen basisdialektal realisiert. PB24 ist tertiär gebildet und kann über den Ortsloyalitätstest als sehr ortsloyal ermittelt werden (vgl. Kap. 9.4).

Die Sprechweise von PB24 ähnelt am ehesten jenem von PB16, wenn man es mit den vorigen drei Probandinnen und Probanden vergleicht: Auch PB24 realisiert sowohl jene Variablen, deren basisdialektale Entsprechungen nach Hergiswil verweisen wie auch jene, deren basisdialektale Entsprechungen in einen grösseren Deutschschweizer Raum verweisen, in der Regel zu grossen Teilen basisdialektal, etwas mehr Variation als PB16 weist PB24 allerdings trotz-

Tab. 27: Übersicht über das Variationsverhalten von PB24

	PB24 (Hergiswil, tertiär gebildet, sehr ortsloyal)			
	FD		SD	
	<i>n</i>	%	<i>n</i>	%
mhd. ö basisdial. <i>scheen</i> 'schön'	5/5	100	5/6	83.3
mhd. ü basisdial. <i>fir</i> 'für'	8/9	88.9	13/14	92.9
mhd. î im Ausl. basisdial. <i>sii</i> 'sie'	10/10	100	2/2	100
mhd. î vor Kons. basisdial. <i>lise</i> 'Eisen'	18/20	90	28/28	100
mhd. l basisdial. <i>Gäld</i> 'Geld'	13/29	44.8	18/ 21	85.7
mhd. ou basisdial. <i>Äuge</i> 'Auge'	4/4	100	11/13	84.6
mhd. û vor Kons. basisdial. <i>Huis</i> 'Haus'	6/11	54.5	4/9	44.4
mhd. uo basisdial. <i>guet</i> 'gut'	6/7	85.7	8/8	100

dem auf. Was die intersituative Variation angeht, so ist auf den ersten Blick schwierig, festzustellen, welchen bisherigen Sprechweisen dieses Verhalten am ehesten gleicht: Klar ist, dass (anders als bei PB19) Variation vorhanden ist und auch, dass sie nicht durchwegs gleich funktioniert, nämlich in die Richtung mehr Basisdialektalität in Situation FD (wie bei PB16). Mit PB21 scheint es demnach gewisse Parallelen zu geben, dessen Variationsverhalten auch nicht so simpel erklärbar war wie die übrigen beiden. Schauen wir uns die Variation darum genau an.

Was die Variablen angeht, deren basisdialektale Entsprechungen nach Hergiswil verweisen, so realisiert PB24 mhd. *ö* nur in einem Fall in den Spontandaten eine nicht entrundete Variante (*öppis* 'etwas'). Bezüglich der Variable mhd. *ü* findet sich sowohl in der Situation FD (*für* 'für') als auch in der Situation SD (*fifzähundert* 'fünfzehnhundert', an anderer Stelle realisiert PB24 hingegen auch die Variante *fifzgtuusig* 'fünfzigtausend') eine Abweichung vom basisdialektalen entrundeten *i*. Die Variable mhd. *û* realisiert er im Vergleich zu diesen beiden Variablen weniger stark basisdialektal – eine Beobachtung, die auch bei den Probanden PB21 und PB24 gemacht werden konnte. Dort sind es in der Situation FD die Varianten *uf/ufem* 'auf/auf dem' und *bruun* 'braun', die PB24 nicht palatalisiert, während es in der Situation SD die Varianten *Finanzusglic* 'Finanzausgleich', *Elterehuus* 'Elternhaus', *Gmäindshuus* 'Gemeindehaus', *Tuur* 'Tour', *fifzgtuusig* 'fünfzigtausend' sind (wohingegen auch Varianten wie *Huis* 'Haus' und *Finanzuisglic* 'Finanzausgleich' vorkommen). Insgesamt scheint also bei PB24 bezüglich der Variable mhd. *û* doch erheblich mehr Variation vorhanden zu sein als bei PB16, obwohl diese beiden Probanden von der schieren relativen Häufigkeit nicht sehr weit auseinanderliegen. PB24 realisiert indes deutlich mehr palatalisierte Varianten von mhd. *û* als PB21, der diese nur vereinzelt und gezielt einsetzt (s. o.).

Die Variablen, deren basisdialektale Entsprechungen nun mit den Entsprechungen eines grösseren Schweizer Dialektraumes zusammenfallen, realisiert PB24 wie folgt: Die Variable mhd. *uo* realisiert PB24 im Grunde kategorisch basisdialektal. In den Fragebuchdaten findet sich nur ein Beleg, der davon abweicht, und zwar *Brieder* 'Bruder' statt basisdialektal *Brueder* (vgl. hierzu auch die Realisierung *Brüeder* von PB19; *Brieder* kann als entrundete Form von *Brüeder* eingestuft werden). Bezüglich der Variable mhd. *ou* finden sich in den Fragebuchdaten kategorisch basisdialektale Varianten. In den Spontandaten allerdings weicht PB24 in zwei Fällen davon ab: So realisiert er die Varianten *aitobaan* 'Autobahn' und *chaifid* 'sie kaufen', die nicht genuine Hergiswiler Formen sind, indes aber Formen, die gemeinhin als Nidwaldner Formen gelten: Die Entsprechungsklasse *ai* – *oi* – *äu* ist interindividuell als solche repräsentiert. Bezüglich der Variable mhd. *î* lässt sich Ähnliches feststellen: Diese Variable

variiert PB24 nämlich einzig in der Situation FD und bezüglich der Variante mhd. *î* vor Konsonant; dort finden sich die beiden Formen *Seide* 'Seide' und *Chreide* 'Kreide'. Und auch bezüglich der Variable mhd. *l* findet sich dieses Muster: Hier realisiert PB24 sowohl in der Situation SD als auch in der Situation FD – hier allerdings mit höheren Werten – vokalisierte Entsprechungen von mhd. *l*. Eine Realisierung, die so für Hergiswil nicht verbürgt ist, die aber als Nidwaldner Realisierung dieser Variante diskursiv thematisiert wird.

Insgesamt wird also deutlich, dass PB24 jene Variablen, die nach Hergiswil verweisen, fast kategorisch basisdialektal realisiert, mhd. *û* ausgenommen, wo mehr Variation verzeichnet wurde. Bei mhd. *û* finden sich in den Fragebuchdaten allerdings höhere Basisdialektalitätswerte als in den Spontandaten. Bei den Variablen, deren basisdialektale Realisierung sich mit der Realisierung eines grösseren Schweizer Sprachraumes decken, wird nun allerdings eine ähnliche Strategie sichtbar wie bei PB21: Hier nämlich greift PB24 immer wieder auch auf Varianten zurück, die keine basisdialektalen Hergiswiler Varianten darstellen, sondern die im Diskurs mit dem Raum Nidwalden in Verbindung gebracht werden: palatalisiertes mhd. *ou*, diphthongiertes mhd. *î* und vokalisiertes mhd. *l*.

PB24 ist 1962 in Hergiswil geboren und aufgewachsen und ist noch immer dort wohnhaft. Im Gespräch betont er auch die Eingesessenheit seiner Familie, die ihm wichtig zu sein scheint. Weg von Hergiswil war PB24 kaum: Er war für ein halbes Jahr in den USA und sonst einzig zu Weiterbildungszwecken ausserorts, aber nie für sehr lange Zeit. Von Beruf ist PB24 technischer Kaufmann und zur Zeit des Interviews angestellt bei einer grossen Firma, die Klima- und Lüftungsgeräte verkauft. Aufgrund seiner Arbeit sei er häufig unterwegs, erzählt PB24, privat hingegen sei er oft und gerne in Hergiswil. All diese Aspekte seiner Biographie scheinen nun auch in seinem Sprachgebrauch auf; anders formuliert dient ihm die Sprache dazu, sich selbst so zu konstruieren. Auffallend ist bei PB24, dass er insgesamt viele basisdialektale Hergiswiler Formen produziert; nicht selten finden sich aber auch Abweichungen davon, die dann allerdings nicht grossräumigen Formen entsprechen, sondern – im Gegenteil – kleinräumigen Nidwaldner Formen, die für Hergiswil eigentlich gar nicht belegt sind. Im Gespräch zu den handgezeichneten Karten äussert sich PB24 denn auch in dieser Weise:

PB24: Nehmen wir die *Länder* zusammen. Wir hier in Hergiswil sind ein Grenzfall, weil der Einfluss von Luzern so gross ist. Also ich habe in der Schule wahrscheinlich viel weniger Nidwaldner Dialekt gesprochen, als ich jetzt tue. Einerseits durch die Frau, und ich habe es mir auch selbst angeeignet. Mein Vater war Bauer, aber der ländliche Einfluss war doch nicht so gross, er hat nicht so fest Nidwaldner Dialekt gesprochen wie ein Wolfenschiesser.

PB24 – der übrigens nicht allzu viele konkrete dialektale Merkmalsnennungen äussert, die den Dialekt in Hergiswil oder im übrigen Nidwalden charakterisie-

ren – scheint es stark darauf abgesehen zu haben, über seine Sprache als Nidwaldner wahrgenommen zu werden. An seinem Vater, einem Hergiswiler Bauer, ist ihm offenbar aufgefallen, dass der «nicht so fest Nidwaldner Dialekt gesprochen hat wie ein Wolfenschiesser»: Mit «nicht so fest Nidwaldner Dialekt gesprochen» spielt er wohl auf genau solche Formen an, die er, PB24, nun selbst braucht, wie das diphthongierte *ei* oder das vokalisierte *u*. Sie scheinen ihm adäquat dafür zu sein, sich als Nidwaldner Sprecher und damit auch als Nidwaldner Bürger zu positionieren; Varianten, die er selbst als «echte» Nidwaldner Varianten einschätzt, scheinen ihm auch für den Ort Hergiswil als adäquate Varianten, und implizit auch eine Möglichkeit, sich vom Image des «Grenzfalls» Hergiswil zu lösen. PB24 konstruiert damit etwas über die Sprache, das auch andernorts greifbar wird: Sein Interesse an und sein Engagement in Hergiswil, dem Ort, in welchem er auch politisch tätig war und der ihm entsprechend am Herzen liegt. Genau in diesem Zusammenhang thematisiert er – wie auch PB16 – das Übel der Zuzüger in Hergiswil wie auch die steuertechnische Problematik, die dazu führt, dass viele Leute nur wegen des niedrigen Fiskus' nach Hergiswil ziehen und sich dort gar nicht richtig integrieren:

INT1: wiso as mer für di andere mues uufcho oder

PB24: nid zwingend das. das isch äigenlich um das gange, mir sind ja relatiiv finanzginschtig, stiirginschtigi gmäind im eggen, oder. das ziet, das isch bekannt, z hergiswiil (---) da chemid liit, finanzchreftigi liit dahäre, und vill vo dene (---) sind vilicht i miim auter, wo aber kä famili hend oder me hend, seer finanzchreftig, die chemid wäg dem dohäre. und di bringid äigentlich fir s doorfläbe (---)

INT2: nüüt

PB24: nä-ä. z hergiswiil gsesch du tuisig bis füzfzähundert persoone, di kenn ich praktisch all, und di andere gsesch nie. die chemid da unnen ab der aitobaan, die chaifid nid emal hie, und di verschwindid wider am morge, gends ga schaffe. di nemid null notiz vo de gmäind, di profitierid nur vo dem, und di sind ä seer flexibel.¹⁵⁶

1'000–1'500 Leute, meint PB24, kenne er in Hergiswil, das sei der Kern, die übrigen seien ihm unbekannt – und das ist für ihn ganz deutlich ein Problem. Eine Zugehörigkeit zum Wohnort, die nur über die Präsenz und Interaktion ge-

156 Sinngemässe Übersetzung der Äusserung von PB16: «[...] Nicht zwingend das. Es ging ja eigentlich darum: Wir sind eine relativ finanzgünstige Gemeinde. Das zieht, das ist bekannt. Nach Hergiswil kommen finanzkräftige Leute, viele von denen sind in meinem Alter. Die haben keine Familie oder haben keine mehr, sind finanzstark und kommen aus diesem Grund hierher. Die bringen fürs Dorfleben eigentlich [...] nichts. In Hergiswil sieht man 1'000–1'500 Personen, die kenne ich praktisch alle, und die anderen sieht man nie. Die kommen von der Autobahn, kaufen nicht mal hier ein, und am Morgen verschwinden sie wieder, gehen zur Arbeit. Die nehmen null Notiz von der Gemeinde, profitieren nur von dem, und sie sind sehr flexibel.»

lingen kann, ist ihm sehr wichtig: Das zeigt sich im Ortsloyalitätstest, über welchen PB24 als sehr ortsloyal ermittelt werden kann, es zeigt sich aber auch in den Gesprächen über ihn und über den Ort und nicht zuletzt auch in seinem Variationsverhalten, das ihn als jemanden entlarvt, der – gut gebildet und häufig unterwegs – die sprachliche Erfahrung und Reflexion besitzt, um sich über den Dialekt als jemanden zu positionieren, dem das Hergiswiler- und Nidwaldnersein äusserst wichtig ist.

14.3 Zusammenfassung

Während unter quantitativer Perspektive herausgearbeitet werden konnte, wie der Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten gruppenspezifisch beschaffen ist, d. h., mit welchen Gruppenzugehörigkeiten gewisse Variationsmuster korrespondieren – die auf einer Metaebene als je unterschiedliche *acts of identity* (Le Page und Tabouret-Keller 1985) eingestuft werden können –, lag der Fokus dieses Kapitels darauf, zu zeigen, wie solche Identitätsbezeugungen auf der individuellen Ebene konkret sprachlich getätigt werden. Am Beispiel von den vier ausgewählten Probandinnen und Probanden PB19, PB21, PB16 und PB24, die – allesamt aus dem Ort Hergiswil stammend – ein je unterschiedliches Bildungs- und Ortsloyalitätsprofil aufweisen, wurde diskutiert, wie der variable Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten zu je unterschiedlichen Identitätskonstruktionen beitragen kann. Bezüglich PB19 konnte herausgearbeitet werden, dass diese Probandin die sprachlichen Varianten, die in ihrer basisdialektalen Realisierung nach Hergiswil verweisen, konsequent grossräumig realisiert; der Sprechweise von PB19 kann demnach kaum ein lokales Signal entnommen werden. Überdies weist der (inter)situative Dialektgebrauch von PB19 fast keine Variation auf: Sowohl in den SD als auch in den FD spricht PB19 durchwegs gleich. Diese Sprechweise konnte mit Rückgriff auf ausgewählte Interview-Ausschnitte so interpretiert werden, dass PB19, die nach 20 Jahren in Hergiswil ihre Zelte abbricht und zu neuen Ufern aufbricht, diesen Bruch mit ihrem Wohnort und langjährigen Lebensmittelpunkt Hergiswil auch sprachlich signalisiert, indem sie kaum als Hergiswiler Sprecherin erkennbar ist. Der Ortsloyalitätstest, der sie als wenig verbunden mit dem Wohnort ausweist, unterstützt diese Lesart. In vielerlei Hinsicht verschieden von ihrem Sprachgebrauch ist der Sprachgebrauch von PB21, der einer anderen Bildungsschicht angehört, über den Ortsloyalitätstest aber ebenfalls als wenig verbunden mit seinem Wohnort ermittelt werden kann. Im Gegensatz zu PB19 weist der Sprachgebrauch von PB21 äusserst viel inter- und intrasituative Variation auf. In den Fragebuchdaten produziert PB21 – der insgesamt eher wenig Varianten mit lo-

kalem Charakter realisiert – zudem nicht selten Hyperformen, die zwar nicht für Hergiswil, wohl aber für den übrigen Nidwaldner Sprachraum als typische Varianten gelten. Insgesamt kann der Sprachgebrauch von PB21 so interpretiert werden, als PB21 – durch seinen Beruf als nationaler Politiker und Journalist – auch über die Sprache ausdrückt, wie versiert er mit der dialektalen Vielfalt in der Schweiz umgeht und wie gekonnt er die dialektalen Varianten im entsprechenden Moment realisiert. Sein Dialektgebrauch weist ihn als Sprecher aus, der sich die Variation im Alltag in der Hinsicht zu Nutze macht, als er sich je unterschiedlichen Orten und Menschen zugehörig zeigt. Die Sprechweisen von PB16 und PB24 schliesslich unterscheiden sich von den übrigen beiden in der Hinsicht, als sie in den Fragebuchdaten beide deutlich mehr basisdialektale Werte produzieren als in den Spontandaten: Bei PB16 ist die intersituative Variation nicht ganz so gross; er ist ein Proband, der insgesamt hohe Basisdialektalitätswerte verzeichnet. Bei PB24 ist die intersituative Variation etwas grösser; dieser Proband realisiert überdies – wie auch PB21 – in den FD bisweilen Hyperformen. Die Sprechweisen von PB16 und PB24 scheinen insgesamt nun derart mit ihrer jeweiligen Lebensweise zu korrespondieren, als beide ihrer starken Verbundenheit mit ihrem Wohnort im Gespräch und über den Ortsloyalitätstest Ausdruck verleihen. Bei PB16 scheint sich in den von ihm – einem Bauer, der seit jeher in Hergiswil wohnt und dort glücklich ist – verwendeten Varianten zu spiegeln, dass er sich gänzlich seinem Lebensmittelpunkt Hergiswil verschrieben hat: Seine Orientierung an basisdialektalen Varianten des Ortes Hergiswil ist ungemein hoch. PB24 weicht nun in der Weise vom Sprachverhalten von PB16 ab, als bei ihm mehr Variation zu verzeichnen ist und zudem mehr diskursiv thematisierte Nidwaldner Formen vorkommen anstelle von eigentlichen Hergiswiler Formen. In seinem Sprachgebrauch scheint der Umstand sichtbar zu werden, dass er – ein ortsloyaler, dennoch aber mobiler und gut gebildeter Kaufmann – Zugriff hat auf grossräumigere Varianten und auch auf Hyperformen, die er entsprechend einsetzen kann: Er positioniert sich zumindest in den FD deutlich als Mann vom Ort bzw. vom Kanton; eine Identitätskonstruktion, die in den SD weniger zum Tragen kommt. Insgesamt können die je unterschiedlichen Sprechweisen der Probandinnen und Probanden als je unterschiedliche *styling*-Aktivitäten interpretiert werden, bisweilen gar auch als *stylizations*, die je unterschiedliche Aspekte ihrer sozial(räumlich)en Identität zum Ausdruck bringen. Ein Aspekt soll zum Schluss noch hervorgehoben werden: Bei der Betrachtung der Sprechweisen der vier Probandinnen und Probanden auf der Mikro-Ebene wird deutlich, wie der individuelle Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten im Detail aussehen kann. Dabei wird nachvollziehbar, wie die Ergebnisse des quantitativen Teils – z.B. dass in den FD (basis)dialektaler gesprochen wird als in den SD und dieses Muster mit ausser-

sprachlichen Faktoren korrespondiert – auf der individuellen Ebene konkret zu Stande kommen (PB16). Es werden aber auch Aspekte sichtbar, die die quantitative Auswertung nicht ans Licht brachte: So etwa, dass Ortszugehörigkeit bisweilen nicht nur in der Situation FD, sondern durchaus auch in der Situation SD konstruiert werden kann (PB19). Oder aber, dass auch weitere Aspekte sozialer Bedeutung über den Dialektgebrauch transportiert werden: So scheint auf, dass die Zugehörigkeit zu einer höheren Bildungsschicht mit einer stärkeren interwie auch intrasituativen Variation einhergeht (PB21, PB24). Auf dieser Mikro-Ebene werden also die subtilen und z. T. auch widersprüchlichen Prozesse sichtbar, die hinter den schematisierten Identitätskonstruktionen stehen, welche die quantitativen Ergebnisse zu Tage förderten. Insgesamt soll damit ergänzend illustriert werden, wie komplex die Prozesse der Konstruktion von sozialer Bedeutung über Sprache ist.

15 Zusammenschau der Ergebnisse

Wenn jemand einen eigenen Ausdruck hat, einen eigenen Dialekt, nicht überheblich erscheint, dann macht er sich auch nicht unsympathisch. Das merken wir hier ja auch in unserer kleinräumigen Zentralschweiz, das wirkt sympathisch, das wirkt eigen und vor allem wirkt es authentisch.

Draw-a-map-task Grossraum, Proband PB40

Eckpfeiler vorliegender Untersuchung bildeten die Grössen Sprache, Raum und Identität: Anhand der Frage, welche Rolle der Gebrauch von Sprache bei der Konstruktion von Räumen und Identitäten spielt, sollte über einen wahrnehmungsdialektologischen Zugang ermittelt werden, wie diese drei Grössen konkret miteinander zusammenhängen. *Gebrauch der Sprache* ist dabei vielseitig zu verstehen: Einmal ist damit ein metasprachlicher Aspekt angesprochen und dabei die Frage, wie Menschen über Sprachen und Sprachräume sprechen. Dieses Sprechen wird vorliegend dezidiert als konstruktivistischer Akt aufgefasst, durch welchen eigene (Sprach)Welten konstituiert und geformt werden, womit in entscheidender Weise dazu beigetragen wird, wie über diese (Sprach)Welten gedacht wird. Zudem ist mit *Gebrauch der Sprache* ein objektsprachlicher Fokus angesprochen: Vor dem Hintergrund neuerer Konzeptionen von Sprachvariation wird der Gebrauch von dialektalen Varianten ebenfalls als Akt angesehen, durch welchen Wirklichkeiten konstruiert werden; hier handelt es sich weniger um Sprachwelten, als vielmehr um Identitäten – eigene und fremde – die von Gruppen geteilt werden oder auch individuell verschieden sind. Diese Identitäten wiederum wirken auf die Konstruktionen der Sprachwelten zurück im gleichen Masse, wie auch die Sprachwelten zu den Identitätskonstruktionen von Personen oder Gruppen beitragen.

Der Rolle der Sprache bei der Konstruktion von Räumen und Identitäten wurde über zwei übergeordnete Forschungsfragen nachgegangen: 1) Wie konstruieren die Probandinnen und Probanden den sie umgebenden Raum als Sprachraum und welche sprachlichen und nicht sprachlichen Informationen verbinden sie damit? 2) Wie gebrauchen die Probandinnen und Probanden die dialektalen Merkmale, die für sie in Bezug auf den sie umgebenden Sprachraum relevant sind? Diese beiden Forschungsfragen wurden über einschlägige theoretische Konzepte in einer Art und Weise miteinander verbunden, die ihre Interdependenz nur umso deutlicher zu Tage treten liess. Die erste Forschungsfrage danach, wie Menschen ihren sprachlichen Umraum konstruieren und welche Inhalte und Werte sie mit diesem Umraum in Verbindung bringen, kann als genuin wahrnehmungsdialektologische Fragestellung eingeschätzt werden (vgl.

Kap. 2). Sie ist allerdings eine, die sich auch mit neuen raumtheoretischen Interessen deckt (vgl. Kap. 3): mit der übergeordneten Frage nämlich, wie Menschen Räume und damit einen wichtigen Teil eigener Welten konstruieren. Die Konstruktion des sprachlichen Umraums erfolgt in vorliegender empirisch-methodischer Anlage – wie auch im Alltag allgemein – zu grossen Teilen über das Gespräch und hier findet sich eine weitere theoretische Strömung, die die zwei bereits erwähnten theoretischen Zugänge optimal ergänzt: Über einen dezidiert soziolinguistischen Zugang zu Metasprache (vgl. Kap. 4) kann nämlich auch das Sprechen über Sprache als eindeutig sprecherzentrierte, konstruktivistische Handlung verstanden werden, in welcher Ideen, Vorstellungen und Wertungen von Sprache im Gespräch über Sprache entstehen und dort diskutiert, geteilt und tradiert werden. Während bei der Konstruktion von Räumen durch Menschen also das räumliche Element im Vordergrund steht, ist es hier das sprachliche, wobei Einigkeit darüber herrscht, dass sowohl die Ansichten über Räume wie auch jene über Sprachen zu grossen Teilen im Diskurs geformt und weitergegeben werden. Die zweite Forschungsfrage nach dem Gebrauch von dialektalen Varianten, die für die Probandinnen und Probanden in Bezug auf den sie umgebenden Raum wichtig sind, kann theoretisch nun so kontextualisiert werden, als sie optimal an die eben skizzierten theoretischen Prämissen anschliesst. Junge variationslinguistische Theorien streichen nämlich ebenfalls das sprecherzentrierte, konstruktivistische Element heraus, das nun schon mehrfach angesprochen wurde: Die Variation sprachlicher Varianten wird in der Lesart der dritten Welle soziolinguistischer Variationslinguistik als Konstruktion von sozialer Bedeutung und damit u. a. als Identitätskonstruktion konzipiert (vgl. Kap. 5). Die Varianten, die zu diesen Identitätskonstruktionen beitragen, werden – aufgeladen mit Ideen, Vorstellungen und Wertungen von Räumen und Sprachen (vgl. Kap. 5.2.2) – auch gerade durch den objektsprachlichen Gebrauch enger angebunden an die soziale Bedeutung, mit der sie behaftet sind. Diese soziale Bedeutung ist indes nicht fix und stabil, sondern dynamisch und wandelbar (vgl. Kap. 5.2.1): Dennoch können gerade solche Varianten, die diskursiv prominent thematisiert werden und demnach auch interindividuell prominent repräsentiert sind (vgl. Kap. 4.2.2), durchaus auch über die Zeit hindurch Bestand und Gültigkeit haben. Der variable objektsprachliche Gebrauch von dialektalen Varianten kann zusätzlich über einen stilbasierten Ansatz charakterisiert werden, der dessen soziale Sprengkraft zusätzlich unterstreicht: Dahinter steht die Idee, dass der je unterschiedliche Gebrauch von Sprache einem *styling* von je unterschiedlichen Identitäten gleichkommt (vgl. Kap. 6). Personale oder soziale Identitätsbezeugungen (vgl. dazu Kap. 7) über Sprache funktionierten indes auf unterschiedlichen Ebenen: Während die allermeisten *styling*-Aktivitäten als gängige, nicht sonderlich bewusste oder gewollte alltägliche Handlungen eingeordnet werden können, gibt es

durchaus auch solche, bei denen die Aufmerksamkeit und damit wohl auch das intendierte Ziel durchaus bewusster und gewollter interpretiert werden kann (vgl. Kap. 6.3).

Die theoretischen Stränge, die eben erläutert wurden, und die die beiden Forschungsfragen eng aneinander zu binden vermögen, fokussieren auf die Menschen und ihre Rolle bei der Konstruktion von Sprache, Raum und Identität als zentrale Elemente sozialer Bedeutung. Die vorliegende Untersuchung konnte nun folgende konkreten Ergebnisse zu diesen Zusammenhängen liefern:

1) Bezüglich der Frage nach der mentalen Konzeptualisierung der sprachräumlichen Umgebung der Probandinnen und Probanden wurden drei Aspekte im Detail diskutiert.

Zunächst wurde auf die *mentale Strukturierung des Sprachraums* (vgl. Kap. 10) fokussiert, wo die Frage im Zentrum stand, auf welche räumlichen Strukturen die Probandinnen und Probanden bei der Einteilung des sie umgebenden Sprachraumes abheben. Für die Diskussion dieser Frage wurden zwei unterschiedliche methodische Zugänge gewählt. Ein Zugang hatte die handgezeichneten Karten zur Grundlage resp. die *heatmaps*, die abbilden, welche handgezeichneten Gebiete der Probandinnen und Probanden sich am stärksten überlappen, sprich, welche Sprachräume mental am prominentesten interindividuell repräsentiert sind (vgl. dazu Kap. 10.1). Diesbezüglich konnte herausgearbeitet werden, dass die Probandinnen und Probanden sich an Räumen orientieren, die auch auf anderen Ebenen gesellschaftlich relevant sind: So zeigen sich frappante Ähnlichkeiten zwischen den von den Probandinnen und Probanden gezeichneten Sprachräumen und politischen Räumen, Naturräumen und sozialen Räumen. Diese Ergebnisse decken sich mit den Ergebnissen unterschiedlicher Studien, die zur Dialektraumwahrnehmung gewonnen wurden. Die Frage, warum sich immer wieder ähnliche räumliche Strukturen als Steuerungsgrößen bei der Einteilung von Dialektgebieten manifestieren, wird vorliegend damit beantwortet, dass für Probandinnen und Probanden solche räumlichen Entitäten kognitiv leichter zugänglich sind, die für sie eine gewisse Bedeutung haben. Werden Probandinnen und Probanden also nach sprachlich ähnlichen Räumen gefragt, orientieren sie sich an Räumen, die für sie in ihrem Alltag auf anderen Ebenen ähnlich und zusätzlich bedeutsam sind (politisch, naturräumlich, sozial). Der zweite Zugang, der zur Beantwortung der Frage nach der mentalen Strukturierung von Sprachräumen gewählt wurde, hatte die Dialektbezeichnungen zur Datengrundlage (vgl. Kap. 10.2). Dabei erwies sich, dass in erster Linie die Ebene *Wohnort* und in zweiter Linie die Ebene *Kanton* bei vorliegendem Stimulus – einem lokalen Kartenausschnitt – als *basic-level*-Kategorien eingeschätzt werden können. Bezeichnungen, die in die Kategorie *Ortsdialekt* fallen, referieren dabei sowohl auf Dialekte, die für ihre «Urtümlichkeit» oder

«Spezifität» bekannt sind, durchaus aber auch auf Dialekte, die sich laut der Wahrnehmung der Probandinnen und Probanden nicht über eine spezifische lokale Varietät von anderen Dialekten abgrenzen; hier sind es vielmehr die Orte, die für die Probandinnen und Probanden eine spezifische Bedeutung haben, weshalb auch auf den Dialekt des Ortes als *Ortsdialekt* referiert wird, ohne dass ihm ein so wahrgenommenes objektsprachliches Korrelat entsprechen würde. Die zweithäufigste Kategorie ist jene des Kantonsdialekts, von der bereits mehrfach gezeigt wurde, dass sie für Schweizerinnen und Schweizer höchst relevant ist. Insgesamt illustrieren auch die Ergebnisse dieses zweiten Zugangs über die Kategorienbezeichnungen, dass die soziale Bedeutung von Räumen in politischer, naturräumlicher oder auch kultureller Hinsicht eine wichtige Rolle spielt bei der Strukturierung des Sprachraumes. Die Frage, welche Konzepte die Probandinnen und Probanden zu ihren Gebietseinteilungen bewegen – eher sprachliche Gründe wie etwa spezifische sprachliche Ausdrücke eines Dialekts oder aber nicht sprachliche Gründe wie etwa andersgeartete soziale Bedeutungen von Orten – kann indes nicht beantwortet werden: Naheliegend ist, dass sowohl sprachliche als auch nicht sprachliche Konzepte dabei in je unterschiedlicher Art und Weise eine Rolle spielen können.

Des Weiteren wurde die Konzeptualisierung der sprachräumlichen Umgebung durch die Probandinnen und Probanden über einen dritten Datenpool ermittelt: Nach den handgezeichneten Karten und den Dialektbezeichnungen dienten die Gespräche über die handgezeichneten Karten als Datengrundlage, um zusätzlich solche relevanten Inhalte zu greifen, die vorliegend unter dem Titel *diskursive Konstituierung des Sprachraums* (vgl. Kap. 11) behandelt wurden. Diesbezüglich soll hier noch einmal herausgestrichen werden, dass sich die diskursive Überformung des laienlinguistischen Wissens natürlich nicht auf die Inhalte, die in diesem Kapitel behandelt werden, beschränkt: Auch die handgezeichneten Karten und die Dialektbezeichnungen sind durch den gesellschaftlichen Diskurs geprägt. Die Gespräche über die handgezeichneten Karten erlauben es aber am ehesten nachzuvollziehen, wie Sprachräume im Diskurs entstehen, da sie eins zu eins abbilden, wie über den hier interessierenden Sprachraum gesprochen wird. Ausgehend von Metakategorien, die deduktiv aus einer Beschreibung zentraler Konstituenten *erlebter Räume* abgeleitet wurden, wurden die Gespräche zum mental repräsentierten sprachlichen Umraum ausschnittsweise kategorisiert. Im Zuge dieser Gliederung wurden die Kategorien induktiv weiter ausdifferenziert, um möglichst alle interindividuell relevanten Inhalte und Strukturen erfassen zu können. Herausgearbeitet werden konnte über diesen Zugriff, dass die Probandinnen und Probanden ihre nähere sprachliche Umwelt auf der obersten Ebene so organisieren, als sie eine Unterscheidung treffen zwischen mehr und weniger Dialekt, wobei das Attribut «mehr

Dialekt» fast durchwegs positiv bewertet wird, während «weniger Dialekt» eher mit negativen Einstellungen korrespondiert. Innerhalb der Kategorie *Elemente der Natur* scheint diesbezüglich auf, dass «hinten im Tal» und «oben am Berg» mehr Dialekt vermutet wird als in den «offenen» und «niedrigen» Gefilden. Das selbe zeigt sich auf der Ebene der *materiellen Kultur* wo kleine Siedlungen wie Dörfer in der Peripherie mit mehr und grosse Siedlungen wie Städte im Zentrum mit weniger Dialekt in Verbindung gebracht werden. Bezüglich des *Gefüges sozialer Interaktionen* sind es etwa die Einheimischen, die ein Mehr an Dialekt auf sich vereinen und ausstrahlen, während bei den Zuzüglern genau das Gegenteil der Fall ist. Auf der Ebene der *Sprache* sind Attribute wie «unverständlich», «eigentümlich», «ausgeprägt» positiv bewertet, während ihre Antonyme gegenteilige Bewertungen auf sich vereinen: Solche Dialektbilder resp. die Kontrastfolien dazu sind es also, die auf der naturräumlichen, materiell-kulturellen und der sozialen Ebene unterschiedlich verortet werden. Diese binäre Einteilung der sprachlichen Umwelt ist indes nicht absolut und sie bildet nicht für alle Probanden eine unhinterfragte Orientierungsgrösse; viele Probandinnen und Probanden distanzieren sich auch ironisch von diesem tradierten mentalen Modell. Insgesamt aber scheint diese Einteilung eine Möglichkeit zu sein, sich der sprachräumlichen Umwelt ressourcenschonend zu nähern und sich darin zu orientieren.

Zuletzt wurde bei der Frage nach der sprachräumlichen Konzeptualisierung der näheren Umgebung auf die dialektalen Merkmale fokussiert, die für die Probandinnen und Probanden in diesem Zusammenhang wichtig sind und die deshalb als *soziosymbolisch relevante* Varianten bezeichnet wurden (vgl. Kap. 12). Dabei wurde – anders als bei bisherigen Klassifikationen laienlinguistischer Merkmalsnennungen – nicht von Einzelmerkmalen ausgegangen, sondern von Entsprechungsklassen, da bei der Kategorisierung der genannten Merkmale auffiel, dass diese Nennungen nicht für sich alleine, sondern immer in Abgrenzung zu Nennungen anderer Merkmale, d. h. Entsprechungen, erfolgte. Auf diese Weise konnten zehn prominent interindividuell repräsentierte Entsprechungsklassen eruiert werden, anhand derer die Probandinnen und Probanden den sie umgebenden Dialektraum sprachlich einteilen. Die einzelnen Konstituenten der Entsprechungsklassen, also etwa die Varianten *ii*, *ei* und *ui* der Entsprechungsklasse *ii – ei – (ui)*, korrespondieren in sprachräumlicher Hinsicht in erster Linie mit solchen Kategorien, die mittels Zugriff über die handgezeichneten Karten und die Dialektbezeichnungen eruiert werden konnten: mit Kantons- oder Ortsdialekten, die für die Probandinnen und Probanden einen wichtigen Stellenwert haben; im Falle von *ii – ei – (ui)* mit der alles überragenden Trias *Obwalden/Nidwalden/Engelberg*. Darüber hinaus korrespondieren sie z. T. auch mit der binären Einteilung der sprachräumlichen Welt in «gute» und

«schlechte» Dialekte. Im Zusammenhang mit der Entsprechungsklasse *ui* – *öi* – *uu* etwa, die gebraucht wird, um die Dialekte *Ob-* und *Nidwaldens* gegen aussen abzugrenzen, wird gerne auch thematisiert, dass die Variante *uu* – während *ui* die *Unterwaldner* und *öi* die *Engelberger* Variante repräsentiert – nicht nur der *ausserunterwaldnerischen* Variante entspricht, sondern auch einer Variante, die innerhalb *Ob-* und *Nidwaldens* gängig geworden ist, die dort allerdings nicht beheimatet ist, sondern v. a. in den grossen, zentralen Siedlungen gesprochen wird, die durch Zuzüger beeinflusst sind. Die soziosymbolisch relevanten Varianten werden also nicht nur mit arealen Komponenten in Zusammenhang gebracht (Varianten, die in gewissen Gebieten gesprochen werden), sondern auch mit anderen Komponenten wie etwa sozialen (Varianten, die gewisse Menschengruppen sprechen) oder zeitlichen (Varianten, die früher von allen gesprochen wurden, heute aber nicht mehr). Die Entsprechungen, von denen über ihren Zusammenhang mit den handgezeichneten Karten, mit den Dialektbezeichnungen und mit den Gesprächen über die handgezeichneten Karten gezeigt werden kann, in welcher Weise sie mit vielfältiger – arealer, sozialer, temporaler – Bedeutung aufgeladen sind, erlauben gerade über diesen Zusammenhang einen Einblick in die Prozesse der Entstehung von sozialer Bedeutung über Sprache und sie illustrieren in nachvollziehbarer Weise, dass dialektale Varianten eben nicht nur einen (arealen) indexikalischen Verweis auslösen können, sondern mehrere solche Verweise, die zu einem gewissen Grad gesellschaftlich geteilt, zu einem anderen Teil aber auch individuell verschieden sind. Dass dieser Prozess der diskursiven Konstruktion von gesellschaftlicher Bedeutung indes nicht einer ist, der auf kulturelle Entitäten abstellt, die, da sie schon lange existieren, quasi als historisch gelten können – wie beispielsweise die sprachlichen Unterschiede innerhalb *Unterwaldens* (*ii* – *ei* – (*ui*)) oder von *Unterwalden* nach aussen (*ui* – *öi* – *uu*), die bereits im SDS so belegt sind – sondern durchaus als produktiv in dem Sinne verstanden werden kann, als auch neue kulturelle Entitäten damit erst geformt werden, entspricht einer umso schlagenderen Evidenz für die soziale Sprengkraft dieses Prozesses: Vorliegend konnte am Beispiel der Entsprechungsklasse *u* – *l* gezeigt werden, dass sprachliche Varianten auch zu neuen Emblemen von Räumen und Dialekten gemacht werden können, die vormals noch nicht Bestand hatten. Im Falle von *u* – *l* kann die junge – über diskursive Prozesse geformte – Vorstellung, dass die Variante *u* die angestammte Variante des Dialektes von *Nidwalden* sei, damit erklärt werden, dass die Probandinnen und Probanden die Variante *u* – v. a. aufgrund ihrer Standardferne – als ältere Variante einschätzen; eine Attribuierung, die ihr zur Qualifizierung als «authentische» Dialektvariante gereicht, was die Voraussetzung dafür bildet, sie auch als «authentische» Dialektvariante des Dialektes von *Nidwalden* einzuschätzen. Auch dieses Exempel zeigt, dass es nicht einzig die räumlichen Zuschreibungen sind, die Varianten für Spre-

cherinnen und Sprecher zu soziosymbolisch relevanten Varianten machen, sondern dass es auch andere Zuschreibungen sein können, die in dieser Beziehung wichtig sind; im Falle der Entsprechungsklasse $u - l$ sind es Attribuierungen wie «Standardferne» (ergo «Historizität» ergo «Authentizität»), die die Variante erst zu einer Variante machen, die auch in sprachräumlicher Hinsicht soziosymbolisch relevant wird.

2) Bezüglich der Frage nach dem objektsprachlichen Gebrauch der dialektalen Merkmale, die für die Probandinnen und Probanden als soziosymbolisch relevante Merkmale gelten können, wurden zwei Aspekte im Detail diskutiert.

Zunächst stand der *gruppenspezifische Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten* (vgl. Kap. 13) im Vordergrund. Dabei interessierte, inwiefern die Variationsmuster, die sich durch den Gebrauch der Varianten ergeben, angebunden werden können an die unterschiedlichen Zugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden zu den Gruppen *Wohnort*, *Bildung* und *Ortsloyalität*. Der Sprachgebrauch wurde dabei über fünf Variablen abgebildet, die aus den Metakommunikaten abgeleitet wurden: über die vier Einzelvariablen mhd. *û*, mhd. *iu*, *Ent-rundung* und mhd. *l* sowie über die Variable *gesamt*, die die eben genannten und zusätzliche einschlägige Variablen subsumiert und damit am ehesten den Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten insgesamt repräsentiert. Unterschieden wurden pro Variable drei Datentypen: der Datentyp SD (Variation im spontanen Gespräch), der Datentyp FD (Variation im Fragebogeninterview) und der Datentyp FD-SD (intersituative Variation). Die Datentypen SD und FD sollten dabei dahingehend je unterschiedliche Gesprächssituationen repräsentieren, als angenommen wurde, dass in der Situation SD über die Sprache andere Aspekte sozialer Bedeutung konstruiert werden als in der Situation FD (vgl. dazu genauer Kap. 13.1.2.1). Der Datentyp FD-SD sollte repräsentieren, wie das intersituative Variationsverhalten der Probandinnen und Probanden beschaffen ist. Dahinter steckte die Hypothese, dass nicht nur der Sprachgebrauch in den jeweiligen Situationen SD und FD, sondern auch das Variationsverhalten zwischen den Situationen je spezifische Muster annimmt, die über die Gruppenzugehörigkeiten der Probandinnen und Probanden erklärt werden können. Die Ergebnisse dieses Settings erlaubten auf einer übergeordneten Ebene Aussagen zum Stellenwert der Gruppenzugehörigkeiten, der Situationen und der den Berechnungen zugrundeliegenden sprachlichen Variablen. Was den Stellenwert der Gruppenzugehörigkeiten angeht, konnte herausgearbeitet werden, dass die Zugehörigkeit der Probandinnen und Probanden zu ihrer Wohnortsgruppe die Variation der Variablen insgesamt am besten erklärt, gefolgt von der Zugehörigkeit zu ihren Ortsloyalitäts- und Bildungsgruppen. Dies mag v. a. dahingehend erstaunen, als über diesen ortsgebundenen Sprachgebrauch ein ganz spezifisches areales Signal transportiert wird, von dem in Forscherkreisen gemeinhin

angenommen wird, dass es kontinuierlich abnimmt. Bezüglich des Stellenwerts der Ortsloyalität ist v. a. spannend, dass auch die gefühlte Identifikation der Probandinnen und Probanden mit ihrem Ort deren Sprachgebrauch zu grossen Teilen zu erklären vermag; dieses Resultat geht nur z. T. mit den Ergebnissen vergleichbarer Studien überein, weshalb es ebenfalls überrascht. Bezüglich des Stellenwerts der Bildung der Probandinnen und Probanden erstaunt in erster Linie, dass diese die Variation in vorliegendem Setting am wenigsten beeinflusst; ein Resultat, das so nicht erwartet werden konnte. Was den Stellenwert der unterschiedlichen Situationen angeht, war ein Resultat über alle Massen markant: Es wurde deutlich, dass in der Situation FD überdurchschnittlich mehr basisdialektale Varianten produziert werden als in der Situation SD, was so interpretiert wurde, dass die Situation FD für die Probandinnen und Probanden als Bühne dafür genutzt wird, um den idealen dialektalen Ortsvertreter/die ideale dialektale Ortsvertreterin zu *stylen*. Zudem konnte dieses Variationsmuster in der Situation FD für alle Variablen über die Zugehörigkeit der Probandinnen und Probanden zu ihrer Ortsloyalitätsgruppen erklärt werden: Auch dies ein Ausnahmefall, der darauf hinweist, dass nicht nur der ideale Ortsvertreter, sondern überhaupt die sozialräumliche Identität der Probandinnen und Probanden – entspreche die nun einer grossen Verbundenheit mit dem Ort, die über ein Mehr an Dialekt gekennzeichnet wird, oder nur einer schwach ausgeprägten Verbundenheit, die über ein Weniger an Dialekt signalisiert wird – v. a. in der Situation FD über die Sprache *gestylt* wird. Bezüglich der Variation in der Situation SD wie auch der intersituativen Variation konnten keine derart deutlichen Ergebnisse herausgearbeitet werden, was damit erklärt wurde, dass sowohl die Situation SD wie auch die intersituative Variation vormals über individuelle Vorlieben und mit individuellen Absichten sprachlich strukturiert werden, die darum keine gruppenspezifischen Interpretationen zulassen. Zuletzt zum Stellenwert der Sprachvariablen selbst: Hierbei sollte eruiert werden, ob sich spezifische Variationsmuster pro Sprachvariable ergeben, die dann u. U. angebunden werden können an den soziosymbolischen Status dieser Variablen. Hierbei liessen v. a. die Variablen mhd. *iu* und mhd. *û* derartige Interpretationen zu. Mhd. *û* verhielt sich unter dem Aspekt des situativen Basisdialektalitätswerts auffallend anders als die übrigen Variablen: Insgesamt wird diese Variable von den Probandinnen und Probanden sowohl in der Situation SD als auch in der Situation FD mit erheblich niedrigerer Quote basisdialektal realisiert. Insgesamt erstreckt sich das intersituative Variationsspektrum überdies über eine viel grössere Breite, als dies bei den übrigen Variablen der Fall ist. Mhd. *iu* verhielt sich demgegenüber v. a. unter dem Aspekt der erklärenden Variablen *Wohnort*, *Bildung* und *Ortsloyalität* anders als die anderen: Auffallend war hier, dass bezüglich dieser Variable die so empfundene Verbundenheit zum Wohnort

nicht nur in der Situation FD, sondern auch in der Situation SD sprachlich ausgedrückt wird. Überdies wird nicht nur die Zugehörigkeit zu einer Ortsloyalitätsgruppe, sondern auch zu einer Bildungsschicht sprachlich markiert: Denn auch dieser Aspekt der sozialen Identität wird in den Situationen SD und FD konstruiert – und nicht nur dort: Auch die intersituative Variation lässt sich in Zusammenhang bringen mit dem Bildungsniveau der Probandinnen und Probanden. Dieser auffällig andersartige Gebrauch der Variablen mhd. *û* und mhd. *iu* wurde in Zusammenhang gebracht mit dem ausserordentlich prominenten Stellenwert, den diese beiden Variablen in Bezug auf *Ob-* und *Nidwalden* geniessen; womit auf einer Metaebene auch die Frage diskutiert wurde, ob Varianten, die für Sprecherinnen und Sprecher bedeutsam sind, objektsprachlich spezifischen Gebrauchsbedingungen unterliegen (vgl. dazu auch die weiterführenden Überlegungen in Kap. 16).

Nebst dem gruppenspezifischen wurde auch der *individuelle Gebrauch sozio-symbolisch relevanter Varianten* (vgl. Kap. 14) exemplarisch diskutiert mit der Absicht, anhand der Sprechweisen von ausgewählten Probandinnen und Probanden zu illustrieren, wie man sich den Prozess der sprachlichen Konstruktion von räumlicher bzw. sozialer Identität konkret vorzustellen hat. Die Probandinnen und Probanden, die dafür ausgewählt wurden – PB19, PB21, PB16 und PB24 – stammen allesamt aus dem Ort Hergiswil, unterscheiden sich allerdings hinsichtlich ihrer Verbundenheit mit dem Ort (maximal vs. minimal ortsloyal) und hinsichtlich ihrer Bildung (primär vs. tertiär gebildet). Diese je unterschiedlich ausgefüllte Matrix erlaubte es, die Sprechweisen der vier Individuen auch in anschaulicher Weise an die Sprechergruppen und deren Sprachverhalten anzubinden, die in Kap. 13 im Zentrum standen. Insgesamt wurde dreierlei deutlich: Einerseits konnte illustriert werden – und darin bestand das Hauptinteresse des Kapitels –, wie etwa die interindividuelle Strategie, in der Situation FD die eigene Ortszugehörigkeit zu *stylen*, auf individueller Ebene konkret sprachlich umgesetzt wird. Hierbei fand sich bspw. die sprachliche Strategie, lokale Variablen kategorisch basisdialektal zu realisieren oder eben gerade kategorisch grossräumig, je nachdem, ob sich die Probandinnen und Probanden als Vertreterinnen/Vertreter des Ortes inszenieren wollen oder nicht. Überdies konnte aber auch die Strategie aufgedeckt werden, Hyperformen zu verwenden, die mit je unterschiedlichen Intentionen verbunden sein kann. Zweitens wurde offenbar, dass gerade das *styling* einer Ortszugehörigkeit sich nicht auf die Situation FD beschränken muss: Auch die Situation SD kann – sofern individueller Bedarf besteht – ebenso gut für Identitätskonstruktionen solcher Art gebraucht werden. Drittens wurde deutlich, dass – wenn man auch spezifischere sprachliche Phänomene in den Blick nimmt wie Hyperformen – gewisse Sprechweisen durchaus auch mit dem Bildungsniveau der Probandinnen und Probanden in Zusammenhang gebracht werden

können. Insgesamt konnte bei der hier eingenommenen Mikro-Perspektive gerade im Vergleich zur Makro-Perspektive in Kap. 13 aufgezeigt werden, wie feingliedrig und komplex die sprachlichen Strategien sind, die die Probandinnen und Probanden zur Konstruktion je unterschiedlicher Aspekte ihrer Identität einsetzen, und damit auch zu den grösseren *acts of identity* beitragen, die ganz zentrale Positionen der sozialen Bedeutung in der Gesellschaft besetzen.

In dieser Zusammenschau sollen zwei Aspekte abschliessend besonders hervorgehoben werden: 1) der Stellenwert der Sprache bei der Konstruktion von sozialer Bedeutung und 2) der Aspekt der «Authentizität», der bei diesen identitätsbezogenen Konstruktionsprozessen im Allgemeinen und der Konstruktion sozialräumlicher Bedeutung über Dialekte im Speziellen eine wichtige Rolle zu spielen scheint.

1) Der Prozess der Konstituierung von Individualität sowie von Sozialität ist für Menschen in ihrem (Da)Sein grundlegend und auch die Sprache resp. der Sprecher selbst wirkt entschieden an solchen Konstituierungen mit. Innerhalb der Soziolinguistik wird Sprachhandlungen, die im Zusammenhang mit Identitätskonstruktionen vollzogen werden, ein grosses Potenzial für sprachdynamische Entwicklungen nachgesagt. Kristiansen und Jørgensen (2005, S. 299) etwa beschreiben «[s]ocial meaning-making» und «identity construction» als «driving forces underlying maintenance and change in language». Vorliegend konnte im Kapitel zum gruppenspezifischen Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten auf einer Makro- und im Kapitel zum individuellen Gebrauch soziosymbolisch relevanter Varianten auf einer Mikroebene gezeigt werden, wie man sich solche Identitätskonstruktionen vorzustellen hat und wie sie zur besagten Statik oder Dynamik der Dialekte beitragen können: Im Falle von mhd. *û* etwa scheint es so zu sein, dass hier über das Festhalten an einer seit geraumer Zeit etablierten sprachlichen Norm – der Form *ui* – eine Zugehörigkeit zum Ort konstruiert werden kann. Im Falle von mhd. *l* hingegen ist es die – von den Sprecherinnen und Sprechern zwar nicht so eingeschätzte, aus sprachwissenschaftlicher Sicht aber entschieden – dynamische Komponente der Form *u* als neuer Reflex von mhd. *l*, über die sich eine Verbundenheit zu einer Region signalisieren lässt. Empirische Evidenzen wie diese unterstützen Chambers (2003, S. 274) Diktum, dass zumindest ein Grund für sprachliche Unterschiede im «human instinct to establish and maintain social identity» liegt und das gemeinsame Motiv, das hinter Differenz und Einheit in Sprachen steht, in einem «profound need for people to show they belong somewhere, and to define themselves, sometimes narrowly and sometimes generally» zu suchen ist.

2) Menschen scheinen sich bei solchen identitätsbezogenen Konstruktionsprozessen nun grundsätzlich an ihren Vorstellungen von Authentizität zu orientieren in dem Sinne, als sie sich möglichst «authentisch» in Bezug auf X oder Y

positionieren wollen (vgl. dazu etwa Bucholtz 2003). Es ist also danach zu fragen, «how people align themselves with social groups, for different purposes at different times» und wie die Sprache beteiligt ist «in these acts of social construction» (Coupland 2007, S. 26). Hier vorliegend konnte nun sowohl auf sprachkonzeptioneller wie auch auf objektsprachlicher Ebene herausgearbeitet werden, wie sich Sprecherinnen und Sprecher von ihren Vorstellungen von «authentischem Dialekt» oder «authentischem Dialektsprecher» leiten lassen: Sei dies in Form der metakommunizierten Vorstellung, dass «hinten im Tal» und «oben am Berg» der «echte Dialekt» gesprochen würde, oder aber am objektsprachliche Befund, dass viele Probandinnen und Probanden in der gefragten Situation mhd. *l* als *u* realisieren, das sie als standardfernere und damit auch ältere und «authentischere» Variante des eigenen Dialekts einschätzen (vgl. dazu ausführlicher Schiesser 2017). Solche Handlungen, die sich am Ideal des «Authentischen» orientieren, werden in einem forschungspraktischen Setting, wie es vorliegend zur Anwendung kam, natürlich in gewisser Weise provoziert: Gerade eine Situation, in der Sprecher zu ihrem Dialekt befragt werden, evoziert zumindest bei gewissen Probandinnen und Probanden authentifizierende Handlungen. Demgegenüber liessen sich authentifizierende Handlungen gerade am Beispiel der Variable mhd. *l* auch auf einer Ebene beobachten, die auf eine Wirksamkeit und soziale Konsequenz derselben im Alltag der Sprecherinnen und Sprecher hinweist, die über das Forschungssetting hinausgeht: Der Befund nämlich, dass sich die Variante *u* als Emblem für den Kanton Nidwalden erst unlängst herausgebildet hat, mag illustrieren, dass solche Authentifizierungsstrategien auch jenseits von linguistischen Erhebungen realiter Anwendung finden. Diese Beobachtung lässt sich nun anbinden an die eingangs gemachten Überlegungen zur *Glokalisierung* mit ihrer drängenden Frage danach, was in einer globalisierten Welt mit dem Lokalen geschieht (vgl. dazu auch Auer 2013, S. 17). Dort wurde skizziert, wie die Rückkehr zum Lokalen in unterschiedlichen Lebensbereichen Einzug gehalten hat. In vorliegendem Material wurde gerade am Beispiel der Variante *u* als Reflex von mhd. *l* ein Beispiel dafür gefunden, wie solche Prozesse der Re-Orientierung am «Alten», «Ursprünglichen» und «Echten» auch über die Sprache passieren.

16 Ausblick

Die kann ich nicht weiter unterscheiden. Man hat mir auch schon gesagt, ich müsse auf die Zahlen hören, aber ich höre es nicht. Und heute wird es ja auch immer schwieriger, die einzelnen Orte auseinanderzuhalten.

Draw-a-map-task Nahraum, Probandin PB33 über *Nidwalden*

An unterschiedlichen Stellen im Text wurde herausgestrichen, dass ein Impuls zur Etablierung einer wahrnehmungsdiagnostischen Strömung darin bestand, zu eruieren, inwiefern sprachliche Einheiten, die für Sprecherinnen und Sprecher in irgendeiner Weise bedeutsam sind, im Sprachgebrauch spezifisch eingesetzt werden, oder allgemeiner formuliert: ob ein Unterschied besteht im Gebrauch solcher gesellschaftlich relevanter sprachlicher Einheiten und anderer, unbedeutender. Vorliegende Arbeit konnte nun einige Aussagen machen darüber, wie der Gebrauch von Varianten beschaffen ist, die für die Menschen in Bezug auf den sie umgebenden Raum eine gewisse Bedeutung haben. Hierbei konnte etwa gezeigt werden, dass mit diesen Varianten unterschiedliche sozial-räumliche Identitäten konstruiert werden, darüber hinaus auch noch weitere und abstraktere Konzepte wie bspw. Authentizität (vgl. Kap. 11.6 und 15). Worüber vorliegende Arbeit allerdings keine Aussagen machen kann, ist, ob der spezifische Gebrauch dieser Varianten nun daran liegt, dass sie für die Probandinnen und Probanden soziosymbolisch relevant sind – oder ob es dafür andere Gründe gibt. Die Frage danach, ob ein Unterschied besteht im Gebrauch solcher gesellschaftlich relevanter sprachlicher Einheiten und unbedeutender, kann mit vorliegendem Setting eigentlich nicht beantwortet werden, da vorliegend nur Varianten untersucht wurden, die als für die Probandinnen und Probanden bedeutsame Varianten eingestuft wurden. Dennoch lassen sich aufgrund der detaillierten Analysen sowohl der Bedeutsamkeit der Varianten als auch des Gebrauchs derselben Überlegungen über solche Zusammenhänge anstellen, die abschliessend, im Sinne eines gedanklichen Ausblicks, kurz thesenhaft diskutiert werden sollen.

1. *Die soziosymbolische Relevanz sprachlicher Varianten trägt zu einem besonderen Sprachgebrauch derselben bei.*

Diese These wird in vorliegender Studie durch den sozialen Status und den objekt-sprachlichen Gebrauch der Variablen mhd. *iu*, mhd. *û* und der Variable *Entrundung* gestützt. Anhand der Variable mhd. *iu*, die mit $n = 51$ am prominentesten interindividuell repräsentiert ist – sie wird von fast allen der 60 Probandinnen und Probanden metakommuniziert –, lässt sich am besten für einen Einfluss der soziosymbolischen Relevanz auf den Sprachgebrauch argumentieren. Bei dieser Variable wurde auf einer

statistisch deskriptiven Ebene sichtbar, dass die Probandinnen und Probanden sie vergleichsweise häufig basisdialektal realisieren, zudem ist auch das Variationsverhalten der Probandinnen und Probanden bezüglich dieser Variable auffällig. Auf inferenzstatistischer Ebene konnte gezeigt werden, dass diese Variable nicht nur dafür gebraucht wird, um die Orientierung an einer sprachlichen Ortsnorm und die Ortsloyalität zu konstruieren, sondern gar auch die Zugehörigkeit zu einer Bildungsschicht. Es drängt sich dabei die Interpretation auf, dass die Variable mhd. *iu* den Probandinnen und Probanden derart bewusst ist resp. dass sie im sprachraumbezogenen Alltagsdiskurs einen derart wichtigen Stellenwert einnimmt, dass sie zur Konstruktion ganz unterschiedlicher Aspekte sozialer Bedeutung gebraucht wird. Auch bezüglich der Variable mhd. *û* lässt sich so argumentieren, die von ihrer Rangierung der interindividuellen Repräsentation her an zweiter Stelle steht. Mit $n = 25$ wird sie im Vergleich zur erstrangierten Variable mhd. *iu* zwar deutlich weniger häufig metakommuniziert, aber immer noch von knapp der Hälfte der Probandinnen und Probanden. Bei dieser Variable zeigte sich auf der Ebene der deskriptiven statistischen Beschreibung, dass die Probandinnen und Probanden sie mit dem vergleichsweise niedrigsten Basisdialektalitätswert realisieren; zudem ist die intersituative Variation bezüglich dieser Variable eindeutig am grössten. Auf inferenzstatistischer Ebene zeigte sich, dass über die Realisierung dieser Variable (ausgenommen die Orientierung an der Hergiswiler Ortsnorm) einzig die Entität Ortsloyalität konstruiert wird. Wir haben es also mit einer Variablen zu tun, mit der – im Vergleich zur Variable mhd. *iu* – ungemein wenig an sozialer Bedeutung konstituiert wird. Dies wurde mit dem ambivalenten Charakter der Variable erklärt, der wohl zuweilen gar als Stigma empfunden wird: Mhd. *û* in der Realisierung *ui* gilt als Emblem für Ob- und Nidwalden, das den Sprecherinnen und Sprechern dieses Gebiets auch von aussen her attribuiert wird. Fühlt man sich nun stark mit dieser Region verbunden, realisiert man – zumindest in Situation FD – diese Variable gerne basisdialektal; möchte man nicht in erster Linie mit Ob- und Nidwalden in Verbindung gebracht werden – die Aussensicht auf Obwalden, das gerne als rural und konservativ wahrgenommen wird, wurde von vielen Probandinnen und Probanden so kommentiert –, scheint es gerade anders zu sein. An dieser Variable scheiden sich also offenbar die Geister und damit die mittels sprachlicher Variation getätigten Identitätskonstruktionen. Gerade anders verhält es sich in Bezug auf die Variable mhd. *iu*: Sie – die offenbar als Variable wahrgenommen wird, zu deren sozialer Indexikalität in erster Linie die Bewohnerinnen und Bewohner Ob- und Nidwaldens durch ihre Teilhabe am regionalen Sprachdiskurs beitragen – ist insgesamt positiver behaftet als mhd. *û*. Darum wird mit dieser Variable wohl auch entsprechend sprachlich gehandelt. Zuletzt noch zur Variable *Entrundung*, die mit $n = 5$ von nicht einmal einem Zehntel der Probandinnen und Probanden metakommuniziert wird. Bei dieser Variable konnte auf deskriptiver statistischer Ebene festgestellt werden, dass sie das vergleichsweise geringste intersituative Variationsspektrum aufweist: Diese Variable variieren die Probandinnen und Probanden zwischen den beiden interessierenden Situationen SD und FD demnach am wenigsten. Zudem liegt der mittlere Basisdialektalitätswert am nächsten bei der Variable *gesamt*, die vorliegend als Kontrollvariable fungierte. Auch auf inferenzstatistischer Ebene wurde deutlich, dass diese Variable nicht besonders auffällige Muster provoziert: Hier waren es v. a. Ortsdummies, die die Variation derart erklärten, als an bestimmten Orten (v. a. in den Städten) weniger basisdialektale sprich entrundete Varianten realisiert werden als anderswo. Insgesamt drängt sich bei der Variable *Entrundung* die Interpretation auf, dass diese Variable aufgrund ihrer niedri-

geren interindividuellen Bewusstheit resp. soziosymbolischen Relevanz auf der Ebene des Sprachgebrauchs weniger auffällt.

2. *Vielmehr als die soziosymbolische Relevanz von Varianten sind es andere Faktoren, die zu einem besonderen Sprachgebrauch derselben beitragen.*

Zur Stützung dieser These kann in vorliegendem Setting v. a. eine Variable herangezogen werden: mhd. *l*. Diese Variable rangiert bezüglich der interindividuellen Repräsentation weit unten; mit $n = 6$ metakommuniziert nur gerade ein Zehntel der Probandinnen und Probanden diese Variable, also ähnlich viele, die auch die Variable *Entrundung* metakommunizieren. Nur sieht der objektsprachliche Gebrauch dieser Variable ganz anders aus als jener der Variable *Entrundung*. Von der (inversen) Basisdialektalitätsrate und auch vom (inversen) Variationsspektrum her ähnelt der Gebrauch dieser Variable vielmehr jenem der Variable mhd. *iu*: Insgesamt wird mhd. *l* zu sehr grossen Teilen so realisiert, wie es die Bevölkerung für ihren Sprachraum vorsieht; zudem ist die intersituative Variation hoch. Auf einer inferenzstatistischen Ebene fällt auf, dass v. a. jene Ortsdummies, die einen Ort des Kantons Nidwalden repräsentieren, signifikant werden. Die Variable wird also augenscheinlich dazu genutzt, um die eigene Orientierung an einer diskursiv verbürgten sprachlichen Ortsnorm zu konstruieren. Nur leider ist dieses einschlägige Sprachverhalten wenig vereinbar mit dem soziosymbolischen Status bzw. der Bewusstheit dieser Variable. Es muss also in Betracht gezogen werden, dass andere Faktoren auf den Gebrauch der Variable einwirken, nicht unbedingt deren soziale Bedeutung. Die Ausbreitung der vokalisierten Variante von mhd. *l* im Untersuchungsgebiet (und zwar ziemlich genau innerhalb der politischen Grenzen von Nidwalden) wäre somit nicht auf den soziosymbolischen Stellenwert dieser Variable zurückzuführen, sondern auf andere Aspekte.

3. *Die soziosymbolische Relevanz sprachlicher Varianten trägt sehr wohl zu einem besonderen Sprachgebrauch derselben bei, nur sind nicht alle Probandinnen und Probanden gleichermassen in der Lage, die soziosymbolische Relevanz metasprachlich zu thematisieren.*

Diese dritte und letzte These schliesst inhaltlich an These 2 an, wo gemutmasst wurde, dass die soziosymbolische Relevanz doch nicht ausschlaggebend ist für die objektsprachliche Variation von Dialektvariablen: Die Variable mhd. *l* zeigt ein auffälliges Muster auf der Ebene des Sprachgebrauchs, wird aber kaum als zum Sprachraum Ob- und Nidwalden gehöriges Merkmal metakommuniziert. Anders, als daraus zu schliessen, dass diese Variable dementsprechend auch nicht als relevante Variable für diesen Sprachraum repräsentiert ist, muss überlegt werden, ob nicht methodische Gründe für die gefundene Diskrepanz verantwortlich gemacht werden können; der Fakt nämlich, dass diese Variable sehr wohl mental repräsentiert ist, dass es den Probandinnen und Probanden aber schwerfällt, dies zu metakommunizieren. Oder aber, dass sie die Metakommunikation dieses sprachlichen Elementes nicht für nötig halten, da sie die mentale Aufteilung des Untersuchungsraums in *Obwalden*, *Nidwalden* und *Engelberg* bereits hinreichend legitimiert haben. Dass mhd. *l* von den Probandinnen und Probanden weniger häufig metakommuniziert wird als andere Variablen, kann also auch an anderen Dingen hängen und nicht unbedingt daran, dass diese Variable weniger stark interindividuell repräsentiert ist. Insgesamt scheint deutlich zu werden – wenn man die rangierten interindividuell repräsentierten Variablen mit einer gewissen Distanz betrachtet – dass die Varianten, die weiter oben rangieren, wohl insgesamt eher Labovschen *Stereotypen* entsprechen, während die unteren möglicherweise eher *Marker* im Sinne Labovs sind (Labov 1972); oder Einhei-

ten tieferer indexikalischer Ordnungen, wenn man mit Silverstein (2003) oder Johnstone et al. (2006) sprechen will. So nehmen die Variablen mhd. *iu* (Dreiteilung des Untersuchungsgebietes nach innen) und mhd. *û* (Abgrenzung des Untersuchungsgebiets gegen aussen) einen sozial ungemein wichtigen Stellenwert ein und werden diskursiv wohl auch im Alltag prominent thematisiert. Während die Variablen, die weiter unten rangieren, möglicherweise eher Markern entsprechen, bei denen gewisse Probandinnen und Probanden durchaus in der Lage sind, deren spezielle Lautung zu thematisieren, die aber sozial nicht die gleiche wichtige Funktion erfüllen wie die anderen. Dies mag nun auch auf die Variable mhd. *l* zutreffen, die aus unterschiedlichen Gründen diesen Stellenwert im Diskurs (noch) nicht erreicht hat: Möglicherweise, weil sie eine eher junge Variable ist, oder weil sie mit anderen Bedeutungsnuancen konkurrenziert (*u* = alte, angestammte Variable), oder weil das Metakommunikat *ei* für den Sprachraum *Nidwalden* präsenter ist usw. Die Möglichkeit, dass sich die Variable mhd. *l* speziell verhält, weil sie mit einer bestimmten sozialen Bedeutung aufgeladen ist, ist also durchaus vorhanden, nur wird diese soziale Bedeutung möglicherweise nicht in der Art thematisiert, wie andere sozial(räumlich)e Bedeutungen, weil sie im Diskurs einen weniger hohen Stellenwert einnimmt.

Literaturverzeichnis

- Agha, Asif (2003): The social life of cultural value. In: *Language & Communication* 23, S. 231–273.
- Agnew, John A. (1987): Place and politics. The geographical mediation of state and society. Boston, MA: Allen & Unwin.
- Anders, Christina Ada (2007): Alltagswissen und Substandard am Beispiel des Obersächsischen in seiner meißnischen und osterländischen Ausprägung. In: *Deutsche Sprache* 2, S. 173–188.
- Anders, Christina Ada (2010a): Die wahrnehmungsdialektologische Rekodierung von laienlinguistischem Alltagswissen. In: Christina Ada Anders, Markus Hundt und Alexander Lasch (Hg.): *Perceptual dialectology*. Berlin, New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 38), S. 67–87.
- Anders, Christina Ada (2010b): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin, New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 36).
- Anders, Christina Ada; Hundt, Markus; Lasch, Alexander (Hg.) (2010): *Perceptual Dialectology*. Berlin, New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 38).
- Anderwald, Lieselotte; Hoekstra, Jarich (2017): Einleitung: Enregisterment, Kommodifizierung, geordnete Indexikalität und Linguistic Landscapes. In: Lieselotte Anderwald, Jarich Hoekstra und Michael Elmentaler (Hg.): *Enregisterment. Zur sozialen Bedeutung sprachlicher Variation*. Frankfurt am Main, Oxford: Peter Lang (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft, 8), S. 7–14.
- Andresen, Helga; Funke, Reinold (2006): Entwicklung sprachlichen Wissens und sprachlicher Bewusstheit. In: Ursula Bredel, Hartmut Günther, Peter Klotz, Jakob Ossner und Gesa Siebert-Ott (Hg.): *Didaktik der deutschen Sprache – Band 1 und 2. Ein Handbuch*. 2., durchges. Aufl. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh UTB, S. 438–451.
- ArcGIS Pro (2017): Datenklassifikationsmethoden. Natürliche Unterbrechungen. Hg. v. ESRI. Online verfügbar unter <https://pro.arcgis.com/de/pro-app/help/mapping/symbols-and-styles/data-classification-methods.htm> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Aristoteles (1995): Physik. Vorlesung über die Natur. Hamburg: Meiner (Philosophische Schriften, in sechs Bänden/ Aristoteles; 6).
- Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck (C. H. Beck Kulturwissenschaft).
- Auer, Peter (1989): Natürlichkeit und Stil. In: Volker Hinnenkamp und Margret Selting (Hg.): *Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik*. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten, 235), S. 27–59.
- Auer, Peter (2004): Sprache, Grenze, Raum. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 23 (2), S. 149–179.
- Auer, Peter (2013): *The Geography of Language: Steps toward a New Approach*. Freiburg: Universität Freiburg (Freiburger Arbeiten zur Germanistischen Linguistik (FRAGL), 16). Online verfügbar unter <https://portal.uni-freiburg.de/sdd/fragl/2013.16> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Auer, Peter (2014): Anmerkungen zum Salienzbezug in der Soziolinguistik. In: *Linguistik Online* 66 (4), S. 7–20. Online verfügbar unter <https://doi.org/10.13092/lo.66.1569> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Auer, Peter; Breuninger, Julia; Huck, Dominique; Pfeiffer, Martin (2015): Auswirkungen der Staatsgrenze auf die Sprachsituation im Oberrheingebiet (Frontière linguistique au Rhin

- Supérieur, FLARS). In: Roland Kehrein, Alfred Lameli und Stefan Rabanus (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton, S. 323–347.
- Auer, Peter; Schmidt, Jürgen Erich (Hg.) (2010): Language and space: An international handbook of linguistic variation. Vol. 1: Theories and methods. Berlin, New York: De Gruyter Mouton (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft / Handbooks of Linguistics and Communication Science (HSK), 31.1).
- Bach, Adolf (1934): Deutsche Mundartforschung, ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Eine Einführung. Heidelberg: Winter (Germanische Bibliothek Abteilung 1, Elementar- und Handbücher Reihe 1, Grammatiken, 18).
- Bartels, Dietrich (1981): Menschliche Territorialität und Aufgabe der Heimatkunde. In: Wolfgang Riedel (Hg.): Heimatbewußtsein. Erfahrungen und Gedanken. Husum: SH-Buchkontor, S. 7–13.
- Bauman, Richard (1992): Performance. In: Richard Bauman (Hg.): Folklore, cultural performances, and popular entertainments. A communications-centered handbook. Oxford, New York: Oxford University Press, S. 41–49.
- Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott (1994): Reflexive modernization. Politics, tradition and aesthetics in the modern social order. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Bell, Allan (1984): Language style as audience design. In: *Language in Society* 13, S. 145–204.
- Bell, Daniel (1973): The coming of post-industrial society. A venture in social forecasting. New York: Basic Books.
- Besch, Werner; Knoop, Ulrich; Putschke, Wolfgang; Wiegand, Herbert E. (Hg.) (1982–1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2 Halbbde. Berlin, New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft / Handbooks of Linguistics and Communication Science (HSK), 1.1/1.2).
- Bill, Ralf (2010): Grundlagen der Geo-Informationssysteme. 5., völlig neu bearb. Aufl. Berlin: Wichmann.
- Blackwood, Robert; Lanza, Elizabeth; Woldemariam, Hirut (Hg.) (2016): Negotiating and contesting identities in linguistic landscapes. London, Oxford, New York, New Delhi, Sydney: Bloomsbury Academic (Advances in Sociolinguistics).
- Blommaert, Jan (Hg.) (1999): Language ideological debates. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (Language, Power and Social Process, 2).
- Blommaert, Jan; Verschueren, Jef (1998): Debating diversity. Analysing the discourse of tolerance. London, New York: Routledge.
- Blotevogel, Hans Heinrich; Heinritz, Günter; Popp, Herbert (1986): Regionalbewusstsein. Bemerkungen zum Leitbegriff einer Tagung. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 60, S. 103–114.
- Blumer, Herbert (1969): Symbolic interactionism: Perspective and method. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Bortz, Jürgen; Schuster, Christof (2010): Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler. 7., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Berlin, Heidelberg: Springer (Springer-Lehrbuch).
- Bourdieu, Pierre (1991): Language and Symbolic Power. Cambridge: Polity Press.
- Brosius, Felix (2013): SPSS 21. Heidelberg: Rehm (mitp Professional).
- Brubaker, Rogers; Cooper, Frederick (2000): Beyond «identity». In: *Theory and Society* 29, S. 1–47.
- Bubenhofen, Noah (2008): Diskurse berechnen? Wege zu einer korpuslinguistischen Diskursanalyse. In: Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo (Hg.): Methoden der

- Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York: De Gruyter, S. 407–434.
- Bucholtz, Mary (2003): Sociolinguistic nostalgia and the authentication of identity. In: *Journal of Sociolinguistics* 7 (3), S. 398–416.
- Burenhult, Niclas; Levinson, Stephen (2008): Language and landscape: A cross-linguistic perspective. In: *Language Sciences* 30 (2–3), S. 135–150.
- Busse, Beatrix; Warnke, Ingo (2014): Ortsherstellung als sprachliche Praxis – sprachliche Praxis als Ortsherstellung. In: Ingo Warnke und Beatrix Busse (Hg.): *Place-Making in urbanen Diskursen*. Berlin, Boston: De Gruyter (Diskursmuster – Discourse Patterns, 7), S. 1–6.
- Bussmann, Hadumod (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3., akt. u. erw. Aufl. Stuttgart: Kröner.
- Butler, Judith (2009): *Undoing gender*. Transferred to digital printing. New York: Routledge.
- Cameron, Deborah (2004): Out of the bottle: The social life of metalanguage. In: Nikolas Coupland, Dariusz Galasiński und Adam Jaworski (Hg.): *Metalanguage. Social and ideological perspectives*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (Language, Power, and Social Process, 11), S. 311–321.
- Chambers, Jack K. (1995): *Sociolinguistic theory. Linguistic variation and its social significance*. Oxford: Blackwell (Language in Society, 22).
- Chambers, Jack K. (2003): *Sociolinguistic theory. Linguistic variation and its social significance*. 2nd ed. Oxford: Blackwell (Language in Society, 22).
- Christen, Helen (1988): Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz. Dargestellt am Beispiel der L-Vokalisierung in der Gemeinde Knutwil und in der Stadt Luzern. Stuttgart: Franz Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, 58).
- Christen, Helen (2000): Chamäleons und Fossilien. Forschungsperspektiven für die konsolidierte schweizerisch-alemannische Dialektologie. In: Dieter Stellmacher (Hg.): *Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19.–21. Oktober 1998*. Stuttgart: Franz Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, 109), S. 33–47.
- Christen, Helen (2001): Ein Dialektmarker auf Erfolgskurs: Die /l/-Vokalisierung in der deutschsprachigen Schweiz. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 68 (1), S. 16–26.
- Christen, Helen (2010): Was Dialektbezeichnungen und Dialektattribuierungen über alltagsweltliche Konzeptualisierungen sprachlicher Heterogenität verraten. In: Christina Ada Anders, Markus Hundt und Alexander Lasch (Hg.): *Perceptual dialectology*. Berlin, New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 38), S. 269–290.
- Christen, Helen (2014): «Die hiesige Mundart ist nicht so gezogen wie diejenige von Schwyz». Metakommunikate und das Sprachraumwissen von Laien. In: Rudolf Bühler, Rebekka Bürkle und Nina Kim Leonhardt (Hg.): *Sprachkultur, Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), S. 35–54.
- Christen, Helen (2015): Die Dialektologie und ihre (neuen) Räume. In: Ludwig M. Eichinger (Hg.): *Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven*. Berlin, Boston: De Gruyter, S. 353–378.
- Christen, Helen (2017): Abschlussbericht zum Projekt «Länderen» – Die Urschweiz als Sprach(wissens)raum. Online verfügbar unter <https://www3.unifr.ch/germanistik/de/forschung/forschungsprojekte/laenderen.html> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).

- Christen, Helen; Ziegler, Evelyn (Hg.) (2014): Die Vermessung der Saliienz(forschung) / Measuring (the research on) salience. *Linguistik Online* 66 (4). Online verfügbar unter <https://doi.org/10.13092/lo.66.1568> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Christmann, Gabriela B. (2016a): Das theoretische Konzept der kommunikativen Raum(re)konstruktion. In: Gabriela B. Christmann (Hg.): Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen. Theoretische Konzepte und empirische Analysen. Wiesbaden: Springer VS (Theorie und Praxis der Diskursforschung), S. 89–117.
- Christmann, Gabriela B. (2016b): Einleitung: Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen. In: Gabriela B. Christmann (Hg.): Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen. Theoretische Konzepte und empirische Analysen. Wiesbaden: Springer VS (Theorie und Praxis der Diskursforschung), S. 7–25.
- Christmann, Gabriela B. (Hg.) (2016c): Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen. Theoretische Konzepte und empirische Analysen. Wiesbaden: Springer VS (Theorie und Praxis der Diskursforschung). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-00867-3> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Cohen, Jacob (1992): A power primer. In: *Psychological Bulletin* 112 (1), S. 155–159.
- Coseriu, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Tübingen: Francke (UTB, 1481).
- Coupland, Nikolas (2003): Sociolinguistic authenticities. In: *Journal of Sociolinguistics* 7 (3), S. 417–431.
- Coupland, Nikolas (2007): Style. Language variation and identity. Cambridge: Cambridge University Press (Key Topics in Sociolinguistics).
- Coupland, Nikolas; Galasiński, Dariusz; Jaworski, Adam (Hg.) (2004): Metalanguage. Social and ideological perspectives. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (Language, Power, and Social Process, 11).
- Coupland, Nikolas; Jaworski, Adam (2004): Sociolinguistic perspectives on metalanguage: Reflexivity, evaluation and ideology. In: Nikolas Coupland, Dariusz Galasiński und Adam Jaworski (Hg.): Metalanguage. Social and ideological perspectives. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (Language, Power, and Social Process, 11), S. 15–51.
- Cresswell, Tim (2004): Place. A short introduction. [Repr.]. Malden, MA: Blackwell (Short Introductions to Geography).
- Cuonz, Christina (2014a): Sprachliche Werturteile von Laien. Eine sozio-kognitive Analyse. Tübingen: A. Francke (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 93).
- Cuonz, Christina (2014b): Was kann die diskursive Spracheinstellungsforschung (nicht)? Methodologische und epistemologische Überlegungen. In: Christina Cuonz und Rebekka Studler (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg Linguistik, 81), S. 31–64.
- Cuonz, Christina; Studler, Rebekka (Hg.) (2014): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg Linguistik, 81).
- Dieth, Eugen (1986): Schwizertütschi Dialektschrift. Dieth-Schreibung. 2. Aufl. Hg. v. Christian Schmid-Cadalbert. Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg: Sauerländer (Reihe lebendige Mundart, 1).
- Downs, Roger M.; Stea, David (1982): Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen. New York: Harper & Row (UTB, 1126).

- Eckert, Penelope (2000): Language variation as social practice. The linguistic construction of identity in Belten High. Malden, MA, Oxford: Wiley-Blackwell (Language in Society, 27).
- Eckert, Penelope (2008): Variation and the indexical field. In: *Journal of Sociolinguistics* 12 (4), S. 453–476.
- Eckert, Penelope (2012): Three waves of variation study: The emergence of meaning in the study of sociolinguistic variation. In: *Annual Review of Anthropology* 41, S. 87–100.
- Einstein, Albert (1960): Vorwort. In: Max Jammer (Hg.): Das Problem des Raumes. Die Entwicklung der Raumtheorien. Sonderausg. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. XII–XVII.
- Elmentaler, Michael; Gessinger, Joachim; Lanwer, Jens; Rosenberg, Peter; Schröder, Ingrid; Wirrer, Jan (2015): Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: Roland Kehrein, Alfred Lameli und Stefan Rabanus (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton, S. 397–424.
- Enrikin, J. Nicholas (1991): The betweenness of place. Towards a geography of modernity. Baltimore, MD: Johns Hopkins University Press.
- Falck, Oliver; Heblich, Stefan; Lameli, Alfred; Südekum, Jens (2012): Dialects, cultural identity, and economic exchange. In: *Journal of Urban Economics* 72 (2/3), S. 225–239.
- Friedmann, John (2010): Place and place-making in cities: A global perspective. In: *Planning Theory & Practice* 11 (2), S. 149–165.
- Gal, Susan; Irvine, Judith (1995): The boundaries of languages and disciplines. In: *Social Research* 62, S. 967–1001.
- Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt am Main: Campus (Theorie und Gesellschaft, 1).
- Giddens, Anthony (1991): Modernity and self-identity. Self and society in the late modern age. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Giles, Howard (1973): Accent mobility: A model and some data. In: *Anthropological Linguistics* 15, S. 87–105.
- Gilles, Peter (2003): Zugänge zum Substandard. Korrelativ globale und konversationell lokale Verfahren. In: Jannis K. Androutsopoulos und Evelyn Ziegler (Hg.): «Standardfragen». Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt am Main: Peter Lang (Variolingua, 18), S. 195–215.
- Gipper, Helmut (1987): Das Sprachapriori. Sprache als Voraussetzung menschlichen Denkens und Erkennens. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog (Problemata, 110).
- Gonseth, Marc Olivier (1989/1990): Vorwort. In: *Ethnologica Helvetica* (13/14), S. 4–6.
- Gould, Peter; White, Rodney (1974): Mental maps. Harmondsworth: Penguin Books (Pelican Geography and Environmental Studies).
- Gumperz, John J.; Hymes, Dell H. (Hg.) (1972): Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Haas, Walter (1992): Reine Mundart. In: Harald Burger, Walter Haas und Peter von Matt (Hg.): Verborum amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache: Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Unter Mitarbeit von Stefan Sonderegger. Berlin, New York: De Gruyter, S. 578–610.
- Hall, Stuart (1991): The local and the global: Globalization and ethnicity. In: Anthony D. King (Hg.): Culture, globalization and the world-system. Contemporary conditions for the representation of identity. Basingstoke: Macmillan in association with Department of Art and Art History State University of New York at Binghamton, S. 19–39.

- Hansen-Morath, Sandra; Stoeckle, Philipp (2014): Regionaldialekte im alemannischen Dreiländereck – «objektive» und «subjektive» Perspektiven. In: Pia Bergmann, Karin Birkner, Peter Gilles, Helmut Spiekermann und Tobias Streck (Hg.): Sprache im Gebrauch. Räumlich, zeitlich, interaktional. Festschrift für Peter Auer. Heidelberg: Winter (OraLingua, 9), S. 175–194.
- Hard, Gerhard (1987): Das Regionalbewusstsein im Spiegel der regionalistischen Utopie. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 7/8, S. 419–440.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2013): Spatial turn: Zum Raumkonzept in Kulturgeographie und Literaturtheorie. In: Ernest W. B. Hess-Lüttich und Phōnsan Watthanāngkūn (Hg.): KulturRaum. Zur (inter)kulturellen Bestimmung des Raumes in Sprache, Literatur und Film. Frankfurt am Main: Peter Lang (Cross Cultural Communication, 25), S. 27–47.
- Hockett, C. F. (1977): The view from language. Selected essays 1948–1974. Athens, GA: The University of Georgia Press.
- Hofer, Lorenz (2004): Sprachliche und politische Grenzen im (ehemaligen) Dialektkontinuum des Alemannischen am Beispiel der trinationalen Region Basel (Schweiz) in Karten von SprecherInnen. In: *Linguistik Online* 20 (3). Online verfügbar unter <https://doi.org/10.13092/lo.20.1062> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Hofmann, Else (1963): Der Einfluß der Stadtsprache auf mundartsprechende Arbeiter. Eine sprachsoziologische Untersuchung. Dissertation, Universität Marburg.
- Hotzenköcherle, Rudolf (Hg.) (1962): Sprachatlas der deutschen Schweiz, Bd. I: Lautgeographie I: Vokalqualität. Bern: A. Francke.
- Hotzenköcherle, Rudolf (Hg.) (1965): Sprachatlas der deutschen Schweiz, Bd. II: Lautgeographie II: Vokalquantität – Konsonantismus. Bern: A. Francke.
- Hotzenköcherle, Rudolf (Hg.) (1975): Sprachatlas der deutschen Schweiz, Bd. III: Formen-geographie. Bern: A. Francke.
- Hotzenköcherle, Rudolf; Bigler, Niklaus; Schläpfer, Robert; Börlin, Rolf (1984): Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Aarau: Sauerländer (Reihe Sprachlandschaften, 1).
- Hundt, Markus; Anders, Christina Ada; Lasch, Alexander (2010): Gegenstand und Ergebnisse der Wahrnehmungsdialektologie (Perceptual Dialectology). In: Christina Ada Anders, Markus Hundt und Alexander Lasch (Hg.): Perceptual dialectology. Berlin, New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 38), S. XI–XXI.
- Hundt, Markus; Palliwoda, Nicole; Schröder, Saskia (2015): Wahrnehmungsdialektologie – Der Deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. In: Roland Kehrein, Alfred Lameli und Stefan Rabanus (Hg.): Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton, S. 585–620.
- Hymes, Dell H. (1962): The ethnography of speaking. In: Thomas Gladwin und William C. Sturtevant (Hg.): Anthropology and human behaviour. Washington, D.C.: Anthropological Society, S. 15–53.
- Id. = Schweizerisches Idiotikon: Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. (1881 ff.). Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler, fortges. unter der Leitung von Albert Bachmann (u. a.). Bd. 1 ff. Frauenfeld, Basel: Huber, Schwabe.
- Irvine, Judith (2001): «Style» as distinctiveness: The culture and ideology of linguistic differentiation. In: Penelope Eckert und John R. Rickford (Hg.): Style and sociolinguistic variation. Cambridge: Cambridge University Press, S. 21–43.
- Jakle, John A.; Brunn, Stanley D.; Roseman, Curtis C. (1976): Human spatial behavior. A social geography. North Scituate, MA: Duxbury Press.

- Jakobson, Roman (1960): Closing statement: Linguistics and poetics. In: Thomas Albert Sebeok (Hg.): *Style in language*. New York: Wiley, S. 350–377.
- Jaworski, Adam; Coupland, Nikolas; Galasinski, Dariusz (2004): *Metalanguage: Why now?* In: Nikolas Coupland, Dariusz Galasiński und Adam Jaworski (Hg.): *Metalanguage. Social and ideological perspectives*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (Language, Power, and Social Process, 11), S. 3–8.
- Johnstone, Barbara (2009): Pittsburghese shirts: Commodification and the enregisterment of an urban dialect. In: *American Speech* 84, S. 157–175.
- Johnstone, Barbara (2010): Language and geographical space. In: Peter Auer und Jürgen Erich Schmidt (Hg.): *Language and space: An international handbook of linguistic variation*. Vol. 1: Theories and methods. Berlin, New York: De Gruyter Mouton (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft / Handbooks of Linguistics and Communication Science (HSK), 31.1), S. 1–18.
- Johnstone, Barbara (2013): Ideology and discourse in the enregisterment of regional variation. In: Peter Auer, Martin Hilpert, Anja Stukenbrock und Benedikt Szmrecsanyi (Hg.): *Space in language and linguistics. Geographical, interactional, and cognitive perspectives*. Berlin, Boston: De Gruyter (Linguae & Litterae, 24), S. 107–127.
- Johnstone, Barbara (2017): Enregistering Dialect. In: Lieselotte Anderwald, Jarich Hoekstra und Michael Elmentaler (Hg.): *Enregisterment. Zur sozialen Bedeutung sprachlicher Variation*. Frankfurt am Main, Oxford: Peter Lang (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft, 8).
- Johnstone, Barbara; Andrus, Jennifer; Danielson, Andrew (2006): Mobility, indexicality, and the enregisterment of «Pittsburghese». In: *Journal of English Linguistics* 34 (2), S. 77–104.
- Kitchin, Robert M. (1994): Cognitive Maps: What are they and why study them? In: *Journal of Environmental Psychology* 14, S. 1–19.
- Knecht, Susanne (1989/1990): Schweizerische Identität: ein Phantombild. Die Wurzeln der sozialwissenschaftlich definierten Identität. In: *Ethnologica Helvetica* 13/14, S. 7–22.
- Knoblauch, Hubert (2016): Über die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. In: Gabriela B. Christmann (Hg.): *Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen. Theoretische Konzepte und empirische Analysen*. Wiesbaden: Springer VS (Theorie und Praxis der Diskursforschung), S. 29–53.
- Kreis, Georg (2013): Urschweiz. In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 13. 11. 2013. Online verfügbar unter <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D26418.php> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Kristiansen, Tore (2004): Social meaning and norm-ideals for speech in a Danish community. In: Nikolas Coupland, Dariusz Galasiński und Adam Jaworski (Hg.): *Metalanguage. Social and ideological perspectives*. Berlin, New York: Mouton De Gruyter (Language, Power, and Social Process, 11), S. 167–192.
- Kristiansen, Tore; Jørgensen, Jens Normann (2005): Subjective factors in dialect convergence and divergence. In: Peter Auer, Frans Hinskens und Paul Kerswill (Hg.): *Dialect change. Convergence and divergence in European languages*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 287–302.
- Labov, William (1966): *The social stratification of English in New York City*. Washington, D.C.: Center of Applied Linguistics.
- Labov, William (1972): *Sociolinguistic patterns*. Philadelphia, PA: University of Pennsylvania Press (Conduct and Communication, 4).
- Lacoste, Véronique; Leimgruber, Jakob; Breyer, Thimo (2014a): Authenticity: A view from inside and outside sociolinguistics. In: Véronique Lacoste, Jakob Leimgruber und

- Thiemo Breyer (Hg.): *Indexing authenticity. Sociolinguistic perspectives*. Berlin, Boston: De Gruyter (Linguae & Litterae, 39), S. 1–13.
- Lacoste, Véronique; Leimgruber, Jakob; Breyer, Thiemo (Hg.) (2014b): *Indexing authenticity. Sociolinguistic perspectives*. Berlin, Boston: De Gruyter (Linguae & Litterae, 39).
- Lameli, Alfred (2009): Die Konzeptualisierung des Sprachraums als Teil des regional-sprachlichen Wissens. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37, S. 125–156.
- Lameli, Alfred (2014): Jenseits der Zeichen – Zur Koinzidenz sprachlicher und außersprachlicher Raumphänomene. In: Rudolf Bühler, Rebekka Bürkle und Nina Kim Leonhardt (Hg.): *Sprachkultur, Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), S. 218–240.
- Lameli, Alfred; Purschke, Christoph; Kehrein, Roland (2008): Stimulus und Kognition. Zur Aktivierung mentaler Raumbilder. In: *Linguistik Online* 35 (3). Online verfügbar unter <https://doi.org/10.13092/lo.35.523> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Landry, Rodrigue; Bourhis, Richard Y. (1997): Linguistic landscape and ethnolinguistic vitality: An empirical study. In: *Journal of Language and Social Psychology* 16, S. 23–49.
- Lane, Robert E. (1966): The decline of politics and ideology in a knowledgeable society. In: *American Sociological Review* 31 (5), S. 649–662.
- Le Page, R. B.; Tabouret-Keller, Andrée (1985): *Acts of identity. Creole-based approaches to language and ethnicity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Leach, Colin Wayne; van Zomeren, Martijn; Zebel, Sven; Vliek, Michael L. W.; Pennekamp, Sjoerd F.; Doosje, Bertjan et al. (2008): Group-level self-definition and self-investment: A hierarchical (multicomponent) model of in-group identification. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 95 (1), S. 144–165.
- Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart: Franz Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, 125).
- Leuenberger, Petra (1999): Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor. Eine empirische Untersuchung. Tübingen: A. Francke (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 74).
- Löffler, Heinrich (2010): Zu den Wurzeln der Perceptual Dialectology in der traditionellen Dialektologie. Eine Spurensuche. In: Christina Ada Anders, Markus Hundt und Alexander Lasch (Hg.): *Perceptual dialectology*. Berlin, New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 38), S. 31–49.
- Long, Daniel; Preston, Dennis (Hg.) (2002): *Handbook of perceptual dialectology. Volume 2*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. 8. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1506).
- Lynch, Kevin (2001): *Das Bild der Stadt*. Basel, Berlin, Boston: Birkhäuser (Bauwelt Fundamente, 16).
- Macha, Jürgen (1991): *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau (Veröffentlichung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn).
- Mattheier, Klaus J. (1985): Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften. In: Klaus J. Mattheier und Werner Besch (Hg.): *Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium vom 24. bis 26. Februar*

1982. Berlin: E. Schmidt (Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Universität Bonn), S. 139–157.
- May, Mark (2000): Kognition im Umraum. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag (DUV Kognitionswissenschaft, Studien zur Kognitionswissenschaft).
- Mecklenburg, Norbert (2013): Globalisierung – ein Raumkonzept für interkulturelle Literaturwissenschaft. In: Ernest W. B. Hess-Lüttich und Phōnsan Watthanāngkūn (Hg.): KulturRaum. Zur (inter)kulturellen Bestimmung des Raumes in Sprache, Literatur und Film. Frankfurt am Main: Peter Lang (Cross Cultural Communication, 25), S. 49–69.
- Milroy, Lesley (1980): Language and social networks. Oxford: Blackwell (Language in Society, 2).
- Moll, Andrea (2014): Authenticity in dialect performance? A case study of «Cyber-Jamaican». In: Véronique Lacoste, Jakob Leimgruber und Thiemo Breyer (Hg.): Indexing authenticity. Sociolinguistic perspectives. Berlin, Boston: De Gruyter (Linguae & Litterae, 39), S. 209–243.
- Montgomery, Chris (2012): The effect of proximity in perceptual dialectology. In: *Journal of Sociolinguistics* 16 (5), S. 638–668.
- Niedzielski, Nancy A.; Preston, Dennis R. (2003): Folk linguistics. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (Trends in Linguistics: Studies and Monographs, 122).
- Niehr, Thomas (2014): Einführung in die linguistische Diskursanalyse. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Oglesby, Stefan (1991): Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Eine empirische Untersuchung mit Einwohnern der Agglomeration Luzern. Bern, Frankfurt am Main: Peter Lang (Europäische Hochschulschriften Reihe 21: Linguistik, 107).
- Palliwoda, Nicole (2011): Die Verortung von Sprachvarietäten im Deutschen. Eine empirische Studie zum Vergleich von 'Mental Maps' und Sprachproben. In: Brigitte Ganswindt und Christoph Purschke (Hg.): Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum der Sprachvariation. Hildesheim, Zürich: Olms (Germanistische Linguistik, 216/217), S. 419–442.
- Peirce, Charles S. (1960): The collected papers of Charles Sanders Peirce. Vols. 1–6 [in 3 Bänden], hg. von Charles Hartshorne und Paul Weiss. Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press.
- Petkova, Marina (2015): Zum Verhältnis zwischen Ort, Raum und Sprache: experimentell elizitierte mentale Modelle hinter zwei Toponymen. Online verfügbar unter <http://hdl.handle.net/10900/59825> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Preston, Dennis (1993): Folk dialectology. In: Dennis Preston (Hg.): American dialect research. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, S. 333–377.
- Preston, Dennis (1996): Whaddayaknow? The modes of folk linguistic awareness. In: *Language Awareness* 5 (1), S. 40–74.
- Preston, Dennis (Hg.) (1999): Handbook of perceptual dialectology. Volume 1. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Preston, Dennis (2004): Folk metalanguage. In: Nikolas Coupland, Dariusz Galasiński und Adam Jaworski (Hg.): Metalanguage. Social and ideological perspectives. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (Language, Power, and Social Process, 11), S. 75–101.
- Preston, Dennis (2005a): Perceptual dialectology. In: Ulrich Ammon, Norbert Dittmar, Klaus J. Mattheier und Peter Trudgill (Hg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Volume 2/2. Teilband. 2., vollst. neu bearb. u.

- erw. Aufl. Berlin, New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft / Handbooks of Linguistics and Communication Science (HSK), 3.2), S. 1683–1696.
- Preston, Dennis (2005b): What is folk linguistics? Why should you care? In: *Lingua Posnaniensis* 47, S. 143–162.
- Preston, Dennis (2010): Perceptual dialectology in the 21st century. In: Christina Ada Anders, Markus Hundt und Alexander Lasch (Hg.): *Perceptual dialectology*. Berlin, New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, 38), S. 1–29.
- Purschke, Christoph (2011): Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik. Stuttgart: Franz Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, 149).
- Purschke, Christoph (2014): REACT – Einstellungen als evaluative Routinen in sozialen Praxen. In: Christina Cuonz und Rebekka Studler (Hg.): *Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung*. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg Linguistik, 81), S. 123–142.
- Rasch, Björn; Friese, Malte; Hofmann, Wilhelm Johann; Naumann, Ewald (2014a): *Quantitative Methoden 1. Einführung in die Statistik für Psychologen und Sozialwissenschaftler*. 4., überarb. Aufl. Berlin: Springer (Springer-Lehrbuch).
- Rasch, Björn; Friese, Malte; Hofmann, Wilhelm Johann; Naumann, Ewald (2014b): *Quantitative Methoden 2. Einführung in die Statistik für Psychologen und Sozialwissenschaftler*. 4., überarb. Aufl. Berlin: Springer (Springer-Lehrbuch).
- Riedel, Wolfgang (Hg.) (1981): *Heimatabewußtsein. Erfahrungen und Gedanken*. Husum: SH-Buchkontor.
- Schaller, Pascale; Schiesser, Alexandra (i. Dr.): Lässt sich Sprache sichtbar machen? Zu den raumkonstituierenden Praktiken der Dialektologie. In: Jean-Louis Georget, Christine Hämmerling und Bernhard Tschöfen (Hg.): *Wissensmedien des Raums*. Zürich: Chronos (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur).
- Schiesser, Alexandra (2017): Authentizität durch Sprache. Soziosymbolisch relevante Merkmale als Fundus stilistischer Variation. In: Helen Christen, Peter Gilles und Christoph Purschke (Hg.): *Räume, Grenzen, Übergänge. Akten des 5. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*. Stuttgart: Franz Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, 171), S. 325–346.
- Schmidt, Jürgen Erich; Herrgen, Joachim (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. Berlin: E. Schmidt.
- Schütz, Alfred (1974): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SDS = Sprachatlas der deutschen Schweiz. (1962–2003). Begr. von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle. In Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli, hrsg. von Rudolf Hotzenköcherle. Bände I–VIII u. 3 Erg.-Bde. Bern, Basel: A. Francke.
- Seel, Norbert M. (1991): *Weltwissen und mentale Modelle*. Göttingen: Hogrefe.
- Selting, Margret; Hinnenkamp, Volker (1989): Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik. In: Volker Hinnenkamp und Margret Selting (Hg.): *Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik*. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten, 235), S. 1–23.
- Silverstein, Michael (1976/1995): Shifters, linguistic categories, and cultural description. In: Ben G. Blount (Hg.): *Language, culture, and society: A book of readings*. 2nd ed. Long Grove, IL: Waveland Press, S. 187–221.

- Silverstein, Michael (1981): The limits of awareness. Austin, TX: Southwest Educational Development Laboratory (Sociolinguistic Working Paper, 84).
- Silverstein, Michael (1998): Contemporary transformations of local linguistic communities. In: *Annual Review of Anthropology* 27, S. 401–426.
- Silverstein, Michael (2003): Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. In: *Language & Communication* 23, S. 193–229.
- Simmel, Georg (1995): Soziologie des Raums. In: Georg Simmel Gesamtausgabe Band 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908, Bd. I. Hg. v. Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt und Otthein Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 132–184.
- Simon, Bernd (2004): Identity in modern society. A social psychological perspective. Malden, MA: Blackwell.
- Simon, Bernd; Trötschel, Roman (2006): Soziale Interdependenz. In: Hans Werner Bierhoff und Dieter Frey (Hg.): Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie. Göttingen: Hogrefe (Handbuch der Psychologie, 3), S. 684–693.
- Soja, Edward W. (1989): Postmodern geographies. The reassertion of space in critical social theory. London, New York: Verso.
- Soukup, Barbara (2014): Konstruktivismus trifft auf Methodik in der Spracheinstellungsforschung: Theorie, Daten, Fazit. In: Christina Cuonz und Rebekka Studler (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg Linguistik, 81), S. 143–168.
- Spieß, Constanze (2011): Die sprachlich-diskursive Konstitution von Weltanschauung und Weltbild im Stammselbstdiskurs durch Lexik, Metaphorik und Argumentationsmuster. In: *Text & Diskurs* – Text und Diskurs 4/2011, S. 133–156.
- Steiner, Peter (2017): Nidwalden. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 11. 05. 2017. Online verfügbar unter <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7411.php> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Stoeckle, Philipp (2014): Subjektive Dialekträume im alemannischen Dreiländereck. Hildesheim: Olms (Deutsche Dialektgeographie, 112).
- Streck, Tobias (2012a): Dialektareale in Baden-Württemberg. Dialektometrische Analysen spontansprachlicher Daten aus Südwestdeutschland und Überlegungen zum Zusammenhang von objektiven Dialektgrenzen und mentalen Raumkonzepten. In: Sandra Hansen, Christian Schwarz, Philipp Stoeckle und Tobias Streck (Hg.): Dialectological and folk dialectological concepts of space. Current methods and perspectives in sociolinguistic research on dialect change. Berlin, Boston: De Gruyter (Linguae & Litterae, 17), S. 232–249.
- Streck, Tobias (2012b): Phonologischer Wandel im Konsonantismus der alemannischen Dialekte Baden-Württembergs. Sprachatlasvergleich, Spontansprache und dialektometrische Studien. Stuttgart: Franz Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte, 148).
- Streck, Tobias (2014): Dynamik des Dialekts im Südosten Baden-Württembergs. In: Rudolf Bühler, Rebekka Bürkle und Nina Kim Leonhardt (Hg.): Sprachkultur, Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), S. 51–66.
- Strohner, Hans (1995): Kognitive Systeme. Eine Einführung in die Kognitionswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tajfel, Henry; Turner, John (1979): An integrative theory of intergroup conflict. In: William G. Austin und Stephen Worchel (Hg.): The social psychology of intergroup relations. Monterey, CA: Brooks/Cole, S. 33–48.

- Thomae, Hans (1988): Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. 2., völlig neu bearb. Aufl. Göttingen: Hogrefe.
- Tophinke, Doris (2000): Linguistische Perspektiven auf das Verhältnis von Identität und Alterität. In: Wolfgang Essbach (Hg.): Wir, ihr, sie. Identität und Alterität in Theorie und Methode. Würzburg: Ergon (Identitäten und Alteritäten, 2), S. 345–371.
- Tophinke, Doris; Ziegler, Evelyn (2014): Spontane Dialektthematization in der Weblogkommunikation: Interaktiv-kontextuelle Einbettung, semantische Topoi und sprachliche Konstruktionen. In: Christina Cuonz und Rebekka Studler (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg Linguistik, 81), S. 205–243.
- Turner, John (1982): Towards a cognitive re-definition of the social group. In: Henri Tajfel (Hg.): Social identity and intergroup relations. Cambridge: Cambridge University Press (European Studies in Social Psychology), S. 15–40.
- van Leeuwen, Theo (2004): Metalanguage in social life. In: Nikolas Coupland, Dariusz Galasiński und Adam Jaworski (Hg.): Metalanguage. Social and ideological perspectives. Berlin, New York: Mouton de Gruyter (Language, Power, and Social Process, 11), S. 107–130.
- Waldenfeld, Bernhard (1998): Grenzen der Normalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1351).
- Warnke, Ingo H. (2009): Die Sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen. In: Ekkehard Felder und Marcus Müller (Hg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes «Sprache und Wissen». Berlin, New York: Walter de Gruyter (Sprache und Wissen, 3), S. 113–140.
- Weber, Emil (2011): Tschifeler und Reissäckler. Was die Übernamen der Ob- und der Nidwaldner bedeuten. Online verfügbar unter https://www.nw.ch/_docn/85055/Geschichte_Tschifeler_und_Reissackler_2016_08.pdf (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Weber, Emil (2013): Unterwalden. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 05. 03. 2013. Online verfügbar unter <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7409.php> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Weichhart, Peter (1980): Individuum und Raum: ein vernachlässigter Erkenntnisbereich der Sozialgeographie. In: *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München* 65, S. 63–92.
- Weichhart, Peter (1990): Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. Stuttgart: Franz Steiner (Erdkundliches Wissen, 102).
- Weichhart, Peter (2008): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. Stuttgart: Franz Steiner (Geographie, 1).
- Weinreich, Uriel (1976): Sprachen in Kontakt. Ergebnisse der Zweisprachigkeitsforschung (dt. Fassung hg. v. A. de Vincenz; engl. Original: Languages in contact. Findings and Problems, New York 1953). München: Beck (Beck'sche Elementarbücher).
- Weizsäcker, Carl Friedrich von (1986): Aufbau der Physik. 2. Aufl. München: Hanser.
- Werlen, Benno (1987): Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie. Stuttgart: Franz Steiner (Erdkundliches Wissen, 89).
- Werlen, Benno (1997): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Bd. 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung. Stuttgart: Franz Steiner (Erdkundliches Wissen, 119).
- West, Candace; Zimmerman, Don H. (1987): Doing gender. In: *Gender and Society* 1 (2), S. 125–151.

- Wolfensberger, Heinz (1967): Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Dargestellt an Ausschnitten aus d. Sprachleben d. Gemeinde Stäfa. Frauenfeld: Huber (Beiträge zur schweizer-deutschen Mundartforschung, 14).
- Wyl, Edy von (2013): Kernwald. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 30. 10. 2013. Online verfügbar unter <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7493.php> (letzter Zugriff 10. 06. 2019).
- Ziegler, Evelyn (1996): Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen. Eine Familienfallstudie. Frankfurt am Main: Peter Lang (VarioLingua, 2).

Register

- ANOVA 278, 281, 284, 286
ArcGIS 40, 140, 142, 143, 145
Authentizität 77, 88, 115–116, 220, 386,
404, 407, 409
- Bildung 9, 109–110, 270–271, 276–277, 279,
281, 351–352, 372, 375, 405–406
Boxplot 144, 278, 281, 283
- concepts* 14, 18, 20–21, 29, 112–113
- deskriptive Masszahlen 278, 282
Dialektkonzept 7, 150, 154, 155, 157, 180,
184–185, 187–188, 263, 266–267
Dialektraum 13, 20–21, 46, 149, 150, 184,
186, 188, 191, 240, 263–264
Diskurs 3, 4, 7–8, 18–19, 25, 45–46, 50, 53,
60–61, 65, 76–77, 190–191, 240, 242,
247–248, 263–264, 266, 399, 401, 403
draw-a-map-task 7, 19–20, 28–29, 139
– *draw-a-map-task* zum Grossraum 111–112,
117, 139, 152
– *draw-a-map-task* zum Nahraum 111–112,
123, 139, 150
Dummy 281, 294, 355–356, 369
- enregisterment* 6, 60, 65, 69, 72, 75–77,
189, 263, 266–267
Entrundung 134–135, 252, 257, 261, 274–
275, 280–281, 336, 351–352, 362, 363
Entsprechungsklasse 249–250, 251, 252–
253, 257, 261
- FD XI, 269, 270, 271–272, 274–275, 281, 354
FD-SD XI, 269, 271, 281, 360–361
- Globalisierung 1–2, 44, 75
Glokalisierung 2, 44, 75, 408
Grundlagekarte 120, 124, 186
- handgezeichnete Karte 20, 49, 111–112, 117,
123, 139, 140, 141, 143
heatmap 140, 142–143, 145, 149, 400
historische Bezugsgrösse 253, 257, 261
Hypothese 271, 279, 354, 360, 404
- Identität 4–5, 6–7, 9, 39, 45, 54, 70, 72,
89–90, 211, 370–371, 372, 386, 398–
399, 405, 406–407, 409
– personale Identität 91
– soziale Identität 91
– sozial(räumlich)e Identität 92
Ideologie 16, 53–54, 68, 74, 77, 168
Indexikalität 6, 73, 75, 83, 410
- Kartenkommentare 143, 172, 186, 190
knowledge by acquaintance 29, 251
knowledge by description 29, 251
kognitive Karte 25, 27–28
kognitives Kartieren 26–27
Konstruktivismus 24
konversationell-lokale Methode 8, 269
korrelativ-globale Methode 269
- Ländereⁿ* 4, 99, 195, 198, 211–212
l-Vokalisierung 136, 252, 258, 383
- Metakommunikat 20, 54, 56–57, 63, 67, 191,
192, 240–241, 244–245, 364, 365, 366,
404, 412
Metakommunikation 65–66, 113, 245, 368,
371, 411
Metapher 37, 193, 195–196, 197, 198, 200,
264
Metasprache 6, 21, 49, 190, 240, 247, 367,
399
laienlinguistische Metasprache 55
mhd. *iu* 134, 252, 260–261, 272–273, 274–
275, 280, 281, 310, 351–352, 363, 370,
405, 409–410
mhd. *l* 134, 258, 273, 274–275, 280, 281,
323, 351–352, 355–356, 358–359, 363,
378, 407–408, 411–412
mhd. *û* 105, 134, 136, 252, 260–261, 273,
274–275, 280, 281, 297, 351–352, 362,
363–364, 369, 370–371, 376, 405–406,
407, 409–410, 412
Modellierung laienlinguistischen Wissens 5,
15, 22, 240, 243

Nidwalden 25–26, 100–101, 102–103, 104,
105, 106, 108, 152–153, 180, 235, 246,
252, 356, 358, 364, 402–403, 408,
410–411

objektive Daten 18

Objektsprache 50–51, 52–53

Obwalden 25–26, 100–101, 102–103, 104,
105, 106, 108, 152–153, 182, 235, 246,
252, 364, 402–403, 410–411

orders of indexicality 73–74, 75, 78

Ortsansässigkeit 109–110, 125–126

Ortsbindung 127–128

Ortsloyalität 9, 111, 125, 269–270, 276–277,
351–352, 353–354, 372, 404–405, 410

Ortsloyalitätstest 7, 111, 112, 125, 144, 277

percepts 14, 18, 29, 112–113

place-making 6, 43, 44–45, 46

proximity effect 255, 260

Raum 4–5, 6, 32

– erlebter Raum 37, 240, 401

– sozial konstruierter Raum 33

– Umraum 31, 398–399, 401

Raumverständnis 32, 34, 42, 143

Regression 144, 278–279, 280, 281, 351–352

Reinheit 228–229

Rekodierung laienlinguistischen Wissens 14,
26, 30

Repräsentation 7, 17, 22, 23, 24–25, 26–27,
56–57, 66, 245, 252, 367, 371, 410–411

Risseckler 209–210, 211, 264

Salienz 59–60, 62–63, 65, 366, 367

Schibboleth 247

SD XI, 269, 270, 271–272, 274–275, 281, 357

SDS 7, 13, 103, 108, 110, 114, 116, 133, 137,
261, 323, 360, 383, 388, 401

soziale Norm 16, 192, 358

spatial turn 31, 38

Sprachbewusstheit 57, 61, 242

Spracheinstellungen 14, 17, 19

sprachliche Norm 53, 58, 71, 87, 220, 359,
360, 407

sprachräumliche Umgebung 18, 20

Sprachwandel 15–16, 29, 59, 80, 193, 220,
231, 234, 373

Sprechertyp 372, 373, 375, 377

Stil 6, 60, 63, 75–76, 79, 92, 251, 388, 399

styling 6, 9, 85–86, 88, 116, 381, 386, 391,
396, 399, 406

stylization 85–86, 88, 386, 396

third-wave-Soziolinguistik 6, 69–70, 72, 78

Tschifeler 209–210, 211, 264

t-Test 278, 281, 285

Untersuchungsgebiet 7, 99, 100, 102

Urschweiz 99–100, 122, 256, 380

Variable 8

– aussersprachliche Variable 8, 131, 411

– sprachliche Variable 8, 16, 42, 70–71, 72,
75, 80, 115–116, 117, 133, 134–135, 137,
269, 270, 375, 405, 409–410

– statistische abhängige Variable 269, 271,
277, 282, 297, 310, 323, 336, 350, 375,
405, 409–410, 411–412

– statistische unabhängige Variable 269,
276, 277, 293, 307, 320, 333, 345, 350,
404, 411

Variante 4, 6, 8, 49, 69, 79, 89, 133, 137, 268,
350, 398–399, 409

– basisdialektale Variante 137, 355–356, 358,
362, 372

– grossräumige Variante 137

– soziosymbolisch relevante Variante 8, 240,
268, 350, 372, 402–403, 404, 406

Variation 3, 4, 6, 8–9, 15, 29, 54, 69, 79,
109–110, 270, 278–279, 372, 398–399,
404–405, 410–411

– intersituative Variation 270, 356, 360, 363,
373, 404–405, 410–411

– situative Variation 269–270, 354

Variationsmuster 269–270, 316, 350, 360,
366, 395, 404–405

Wahrheit 208, 237, 248

Wahrnehmung 5, 8, 14, 22–23, 25, 26, 36–37,
54, 59, 60, 63–64, 65–66, 190, 366, 401

– kognitive Dimension 22, 26

– soziale Dimension 22, 23

Wahrnehmungsdialektologie 4, 13, 14–15,
20, 50, 57, 61, 249

Wissen 248

– explizites Wissen 64

– implizites Wissen 64

– laienlinguistisches Wissen 5, 8, 13, 15–16,
18, 21, 22, 26, 56–57, 63, 245, 401

Wohnort 108–109, 269–270, 276–277, 279,

281, 351–352, 372, 404–405

